

gt.
uf
Di:
en
als
ich

i:
n,
le:
n,

el:
or:
ch
er:
en
in
ie
at:
nt
in:
n,
in
en
ch
nd
ch
en
ch
um

nd
ent
n,
st.
m
ch
in,
en
y,
g.
ate
de:
im
o:
In
ne
le.
arf
cht

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

M o d e.

1835.

D r i t t e s Q u a r t a l .



Her ausgegeben von *Johann Schickl's sel. Witwe.*

Verantwortlicher Redacteur *Friedrich Willhauer.*

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Handbuch der

Handbuch der

1881

Handbuch der

Handbuch der

Inhaltsverzeichnis

der

Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Drittes Quartal 1835.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

Kritische Anzeigen der auf den hiesigen Bühnen aufgeführten Theaterstücke.

Im k. k. Hofburgtheater.

Gleiche Wahl. Lustspiel in 2 Aufzügen nach d. F. von C. L. Costenoble. Vorher, neu in die Scene gesetzt: Albrecht Dürer in Venedig. Schausp. in einem Aufzuge von Eduard von Schenk. 822.

Welcher ist der Bräutigam? Lustsp. in vier Aufz. von Johanna Weisenthurn, k. k. Hofschauspielerinn. 848.

Bürgerlich und Romantisch. Lustsp. in 4 Aufz. von Bauernfeld. 910.

Gastspiele im k. k. Hoftheater nächst der Burg.

Der Mad. Sophie Schröder, königl. bayerischen Hofschauspielerinn. 646.

Im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Das Ehepaar aus der alten Zeit. Locater Scherz in 1 Acte, als Vaudeville behandelt von Louis Angehy. 648.

Das blaue Varett. Komische Oper in 1 Acte, aus d. F. 824.

Oberon, König der Elfen. Romantische Feenoper in 3 Aufz. nach Planche's Text übersetzt von Th. Hell. Musik von C. M. v. Weber. 854.

Der Nachtwächter. Nach Th. Körner's Posse in 1 Acte, eingerichtet von C. F. W. Die Musik von F. Grutsch, zweytem Orchesterdirector dieses k. k. Hoftheaters. 872.

Gastspiele im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Der Mad. Detroit, geb. Wohlbrück, vom kaisert. Theater in St. Petersburg, und des Hrn. Huray, früher Directors des Stadttheaters in Danzig, im „Ehepaar aus der alten Zeit.“

Der Hh. Wild und Breiting. 767.

Des Hrn. Hammermeister, Königl. preuß. Hoffängers. 919.

Der Ule. Mimi Dupuy. 920.

Im k. k. priv. Theater an der Wien.

Wallenstein's Haus und Hof, oder der Edelknecht des Herzogs von Friedland. Schausp. in 4 Aufz. nach einer Erzählung von Tromitz für die Bühne bearbeitet von Benedict Trenth. von Püchler. 791.

Nureddin der Löwe, oder die Belagerung von Tabaria. Großes Schausp. in 5 Aufz. 808.

Kaugraf Diether von Dassel, genannt der Kühne, oder der schwarze Ritter aus dem Morgenlande. Romantisches Ritterschausp. in 5 Aufz. 831.

Entführung über Entführung, oder der Onkel aus Amerika. Localposse mit Gesang in 2 Aufz. als Seitenstück zur Posse: Die Entführung vom Maskenball, und von demselben Verfasser, Musik von Hrn. Adolph Müller. 864.

Junker Schnauzenschnabel, oder welcher ist der Rechte. Localposse mit Gesang in 3 Aufz. Musik von Hrn. Adolph Müller. 896.

Die weißen Mohren, oder der Bräutigam von Hayti. Locale Posse in zwey Acten mit Musik von Hrn. Ad. Müller. 928.

Gastspiele im k. k. priv. Theater an der Wien.

Des Hrn. Wilhelm Kunst. 679. 711.

Im k. k. priv. Theater in der Josephstadt.

Der Berliner Droschkenkutscher. Possenspiel in 1 Acte von Hrn. v. Hoftei. 736.

Der Zettelträger. Scenenspiel in 1 Aufzuge. 752.

Die kleinen Wildddiebe. Vaudeville in 1 Acte nach d. F. von L. Angely. Die Musik zusammengestellt von G. Ott. 776.

Die vier Charaktere. Komisches Ballet in 4 Acth. vom Balletmeister Hrn. Gabri. 816.

Der Seccadet. Komische Oper in 2 Aufz. nach d. F. von Kupelwieser, Musik von Labarre. 831.

Der falsche Concertist auf dem Holz- und Strohinstrumente, oder die Parthie von Baden nach Rauhenstein. Locale Posse von A. Plaher. Musik von Hh. Kott und Koloritsch. 947.

Gastspiele im k. k. priv. Theater in der Josephstadt.

Der Mad. Pohl-Beisteiner, Ehrenmitgliedes mehrerer phiharmonischen Vereine. 655.

Des Hrn. Biberhof vom st. Theater in Linz. 696.

Des Hrn. Fischer und der Mad. Fischer-Achten vom Theater in Frankfurt. 719.

Des Hrn. Ziegler im „Zettelträger.“ 752.

- Des Hrn. Döbbelin als Offizier in „Isidor und Olga.“ 760.
 Der Ule. Reimbeck als Kunigunde in „Hans Sachs.“ 856.
 Der Mad. Kraus-Wranitzky, f. f. Hoffängerinn im „Bravo.“ Oper von Marliani mit
 Abkürzungen und Veränderung des Schlusses. 880.
 Des Hrn. Schähl als Macaire im „Hund des Aubri de Mont-Didier.“ 888.

Erzählungen, Novellen.

- Das Tagebuch. Von Constanze. 689. 697. 705. 713. 721. 729.
 Die fixe Idee. Eine einfache Märgeschichte, mitgetheilt von J. F. Castelli. 737.
 Der Jacobstag auf dem Hundstein. Erzählung von M. J. Sedlmayer. 786.
 Das Hahnhaus. Begebenheit des dreißigjährigen Krieges. Von Georg Wehner. 791.
 801. 809. 817. 825. 833.
 Liffka. Novelle von Louise Beck. 841. 849. 858. 865. 873. 881. 890. 897.
 Die weiße Locke. Erzählung von Caroline Leonhardt. 906. 913. 921. 929. 941.

Gedichte, Lieder, Sonnete.

- Resultate. Von Ernst Freyh. v. Feuchterleben. 638.
 Treue. Von H. Kletke. 646.
 Aus meinem Wanderbuche. von Eduard Freyh. v. Feuchterleben. 652. 893.
 Antistrophe. Von Braun v. Braunthal. 659.
 Der Wahnsinnige am Grabe der Geliebten, von H. Kletke. 668.
 Waidmannslust im Sturme. Von E. A. Kallenbrunner. 676.
 An Luise von S. Von Nicolaus Lenau. 685.
 Licht und Schatten. Von F. A. W. Dünnemann. 694.
 Typen. Von Ernst Freyh. v. Feuchterleben. 702.
 Blick über's Grab. Aus d. Engl. von Eduard Sillescu. 709.
 Reiz der Melancholie. Sonnet von Joseph Emanuel Hilscher. 718.
 Herbstfaden. Von H. Kletke. 726.
 Liebe. Von Ernst Freyh. v. Feuchterleben. 735.
 Herbst. Nach Alfons de Lamartine von Jos. Emanuel Hilscher. 742.
 Der frühe Tod, von H. Kletke. 750.
 Das Experiment. 756.
 Die Begegnung. Von Joh. Gabriel Seidl. 765.
 Aus meiner Reisemappe. Von Profesch. 774. 900.
 Als Schick starb. Von E. Straube. 785.
 Verschwiegene Liebe. Von H. Kletke. 797.
 Die blasse Maid. 805.
 Vom Gebirge. Von Ernst Freyh. v. Feuchterleben. 812.
 Chafesen. Von Levitschnigg. 830. 869.
 Die Soldatenwitwe. Nach Southey. Von Joseph Emanuel Hilscher. 838.

Meine Lieb'. Von H. Klette. 845.
Sappho an ihren Flüchtigen. Entdeckt und übersezt von Joh. Rud. Wylf d. ä. 853.
Auf dem Klosterberge bey Gutenstein. Von Ludw. Aug. Frankl. 861.
Allein. Von Saphine. 877.

G e l e g e n h e i t s g e d i c h t e.

Verse. S. E. dem türkischen Bothschaffer Fethi Ahmed Pascha, bey Gelegenheit seines Besuches im bürgerl. Zeughaufe am 19. August 1835 in der Wohnung des Hrn. Bürgermeisters und Regierungsrathes von Leeb überreicht. Von H. 809.
Frauenhuld. Zur Feyer des 19. September 1835, als des glorreichsten Geburtsfestes Ihrer Majestät der Kaiserinn Maria Anna. 905.

S i n g e d i c h t e.

Gute That. Größe. Der Reiche und der Arme. Eigennuz. — Von Budil. 884.

L o g o g r i p h e. C h a r a d e n.

Logogriph. Von Franz von Erco. 820.
Charade. Von Joh. Gabr. Seidl. 916.

B i l d e n d e K u n s t.

Anzeige eines für die neuverbaute Erlauer Domkirche bestimmten Hochaltarbildes, Johannes den Evangelisten vorstellend. Entworfen und ausgeführt von Joseph Danhauser. Von Wähner. 916.

C o r r e s p o n d e n z - N a c h r i c h t e n.

Dresden. 654.	Moskau. 758. 765. 775. 882.
Hamburg. 694. 863. 871. 878.	München. 710. 718. 726. 797. 806. 815. 821.
Mittheilungen aus Algier. 744. 751.	Paris. 678. 688. 846. 853. 887. 893. 904.
Mittheilungen aus London. 926. 946.	Prag. 662. 670.

M u s i c a l i s c h e B e u r t h e i l u n g e n.

Concerte des Hrn. John Field. 783. 799.
Akademie der HH. Wolff und H. F. Knecht. 879.

L i t e r a t u r.

England und die Engländer. Von dem Verfasser „Pelham“ 1c. Aus d. Engl. von Dr. Georg Nic. Värmann. Zwickau. Gebr. Schumann 1833. Von — f. — 639.
Der Verstoßene. Ein Roman vom Verfasser des „Pelham“ 1c. Aus d. Engl. von Dr. Georg Nic. Värmann. Zwickau. Gebr. Schumann. Von — pp. — 640.

Neue Originalien zur Declamation, bestehend in poetischen Erzählungen für Freunde der Dichtkunst und des mündlichen Vortrages, von Eduard Anschütz. Wien. Gerold. 1835. Von — f. — 703.

Naturgeschichte des Thierreiches für Kinder und den ersten Unterricht überhaupt. Von Dr. F. K. Ramisch. Prag. Gottlieb Haase Söhne. Von — f. — 704.

Nachskationen eines Reisenden. Von Dr. E. M. Selinger. Wien. Wallishausser. 1835. 8. Von — pp. — 759.

Alfonso. Novelle für Freunde der Tonkunst. Von C. A. Weiske. Zwickau. Gebrüder Schumann. 1835. 12. Von — pp. — 799.

Sagen aus dem Morgenlande, von Ludw. Aug. Frankl. Leipzig bey Leo. 1834. Von — pp. — 807.

Ästhetisches Lexicon. Ein alphabetisches Handbuch zur Theorie der Philosophie des Schönen aus den schönen Künsten. Nebst Erklärung der Kunstausdrücke aller ästhetischen Zweige, als: Poesie, Poetik, Rhetorik, Musik, Plastik, Graphik, Architektur, Malerey, Theater u. s. w. Von Ign. Zeittels. Erster Band. A — K. Wien bey Carl Gerold. 1835. Von — r. 838.

Die Erde und ihre Bewohner. Von K. F. Volkrath Hoffmann. 3. Auflage. Stuttgart bey C. Hoffmann, und Wien bey C. Gerold. Von L. 840.

Vaterländische Dichtungen, von C. A. Kattenbrunner. Einz, gedruckt bey Friedrich Curich. In 8. Von — l. — 894.

Topographische und ethnographische Mittheilungen und Reiseberichte.

Theater in Nordamerika. 660. 668. 677. 686.

Bilder aus Untersteuer, von Joh. Gabr. Seidl. 745. 753. 761. 769. 778. 683.

Die Spielhäuser zu Paris. 789.

Gemälde aus Indien. 813. 846. 862.

London. Aus d. Engl. 885.

Mont Saint-Michel. Von S. 901.

Biographische Beyträge.

Stizzen englischen Lebens. Von Anton Langerhannf. 633. 641. 649. 657. 665. 673. 581.

A p h o r i s m e n.

Aphorismen. Von Zauper. 653. 703. 736. 791. 870. 910. 936.

Ein- und Ausfälle. Von F. A. W. Dünneemann. 743.

M a n n i g f a l t i g e s.

Poetische Äußerungen osmanischer Diplomaten über Wiens Schönen; aus der Geschichte der osmanischen Dichtkunst von Joseph v. Hammer. 857.

Bericht über die allgemeine Gewerbs-Producten-Ausstellung in Wien. Von N. Fürst. 937.

Vermischte Anzeigen und Notizen.

Erwiderung. Von N. 656.

An die Leser der Wiener Zeitschrift. 777.

Bekanntmachung an die Abnehmer und Leser der Wiener Zeitschrift, 889.

Beylagen.

Allgemeines Notizenblatt. Nr. 27 bis 39.

Musikbeylage. Der Pilot. Von Anton Guido Grünes, in Musik gesetzt von Joseph Dessauer. Canon. Von Göß, in Musik gesetzt von Simon Sechter, k. k. Hoforganisten. Seite 840.

Ein Wagenbild Nr. III. zu Nr. 110. Seite 888.

Wiener Meubleformen Nr. III. zu Nr. 116. Seite 940.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 2. July 1835.

79

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Stronk's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Skizzen englischen Lebens.

Garrick, Gainsborough, Reynolds, Sterne, Foote.

Die Erzählung meines alten Freundes hatte mich so neugierig auf Hampstead gemacht, daß ich beschloß hinauszufahren und meinen alten Herrn zu bitten, mich zu begleiten; dort, dachte ich mir, wo er so oft fröhlich gewesen ist mit jenen auserlesenen Geistern, wird die Erinnerung an sie weit lebhafter in ihm erwachen, er wird dir einen sehr genussreichen Tag gewähren.

Ich brachte meine Bitte vor, und ihre Erfüllung ward mir auf der Stelle zugesagt. „Wir haben,“ sagte mein alter Freund, „in England höchstens vier Monate Sommer, und in London leidet sogar dieser kurze Sommer fortwährend an den Gebrechen des Winters, wie Leute von schwächlicher Constitution die Vorbothen des Alters oft schon in früher Jugend fühlen; lassen Sie uns daher das schöne Wetter, das wir jetzt haben, benutzen, und unsere Wallfahrt so bald als möglich, vielleicht schon morgen, antreten.“

Ich war mit dem Vorschlag sehr zufrieden, und wir beschloßen, des andern Morgens um fünf Uhr aufzubrechen.

Wenn ein Londoner einem Freunde zu Liebe um vier Uhr aufsteht, so ist das kein kleines Opfer, das er der Freundschaft bringt. Um vier Uhr zu Bett zu gehen ist etwas Gewöhnliches; aber um vier Uhr aufzustehen — das ist ein Vorschlag, den man nur Wenigen machen darf.

Ich hatte die Straßen Londons noch nie zu so früher Stunde gesehen; sie gewährten einen ganz eigenen Anblick. Die Morgensonne schien hell auf sie nieder, noch schwächte Kohlendampf nicht die Kraft ihrer Strahlen; nebel- und menschenleer dehnten sie sich vor meinen Blicken aus, von vielen vermochte das Auge das Ende nicht zu erreichen. Fast hatte die darin herrschende Stille etwas Unheimliches; irgend ein ungeheures Unglück schien die Stadt heimgesucht und ihre Einwohner hinweggerafft zu haben; ich war froh, als wir im Freyen waren.

Hampstead versetzte meinen Begleiter ganz in die alten Zeiten zurück. „Sehen Sie,“ sagte er, als wir den Gipfel des Hügels, der hinter dem Gasthose

liegt, erreicht hatten, „sehen Sie, hier auf diesem kleinen Raume — ich glaube, der alte Teppich meines engen Wohnzimmers würde hinreichen ihn zu bedecken — hier standen einst Männer bey einander, wie das Schicksal sie nur in seiner besten Laune zusammenführt: Garrick, ein Spiegel für jeden, der die Kunst zu entzücken studieren wollte; Sterne, unerreichbar in Allem, was er sagte, selbst im unbedachtesten Geplauder; Gainsborough, für dessen Wiß und Originalität es nie Ableiter genug gab; Reynolds, der Gelehrte, der große Künstler und lebenswürdige Weltmann; Foote, der die Geißel immer geschwungen hielt zu rücksichtsloser Züchtigung der Thoren, der selbst den Gynismus lebenswürdig zu machen verstand; Bunbury, von der Scheitel bis zur Zehe ein Gentleman im besten Sinne des Wortes; und Galieb Whiteford, freymüthig wie ein Irländer, lebhaft wie ein Franzose, und zuverlässig wie ein Schotte, dem sein Wiß an den besten Tafeln einen Platz über dem Salzfasse verschaffte — alle, alle habe ich bey einander gesehen zu einer Zeit, wo die Sonne den Horizont röthete wie jetzt, wo die Wiesen grün waren, und die Herden die goldenen Kelche der Butterblumen abweideten, wo rothwangige Äpfel und goldene Birnen und Pflaumen mit zartem Reife, wie mit dem Hauche der Scham überzogen, durch das Laub der Bäume blinkten und die Amsel in den Wipfeln zwitscherte und das gesellige Rothkehlchen sich auf zarten Zweigen wiegte, wie heute. Damals sogen sie mit innigem Behagen die frische Morgenluft ein, die so rein zu athmen ihnen nur selten zu Theil ward. Ihre Augen funkelten vor Freude, indem sie vom fruchtbaren Thale zu den behölzten Höhen, über die blumige Ebene schweiften; das Entzücken, mit dem sie von den sie umgebenden Schönheiten sprachen, färbte ihre Wangen mit höherm Roth — und jetzt! jetzt modern ihre Gebeine im Grabe, längst zu Asche verfallen, gefühlloser als der Staub zu unsern Füßen. — Und ich, der einzig übriggebliebene von allen, ich stehe hier gleich einer morschen Trümmer der Vergangenheit, die da Kunde gibt von alten guten Zeiten, und von gescheiden guten Leuten, die nimmer wiederkehren.“

In Carltonhouse hängt ein Gemälde — ich glaube, es ist von Charles Le Sueur; es gehört nicht zu seinen besten Werken, ist kein Meisterstück, was Farbe betrifft, scheint durchaus nicht auf Effect berechnet, und dennoch spricht es ungemein an. In ärmlicher Hütte sitzt eine Mutter mit zwey Kindern; das jüngste, noch ein Säugling, ruht ihr im Schooße, das Roth des Schlummers färbt ihm die Wangen. Das andere, ein hübscher, pausbackiger Junge, auf dessen Vollmondsgezicht die Farbe der Gesundheit mit feckem Pinsel aufgetragen ist, schwingt sich in kindischem Muthwillen auf der Lehne ihres Stuhles; er hält eine Pfeife in der Hand, man sieht ihm an, wie gern er sich darauf hören ließe, seine Lippen scheinen magnetisch zu ihr hingezogen, aber die Mutter hält den Zeigefinger auf den Mund, und sieht ihn an, mit einem Blicke — man glaubt sie flüstern zu hören: „Schweige.“

Dieses Gemälde hatte ich am Tage vor unserm Ausfluge gesehen; der Eindruck, den es auf mich gemacht, war noch ungeschwächt, ich gedachte des aufgehobenen Fingers der Mutter und schwieg! — Reden würde in diesem Augenblicke auf das Gemüth meines Begleiters gewirkt haben, wie der schrille Ton einer Pfennigpfeife auf den Schlummer eines Kindes.“

Mein alter Freund blieb nicht lange in dem trüben Sinne versunken, in welchen die Erinnerung an seine Freunde ihn versetzt hatte. „Wie doch die Zeiten

sich ändern," sagte er, indem er seinen Arm in den meinigen legte, und wir den Hügel wieder hinabschlenderten, „wie doch die Zeiten sich ändern und der Menschen Ansichten von den Dingen. Die Leute, deren Andenken diese Gegend so lebhaft in mein Gedächtniß zurückruft, galten für wichtig und waren es. Ihr Witz erregte nicht bloß Lachen, er erheiterte und machte, daß man das Leben und die Menschen lieber gewann. Überfülle an Geist und Wohlbehagen war seine Quelle. Die Ingredienzen zu dem Witz unserer Tage sind sein zugespitzte französische Medisance der alten schlechten Zeit, und nagelneuer brittischer Spleen. Wer heut zu Tage durch Witzigseyn sich ein Gedeck an der Tafel eines guten Hauses sichern will, muß vor allen Dingen darnach trachten, den Charakter der Leute, die im Hause Zutritt haben, zu erforschen; er muß nach ihren Heimlichkeiten, ihren Schwächen, ihren geistigen und körperlichen Gebrechen spähen. Hat er etwas, von dem er glaubt, es könne seinen Zwecken dienen, gefunden, so muß er es bewahren in einem feinen und guten Herzen, und darin großziehen und zuzufügen zu einem Einfalle, so spitz, markirt und beißend, daß die, für die er gedrechselt ward, ihn nie zu vergessen vermögen, sondern sich dessen immer mit neuem Lachen erinnern, so oft desjenigen, der den Stoff dazu lieferte, gedacht wird. Die rechte Zeit zu treffen, einen solchen Einfall anzubringen, erfordert große Gewandtheit, denn wäre er auch seit Wochen fertig und zugeschnitten, so muß er doch immer wie eine Eingebung des Augenblicks, ohne alle Prätension und mit völlig gleichgültiger Miene vorgebracht werden.

Da unsere Begriffe von Schicklichkeit jede Anspielung auf einen Anwesenden auf das strengste verbieten, so kann ein solcher Einfall nie eine Gegenantwort zur Folge haben; der Witzfunke sprüht auf wie phosphorisches Leuchten in einer Gewitternacht, ohne eigentlich Licht oder Wärme in die Unterhaltung zu bringen.

Zu andern Zwecken verwendete man den Witz zu meiner Zeit. Caleb Whitefood verdankte dem edlen Gebrauche, den er davon machte, Garrick's Freundschaft. Garrick hatte, wie alle Menschen, manche Schwäche; er wollte, als Schauspieler, nicht an sein Alter glauben, und die Rollen, in denen er in frühern Zeiten geglänzt hatte, in spätern Jahren nicht abgeben. Das benutzten seine Widersacher, um zuweilen recht hämisch über ihn herzufallen; sie verglichen ihn als Otello mit dem Mohrenknaben in „the Harlot's Progress,“ und Johnson sagte von ihm: „Garrick glaubt Wunder was er thut, wenn er uns von der Bühne herunter etwas vormacht; ein Kerl, der den ganzen Tag Rüben ausschreyt, verdient sein Brot viel saurer.“

Garrick war schwach genug, sich über solches Gerede zu kränken, und gute dienstfertige Freunde, die das sahen, sorgten treulich dafür, daß er es immer erfuhr. In diesen Nöthen nahm Caleb Whitefood sich seiner an, er ergriff die Feder für ihn, und führte sie mit so viel Geschick und Witz, daß er die Lacher auf seine Seite brachte. Viele, die den hochverdienten Künstler angefeindet hatten, bloß weil er älter geworden war, sahen ihr Unrecht ein, und wurden wieder seine Freunde, um der Genüsse willen, die er ihnen in frühern Jahren bereitet.

Nach der Lobrede auf Nicolas Poussin's Orion, die Ihnen mitzutheilen ich neulich versuchte, versiel Gainsborough in trauriges Schweigen. Er bedauerte, so lange er lebte, daß ein hartes Schicksal ihn gezwungen, der

Landschaftsmalerey zu entsagen, und sich dem Porträtmalen zu widmen! Der Anblick der grünen Felder erweckte jedesmal die alte Zärtlichkeit für seine erste Liebe wieder in ihm, pflegte Sterne von ihm zu sagen.“

„Glaubst du nicht,“ sagte Gainsborough nach einigen Minuten, sich an Reynolds wendend, „glaubst du nicht, die alte Schlange habe in einem Anfälle böser Laune das Porträtmalen erfunden?“

„Wie so?“ fragte Sir Joshua.

„Weil es mir vorkommt, wie so recht eigentlich erdacht und erfunden, uns Künstler zu peinigen und zu quälen.“

„Komm, Thomas,“ nahm Sterne das Wort, „komm, is, und laß die Grillen, is dein Butterbrot, du kannst unmöglich schon satt seyn.“

„Ich bin's,“ versetzte Gainsborough, indem er Messer und Gabel niederlegte, und die Serviette zusammenfaltete, „ich kann an die verdammte Quälerey nicht denken, ohne allogleich allen Appetit zu verlieren;“ bey diesen Worten stieß er den Teller mit Heftigkeit von sich.

Ting, ting, ting, ting, ertönte es unter den Fenstern; es war die Glocke des Schweinhirten von Hendon, der da bekannt machte, daß ein paar Schweine seiner Herde sich verlaufen hätten. „Hörst du, Thomas,“ sagte Garrick, „man ruft deinen verloren gegangenen Appetit aus.“

„Nicht einen Kirschkern wollte ich darum geben, ihn wieder zu bekommen,“ erwiderte Gainsborough, indem er sich in seinen Lehnstuhl zurückbog und die erhobenen Hände über den Kopf faltete; es war dieß seine Lieblingsstellung, wenn er nachdachte.

„Wie, mein Verehrlichster,“ sagte Whitefood, indem er sich vom Fenster, an welchem er mit einem Fernglase stand, uns zudrehte, „wie, mein Verehrlichster, euern Appetit habt ihr verloren? Nun, da sey Gott den armen Zigeunern dort gnädig, wenn sie ihn finden sollten! — Es bliebe ihnen nichts übrig als ihre Rangen hungrig zu Bett zu schicken, oder größere Töpfe zuzusetzen.“

„Was, Caleb,“ schrie Gainsborough schnell auffspringend, und Whitefood das Glas wegreifend, „was Zigeuner! O Himmel! Wie köstlich — ich muß hin, muß zu ihnen — o es wäre eines Tages Wanderns werth. Was für eine herrliche Gruppe — seht nur, ihr da, Sir Joshua, ihr versteht das Ding zu würdigen.“

„O köstlich!“ sagte Garrick, „pfui Teufel! Ein Nest zerlumpten Gesindels! Betrachtet nur ihre kleine Satansbrut, was davon nicht mutternacht herumläuft, sieht aus, als hätte es sich die Garderobe der auf der Finchleyheide am Galgen Baumelnden zugeeignet, oder den Schmuck der Vogel-scheuchen aus ehrlicher Leute Garten gestohlen. — Seht nur, Sterne, das Mädchen dort, sie ist wenigstens sechzehn Jahre alt.“

„Macht's Fenster zu, Gainsborough,“ rief Whitefood, „das Gesindel verpestet die Luft, ich habe einen Abscheu vor dem Volke gehabt von Kindesbeinen an.“

„Abscheu!“ versetzte Gainsborough, — „ich könnte mit ihnen leben, mit ihnen sterben.“

„Das letztere würde euch leichter werden als das erstere,“ versetzte Whitefood; „leben unter diesen verhungerten Hungerleidern, für deren sechs ein gebratener Tigel ein Schmaus für hohe Fest- und Feiertage ist! Du wür-

dest ein schönes Leben unter ihnen führen, du, der du, nachdem du vier Eyer, alle frisch unter der Henne weg, ein Pfund köstlichen Schinkens, wenigstens ein halbes Huhn mit Kresse, 6 Tassen starken, wohl gezuckerten Thees und französische Semmeln, genug, um vier geräumige Mägen zu füllen, zu dir genommen, uns versicherst, der Gedanke an das Porträtmalen habe dir allen Appetit benommen.“

„Nur zu, nur zu,“ erwiderte Gainsborough lachend; „werde dich im schwarzen Buche vormerken, will dich schon geißeln für deinen Widerwillen gegen meine Lieblinge. Indessen — meine Herren, lebt wohl für eine Weile, ich muß hinunter die Zigeuner zu zeichnen. Reynolds, könnt ihr mir nicht einen Bleystift leihen? ich habe meinen vergessen, das kommt von der verdammten Porträtmalerey; es gab eine Zeit, wo, wenn ich über Feld ging, ich eher die Hosen zu Hause gelassen haben würde, als den Bleystift. Nein Reynolds, ihr habt auch keinen, dacht' ich mir's doch, zwanzig Maler und kein Bleystift — geh, Kellner, laß dir einen geben. Ah, da kommt ja der Herr Wirth.“

„Um wie viel Uhr würde es Ihnen gefällig seyn zu speisen, meine Herren?“ fragte mit höflicher Verbeugung der Wirth, „wir haben schöne junge Gänse, Enten.“

„Hohl der Teufel Ihre Gänse und Ihre Enten,“ rief ungeduldig Gainsborough, „können Sie mir einen Bleystift, einen Rothstift, ein Stück Kreide oder Kohle — ein glühendes Schüreisen und ein Bret irgend etwas der Art verschaffen.“

„Nein,“ versetzte lächelnd der Wirth, der wohl wußte, was für ein wunderlicher Kauz Gainsborough war.

„Das ist fatal,“ erwiderte Gainsborough in gemäßigterem Tone, „sehr fatal, denn sehen Sie, mein sehr werther Herr Wirth, wären Sie im Stande gewesen mir zu leihen, was ich wünsche, so hätte ich Ihnen Gänse und Enten, Rehe und Hasen, Fisch, Fleisch und Geflügel damit hergezaubert, daß Ihre Speisekammer nicht Raum dafür gehabt hätte.“

„Aber,“ entgegnete der Wirth, „würden sie mit Ihrer Erlaubniß den Magen auch gefüllt haben?“

„Sie würden's Freund, sie würden's,“ sagte Gainsborough; „sie haben oft meinen Magen und die Mägen dieser Herren gefüllt, die, wie Sie wohl wissen, keine Hungerleider sind!“

„Ach ja wohl und werden es auch ferner thun,“ entgegnete der Wirth; „jezt verstehe ich und bitte tausendmal um Vergebung, ich habe wohl gehört, daß Ihre Zeichnungen — er wollte sagen Gemälde — gegen Gold ausgetauscht werden und mit diesem freylich, mit diesem füllt man die Speisekammer. Ich will sogleich einen Boten hinunter in den Ort schicken, und in ein paar Minuten sollen Sie einen Bleystift haben.“

Gainsborough schoß fort und ließ eine ganze Stunde mit dem Mittagessen auf sich warten; als Entschädigung brachte er uns einige herrliche Skizzen mit, die er während seiner Wanderung entworfen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

R e s u l t a t e.

Ich nähre mit verschwieg'ner Lust
Die sieben Kinder meiner Brust,
Die süßen Schmerzgeföhle:
Am Morgen sammle ich sie ein, —
Sie werden mir willkommen seyn
Einst in des Abends Kühle.

Wenn ich weine
Um das Meine,
Denk' ich nur an's Allgemeine,
Und ich weine länger nicht;
Keiner weine
Um das Seine,
Denn uns alle trifft das Eine,
Unausbleibliche Gericht.

Jugendglaube! bist die Leiter,
Die im Traume Jacob sah;
Von der Erde in den Himmel
Deutend, leitend, steht sie da;
Engel steigen auf und nieder,
Oben leht, leht wieder da:
Schade nur, daß jene Leiter
Jacob bloß im Traume sah!

Nicht ewig träumen, schreiben, lesen!
Wie lang schau'st du zum Ziel? erstreb's!
Kraft, Einsicht, Liebe, — schließ sie in dein Wesen!
Das Leben liegt vor dir; erleb's!

„Spiest deine Lebensrolle gut!“
Mir ist nicht wohl dabey zu Muth.

Bösewichte, dumme Wichte,
Gehören zur Naturgeschichte.

Ich bin nicht Demokrit noch Heraklit:
Ich handle, leide, fühle mit.

Genieße deiner Kraft!
Man lebt nur, wenn man schafft.

Was frommt es, daß man rühmt und schilt?
Im Tiefsten merkt ein Jeder, was er gilt.

Wie doch die Menschen sich winden und wehren,
Um nur das Gute nicht zu verehren.

Willst mit der Welt in Frieden leben?
Mußt zuerst dich selbst aufgeben!

Trost gibt es nicht im Allgemeinen;
Ein Jeder suche sich den seinen!

Was man dir vorsagt, scheint dir klar!
Stell' einmal rein das Deine dar;
Nur was dir selbst entsproßt, ist wahr.

„Willst du uns, Freund! zu Kindern machen?
Du sagst uns weltbekannte Sachen!“
Verzeiht! ich konnt' an euren Werken,
Dass ihr das alles wist, nicht merken.

Uns in Leid und Wahn zu senken,
Ist ein Liedlein bald gemacht:
Aber sollen wir's bedenken,
Seh es selbst erst recht bedacht.

„Nicht mit Verskünften prahl' er!
Freyer! wahrer! genialer!“
Frenzlich sagt's der weise Richter;
Aber ist das Wort dem Dichter
Nicht was Farbe ist dem Mäler?

Laß sie preisen, laß sie schmähen!
Tröste dich mit diesem Wort:
Dichter, mag man sie verstehen
Oder nicht, sie wirken fort;
Wirken, wie der Sonne Strahlen,
Die, vom Fels zurückgewiesen,
Seine Wand mit Grün bemalen,
Glanz verleihen seinen Riesen,
Und auf scheue, off'ne Blüthen
Liebe, Kraft und Leben schütten.

Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

L i t e r a t u r.

„England und die Engländer.“ Von dem Verfasser des „Pelham“ 1c. 2c. Aus dem Engl. von Dr. Georg Nic. Bärmann. Zwickau. Gebr. Schumann. 1833.

Bisher kannten wir den gefeyerten *Bulwer* nur als Novellisten, als den beliebtesten der lebenden Romanenschriftsteller Englands; in dem vorliegenden Werke zeigt er sich uns von einer andern Seite, nemlich als geistreicher Beobachter der politischen und socialen Verhältnisse seines Vaterlandes, als trefflicher Darsteller des Nationalcharakters in allen Richtungen desselben. Die Britten heutiger Zeit sind ganz anders, als es jene vor zwanzig Jahren gewesen, und diese Veränderung im Charakter der Nation hat auch große Reformen im Staate zur Folge gehabt, deren gegenseitige Verbindung und Ursachen *Bulwer* in seinem Werke zu erforschen und zu schildern strebt. Vorzüglich gegenüber den Franzosen rechtfertigt er die dem englischen Volke zur Last gelegten Anschuldungen, würdigt die Nationaltugenden, entwickelt den großen Einfluß des Adels, der Industrie u. s. w. auf die Gessittung, gibt treffende Gemälde aller Stände und liefert überhaupt, so zu sagen, die geistige Physiognomie Englands und der Engländer. Ein so hochgebildeter, scharfsichtiger Mann wie *Bulwer* kann hiebey wohl nicht anders als auf die zweckmäßigste Weise vorgehen, und da aus dem Ganzen das warme Streben hervorsprudelt, zu nützen und dem Auslande einen richtigen Begriff von den Britten zu geben, so ist das Werk, wenn gleich ziemlich aphoristisch gehalten, dennoch sehr umfassend, beynahe erschöpfend. Rücksichtlich der Darstellung weiß man schon, was *Bulwer* zu leisten vermag; es bedarf demnach auch keiner eigenen Erwähnung, doch interessirt die Art ungemein, wie hier alle Verhältnisse besprochen werden, durchwebt mit charakteristischen Anekdoten, witzigen Sarkasmen, treffenden Citaten und ganz eigenthümlichen *Aperçus*, wie sie nur dem geistvollen Manne zu Gebote stehen. Wir würden gerne die anziehendsten Capitel bezeichnen; allein die Wahl ist hier zu schwierig, besonders da sie sämmtlich von gleichem Gehalt und gleichem Interesse erscheinen; darum mögen auch alle Classen von Lesern darin eine erwünschte Ausbeute finden und selbst den gewöhnlichen, bloß unterhaltungsfüchtigen Lecturefreund wird „Eng-

land und die Engländer“ nicht ohne Befriedigung lassen. Der mächtige Inselstaat ist von jeher für die civilisirte Welt von der äußersten Wichtigkeit gewesen; eine befriedigende Darstellung seines ganzen Wesens kann daher nur höchst willkommen und ansprechend seyn. — Dr. W ä r m a n n hat seine Aufgabe wieder als ein Tüchtiger gelöst und die Verleger das Ihrige in der gewohnten netten Ausstattung gethan, um das Äußere des Werkes gefällig zu machen. —d—

„Der Verstosene.“ Ein Roman vom Verfasser des Pelham u. c. aus dem Englischen von Dr. Georg Nic. W ä r m a n n. Zwickau. Gebr. Schumann.

Nicht minder vorzüglich als „Pelham“, „Eugen Aram“ und die andern Romane B u l w e r's ist auch „der Verstosene“, in welchem das außerordentliche Talent des genialen Britten sich wieder ein schönes Denkmal begründet hat. Die Tendenz des Romans ist nicht so ironisch wie im „Pelham“ und erscheint daher, dem Charakter nach, minder originell; allein deshalb steht das vorliegende Werk jenem keineswegs am Gehalte nach; die Form ist eine andere — der Geist blieb ganz derselbe — geniale, tiefdringende, gewaltige, imposante, gleich imposant durch Fülle der Bildung wie durch die eigene Schöpferkraft. Ein besonderer Vorzug der Arbeiten B u l w e r's ist die treffliche Befriedigung des Begriffes der Einheit, welche keines Umherschweifens unter allen Zonen und in allen Jahrhunderten, keiner müßigen, epifodischen Personen bedarf, und trotz der künstlichsten Verschlingung dennoch ihren Gegenstand nicht aus dem Auge verliert; übrigens ist „der Verstosene“ nicht völlig frey von entbehrlichen Gestalten. B u l w e r hat sich diesmal ein früheres Jahrhundert zum Schauplatz seiner Handlung gewählt und einige historische Daten und Individualitäten in dieselbe verwoben; es versteht sich wohl von selbst, daß dadurch die Theilnahme des Lesers in noch größerem Maße afficirt wird. Eine wahrhaft großartige Erscheinung ist Mordaunt und obwohl nicht der eigentliche Held der Begebenheit, möchte er doch fast kein geringeres Interesse als dieser selbst in Anspruch nehmen. Ein Reichthum der verschiedenartigsten Charaktere belebt wieder die Handlung und gibt dem Verfasser volle Gelegenheit, sich als philosophischer Forscher, als gründlicher Seelenmaler zu zeigen, worin, wie wir bereits bemerkten, B u l w e r's Hauptstärke zu liegen scheint, und in dieser Beziehung läßt denn auch „der Verstosene“ nichts zu wünschen übrig. Daß die Reflexion hier eine sehr ernste Färbung annimmt, ist durch die Idee des Romans bedingt und sie stellt sich außerdem so geistvoll und tüchtig dar, daß man den Autor nur um so tiefer verehrt kann. In dem Ausspinnen der Einzelheiten, namentlich in der Durchführung von Principien, wird B u l w e r wohl bisweilen über alle Gebühr breit und es entschlüpfen ihm auch mitunter Wiederholungen; doch für gewöhnliche Romanleser sind ja seine Werke kein Imbiß, und das gebildete Publicum folgt einem geistreichen Führer gern, wenn es selbst ein Bißchen Ermüdung zu riskiren hat. — Die Uebersetzung „des Verstosenen“ ist uns vorzüglich und viel gerundeter als z. B. jene des „Pelham“ vorgekommen; in der Beseitigung von Longueurs und Weiterschweifigkeiten scheint Hr. Dr. W ä r m a n n hier sehr verdienstlich gewirkt zu haben. — Hinsichtlich der Ausstattung von Seite der Verleger ist bereits früher das Kühnlichste gesagt worden und bedarf sonach keiner Wiederholung. —pp—

Modellbild XXVII.

Ein weiß gestickter Mullüberrock mit lila Marcellin gefüttert und mit gesticktem Manteltragen, nach einem Originale von Hrn. Th. P e t f o, bürgl. Damenkleidermacher, Spenglergasse Nr. 426.

Ein Basthut mit Blumen und Gazeband, nach einem Originale von M. L a n g e r, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 4. July 1835.

80

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., kann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 18 fl. 12 kr. halbj. u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Skizzen englischen Lebens.

Garriä, Gainsborough, Reynolds, Sterne, Foote.

(Fortsetzung.)

Nach Tische gingen wir spazieren. Es war einer jener herrlichen Abende, wie Landschaftsmaler sie so sehr lieben; die sinkende Sonne warf ihre glühenden Strahlen auf die im blauen Ocean des Aethers schwimmenden Inselgruppen grauer Wolken, deren Ufer ausfahen, als schlängen Regenbogen sich um sie, wie sie auf und ab wogten am Himmel und ihre Zaubertinten auch über die Striche der Erde, über die sie hinzogen, verbreiteten.

„Sieh nur,“ sagte Gainsborough zu Reynolds — mir dünkt, ich höre den Enthusiasten — „sieh nur,“ sagte er, indem er auf das Thal dort wies, „wie herrlich jene reich beholzte Schlucht sich ausnimmt, in was für herrlichen Gruppen die Bäume über die Hecken hervorragen; ich bin sonst kein Freund von Einzäunungen, aber in diesem Bilde nehmen sie sich gut aus. Sieh nur jenen Strich dort, zwischen Hendon und Millhill; wie die Schatten der Nacht sich langsam darüber ausbreiten gleich einem magischen Schleier. Du Sterne, was sagst du dazu? Hast du, du Fabrikant schöner Gefühle, du Täuschungsmanufacturist, hast du etwas in deiner Werkstätte, was Empfindungen erzeugen könnte, wie solch ein Anblick? Nun — bist du stumm geworden, Onkel Toby? Weckt das, was du da vor dir siehst, keinen Gedanken an den Schöpfer in dir? — Was für ein herrliches Bild, ein heiliges Stück Arbeit fürwahr, glorreich vollendet von göttlicher Meisterhand zum Entzücken des Menschen, der Schöpfung Schooskind, des einzigen mit Verstand begabten Wesens — mit Verstand, dem zum Hohne der kleine erbärmliche, im Staube kriechende Kleinigkeitsbrüter sich beykommen läßt, gleichfalls den Schöpfer spielen, gleichfalls malen zu wollen. Wer kann so malen? zu hoffen, es je zu können, ist unheiliges Hoffen.“

„Fahr fort, Enthusiast,“ sagte Sterne „sprich, denn jetzt bist du begeistert.“

„Und doch,“ Reynolds, „fuhr Gainsborough fort, „der Mensch, wir wollen dem Wurme Gerechtigkeit widerfahren lassen, der Mensch ist ein

Schöpfer im Kleinen. Er ward nach göttlichem Bilde geschaffen, und mich ärgert's — merk dir's Lawrence Sterne — ihn kriechendes Ungeziefer, Gewürm, Geschöpf aus verächtlichem Stoff nennen zu hören. Er ist nach göttlichem Bilde geschaffen und selbst ein Schöpfer in seiner Art. Hast du je, Lawrence, Werke von Claude gesehen? Sind es nicht Wunderschöpfungen? Geräth man nicht fast in Versuchung sie göttlich zu nennen? He, Reynolds, sagt, spreche ich in Hyperbeln?“

„Einige seiner Werke haben mich wirklich in Erstaunen gesetzt,“ erwiderte Sir Josua, „sie bringen Wirkungen hervor, wie der Anblick der Natur selbst sie hervorbringt.“

„Es sind,“ sagte Gainsborough, „es sind vollkommene, in sich abgeschlossene Schöpfungen; verdrehe die Augen, wie du willst, mein lieber Sterne, wenn du sie anders nennst, profanirst du des Meisters Genius, den göttlichen Funken, der ihm innewohnt; nenne mich also nicht ein gottloses Weltkind. Gereicht es denn nicht zu des Schöpfers höchster Ehre, sein Geschöpf mit der Fähigkeit, gleichfalls zu schöpfen, ausgerüstet zu haben? — Bey jener Sonne dort, blick' hinauf, — nein, laß nur seyn, ich vergaß, daß du kein Adler bist — bey jener Sonne, der ins Angesicht zu schauen du nicht fähig bist — bey'm Himmel Lawrence! dein Kopf ist jetzt wunderherzlich beleuchtet. Rühre dich nicht, mach' die Augen zu — welche Feuertinten — dein dünnes Gesicht nimmt sich aus, als gehöre es einem von Titian's glühenden Köpfen an, nie sah ich dir dein Genie so durch die magern Backen leuchten. Hörst du, Lawrence, so, gerade so will ich dich malen — so mußt du aussehen, wenn du mir sitzt. Reynolds, Garrick, seht nur, ist's nicht gewaltig schön? Ich lasse mich darauf tod't schlagen, die Venetianer malten ihre Köpfe in der Beleuchtung glühender Sonnenstrahlen, da habt ihr auf einmal die geheimnißvolle Quelle, aus der Leonardo seinen Reichthum schöpfte. Wie schön unser Lawrence sich als St. Hieronymus ausnehmen würde! Wenn mir Gott das Leben schenkt, will ich einen Heiligen aus dir machen, mein lieber Sterne, dem Bischöfe zum Trost.“

„Sehr verbunden,“ erwiderte Sterne. „Aber seht mal unsern Freund Roscius da, wie schön dessen Gesicht glüht. Das wäre ein Vorwurf für euch, Sir Josua.“

„Puh,“ nahm Gainsborough hastig das Wort, „rund wie ein Klopfausdrucksloser als ein Perrückenstock.“

„Danke schön,“ versetzte lachend Garrick, indem er den Hut abnahm.

„Hast nicht Ursache,“ erwiderte lebhaft Gainsborough, „vor deinem Spiegel bist du Le Brun; der am besten versehene Maskenverleiher hat keinen solchen Vorrath von Larven wie du, dein Gesicht muß tanzen, wie du pfeiffst, ausdrücken, was dir beliebt. Aber da, unsern Lawrence, den betrachtest. Seht, da kommt es wieder! Bey meinem Leben, jetzt, da das Licht des Himmels dich bescheint, jetzt stehst du einmal aus, wie du immer aussehen solltest. Was für ein herrlicher Vorwurf für ein Altarblatt à la Titian, à la Guido.“

„Was suchen denn die alten Spindelbeine dort?“ fuhr er, plötzlich den Ton ändernd, fort, „lieber Gott! sie herboristren, botanistren, gucken nach der Natur durch's Verkleinerungsglas. Nun wohl bekomme es ihnen; ein jeder thut was ihm gefällt. Wir, Reynolds, wir handeln mit der Natur im Großen, die Herren dort trödeln im Kleinen mit ihr; die Weltkarte auf einem Silbergroßchen dünkt ihnen die Welt.“

„Ja, ja,“ sagte Foote, indem er den Kopf aus einem Hohlwege hervorsteckte, „ja, ja, meine Herren, wir machen es euch nach, wir landschafteln ein wenig.“

„Was Samuel,“ rief Gainsborough, „bist du's, mein Junge! Wem könnte es einfallen, Aristophanes in dieser Bildniß zu vermuthen!“

„Wie,“ rief Garrick, „ihr botanisirt, herborisirt?“

„Zum Teufel, ja,“ versetzte Foote, „seit einer Glockenstunde und zwanzig Minuten bin ich diesem gelehrten Herrn da,“ auf Doctor Dücarel weisend, „durch Farrenkraut und Disteln nachgekrochen; die Vipern sprangen darunter hervor, daß ich mich sehr glücklich gepriesen haben würde, wenn mein anderer Fuß auch aus Material zu Stöpseln für Champagnerflaschen gemacht gewesen wäre *). Wenn Sie mich je wieder überreden mit Ihnen auf's Schlangenhaschen zu gehen, so ziehe ich sicherlich Fischersiefeln an. Kommen Sie, kommen Sie, Doctor!“

Garrick hielt Foote sein Rohr hin, um ihn aus dem Hohlwege herauszuziehen.

„Ich wollte,“ sagte Foote, indem er lachend heraufkletterte, „ich wollte, des gelehrten Herrn Hosens wären mit stachlichem Steinwurz gefüttert, und mir zeigte jemand den Weg zu einer Bowle Punsch.“

„Sehen Sie da,“ sagte der Doctor, der die übrigen noch nicht gewahr ward, „das seltene Exemplar des sorbus domestica.“

„Gewaltig schön, ohne Zweifel,“ erwiderte Foote, „aber ich muß meine scutellaria minor abnehmen,“ — er nahm die Perrücke vom Kopfe und wischte sich den Schweiß ab, „und ein anderes Exemplar des sorbus domestica, den Bull und Busch suchen.“

„Wie geht's, Herr Doctor?“ sagte Sterne zu Doctor Dücarel, der die Gesellschaft begrüßte. „Wie ist das nicht Heinrich Flitecroft, der sich dort den Weg heraufplagt? Was der Guckguck, haben Sie den Baubeflissenen für die Wissenschaft geworben?“

„Doctor,“ fiel Garrick ein, „Sie werden ihn doch nicht zum Mitglied Ihrer gelehrten Gesellschaft machen wollen, weil er die Kirche aus Ziegelsteinen dort erbaut hat?“

„Es gab eine Zeit,“ sagte Foote, „wo Meister Pferdefuß Steine zu tragen mußte, so oft eine Capelle auf einem Berge erbaut ward. Wenn er jetzt gerade nichts zu thun hat, so sollte man ihn dazu anhalten, die Ziegel, aus welchen jene Kirche aufgeführt ist, wieder herabzutragen.“

„Gehen Sie nicht zu hart mit einem meiner Freunde um,“ sagte Dücarel, „die Kosten zum Bau wurden durch Subscription zusammengebracht. Flitecroft hatte keine Stimme dabey. Es ist freylich ein lössliches Denkmal der Kummeltürken-Architektur, indessen die Zeit, die, wie Herr Gainsborough wohl weiß, mit ihrem mildernden Hauche Gemälde verschönert, wird nicht ermangeln, durch ihren Reif auch jener Kirche ein ehrwürdiges Ansehen zu verleihen.“

„Nimmermehr,“ versetzte Gainsborough, „ächter Rheinwein wird besser mit den Jahren, aber ein schlechtes Gemälde bleibt schlecht, würde es auch zweyfach überschwemmt von den Fluten der Zeit, und die Kirche von

*) Foote hatte einen Fuß von Korholz.

Hampstead wird nie ein malerisches Ansehen erlangen, stünde sie auch auf Hampstead's Hügel, bis alle Farben im Regenbogen verbleichen.“

Jetzt kam der Mann hervor, dessen Werk die Veranlassung zu diesem Gespräche gegeben hatte. Es war ein guter, etwas förmlicher Schlag von ehrlichem Kauz.

„Wie befinden Sie sich, meine Herren?“ sagte er. „Wie befinden Sie sich, Herr Gainsborough? Ach, sieh da, Seine Ehrwürden Herr Doctor Sterne! Ihr unterthäniger Diener, Sir Josua; Herr Garrick, wie geht es Ihnen?“ Gegen die Übrigen, die er nicht kannte, verbeugte er sich.

„Die Herren erfreuen sich unserer schönen Gegend,“ fuhr er fort, „der Abend ist sehr reizend — Sie, Herr Gainsborough, muß sie ganz besonders ansprechen. Ich beneide die Herren wegen des geschärften Empfindungsvermögens, das ihnen die Handhabung des Pinsels verleiht; solch ein Anblick muß einen weit stärkern Eindruck auf sie machen, als auf unser einen. Ein hübsches Bild, fürwahr! Apropos! Herr Gainsborough, was dünkt Ihnen von meiner Kirche? Man sagt, sie nehme sich gut aus von Primrosehill.“

„Gainsborough meint, aus weiterer Entfernung nähme sie sich noch besser aus,“ sagte Foote, der immer Freude daran fand, ein wenig Unkraut unter den Weizen zu säen.

„Von wo aus also glauben Sie, daß man sie betrachten müsse, Herr Gainsborough?“ fragte der nichts Arges ahnende Architekt.

„Von Shutershill,“ sagte lachend Garrick.

„Von Shutershill?“ rief erstaunt Flitecroft, „nun wahrhaftig, da müßte Herr Gainsborough sie durch ein Fernglas betrachten.“

„Nein,“ sagte Gainsborough, der keine Veranlassung zu Unfrieden geben wollte, „die Herren da lassen mich Dinge sagen, an die ich nicht dachte.“

Gainsborough wünschte, alle, die das Gespräch auf's Tavet gebracht hätten, säßen in Neuschottland; er würde es gern haben fallen lassen, der Architekt hatte sich aber so hinein verbissen, daß er durchaus nicht loslassen wollte.

„Wie glauben Sie wohl,“ sagte er, „daß meine Kirche betrachtet werden müsse? Ich bitte, beehren Sie mich mit Ihrer Ansicht?“

„Je nun,“ versetzte Gainsborough, „im Zwiellicht oder bey Mondschein.“

„Warum,“ erwiderte Flitecroft, „gerade bey Mondschein oder im Zwiellicht? wenn ich fragen darf, Herr Gainsborough.“

„Weil dann der ganze Bau in eine Gesamtmasse verschmelzen würde,“ entgegnete Gainsborough.

„Dachte ich mir's doch,“ sagte Flitecroft, „diese Herren wollen immer nur Gesamts-, immer nur Totaleindrücke. Man hat mir gesagt, das Ganze sey von guter Wirkung. Ich möchte wohl ein Gemälde Ihres genialen Pinsels davon sehen — ich denke, es ist ein sehr pittoresker Gegenstand.“

Das hieß denn doch die Sache etwas zu weit treiben. „Pittoresk!“ rief, seiner Ungeduld nicht länger Meister, Gainsborough, „was habt ihr Bauverständigen mit dem Pittoresken zu thun?“

„Erlauben Sie mir Ihnen zu bemerken,“ sagte Flitecroft, den der Ausdruck verdross, „daß ich in der Burlingtonschule studiert habe; Architekten, und nicht Bauverständige heißen die Leute, die aus ihr hervorgegangen sind.“

„Wohlan denn, Herr Architekt, der Sie kein Bauverständiger seyn wollen, warum beschwuren Sie nicht eine gothische Kirche herauf? Wäre ich König

von England, und mächtig wie Heinrich der Achte, jeder, der eine Kirche erbaute, und sie nicht im altenglischen Style auführte, sollte die Ohren verlieren. Warum bauten Sie nicht eine gothische Kirche, warum nicht aus Stein?"

„Aus zwey sehr guten Gründen: ich baute aus Ziegeln, weil aus Steinen zu bauen wir nicht Geld genug hatten; und im modernen Styl, weil ich — weil ich vom gothischen keine sonderliche Meinung hege.“

„Wohlgesprochen,“ rief laut auflachend Gainsborough, — „das sind zureichende Gründe. Einen noch zureichendern will ich Ihnen angeben: Mylord Burlington hatte das Gothische, folglich wird das Gothische von der Burlingtonschule gehaßt.“

„Und folglich,“ versetzte Flitecroft, „haßt Herr Gainsborough alle, die in jener Schule studierten.“

„Beym Jupiter!“ rief Gainsborough, „Sie haben mir die Mühe erspart es selbst auszusprechen, ha, ha, ha!“

Flitecroft ärgerte sich, ließ sich aber nicht aus der Fassung lachen. „Wäre Herr Gainsborough ein Monarch,“ sagte er, „so beglückte er die Welt wohl mit noch andern vortreflichen Gesetzen, die Strafe über den ordentlichen Landmann verhängten, welcher tiefe Waagenaelse ausfüllte, das baufällige Dach seiner Scheuer ausbesserte, oder seine Felder einzäunte.“

„Beym Himmel!“ sagte Gainsborough, „Sie haben Recht, ich hasse reiche Bauern, wie ich die Schüler aus Lord Burlington's Schule hasse, die Schelme verderben jede Landschaft.“

„Ohne Zweifel,“ sagte Foote, Flitecrofts Parthie nehmend, „würde Herr Gainsborough ein Gesetz erlassen, das gebietet, jedem Schäfer, der seine Schafe schert, die Ohren glatt vom Kopfe wegzuscheren. Die armen Unschuldigen sehen so malerisch aus in ihren zottigen Gewändern.“

„O gewiß,“ nahm Garriek das Wort, „Gainsborough ging gern ohne Rock, wenn den Lämmern nur die Wolle gelassen würde.“

„Ja gewiß, beym Jupiter!“ sagte Gainsborough.

„Gott siehe den Unterthanen eines Landschaftmalers bey!“ sagte Sterne, „sie dürften nur lahme Pferde und Kühe von Pharaos's dürrer Zucht halten, und ihre Höfe müßten beständig voll lahmer Leiterwägen, zerlumpten Geschirres und zerbrochener Schubkarren liegen; auf den Dächern ihrer Häuser dürfte kein Ziegel da liegen, wohin er gehört, und die Fenster müßten immer mit Lappen verstopft seyn.“

„Und unter diesen baufälligen Dächern,“ fügte Foote hinzu, „und mit diesem zerlumpten Geräthe, müßten sie ihre Wirthschaft ganz à la Gainsborough betreiben; dann würde Alles um sie her gar bald ein Ansehen gewinnen, wie unser Freund es liebt.“

„So ungefähr würde es um unseres philantropischen Freundes Landwirtschaft stehen,“ sagte Sterne; „wäre er reich, so würden seine Unterthanen dessen ungeachtet sich nicht übel dabey befinden; ich bin überzeugt, er würde sie bezahlen, nur damit sie die Hände in den Schooß legten, und alles hübsch zu Grunde gehen ließen.“

Die Sonne war bereits untergegangen, und die Gesellschaft begab sich nach Flitecrofts Villa, um dort den Abend zuzubringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

T r e u e.

„Was gehst du so spät zu Abend, mein Kind?
Durch die kahlen Zweige' sauset der Wind,
Verlassen ist Alles und öde und leer,
Was irret so sehned dein Blick umher?“

Muß geh'n, muß geh'n zum Herzliebsten mein,
Er liegt auf dem Kirchhof so ganz allein,
Möcht' gerne wohl kommen zur Abendzeit,
Und liegt doch tief unter der Erde weit!

Ich hab' ihm ein Kränzchen gewunden zur Nacht,
Ich hab' ihm der Blumen schon viele gebracht,
Die Freu' ich ihm heimlich ganz leise auf's Grab,
Ist Alles, mein Alles, was übrig ich hab'.

Und wenn ihm dann drinaet in's Grab hinein
Der Duft der Viole, der Lilien Schein,
Dann träumet er wieder von Frühling und Glück,
Und träumet die seligen Stunden zurück!

Bald welken die Blumen, bald aus ist der Schmerz,
Bald bricht mir der Gram und die Sehnsucht das Herz,
Dann geh' ich nicht wieder zu Abend allein,
Dann kann ich bey meinem Herzliebsten sehn!

D. Kette.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Gastrollen der Mad. Sophie Schröder, Königl. bayerischen Hofschau-
spielerinn.

Die zweyte Hälfte der Darstellungen unseres bewunderten Gastes hat in Folge größerer Zwischenräume bis zum Ende vergangenen Monats ausgereicht und auf solche Weise einen höchst glänzenden Schluß der Leistungen unseres Hoftheaters vor dem alljährlichen Ferienmonat herbeigeführt. Die Theilnahme unseres Publicums an diesen Gastspielen hat sich mit jedem Abende gesteigert, und so den besten Beweis geliefert, wie das Wiener Publicum den, wenn auch nur temporären Besitz der größten deutschen Bühnenkünstlerinn zu schätzen weiß. Sollte das Gerücht, daß wir Mad. Schröder für die Zukunft wieder die unsere nennen dürfen, zur Wahrheit werden, so haben wir dem Publicum, der Bühne und manchem unserer dramatischen Dichter von ganzem Herzen Glück zu wünschen. — Die erste Rolle, welche sich den in unserem früheren Berichte besprochenen anschließt, war „Lady Macbeth“ in Shakespeare's weltbekanntem Trauerspiele jenes Namens. So lange der Verfasser gegenwärtiger Zeiten dieses Charakterbild des großen Britten auf der Bühne hat darstellen sehen (und zu diesen Erinnerungen gehören, mit Ausnahme der Siddons, die Darstellungen der vorzüglichsten englischen Schauspielerinnen), ist ihm immer die Art, wie Mad. Schröder die Rolle der Lady auffaßt und durchführt, als die wahrste, großartigste und wirksamste erschienen, und er glaubt, daß der verständige Tact der Künstlerinn hier wieder, wie bennabe überall, das Richtige getroffen und den Charakter gerade so angeschaut habe, wie der Dichter es gewollt. Seitdem sich einige, selbst berühmte deutsche Schauspielerinnen durch allerley hyperkritische Ginstflüsterungen über die Rolle haben irre machen lassen, ist ihm die Auffassung der Mad. Schröder immer nur noch richtiger, noch wahrer vorgekommen, und er weiß es jetzt, da die Acten über jenen Gegenstand eigentlich als geschlossen betrachtet werden können, der Künstlerinn doppelt Dank, daß sie so beharrlich der eigenen, inneren Stimme gefolgt ist. Mad. Schröder zeigt uns als Lady Macbeth eines jener selten gesehenen Kunstwerke, wie man

auf der Bühne einen gefässigen, entsehllichen, bis zum Dürchbaren gesteigerten Charakter darstellen müsse, ohne auf der einen Seite der Absicht des Dichters das Geringsste zu vergeben und ohne auf der anderen die unverrückbaren Grenzlinien des Künstlerisch- und Sittlich-Schönen zu überschreiten. Die meisten Darstellerinnen der Lady Macbeth verfallen in das eine oder das andere Extrem, sind also in beyden gleich unwahr oder unschön; sie sind entweder halb süßlich, halb weinerlich, also matt und langweilig, oder sie sind bis zum Garstigen übertrieben, also anwidernd, zurückstoßend. Shakespeare wußte genau, wie weit er zu gehen hatte, und an der alleräußersten Scheidelinie fand er jedes Mal irgend einen Milderungsweg, auf dem er das „entweichte“ Geschöpf doch wieder in den heiligen, ihm vor Allen aufgethanen Kreis zurückführte, damit dieses Geschöpf nicht außerhalb unserer besseren Theilnahme liege. Auf solchem Wege muß der Darsteller dem Dichter zu folgen wissen, wenn er ihn wirklich verstanden haben und so seine Schöpfung gleichsam reproduciren will; und das ist es, was Mad. Schröder kann, und warum sie so groß ist. Die Nachtwandlerscene spielen fast alle Schauspielerinnen mit Wirkung, aber noch hat keine in diesen tonlosen Worten eine so beredete Geschichte erzählt, als wir sie heute wieder hörten, eine Geschichte vom Sündenfalle des Menschen und von der Hölle im Busen dessen, von dem der Gott gewichen ist. — Die nächste Darstellung der Mad. Schröder zeigte sie uns in zwey sehr heterogenen Rollen an Einem Abende, nemlich als Margarethe in Houwald's „Sühnung,“ und als Medea in dem gleichnamigen Melodram von Gotter mit der Vondra'schen Musik. Diese beyden Mütterrollen bilden einen Contrast, den nur das Genie einer Künstlerinn, wie der Schröder, in seiner ganzen Größe anschaulich machen kann; in beyden gleich wahr und gleich groß zu seyn, ist ein Triumph der Kunst, den sie gegenwärtig wohl mit Keiner theilt. Hier die Einfachheit, die bescheidene janspruchlose Gemüthlichkeit einer frommen Mutter, die außer diesem, feinen andern Titel in der Welt begehrt, und von keinem andern Stücke weiß, als es ihr die gutgerathenen Kinder gewähren können — dort die wilde, verheerende Leidenschaft der götterentprossenen Heroinn, der bis zur Wuth gesteigerte Schmerz der verlassen, verhöhnnten Gattinn, die unnatürliche Rache der entmenschten Mutter! Welche Gegensätze in diesen Charakteren und wie vollendet die Darstellung beyder! wie liebens- und ehrwürdig die fromme Pächterinn, wie großartig — wie furchtbar ergreifend die vom Blute ihrer Kinder triefende Zauberinn! In der Gotter-Vondra'schen Medea wird sich freylich, außer der Schröder, jetzt so leicht keine deutsche Schauspielerinn mehr verstehen; die Form der Melodramen ist veraltet, ihre Wirkung ungewiß und getheilt, und nun gar die prunk- und schmucklose Einfachheit der Gotter'schen Dichtung, die aller Vortheile eines prächtig klangvollen Versbaues, einer mannigfach anziehenden Handlung entbehrt! Hier muß die Darstellerinn wieder ganz eins mit ihrem Dichter werden, und jede Empfindung, jeden Gedanken, jeden Übergang so klar veranschaulichen, wie er selbst sich ihn gedacht hat, so klar und schön, wie Mad. Schröder es heute that. Dann werden wir im Stande seyn, das ehrwürdige Überbleibsel früherer deutscher Dichtkunst und Musik nach seinem ganzen Werthe zu schätzen, und werden daher auch der großen Künstlerinn, die uns diesen Genuß bereitete, so wie der Direction unseres Hoftheaters, welche ihn beförderte, für die Wiederaufnahme der „Medea“ von ganzem Herzen danken. — Die dritte Darstellung der Mad. Schröder, der wir noch zu erwähnen haben, war Voltair's „Merope“ nach der Gotter'schen Uebersetzung, eine Leistung, welche von jeher als eine der größten und bewunderungswürdigsten unseres Gastes betrachtet wurde. In dieser Aufgabe vereinigt sich Alles, was Rede- und Darstellungskunst vereint zu wirken im Stande sind. Das Stück selbst, wie überhaupt die meisten französischen Tragödien der älteren Schule, sind unserer Zeit, ihrem Geschmacke und ihren Forderungen entwachsen; aber es ist sehr wohlthätig für die Mitglieder einer Kunstanstalt, der es um wahre Classicität zu thun ist, sie von Zeit zu Zeit wieder hervorzufuchen, eben weil die Strenge der Form eine verdoppelt strenge Aufmerksamkeit der Ausführung erheischt, und eine Menge von äußerlichen Nothbehelfen oder Surrogaten verschmährt, welche die freyere Kunst der Jetztwelt zuläßt, und welche nur zu häufig gemißbraucht werden. Die heutige Darstellung der Mad. Schröder mag allen Schauspielerinnen unserer Zeit zum Muster dienen, wie man sich streng in den alten Formen bewegen, und zugleich in ewig neuer Wahrheit wirken, rühren und ergreifen könne. Ihre Darstellung war vollendet bis in das kleinste Detail, und wenn uns auf der einen Seite das Feuer, die Kraft und der Wohlklang ihrer Rede zur Bewunderung hinriß, so finden wir auf der andern Seite keinen geringeren Ausdruck, um das immer Richtige, immer Wahre und immer Schöne ihrer

Bewegungen, ihrer Haltung, ihres ganzen äußern Spielles zu bezeichnen. So gespielt, lassen sich die französischen Trauerspiele noch immer sehr gut ansehen, und wir sind der Meinung, daß eine solche Künstlerin es am Ende allen Nationen und allen Schulen recht machen wird. — Die vorstehende Rolle sollte, nach der ersten Anordnung, die letzte Darstellung der Mad. Schröder bey ihrem diesmahligen Besuche in Wien seyn; diese sechs Leistungen waren allerdings genug für den Dank und die Bewunderung, aber nicht genug für die Wünsche der hiesigen Theaterfreunde: um auch diesen möglichst nachzukommen, wiederholte die Künstlerin am 29. Juny die Rolle der Pächterin in Howard's „Sühnung“, so wie die der „Medea“, und schied von dem dankbar entzückten Publicum mit der, auch nur als Hoffnung, erfreulichen Hinweisung auf ein baldiges Wiedersehen.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Mad. Detroit, geb. Wohlbrück, vom kaiserl. Theater in St. Petersburg, und Hr. Huray, früher Director des Stadttheaters in Danzig, als Gäste.

Den 30. Juny zum ersten Male: „Das Ehepaar aus der alten Zeit.“ Localer Scherz in einem Acte, als Vaudeville behandelt, von Louis Angely.

Von dem Inhalte oder gar der Handlung des vorstehenden Berliner Productes können wir unsern Lesern nicht wohl etwas mittheilen, indem von beyden nichts zu erzählen oder auch nur zu finden ist, wenn man nicht etwa den Umstand als dramatische Handlung gelten lassen will, daß ein paar betagte Eheleute von der französischen Colonie in Berlin an ihrem silbernen Hochzeitstage, den sie freylich selber vergessen haben, von ihren Nachbarn überrascht, beschenkt, zum Schmause eingeladen, und endlich zur Verheirathung ihrer einzigen Tochter mit dem Sohne dieser Nachbarn- und Gevatterleute überredet werden. Aus diesem freylich nicht sehr dramatischen Stoffe (der indessen einem wirklich poetischen Talente wohl hätte genügen können) hat nun Hr. Angely auf seine Weise ein Stück zusammengesetzt, von dem wir nichts anderes zu sagen wissen, als daß es, obwohl nicht frey von einzelnen Plattitüden, doch im Allgemeinen und in seiner Tendenz weniger gemein ist als die meisten uns bekannt gewordenen Arbeiten dieses Verfassers. Wer mit einem Verdienst oder einer Empfehlung dieser Art zufrieden gestellt ist, der wird, einige Langweile abgerechnet, nichts Erhebliches gegen das vorliegende Stückchen einzuwenden finden. Ein paar Couplets nach bekannten guten Melodien werden, der letzteren wegen, bey gutem Vortrage nicht ohne Wirkung bleiben. — Was die beyden Gäste betrifft, die in und mit dieser Novität erschienen, so haben wir zuvörderst der Mad. Detroit, geb. Wohlbrück, vom Petersburger Theater, als einer, wie es scheint, recht geübten und Bühnenfesten Schauspielerinn zu erwähnen. Sie spricht das Französische und das Berliner Deutsch mit vieler Gewandtheit, und zeigt sich im Vortrage der Lieder, wenn auch nicht als Opern- und Bravoursängerinn, doch den bescheidenen Forderungen ihrer Aufgabe genügend. Ähnliches, wenn auch im minderen Grade, läßt sich von Hrn. Huray sagen. In der heutigen Rolle kann man Routine, Sprach- und Bühnenkenntniß nicht verkennen, es kommt nur darauf an, ob bey ihm wie bey Mad. Detroit die gerühmten Eigenschaften auch in größeren, edleren Aufgaben Stich halten werden. Die übrigen Rollen des Stückchens wurden von Hrn. Just und Ull. Vondra, dann Ull. Löffler und Hrn. Hölzel, zum Theil gut, zum Theil erträglich gegeben.

Den Beschluß der Vorstellung machte das Aumer'sche Ballet: „Die Pagen des Herzogs von Vendome,“ in welchem Ull. Mimi Dupuy, durch ihre geistvolle und graziose Darstellung des Pagen Victor, die Zuschauer auf das Höchste erfreute.

Herausgeber und Redacteur Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 7. July 1835.

81

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modedild, welche hier gegen Vorabbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Stank's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Skizzen englischen Lebens.

Spielhäuser.

(Fortsetzung.)

Ich saß, ein Zeitungsblatt in der Hand, in einem Kaffeehause und rauchte. Alles um mich her war still; die Zeitungen haben in England beynah alle Conversation aus den öffentlichen Orten verdrängt, man hört nur selten sprechen; da Jedermann durch seine Augen so ausführlich erfahren kann, was in der Welt vorgeht, so verschmäht man es, sich durch Frage und Antwort bey seinem Nachbar darüber zu belehren. Jedes Ereigniß, jedes Verhältniß des öffentlichen und häuslichen Lebens, wird in ihm eigens gewidmeten Blättern besprochen; Weisheit und Narrheit, Tugend und Schlechtigkeit bedienen sich zur Förderung ihrer Plane der Zeitungen; ein Strauchdieb, der sein elendes und nutzloses Leben fristet, indem er als Voyer, je nachdem es kommt, entweder sich selbst krumm und lahm schlagen läßt, oder andere seines Gelichters krumm und lahm schlägt; ein Keel der Ratten einfängt, um sie zum Ergötzen eines achtbaren und verehrlichen Publicums durch dazu abgerichtete Hunde tödt beissen zu lassen; der ärgste Gauner findet eben so gut einen Platz für seine Angelegenheiten in den öffentlichen Blättern, wie der Künstler für seine Ankündigung einer nützlichen Erfindung, wie der Hochherzige und Gebildete für seine mit demosthenischer Beredsamkeit geführte Vertheidigung des Guten und Rechten ihn findet.

Wenn ein Engländer der gebildeten Stände, nachdem die Geschäfte und Mähen des Tages vorüber sind, sich am Abend dreyfach zwischen seine vier Wände verriegelt, damit ja kein zufälliger Besuch dahinter komme, daß seine Gemächer nicht immer so glänzend erleuchtet sind, wie an großen Gallatagen; wenn er nicht Lust hat auszugehen, weil er nicht aufgelegt ist, Toilette zu machen, — anders als im vollen Staate an öffentlichen Orten zu erscheinen erlaubt die herrschende Sitte nicht, — so wirft er sich in seinen Armstuhl am Kamin und streckt die Hände aus nach seinem Comfort — einem Zeitungsblatte. Wenn der Drescher, der Tagelöhner oder Handwerker bey Andruch der

Nacht das Werkzeug aus der Hand legt, mit dem er sich vielleicht die Hände schwielig gearbeitet hat, um sich und den Seinen das tägliche Brot zu erwerben, so eilt er in die Schenke oder das Bierhaus, um sich, die Pfeife im Munde, bey Bier und Zeitungen comfortable zu fühlen. Diese Richtung des öffentlichen Geschmacks verschafft den Zeitungen einen fast unglaublichen Absatz; man hat berechnet, daß, wenn die Blätter aller in einem Jahre in England gedruckten Zeitungen einzeln um den Erdball gelegt und die Summen, die sie an Stempelgebühren entrichten, in Schillingen darauf vertheilt würden, man die Welt auf lauter Papier umwandern, und bey jedem dritten Schritte einen Schilling aufheben könnte.

Unmittelbar nach mir war ein Mann in das Kaffehhaus getreten, dessen feine Kleidung mit den gemeinen Zügen seines Gesichts und seiner nichts weniger als vornehmen Haltung im Widerspruch stand. Er that was Alle thaten, das heißt, er rauchte, trank Kaffeh und las Zeitungen; doch fiel es mir auf, daß er den Letztern nicht den Grad von Aufmerksamkeit widmete, den ihnen zu widmen ein Engländer gewohnt ist; er blickte oft weg über sein Blatt, wie es mir vorkam, um die Gäste zu mustern. Ich sah gar bald, daß ich mich nicht geirrt hatte, denn als einige der Anwesenden Anstalt zum Fortgehen machten, näherte er sich ihnen und redete sie an. Er wartete jedoch nie auf eine Antwort, sondern entfernte sich gewöhnlich sogleich, nachdem er seine, wie man aus der Stellung, die er dabey annahm, schließen konnte, sehr höfliche Rede geendet, und denen, an die sie gerichtet gewesen, einen zusammengelegten Zettel überreicht hatte. Ein Bettler konnte er nicht seyn, denn Niemand gab ihm etwas, gleichwohl nahm ich wahr, daß er sich immer nur an Personen wandte, deren Äußeres Wohlhabenheit oder einen gewissen Rang verrieth. Ich zerbrach mir eine Weile den Kopf um herauszubringen, was der Mann wohl mit ihm augenscheinlich ganz fremden Leuten zu verhandeln haben könne, es fehlte mir jedoch an aller Fährte und so konnte es mir nicht lange entgehen, daß ich immer nur in's Blaue rieth. An der Lösung des Räthsels verzweifelnd, und Verzicht darauf leistend, packte ich meine Cigarren zusammen und wollte gehen, als der Mann mit einer Verbeugung auf mich zukam und sein Sprüchlein anhub. Er meinte, ich würde es vielleicht sonderbar finden, von einem Fremden an einem öffentlichen Orte angeredet zu werden, drückte aber zugleich die Überzeugung aus, das Papier, das er mir überreichte, werde ihm meine Verzeihung bewirken, indem sein Inhalt der Art sey, daß mir gar leicht daraus großer Vortheil erwachsen könnte. Nachdem er mir den Zettel in die Hand geschoben, verbeugte er sich und ging. Das Blatt lautete, wie folgt:

„Eine Gesellschaft von Männern aus den höheren Ständen ist zur Bildung eines Clubs zusammengetreten. Da sie es sich zur Regel gemacht, Jedem, dessen Verhältnisse und Vermögensumstände es zulassen, daß er sich den Vergnügungen, die dieses Clubs Zweck sind, ohne Einschränkung und Rückhalt hingebende, als Mitglied aufzunehmen, so schlägt sie gegenwärtigen Weg ein, die, welche geneigt sind ein solches Unternehmen durch ihren Beytritt zu unterstützen, von ihrer Absicht in Kenntniß zu setzen. Sicherheit, Anstand und Liberalität sind die Grundfesten, auf welchen dieses Institut errichtet ist; außer den Annehmlichkeiten, wie jedes Zusammentreten achtbarer und gebildeter Männer zu geselligen Zwecken sie zur nothwendigen Folge haben muß, bietet dieser Club seinen Mitgliedern noch Vortheile, wie kein ähnliches In-

sität sie zu bieten im Stande ist. Nähere Auskunft erhält man auf mündliche Anfrage St. James-Street Nr. 50 Vormittags zwischen 11 und 1 Uhr.“

Ich wußte nicht recht, was ich aus der sonderbaren Ankündigung machen sollte; um mir deren Sinn auslegen zu lassen, zeigte ich sie einige Tage, nachdem ich sie empfangen hatte, einem meiner Bekannten, einem ächten Cockney, der es sich von Kindesbeinen an zum Gesetz und Beruf gemacht hat, die Einwohner seiner lieben Vaterstadt und ihr Thun von Grund aus kennen zu lernen und immer mit dem Strome zu schwimmen.

„Es ist eine Einladung in eine Hölle,“ sagte er, nachdem er das Blatt mit flüchtigem Blicke überlaufen hatte, „man möchte einen Flot aus Ihnen machen.“

„Hölle? Flot?“ wiederholte ich verwundert.

„Höllen,“ erwiderte mein Cicerone mit jener selbstgefällig verbindlichen Miene, welche nicht mit einer Überdosis von Geist incommodirte Menschen anzunehmen pflegen, wenn man ihnen Gelegenheit gibt, klug zu thun und zu belehren, „Höllen heißen bey uns Häuser, wo man Hazardspiele um hohes Geld spielt, und Flots ist der Kunstausdruck für diejenigen, die man dahin lockt, um ihnen das Geld abzunehmen.“

„Man hat mir also die Ehre angethan, mich für einen Simpel anzusehen, dem die Federn auszurupfen sich der Mühe verlohnen dürfte?“

„Für eine Ehre mögen Sie die Einladung immerhin halten, denn sie kommt vom Crookford's Club; dieß ist die vornehmste unserer Höllen, wo nur die Reichsten und Angesehensten spielen. Der auf Kundschaft ausgesandte Werber hat einen reichen Mann, einen Mann von Verdienst in Ihnen gewittert.“

„Und was werde ich erfahren, wenn ich mich des Vormittags zwischen 11 und 1 Uhr in St. James-Street Nr. 50 melde?“

„Nichts, was ich Ihnen nicht auch sagen könnte: daß, um in den Club aufgenommen werden zu können, ein Mitglied Sie vorschlagen muß, daß über jeden Vorgeschlagenen ballotirt wird, daß jeder Neuaufgenommene 20 Guineen Eintrittsgeld, und jedes Mitglied einen jährlichen Beytrag von 10 Guineen zu bezahlen hat. Liegt Ihnen daran, das Institut bloß kennen zu lernen, so kann ich Ihnen zu wohlfeilerem Preise Gelegenheit dazu verschaffen; mein Freund, Sir Francis R***t, ist Mitglied und jedes Mitglied hat das Recht, Bekannte, für die es bürgt, dreyimal als Gäste mitzubringen. Ich selbst bin nur erst zweymal dort gewesen, wenn Ihnen damit gedient ist, so lasse ich mich noch einmal mitnehmen, und führe dann, unter Sir Francis R***t's Sittigen, auch Sie dort ein.“

Ich nahm den Vorschlag mit großem Dank an, und mein verbindlicher Freund bestimmte mir einen Tag, an welchem ich ihn abholen sollte.

Das Haus des Herrn Crookford ist ein Pallast, dessen innere Einrichtung seinem Außern vollkommen entspricht. Mein Begleiter stellte mich dem Herrn vor, durch den wir Eintrittskarten erhalten hatten, und der, nachdem er uns eine Verbeugung gemacht, uns völlig uns selbst und unserem Schicksale überließ.

Wir durchwandelten die lange Reihe geräumiger, prächtig geschmückter Zimmer, in einem derselben ward French-Hazard gespielt; das ist Herrn Crookford's eigentliche Goldgrube, der Ort, wo man die Flots bluten läßt. In einigen andern Zimmern spielte man Whist, Boston und ähnliche Spiele; ein sehr elegant eingerichtetes Lesezimmer enthielt Journale und Zeitungen aus allen Weltgegenden, und in einem noch weit zierlicheren Gemache prangte

ein Büffet, das an Eleganz dem des geschmackvollsten Pariser Kaffehauses nichts nachgab. Silberzeug, Porzellan, Confituren, Liqueurs, alles war französisch; nur die Demoiselle nicht, die war ächt englisch und hatte mit der Demoiselle eines Pariser Caffé's ungefähr dieselbe Ähnlichkeit, die ein englischer Novembernachmittag mit einem Maymorgen in der Provence hat. Sie war nicht mehr jung, hübsch war sie wahrscheinlich nie gewesen, und statt in vollem Staate, gleich einer leuchtenden Fee, auf ihrem Throne zu strahlen, saß sie in einem vom Kinn bis zu den Schuhspitzen zugeknöpften Kleide von dunklem Seidenzeuge. Dessenungeachtet schienen einige junge Herren ungemein viel Geschmac an ihr zu finden; ihr zu gefallen marterten sie sich nach Möglichkeit, sich der ihnen angebornen mauvaise honte zu entschlagen, und leicht und französisch zu thun; es wollte aber nicht gehen, zärtliche Rücksichten für ihren fall dress erlaubten ihnen keine freye Bewegung; wo ein anderer Mensch höchstens den Kopf gewendet haben würde, drehten sie sich immer mit ganzem Leibe herum, wie eine Thüre auf ihren Angeln, und wenn sie sprachen, wagten sie kaum die Lippen sich trennen zu lassen, aus Furcht, ein zu starkes Niederdrücken des Kinns könne den Kunstrecht gefalteten und gebundenen Cravats gefährlich werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Wanderbuche.

Von Eduard Freyherrn von Feuchtersleben.

Gulenspiegel.

Unser's Wiedersehens Freuden
Trübte oft die Furcht vor'm Scheiden;
Jetzt, da wir am Wagen stehen,
Sprechen wir vom Wiedersehen! —

Nachlaufenden Bettlern.

Strengt Euch nicht die Lungen an, —
Hier! — ich geb', so viel ich kann;
Welchem Menschen helfen können,
Der ist noch nicht arm zu nennen.

Beym Rudern.

„Seyd ihr müde, lieber Herr?
Unser Ruder ist recht schwer!“ —
„Schwer ist auch die Feder,
Jedes führt nicht Jeder.“

Zur Beachtung.

Ich eite ungesäumt,
Collisionen vorzubringen,
Hier allen Dichtern anzuzeigen,
Daß ich von einem Werk geträumt. —

Prophezeung.

An einem Phantasmus schreibt er zwey Jahre schon,
Und weckt so Streit bey künftigen Gelehrten;
Bis jetzt war Phantasmus des Schlafes Sohn,
Durch ihn wird er des Schlafes Vater werden. —

In einer Buchhandlung.

„Der Presse gab Herr Doctor Merk
Auch gegen Mundsperr' jezt ein Werk.“
„Gespornnt vom Pflichtgeföhle,
Als Anhang seiner Trauerspiele?“ —

Kein Echo.

Ich bat um einen Kuß, mit zarter Sitte,
Und, — das vergess' ich nie in meinem Leben, —
Und fühl' es schmerzlich tief: auf süße Bitte
Läßt sich gar bitter böse Antwort geben. —

Aphorismen*).

Von Zauver.

Zur Liebe gehört auch der rechte Haß; nemlich, um nicht mißverstanden zu werden. Wer nicht das Böse, Schlechte, Niedrige, Halbe vom Herzen verabscheuet, ist auch der ächten Liebe nicht fähig; beyde Empfindungen sind dann nur Halbheiten, Gleichgültigkeit gegen alles Edle, bloße Affectation der Tugend, kurz etwas sehr Verächtliches.

Der Probestein einer gebildeten Sprache ist das Abstracte; im Sinnlichen, selbst im Gemüthlichen kann sie sich lang und breit ergehen, die lichten Höhen des Geistes erklimmt nicht Jede.

Man suche sich etwas Bedeutendes anzubilden, nicht um es zu zeigen, sondern um es zu haben; damit reicht man aus gegen manche Unbilden der Gegenwart; man befestige sich in sich selber, damit kein Gegenwind aus dem Gleichgewicht dränge.

Dem, der am höchsten steht, ist es ein Leichtes, herabzuschauen; dem Unteren kostet es immer einige Mühe, das Auge emporzuheben.

Wer die Sache recht inne hat, hat auch die Sprache in seiner Gewalt, sie entfaltet sich mit der Klarheit des Gedankens, ergießt sich mit der Innigkeit des Geföhls, und erstarkt in der Tiefe des Gemüths. So wird sie mit dem Individuum geboren, und wächst heran wie die persönliche Erscheinung des Menschen, mit seinem Charakter, der reine Spiegel seines Wesens. Je ungewohnter, desto ursprünglicher!

Sich zu beschränken bemühen sich die Wenigeren. Auf Unkosten des wahrhaft Großen will man ein Riesiges. Das Edle kämpft ewig mit der Grimasse.

Das Gehörige zu thun, bemühe sich Jeder; es will immer geübt seyn, findet sich jedoch manchmal versäumt auch von jenen, welche die Sache zu verstehen meinen.

Menschen von Tact und humaner Sitte mögen dem Kenner wohl von sehr verdächtiger, wo nicht falscher Seite erscheinen. Das wahre Antlitz dürfen jene denn doch nicht immer hervorkehren, sie müssen sich ewig anders in ihrem Seyn, als in ihrem Erscheinen denken lassen. So ist denn das sittliche Leben wieder ein eigentlicher Kreis ohne Ende und Anfang; wo das Eine aufhört, beginnt schon das Andere.

*) Siehe Nr. 30. Jahr 1834.

Für die Gesellschaft ist nichts erspriesslicher als das Geltenlassen, das gegenseitige Anerkennen, Dulden, Aueinander- und Mitleben; rückt aber hier nur Ein Stein aus seiner Nichte, sinken auch die andern nach, und es ist weder mehr an Ebenmaß, noch an einen innigen, freudigen Halt zu denken. Anregend, belebend, steigend ist jedes Mitglied willkommen; hastiges Zuvoorkommen, vordringliche Anmaßung, verfehlte unlautere Absicht wirken unerfreulich, und sind sie durch heiteren Humor nicht zu paralysiren, treten sie gar zerstörend und sprengend unter die Menschen.

Seitdem den Menschen das Wort „materiel“ so geläufig, hat auch das „moralisch“ seinen alten Sinn verloren. Man versteht etwas ganz anderes darunter, als moralische Leute sonst verstanden.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Ende May 1835.

Der Frühling ist wohl mit reicher Blütenfülle und Blumenpracht in unser freundliches Elbthal eingezogen, jedoch von so trüben Wollen, so endlosem Nebel und Regen begleitet, daß man bey so rauhem Lenz das Theater recht ungerne entbehrt, welches stets zu dieser Jahreszeit vier Wochen ganz geschlossen ist. Gegen das Ende des Aprils gewährten uns die Gastrollen des Hrn. Jermann einen ungewöhnlichen Genuß; da dieser Künstler bey seinem Aufenthalte in Paris so einheimisch auf der französischen tragischen Bühne wurde, so wurden hier am 25. April einige Scenen aus dem Trauerspiel „Britannicus“ von Racine und einige aus Corneille's „Sinna“ aufgeführt, um uns sein für einen Deutschen so seltenes Talent zu zeigen. Er stellte in dem ersten den Burrhus, und in dem zweyten den Augustus vor, und seine vortreffliche Aussprache sowohl als ächt französische Declamation, wurden selbst von den Zuschauern, die oft und lange in Paris waren, bewundert; er hat dabey den berühmten dortigen Künstlern so ganz den eigenthümlichen Styl ihrer Darstellungsart abgelauscht, daß man ihn um so mehr Beyfall zollen muß, da ihn Gestalt und Auseres wenig unterstützt, und er alles seiner Kunst und seinem Nachdenken verdankt. Doch ist dies bey ihm die Frucht langer Studien; weit mehr Bewunderung verdiente es aber, wie trefflich unsere, darauf gar nicht vorbereiteten Künstler ihn unterstützten. Besonders verdiente und erhielt unser Emil Devrient als jugendlicher Nero ganz enthusiastischen Beyfall. Er gab diese Scenen aus „Britannicus“ mit hinreißender Kunst und hoher Wahrheit; sein Mienenspiel war wundervoll schön, seine gewöhnlich so sanften schwärmerischen Züge gewannen ächt antike Erhabenheit, bald schien im inneren Seelentampfe ein jugendlicher Königsthyer hier blutigierig zu lauschen, bald flog eine menschlich holde Nührung schmerzlich über des kaiserlichen Jünglings Antlitz; er sprach eben so trefflich und erweckte den allgemeinen Wunsch, daß man die ganze Rolle hätte von ihm dargestellt sehen mögen. Auch Dlle. Herbst und Hr. Heckscher sprachen recht gut aus und hatten diesen französisch tragischen Styl sehr richtig aufgefaßt. In dem Zwischenact wurden zwey lebende Bilder dargestellt: Phädra und Hippolyt nach Guérin und Anna Boleyn nach Deveria; der Hoftheatermaler Hr. Arrigoni hatte sie gut geordnet und beleuchtet; ein asiatisches Tanzdivertissement, von unserm jetzigen geschickten Balletmeister Leyitre arrangirt, beschloß angenehm diesen genussreichen Abend. Hr. Jermann trat noch als König Lear, als Daniel im „Erbvertrag“ und besonders auch in den „Räubern“ als Carl und Franz Moor zugleich auf, er zeigte hier unstreitig große Kraft und Kunst, doch bleibt so etwas immer eine Art von tour de force, die dem wahren Kunstfreund keine Freude machen kann. — Sehr hohen Genuß gewährte uns ein neues Schauspiel „die Fürstenbraut“, von derselben hochverehrten Verfasserinn, welcher wir schon das treffliche Lustspiel „Lüge und Wahrheit“ verdanken. Mit zartem, edlem Sinn und ächter Kenntniß des menschlichen Herzens ist jene schöne Dichtung entworfen und ausgeführt; höchst interessant ist die Verwicklung und mit gespannter Erwartung sieht man der Lösung entgegen, die so befriedigend und wohlthuend ist. Der engelgleiche Charakter der Prinzessin Mathilde ist ein wahres Ideal weiblicher Würde; wie oft werden solche edle, seltene Wesen durch eitle Alltagsmädchen, wie Fräulein Walterbach, verdunkelt und gekränkt! Vortrefflich ist die leidenschaftliche Verblendung des Fürsten, so wie seine Entzauberung gezeichnet und meisterhaft ist der geschäftige, sich wichtig machende Hofjunker in dem Baron Marwitz geschildert. Gut dargestellt, muß

dies treffliche Schauspiel überall warmen Beyfall finden. Später gab Dlle. Agnes Sch eb e st, die früher hier zuerst als Sängerin auftrat, eine Reihe von Gastrollen; als Tancred und als Armand in Meyerbeer's „Crociano in Egitto“ gefiel sie am meisten, als Agathe und Rezia weit weniger, unsere ehemalige Meinung bestätigte sich nur; die schöne hohe Gestalt, mit Würde und Anstand vereint, machen diese Sängerin sehr passend zu den Jünglingsrollen im Contra-Alt, welche oft bey der italienischen Oper gebraucht werden. Ihre von der Natur sehr schöne Stimme ist leider in früherer Zeit oft zu Sopranparthien gezwungen worden, dadurch blieb ihr einiges Schwanken in der Intonation; ihr Spiel ist richtig, aber etwas kalt, natürlich konnte sie daher in Rollen, die wir kurz zuvor von unserer genialen Schröder-Devrient gehört hatten, kein besonderes Glück machen. Doch erkennen wir gern in ihr eine achtbare Sängerin an.

Interessant waren am 21. und 22. April die gymnastischen Übungen von den zahlreichen Jünglingen des Herrn Lieutenant Werner. Dieser treffliche Lehrer und Schriftsteller im Fache der Gymnastik^{*)}, dem man insbesondere die Einführung gymnastischen Unterrichts bey der Erziehung der Mädchen verdankt, gewinnt hier einen immer ausgebreiteteren Wirkungsbereich, da sein sorgfältiger Unterricht fast in allen Schulen und Pensionen eingeführt ist. Weit blühender und kräftiger, gewandter und fröhlicher wächst dadurch die nächste Generation heran. Der jetzige Tanz hilft gar nichts mehr zur eigentlichen Ausarbeitung des Körpers, um so nothwendiger und erwünschter ist daher dieser Unterricht auch für die Mädchen, welche besondere Lehrstunden haben, die eben so passend sind, da dieser Lehrer auf Anstand und Grazie bey allen Übungen sieht, und das Zweckmäßige mit dem Schönen zu vereinen weiß. Da diese Prüfungen vor einem Kreis der Verwandten der Kinder, der Minister und Obrigkeitlichen in der Saale des Gewandhauses gehalten wurden, so war dieser festlich und sinnig dazu geschmückt; die drey Divisionen der Knaben zeigten erst die ganzen stufenweise fortgehenden Übungen, und es war eine Freude, die Pünctlichkeit, Gewandtheit und Kraft dieser zahllosen Schaaren munterer Knaben zu sehen. Die Mädchen kamen dann mit mannigfaltigen, ihnen angemessenen Übungen, wo es dort Lanzenspiel und Seilklettern gab, waren hier Wettlauf, Stellungen mit Shawls und Kränzen u. u. Darauf folgten Voltigirübungen erwachsener Jünglinge, hernach ein sehr kunstvoll und reizend erfundenes und trefflich ausgeführtes Fahnenpiel der sämmtlichen Knaben, und zuletzt mehrere wunderschöne, sehr malerisch geordnete, große Gruppierungen von sämmtlichen Schülern ausgeführt.

^{*)} Siehe Wiener Zeitschrift 1834, Nr. 54, die Anzeige von dessen zwey Werken: „das Ganze der Gymnastik“ und „Gymnastik für die weibliche Jugend.“

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Gastrollen der Mad. Pohl-Weiskelner, Ehrenmitgliedes mehrerer philharmonischen Vereine.

Der Name Pohl-Weiskelner cursirt in der Opernwelt als gute Münze und hat sich als solche an vielen Bühnen Deutschlands und auch Italiens verwerthet. Nach mehrjähriger Entfernung kommt dieselbe nun wieder an den Ort zurück, von wo sie ausgegangen und setzt uns in den Stand zu beurtheilen, welchen Einfluss die Zwischenzeit auf Metall und Präge geübt, oder mit andern Worten, zu welchem Grade von Künstlerkraft Mad. Pohl-Weiskelner sich herangebildet. Wir freuen uns, darüber Gutes sagen zu dürfen, insbesondere, nachdem vielleicht die Beschränktheit des Repertoirs dem Gaste nicht ganz die erwünschte Gelegenheit bietet, um seinen Kräften die volle Geltung zu verschaffen. Die Rollen, in welchen sich Mad. P. W. bis jetzt zeigte, waren jene der Rosine im „Barbier von Sevilla“, der Amina in der „Nachtwandlerin“, und des Romeo in „die Capulets und Montague's“. Die Mittel der Debutantinn sind, was Figur, Spiel und Mittelschönen des Organs betrifft, recht glücklich, der musikalische Vortrag aus sehr guter Schule hervorgegangen, die Coloratur brillant, vielleicht ein wenig überladen, und so mag die Wirkung im Allgemeinen immerhin als eine günstige gelten und Mad. P. W. den schätzbaren Künstlerinnen beygezählt werden. Die höheren und kräftigeren Passagen klingen wohl in der Regel etwas forcirt und die Übergänge erscheinen bisweilen schwankend, ferner möchten die Fiorituren hier und

da auch etwas veraltet aussehen; indessen, wie gesagt, der Gesamteindruck ist nicht unvorthailhaft und manche Einzelheiten befriedigen sogar in ungewöhnlichem Maße. So war in dem Part der Rosine der Vortrag der eingelegten Variationen sehr artig, das Duett in der „Nachtwandlerinn“ recht nett und die große Arie des Romeo im zweyten Acte ein ganz gelungenes Moment, geeignet, um der Gastspielerinn die vollkommenste Anerkennung zuzuwenden. An dieser fehlte es denn auch der Mad. P. B. in keinem ihrer Debuts und die Gefälligkeit der Repräsentation trug hiezu ihrerseits bey; in jedem Falle ist unser Gast eine schätzenswerthe, routinirte Kunstgenossinn, der an Bühnen zweyten Ranges ein Ehrenplatz nicht zu verweigern seyn dürfte. In der komischen Oper schreitet übrigens Mad. P. B. zu viel auf der Bühne herum, welches weder der Situation immer entspricht, noch auch als Beweis von Vertrautheit mit den Brethern allenthalben am Plage ist. Wie oft Mad. P. B. gerufen wurde, wissen wir nicht anzugeben; doch erwies sich unser freundliches Publicum eben so gerecht als verbindlich gegen den Gast. — Aus Anlaß der Wiederaufführung von *Vellini's* „Capulets und Montague's“ zum Benefice der gefeyerten *Fischer-Nichten* haben wir, da in den übrigen Debuts nichts Besonderes zu bemerken war, noch der Leistungen unserer „Frankfurter Nachtigall“ und der sonstigen, durchaus neuen Besetzung zu erwähnen. Rücksichtlich der ersteren berufen wir uns auf das über die früheren Partbien abgegebene Dafürhalten, mit der Versicherung, daß Mad. F. N. neuerdings einen Triumph feierte, der gleich genussvoll für die Zuhörer als ehrend für die Künstlerinn war. Mit Bedauern vernehmen wir, daß schon nach wenigen Rollen der *Cyclus* abgeschlossen seyn werde, in welchem die Meistersängerinn uns entzückte, und wünschen nur, sie baldigst wieder und unter recht vorthailhaften Verhältnissen bewundern zu können, uns vorbehaltend, über den Erfolg der weiteren Gastspiele in einem besondern Artikel zu berichten. Die Umgebung in der letztgenannten Oper bestand aus den *H. Meltinger* (Capulet), *Dobrowsky* (Tybald) und *Illner* (Lorenzo), welche nach Kräften ihre Schuldigkeit zu thun strebten, von denen inzwischen nur *H. Dobrowsky* etwas höhere Wirksamkeit erzielte. Die Direction hatte neuerdings für eine anständige Vergabe von Costumes, Comparserie u. dgl. gesorgt und verdient dafür alle Anerkennung.

Erwiederung.

Hr. J. N. Vogl hat sich mit seiner „Entgegnung“ im Samstagsblatte der Theaterzeitung eben nicht glänzend aus der *Affaire* gezogen. Daß „der Schaub“ in der vielfachen Zahl „die Schaub“ habe, und was er bedeute, wußte ich, auch ohne im *Adelung* nachzuschlagen; allein die gerügte Stelle heißt:

Als nun die Zwey 1c. 1c. geworden satt,
Lädt sie zur Raß die Schaub
Von Moos 1c. 1c.

Sollte nun hier die Mehrzahl von „Schaub“ verstanden seyn; so mußte nothwendiger Weise auch das Zeitwort im Plural stehen, und es folglich heißen:

Laden die Schaub von Moos sie zur Raß,

welchen Umstand jedoch die schriftstellerische Eitelkeit, gegen die glimpflichste Bemängelung aufsprudelnd, vollkommen übersah. Es muß sonach bey dem Vorwurfe sein Verbleiben haben, und Hr. J. N. Vogl mag seinen „wohlgemeinten Rath“ immerhin zur eigenen Darnachachtung für sich behalten.

(Mit Nr. 27 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 9. July 1835.

82

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voraufzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kayfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kayfer für das In- und Ausland versendet.

Skizzen englischen Lebens.

Spielhäuser.

(Fortsetzung.)

Es ist unglaublich, welchen Werth in England die Männer auf Kleidung legen, und mit welchem feyerlichen Ernste sie einen so trivialen Gegenstand in den Journalen und im Gespräche behandeln; die hohlköpfigste Puppe, ohne Rang, ohne Herkunft, ohne irgend eine der Auszeichnung werthe Eigenschaft, kann es bloß durch ihren Anzug dahin bringen, daß sie selbst in den ersten Zirkeln beachtet wird.

Die Hebe hinter dem Theetische schien ihre Kunden zu kennen; sie behandelte sie mit so schöner Gleichgültigkeit, daß selbst mein Begleiter sich einiger Bemerkungen darüber nicht enthalten konnte.

„Der junge Mann dort,“ sagte er, „der schon so lange mit engelgleicher Geduld auf die erbetene Tasse Thee wartet, ist der Sohn eines Marquis, der einstige Erbe eines unermesslichen Vermögens, und sehen Sie, wie Mademoiselle ihm den Rücken zuwendet, und ohne auf das, was er lispelt, im mindesten zu achten, die Stiche zählt, die sie an ihrer langweiligen Nähterey gethan.“

„In Frankreich verstehen sie das Ding besser.“

„Ach ja wohl, und wir alle sind in Frankreich gewesen, und brauchen unsere „schwarzseidenen Beinkleider“ nicht erst einzupacken. Unter allen den Herren, die Sie hier sehen, ist vielleicht nicht einer, dessen Herz nicht wenigstens einmal, wäre es auch nur für kurze Zeit gewesen, in den Banden der regierenden Prinzessin eines Pariser Café, einer Figurantinn der Opera, oder einer der reizenden Grisetten, die in der Hauptstadt der Eleganz das Verlieben zu einer so leichten und angenehmen Sache machen, gezappelt hätte. Wir alle, fragte man uns auf's Gewissen, würden eingestehen müssen, daß süße Erinnerungen sich uns im Herzen regen, so oft wir Paris nennen hören; sie thun aber unserem Patriotismus keinen Abbruch, denn kaum sind wir wieder über den Canal herüber, so

*) Sterne's empfindsame Reise.

finden wir solche langweilige, morose Geschöpfe, wie Sie hier vor sich sehen, wieder very smart *), ihre Kleidung, in der sie stecken wie Mumien in ihren versteinerten Windeln, very neat **), und ihre großen zweymännischen Schritte und die weitschweifigen Bewegungen ihrer Arme very brisk ***).

Wir gingen in den Saal, wo French-Hazard gespielt ward; es ging sehr ruhig und sehr anständig dabey her; sah man den Spielenden bloß ins Gesicht, ohne auf die Wechselfälle des Glückes zu achten, so war es unmöglich, den Verlierenden von dem Gewinnenden zu unterscheiden, und doch handelte es sich immer um sehr bedeutende Summen.

Eben so gemessen und feyerlich benahm die Gesellschaft sich während des Essens, die Gerichte waren auserlesen und vortrefflich zubereitet; sie konnten es leicht seyn, denn es ward viel Geld dafür bezahlt. Als das Dessert aufgetragen war, ersuchte ich meinen Begleiter, mir doch zu sagen, wie das Institut entstanden sey, und welche Mittel der Eigenthümer angewendet habe, ihm seinen gegenwärtigen Glanz zu verleihen und es so sehr in die Mode zu bringen. Meine Bitte fand alsobald Erhörung; die geselligsten Momente im Leben eines Engländers sind die, wenn er nach einem guten Mahle anfängt in den Zähnen zu stochern, während er den Hals der zweyten oder dritten Flasche mit vier Fingern umschlingt, und mit dem Daumen die Reste des Peches wegwischt, die der Stöpsel etwa zurückgelassen haben mag.

„Es gibt,“ hob mein Begleiter an, „eine Menge Leute, die sich noch recht gut erinnern können, Herrn Crockford auf einer Bank in seiner Fischbude unweit Temple Bar, die Pfeife in dem Munde, neben seinem Porterkrüge sitzen gesehen zu haben, denn vor nicht gar vielen Jahren war er noch Fischhöker. Des Abends, wenn er seine Bude geschlossen hatte, pflegte er in ein gemeines Wirthshaus zu gehen und einige Schillinge in Englisch-Hazard zu wagen; damals muß sein Außeres nicht so elegant gewesen seyn, wie Sie es jetzt sehen, denn es wird erzählt, seine Beinkleider seyen eines Abends so mit Fischschuppen bedeckt gewesen, und er habe so entsetzlich nach seinem Gewerbe gerochen, daß der Wirth jenes Bierhauses sich genöthigt gesehen, ihn zu bitten heim zu gehen und sich zu waschen, und gesäubert wieder zu kommen. Für das, was er des Abends gewann, verfuhr er am andern Morgen seine Bude mit Fischen. Ein Reitknecht, der dasselbe Wirthshaus zu besuchen pflegte, steckte ihm einß, daß das Pferd, das er bey dem nächsten Rennen reiten werde, ganz gewiß gewinnen müsse; Crockford wettete 100 L. darauf und gewann die Wette. Das war sein erster Gewinn von einiger Bedeutung, er legte ihn in der Bank eines gewissen Lewisre an, der zu jener Zeit sein Wesen in King-Street Nr. 5 trieb; das Schärlein trug so reiche Zinsen, daß Crockford bald nachher als Compagnon des Herrn Lewisre auftreten konnte; später trennte er sich jedoch wieder von ihm und eröffnete mit drey andern seines Gelichters ein Spielhaus in Piccadilly, das den Eigenthümern in einem einzigen Winter 20,000 L. einbrachte; eine Kleinigkeit, falsche Würfel, die man dort fand, mag vielleicht Einiges beygetragen haben, den Gewinn so enorm zu machen.

Auch von dieser Gesellschaft trennte sich Crockford und eröffnete ein

*) Sehr munter.

***) Sehr nett.

***) Sehr lebhaft.

neues Spielhaus, dem er den Namen Club beylegte. Da er bereits ein großes Vermögen besaß, so ward es ihm nicht schwer, sich einige Herren vom Range zu verbinden, und diese verkündeten des neuen Institutes Vorzüge mit so vollen Worten, daß den Crokford-Club zu besuchen unter den höheren Ständen in kurzer Zeit zur Mode, zur Manie ward. Gar bald vermochte ein Haus die Zahl der Mitglieder nicht mehr zu fassen, das zweyte und endlich auch das dritte daranstoßende mußten dazu gekauft werden, und aus allen dreyen ist der Pallast entstanden, in welchem Sie sich jezt befinden.“

„Vorsteher des Clubs sind jezt immer Männer vom höchsten Range, die sich jedoch in nichts einlassen, was den eigentlichen Zweck desselben betrifft, und deren Wirken sich bloß auf die Aufnahme der Mitglieder und einige andere leere Förmlichkeiten beschränkt. Herr Crokford bedarf ihrer Namen, damit sie seinem Hause Glanz verleihen und es in Ansehen und in der Mode erhalten.“

„Es gibt hier eine Menge Menschen, zum Theil von sehr guter Familie, die das Spiel als Gewerbe treiben; sie alle sind, wie sich das von selbst versteht, von Leuten wie Crokford abhängig, und müssen sich bemühen, ihnen nach besten Kräften in die Hände zu arbeiten. Sie drängen sich an Jeden, bey dem sie Geld und einige Anlage es zu verschwenden verspüren; ihre Schlaueit, ihr glänzendes Außere, ihre nicht selten sehr hochklingenden berühmten Namen sind Ursache, daß sie ihre Neze nur sehr selten vergebens auswerfen. Haben sie ihr Schlachtopfer so geplündert, daß fernere Beute nicht weiter von ihm zu hoffen ist, so überlassen sie es seinem Schicksale, denn Herr Crokford und seine Collegen verstecken sich hinter die Formen ihrer Institute, und versagen ihm den fernern Zutritt, damit das Haus rein gehalten werde von Leuten, die nichts zu verlieren haben, und weil der Anblick der zu Grunde Gegangenen die noch Flotten gar leicht in üble Laune versetzen könnte.“

„Diese Helfershelfer von Leuten, wie Herr Crokford, bezeichnen einander mit ganz eigenthümlichen Namen, sie heißen legs*), Greeks**), sporting men***), überhaupt bedienen sie sich, wenn sie über die Angelegenheiten ihres Gewerbes sprechen, eines nur ihnen verständlichen Nothwälsch.“

„Da die Geseze Spielhäuser nicht erlauben, so haben mehrere Eigenthümer von solchen Establishments Crokford's Idee benugt und ihren Instituten den Namen und die Formen von Clubs gegeben; der Fox-Hunting Club, der Melton Mowbray Club, und viele andere von größerem und geringerm Rufe sind nichts als Höllen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Weine.

**) Griechen.

***) Dem Vergnügen Lebende.

Antitrophe*).

Will der Wiebel dich der Lust erfassen,
Des Entzüdens Sonne dich begeistern,
Magst den kühnen Blick du fallen lassen
Kings auf Bilder, die den Stolz bemeißern;
Sawattenbilder nur des Lebens zwar,
Dunkle Gruppen, aber treu und wahr!
Sonne scheidet, Mondesstrahlen bebden
In ihr Leben.

*) Zu Straube's „Ernuthigung“ in Nr. 78 dieser Blätter.

Gerne wohl die Anker möchte lichten
 Ost des Geistes Schiff, um aus dem Hafen
 In die See den neuen Lauf zu richten;
 Nicht der Stürme denkend, die es trafen,
 Nicht der Blitze, die den Mast zerschellst,
 Nur des Ziels in Gottes schöner Welt;
 Doch es stöhnt der Eck bey seiner Eile:

Weile — weile!

Durch die Wüste wogt der Strom, der schnelle,
 Und des Wissens Sohn verfolgt mit mächt'gen
 Schritten ihn, von seiner Himmelsquelle
 Bis zur Mündung hin, zur weiten, prächt'gen;
 Freudetrunken kehrt er mit der Last
 Der Entdeckung, fällt, in sel'ger Hast,
 Ach! stromaufwärts — Wilden in die Hände:

Ende — ende!

Sag' doch an, was diese Pappeln klagen?
 Ihren Phaëton? Die Nachtigallen?
 Welchen Schmerz? Wer kann es mir wohl sagen,
 Wie Posaunen stets so ernst nur schallen?
 Wie so bang im Sturm' die Mäwe schwirrt,
 Wenn des Luftmeers Kerkette klistert?
 Eine Antwort nur auf jede Frage:

Klage — Klage!

Leben ist nur fortgesetztes Sterben,
 Aus dem Tode nur ersteht das Leben;
 So erblüh'n aus Atna's Blutverderben
 Die Olive und die süßen Reben.
 Aber wer den Lavabecher trank,
 Als der Lebenskräfte Opfer sank,
 Dem nicht jauchzt man zu beim Fest der Rebe:

Lebe — lebe!

Wem das Leben steht nicht mehr in Blüthe,
 Sehnt sich nimmer nach des Lebens Kränzen;
 Wem der Lenz erstorben im Gemüthe,
 Träumt nicht mehr von Frühlingselfentänzen.
 Jauchzt und tanzt in immer engerm Kreis,
 Bis — Enttäuschung mit dem Fahrenreis
 Euch berührt und sagt, was euch gegeben:
 Ach! das Leben.

Braun von Brauntbal.

Theater in Nordamerika.

Amerika besitzt seit langer Zeit Musiker, Maler, Bildhauer, Schauspieler und dramatische Dichter. Doch ist daselbst die Kunst bloß ein bleicher Widerschein der europäischen. Von Zeit zu Zeit kommt ein Virtuos aus Rom, Wien oder Florenz nach Amerika; eine Tänzerin aus der großen Oper von Paris oder von Neapel entfaltet die üppige Anmuth ihrer Pas vor den strengen Puritanern von New-York, das alles bildet noch keine amerikanische Kunst. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts besaßen die englischen Colonien noch kein Theater. Es war dieß eine der glänzendsten Epochen der englischen Bühne; Garrick stand auf dem Gipfel des Ruhms. Sein Besspiel erweckte manche ehrgeizige Hoffnung. Man baute Schauspielhäuser, junge

Talente bildeten sich; die Directoren machten häufig Bankerott, unter ihnen auch William Hallan, ein Bruder des Admirals Hallan; er war Director des Theaters Goodmanns-Field, machte schlechte Geschäfte, und ging nach Amerika, wo er das große Theater gründete; die meisten Künstler, welche in den Staaten der Union ihr Heil versuchten, trieben Noth und Armuth dahin. Hallan brachte eine gewisse Anzahl armer Teufel zusammen, man schiffte sich auf der „Charmanten Sally“ ein. Kein einziger unter diesen Schauspielern wußte eine einzige Rolle; während der Überfahrt brachte man die meiste Zeit mit Proben zu. Gegen den halben August 1752 stieg die kleine Truppe zu York-Town in Virginien an's Land. Die Virginier bekannten sich zur anglikanischen Kirche; man hoffte daher bey ihnen eine günstigere Aufnahme zu finden als bey den Presbyterianern der übrigen Staaten. Die wandernde Künstlergesellschaft täuschte sich nicht, dem Director wurde gestattet in einem verfallenen Gebäude, am äußersten Ende der Stadt gelegen, sein Theater aufzuschlagen. Es war eine der ältesten Wohnungen, die schon bey Gründung der Stadt war aufgeführt worden; wegen der einsamen Lage wollte Niemand darin wohnen. Das Haus hatte eine Hinterthür, welche auf den Wald ging, ein für Hallan in gastronomischer Hinsicht günstiger Umstand: er befand sich eben nicht in den glänzendsten Verhältnissen, und benutzte die Thüre, um sich Tauben für sein Mittagsmahl zu schießen.

Es wäre für unsere Abenteurer nicht rathsam gewesen, sich in Massachusets niederzulassen, deren Einwohner den Lehren Hamden's treu geblieben und das Theater als ein Werk des Satans verabscheuten. Im Jahre 1750, vor Hallan's Ankunft, hatten sich einige junge Leute von Boston in einem Kaffeehause versammelt, um ein Trauerspiel von Otway aufzuführen; das Volk drohte das Kaffeehaus zu erstürmen, die Kammer von Massachusets untersagte für die Zukunft jede Art theatralischer Vorstellung, welche, so hieß es in ihrem Beschlusse, die Sitten und Religion gefährde, die Bürger zu unnöthigen Ausgaben verleite, und an eine unregelmäßige Lebensart gewöhne; wer sich erdrechen würde, an einer theatralischen Vorstellung Theil zu nehmen oder ein Local dazu herzugeben, solle zu einer Geldbuße von 30 Pf. St. verurtheilt werden.

Lehren wir zu unsern nomadirenden Künstlern zurück. Ehe sie von Williamsburgh abzogen, ließen sie sich vom Gouverneur der Provinz ein Zeugniß ausstellen, welches aus sagte, daß sie, obgleich Schauspieler, sich jederzeit durch ein regelmäßiges Betragen die öffentliche Achtung erworben. Lange irrten sie von Stadt zu Stadt, von Meierhof zu Meierhof; bald ließen sie „Hamlets“ Monolog in einer Scheune ertönen, bald studierten sie ihre Rollen auf Schiffen ein, welche auf den großen amerikanischen Strömen durch die Wälder dahinschwammen. Sie errichteten ein kleines Theater zu Annapolis, später zu New-York; die Quäker von Philadelphia blickten mit Abscheu auf die gottlose Anstalt. New-York aber, eine alte holländische Colonie, war von dergleichen pietistischen Vorurtheilen frey und höchst erfreut, sich des Abends von den Handelsorgen durch höhere Genüsse zerstreuen zu können. Hallan's Unternehmen hatte daher ziemlich guten Fortgang zu New-York. Wie zutraunungsvoll und herzlich die Verhältnisse zwischen den Schauspielern und dem Publicum waren, ergeht aus folgender Note, welche auf einem Theaterzettel vom 30. November 1752 zu lesen ist: „Die Herren und Damen, wel-

che uns die Ehre erweisen, unsern Vorstellungen beyzuwohnen, sind gebeten, ihre Geschäfte bey Zeiten abzumachen, und etwas früher als gewöhnlich zu Mittag zu essen, um bey dem Aufziehen des Vorhanges gegenwärtig zu seyn, welches um sechs Uhr präcise vor sich gehen wird. Später können wir nicht anfangen, indem es sehr unangenehm wäre, um zehn Uhr nach Hause zu gehen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten *).

Prag, Juny 1835.

Die nächste Gastrolle der Ull. Caroline Bauer war die Margarethe in den „Hagestolzen“, — von denen man uns Gottlob! die ersten Acte schenkt; da jedoch der jüngern Theaterwelt die Exposition ganz fremd ist, und sie daher durchaus kein Interesse an dem Hofrath nehmen kann, so wäre es zu wünschen, daß man hier (wie auf andern Bühnen) wenigstens in einem kurzen Acte ein Resumé seines Hagestolzenlebens und seines edlen Charakters gäbe, um die Entschädigung, die ihm die Vorsehung in Margarethen zuführt, doch einigermaßen zu motiviren. Margarethe ist zwar in einer Hinsicht eine nichts weniger als schwierige Aufgabe für jede junge Schauspielerinn, welche von der Natur in so hohem Grade das empfangen hatte, was ihr zur Darstellung dieses lebenswürdigen Naturkindes Noth thut; dagegen entsteht eine neue Schwierigkeit, vorzüglich bey dem ältern Theile der Zuschauer, welcher bereits seit seinen Jugendjahren eine Legion von Margarethen gesehen hat, und fast jedes Wort, das sie sagen wird, im Voraus weiß. Der Rolle noch eine neue Seite abzugewinnen, ist bey diesem geraden, klaren Charakterbilde beynabe eine Unmöglichkeit; doch ertheilte ihm Ull. Bauer ein ganz besonderes Interesse, indem sie, trotz aller ländlichen Unschuld und Unbefangenheit, bey gänzlichem Mangel an Ausbildung doch die Grundzüge weiblichen Seelenadels besonders hervorschimern ließ, und uns gleichsam in einem Bauerspiegel das Bild zu ahnen gab, welches sie, durch den Umgang ihres würdigen Gatten gebildet, dereinst als Hausfrau darstellen würde. An demselben Abend gab sie noch die Frau von Lucy in der „jungen Pathe“, und je gediegener, je mehr aus dem Innern gegriffen uns Jffland's porträtartige Charakterzeichnung erscheint, desto größer war die Aufgabe, diese losen, schwankenden Contouren auszufüllen, und eine Gestalt daraus zu bilden, die zur lebendigsten Theilnahme hinreißt, und doch gelang dies der lieblichen Künstlerinn, nicht allein durch überall durchblitzenden Humor und durchfliegendes Gefühl, sondern ganz insbesondere durch eine Feinheit und Zartheit des höhern Conversationstones, die wir vor Ull. Bauer erst bey einer Schauspielerinn in so hohem Grade gefunden haben. Hr. Diez (Eduard) unterstützte den lieben Gast sehr vortheilhaft, und steigt sehr in der Gunst des Publicums. Hr. Spir o nimmt dagegen den zweyten Pachen zu grell, und karrikirt viel zu sehr, um in einem so zarten Bilde eine vortheilhafte Gestalt vorzustellen. Überhaupt ist dieser junge Schauspieler sehr zu ermahnen, er möge dem Beyfall misstrauen, welcher ihm zu Theil wird, wenn er — was nicht selten geschieht — übertreibt. Agnes in Ziegler's „Scherz und Ernst“ oder „der Mann im Feuer“, ist ein so flacher, für die gewöhnlichen Bühnennäivitäten berechneter Charakter, daß es dem Ruhm einer ausgezeichneten Künstlerinn eben keinen großen Zuwachs gewähren wird, wenn man sagt, sie habe ihn nicht nur vortreflich durchgeführt, sondern — so viel er es zuließ — veredelt. Unterstützt wurde sie in diesem Lustspiele schwächer, als in allen ihren übrigen Gastrollen. Der Vater schien zerstreut, die Kammerfrau lau, der Corporal glich Allem eher, als einem Soldaten, der Liebhaber schien nicht recht in seiner Rolle zu Hause, und hatte viel zu viel Embonpoint für einen Officier, der noch kein Pulver gerochen. Warum hat man Hr. Ernst diese Rolle nicht gelassen, die unstreitig eine seiner besten Leistungen war? Victorin von Lucéal in: „die Waise und der Mörder“ ist auch nur eine von den Rollen, welche eine Mime von höherem Range wohl einmal der Direction und einem Sonntagspublicum zu Liebe übernimmt. Da eines Theils die schöne Gestalt der Ull. Bauer in männlicher Kleidung sich sehr vortheilhaft ausnahm, sie also schon durch die Erscheinung bestach, auch die Rolle mit dem tiefsten Gefühl und Ausdruck, wie mit

*) Wiener Zeitschrift Nr. 63, vom 26. May 1835.

sprechender Mimit durchführte, so ist es natürlich, daß das ganze Mord- und Thränenstück die Zuschauer wieder ziemlich ansprach. Hr. Walter gab den Raimbeau zwar ziemlich scharf, doch durchdacht und in lebhafter Zeichnung, die nur hier und da etwas grell wurde, und er scheint sich nach und nach in das uns ganz fehlende Fach der Intriguants einzuspielen. Die Besetzung des Dabitas durch Hr. Feistmanzel ist ganz verfehlt zu nennen, denn so brav dieser stets gleich sorgfältige Schauspieler den Charakter durchführte, so fehlt das erste Requisit des Jugendfreundes Victorins, die — Jugend, und man muß hier, wie bey dem Pächter in der „jungen Pathe“, fragen, warum diese wie jene Parthie nicht Hr. Feichtinger zugefallen ist, der doch eigens für dieses Fach engagirt worden zu seyn scheint? Die zwey lieblichsten Bilder weiblicher Zärtlichkeit, eben so gleich im Kern als verschieden in der äußern Gestalt, Romeo's „Julia“ und das „Käthchen von Heilbrunn“, gab uns Dlle. Bauer in zwey auf einander folgenden Gastdarstellungen, und mit gleich glänzendem Erfolg und sorgfamer Auseinandersetzung beyder Charaktere, und schon diese nahe Zusammenstellung des Käthchen mit der Julia bewies die künstlerische Sicherheit, deren sich Dlle. Bauer mit vollem Rechte bewußt ist. Wenn gleich das tiefste poetische Liebesgefühl in beyden waltet, so war die deutsch-romantische Jungfrau doch weit verschieden von dem italienischen Fräulein, in dessen Herzen der Blitz der ersten Liebe zündet, um nur mit ihrem letzten Herzschlage zu erlöschen. Nach den vorhergegangenen Leistungen, die sich meist im Lustspielkreise und dem Gebiete weiblicher Unschuld und Gemüthlichkeit bewegten, stand zu erwarten, daß die Glanzpuncte der Julia in den ersten Acten liegen würden; aber, wenn gleich das Erwachen der Liebe, wie deren Bekenntniß in der wunderbaren Balconscene in der höchsten Fülle der Zartheit und Anmuth strahlten, so blieb sie doch auch in den folgenden Acten nicht hinter der Anlage zurück, und bewies, zumal in der Scene, wo sie den Schlastrunk nimmt, eine tragische Kraft, die man ihr kaum zugetraut hätte. Wie uns Dlle. Bauer als Francisca in der „bezähmten Widerspenstigen“ angekündigt wurde, stand zu erwarten, daß sie diesem Charakter eine neue, ihrer Individualität zusagende Seite abgewinnen würde, und in der That verzichtete sie auch auf manchen momentanen Effect, um das Grelle dieser Gestalt zu mildern, und sowohl die Liebe als den Muth des Obersten zu motiviren, und selbst durch ihre Liebenswürdigkeit einiges Vertrauen in die Möglichkeit ihrer Besserung zu erregen.

Zu ihrem Benefice brachte uns Dlle. Bauer ein neues Schauspiel von Mad. Charlotte Birch-Pfeiffer: „Die Erscheinung am Grabe“, unstreitig das beste Stück dieser fruchtbareren Bühnendichterinn, und in den meisten Parthien so zart und fein gehalten, daß ich gar nicht glauben konnte, es sey ihr Werk, bis in dem zweyten Acte ein paar charakteristische Merkmale ihrer Dichtungen hervortraten, nemlich, daß etwas geschohlen wurde, und ein Mädchen ihrem Geliebten eine Déclaration d'amour macht. Letzteres geschah aber hier auch auf eine ungewöhnlich zarte Weise, da sie nur zu seinem Bilde ihre Liebe ausspricht. Daß dieß, so wie die darauf folgenden brünstigen Umarmungen in dem Vorsaale der Kaiserinn vorgenommen wurden, mag Mad. Birch-Pfeiffer vor dem Richterstuhle des gesunden Menschenverstandes verantworten. Sie wagte das freylich auch nur, weil es noch im zweyten Acte geschah, da darf weder die Oberhofmeisterinn noch die Czarewna heraustreten, wo kämen sonst noch drey Acte her? Etwas später hätte es den unvorsichtigen Liebesleuten schlimmer bekommen können! Als ich mir aber die diplomatisch feine Haltung Potemkins, der in der Geschichte ganz anders dasteht, und einige andre ächte Salonscenen, zumal jene des Whistspiels, recht aufmerksam betrachtete, muß ich gestehen, ich gerieth auf den Verdacht, daß diesem Schauspiel ein französisches Original — sey es Drama, Memoire oder was immer — zum Grunde liege, welches Mad. Birch-Pfeiffer so ganz aus ihrer innersten Natur herausgeführt hat. Dieser Argwohn wird noch durch den Umstand erhöht, daß es nicht allein leichter gewesen wäre, dem Charakter des allmächtigen Feldmarschalls getreu zu bleiben, sondern auch weil dieser in seiner roheren Gestalt für gewöhnliche Schauspieler eine noch dankbarere Rolle gegeben haben würde. Den fünften Act (der nur dazu geschrieben zu seyn scheint, um das Publicum gehörig abzukühlen) hätte die Verfasserinn sich und — uns schenken können. Was die Darstellung der Czarewna durch Dlle. Bauer betrifft, so war Repräsentation und Toilette wahrhaft kaiserlich, und selbst der Ausbruch der Leidenschaft durch die hohe Stellung der Monarchinn bedingt und schattirt; nur trat ihr hier der schöne Fehler, der von Tag zu Tag abnimmt, fördernd in den Weg, oder vielmehr er hinderte das klare Verständniß ihres Verhältnisses zu Alexander. Dieser hat vor 15 Jahren das Bild der Kaiserinn, in ihrer Jugend gemalt, gesehen und trägt es als sein heiliges Ideal im Herzen. Herangewachsen sieht

er die Fürstin selbst (die zur Zeit der Empörung in der Krim 55 Jahre zählte), ihr hoher Geist hält die Vergötterung aufrecht, bis ihm der Zufall die wahre Liebe in der Person der 18jährigen Prinzessin Agraffine zugeführt, und nun hat er das Schicksal Phaons zwischen Sappho und Melitta. Dies wird nur dann vollkommen deutlich, wenn die Kaiserin — wie es gewiß die Intention der Dichterin war, die wahrscheinlich zuvörderst für sich schrieb — eine Schauspielerin in vorgerücktem Alter ist; tritt uns aber Katharina entgegen, in höherer Schönheit und Jugend strahlend als Agraffine selbst, mit einer Gestalt, womit sie die Königin „von sechzehn Jahren“ spielen könnte, so erscheint die Klage, „jeder Spiegel zeige ihr, daß sie nicht mehr achtzehn Jahre alt sey,“ als eine ungeheure Ironie; wir werden an Alexander irre und beschuldigen ihn, nach den vielen Beweisen der Huld und Gunst, die er von der Herrscherin erhalten, der charakterlosen Flatterhaftigkeit und Undankbarkeit, während er doch nur den ewigen Naturgesetzen folgt. Auch diesmal wurde Dlle. Bauer sehr wacker von ihren Umgebungen unterstützt. Hr. Potawsky gab die complicirte Gestalt des Feldmarschalls, wie er uns hier vorgeführt wurde, mit großer Consequenz und der vollen Sicherheit des Meisters. Gleichfalls recht vortheilhaft zeichnete sich das Liebespaar (Dlle. Frey) Agraffine und (Hr. Diez) Alexander durch Gefühl und Lebendigkeit der Darstellung aus, und auch Dlle. A. Schifaneder gab die kleine Rolle der Oberhofmeisterin mit Fleiß und gutem Erfolg. Die übrigen Rollen sind kaum mehr als Comparien. Mad. Birch-Pfeiffer kennt die Verhältnisse der Bühne wie ihre Collegen hinlänglich, und weiß, daß derjenige Theaterdichter am meisten Glück macht, der nur eine bescheidene Zahl von guten Schauspielern zum Gelingen seines Werkes anspricht.

Der Beyfall, der Dlle. Bauer in allen ihren schönen Leistungen gesendet wurde, ist in der That bey uns unerhört zu nennen. Die Schröder, Ancklich und Estair, Löwe und Seydelmann haben es im Herausrufen wohl in ihren glänzenden Parthien auf fünf- bis sechsmal gebracht, ja den beyden letztern ist es wohl auch widerfahren, zwey Mal hinter einander gerufen zu werden, und höchstens ein Operngast hatte es auf sieben- bis achtmal gebracht, aber die Zahl fünf war die geringste bey Dlle. Bauer, acht- bis zehnmal traf an mehreren Abenden ein, und Schlag auf Schlag dreymal war nichts Ungewöhnliches in dieser Epoche des Enthusiasmus. Ja ich glaube, wenn Dlle. Bauer noch länger da geblieben wäre, sie hätte es endlich auch auf die goldene 27 gebracht, welche der Malibran als Desdemona in Venedig zu Theil wurde. Blumen und Kränze werfen, ist bey uns nicht Sitte, und die Gedichte sind durch Mißbrauch in so übeln Credit gekommen, daß man sich fürchtet, ausgezeichnete Künstler durch Verse — die in der Regel nur die Recensenten lesen, um sich darüber lustig zu machen — zu kränken oder zu beleidigen. Aber jede andere Art von Liebkosung wurde ihr zu Theil, ja der Enthusiasmus des Publicums ging so weit, daß es ihr nach dem Schlusse des „Räthchens von Heilbronn,“ welches zur letzten Vorstellung bestimmt war, in dem Jubelsturm ein: „Dableiben! noch spielen!“ zurief, was sich noch nie ein Künstler zu rühmen hatte. Ueberrascht, doch mit jener unnachahmlichen Anmuth, die jede ihrer Bewegungen begleitet, trat Dlle. Bauer vor, und fragte mit ihrer süßstönenden Stimme, ob etwa das verehrte Publicum wünsche, daß sie noch einmal spiele? Ein Sturm von Applausissement, das das Haus erzitterte, bejahte die Frage; mit holder Freundlichkeit versprach Dlle. Bauer den Wunsch zu erfüllen, und feyerte an diesem letzten Abende in der Wiederholung der „jungen Pathe“ und der „bezhämten Widerspenstigen“ einen eben so vollständigen Triumph, als in allen ihren frühern Gastdarstellungen.

(Der Schluß folgt.)

Modellbild XXVIII.

Oberkleid, und Kleid von schottischem Battist. Die Schürze von Foulard crystal. Nach Originalen des Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmachers, Dorotheergasse Nr. 1108.

Ein Crephut mit Blumen. Eine Tüllhaube. Nach Originalen von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Sonnabend, den 11. July 1835.

83

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Skizzen englischen Lebens.

(Fortsetzung.)

Sitten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Das Schauspiel unter Cromwell. Mrs. Siddons's Züge aus dem Leben einiger ihrer Verwandten.

Das Zeitalter der Elisabeth war das Zeitalter der Pedanterie und Ausgelassenheit, oft mußte die erstere der andern zum Schmucke dienen; den gothischen Baumeistern gleich, welche die unbeholfenen Massen, die sie aus Stein und Mörtel aufführten, dem Auge gefällig zu machen suchten, indem sie selbe mit tausend künstlichen Verzierungen bekleideten, verbrämte der lockere Galan die Rede, die der Dame, nach deren Gunst ihm gelüstete, die beleidigenden Wünsche seines Herzens schildern sollte, mit rhetorischen Schnörkeln. Öffentlich ward das Minnespiel nach gewissen durch den allgemeinen Brauch festgesetzten Regeln getrieben. Auf Bällen oder bey andern festlichen Gelegenheiten saß oder lag der Ritter zu den Füßen seiner Dame; hier spielte er verliebt mit dem kleinen Finger der Hand, welche ihm zu überlassen die Geliebte großmüthig genug war, oder Ritter und Dame blickten einander so lange fest und unverwandt an, bis sie die Gegenstände, die sich in ihren Augen abspiegelten, deutlich erkennen konnten: das nannte man Wickelkind in des geliebten Gegenstandes Augen erblicken. Statt der *Ridicules* dienten den Damen Taschen, die am obersten Theile der weit hervorstehenden Schnürleiber angebracht waren; steckte eine Dame einen Liebesbrief, den sie erhalten, in die Niedertasche, so galt das für ein Zeichen günstiger Aufnahme. Die Herren trugen Liebeslocken, denen sie die Eigenschaft zutrauten, in den Herzen der Frauen, nach deren Liebe sie sich sehnten, heftige Leidenschaft zu entzünden. Gewöhnlich waren es nicht bloß Locken, sondern lange, mit bunten Bändern durchwundene Haarflechten, die vom linken Ohre bis auf die Schulter, oft bis zum Gürtel herabhingen; ihre Kraft zu vermehren, fügten Viele eine Blume hinzu, die sie am Ohr befestigten. Die Mode ward aus Frankreich eingeführt und durch die Perrücken verdrängt. Die Augen der Geliebten zu küssen galt für ein Zeichen großer Zärtlichkeit. Unglücklich Liebende trugen Kränze von Weidenlaub.

Sonderbar im Widerspruche mit diesen freyen Sitten erscheinen die Ideale weiblicher Tugend, welche die Dichter jener Zeit in ihren Werken aufstellen. Den Frauen, die sie schildern, ist ihr Gatte, zeigt er sich ihnen auch in jedem Verhältnisse des Lebens als ein wahres Ungeheuer, immer das Theuerste und Liebste auf Erden; sie athmen nichts als die feurigste Liebe mit der tiefsten Demuth und Unterwürfigkeit gepaart; sie murren nicht, wenn der Mann, an dem sie mit ganzer Seele hängen, seine Liebe ihnen entzieht, um sie einer Nebenbuhlerin zuzuwenden; sie fordern ihn sogar dazu auf. In *sofa Cooke*, dessen Werke besser gekannt zu seyn verdienen, als sie es sind, legt in seinem Lustspiel „die wohl erfundene Komödie“ der Heldinn folgende Worte in den Mund:

Sweet husband, if I be not fair enough
 To please your eyes, range where you list abroad,
 Only, at coming home, speak me but fair.
 If you delight to change, change when you please,
 So that you will not change your love to me.
 If you delight to see me drudge and toil,
 I'll be your drudge, because 'tis your delight,
 Or if you think me unworthy of the name
 Of your chaste wife, I will become your maid,
 Your slave, your servant, any thing you will,
 If for that name of servant, and of slave,
 You will but smile upon me now and then.
 Or if, as I well think, you cannot love me,
 Love where you list, only but say, you love me.
 I'll feed on shadows, let the substance go,
 Will you deny me such a small request *)?

Diesen Charakter, den die englischen Schauspieler, Märchen- und Novellendichter des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ihren Landsleuten so lieb zu machen verstanden, finden wir einige Jahrhunderte früher bey den Italienern; er erscheint bey *Boccaccio* in der zehnten Novelle des *Decamerone*, und es ist höchst interessant zu sehen, wie ausgezeichnete Geister ganz verschiedener Nationen, zwischen deren Heimat Meere ihre Wogen rollen, der Zeit nach durch Jahrhunderte getrennt, zuweilen von einer und derselben Idee ergriffen werden, die sie auf gleiche Weise verfolgen und, in wenig von einander verschiedene Gewänder gekleidet, der Nachwelt hinterlassen. Die Natur, die jeglichem Dinge seine Schranken gesetzt, hat auch dem Fluge des menschlichen Geistes sein Ziel gesteckt, über das sich hinauszuschwingen ihm unter keinem Himmelsstriche erlaubt ist. Wie die Narren des ganzen Erdbodens einander gleichen, und durch ihre Narrheit sich einander verwandt fühlen, so gehören auch die Klugen und Geistbegabten aller Völker und aller Zeiten nur einer

*) Bin ich, lieber Mann, nicht schön genug, deinem Auge zu gefallen, so schwärme außer dem Hause herum, wie es dir beliebt; nur sprich, wenn du heim kommst, freundlich mit mir. Liebst du den Wechsel, wechsle, so oft es dir beliebt, nur laß deine Liebe zu mir keinen Wechsel erfahren. Erfreut es dich, mich niedere Handarbeit thun und mich abplagen zu sehen, so will ich deine Hausmagd seyn, weil's dich erfreut. Hältst du mich des Namens deines keuschen Weibes vielleicht nicht für würdig, so will ich Magd, Sclavinn, Dienerinn, was du willst, dir werden, wenn du mir nur, weil ich deine Dienerinn und Sclavinn heiße, zuweilen lächeln willst. Oder kannst du, wie ich fast glaube, mich nicht lieben, so liebe wen du willst, nur sag mir, daß du mich liebst; ich will das Wesen fahren lassen und vom Schatten zehren. Wirst du so kleine Bitte mir versagen?

einigen großen Familie an, deren Glieder, alle Umstände genau betrachtet und strenge erwogen, ziemlich gleich theilhaft erscheinen.

Die Aufsicht über das Bühnenwesen führte am Hofe der Könige von England zu jener Zeit der Master of the Revels; von seinem Ausspruche hing es ab, ob ein Stück auf der Hofbühne aufgeführt werden sollte oder nicht, gewöhnlich verwaltete er sein Amt mit vielem Ernste.

Henry Herbert untersagte um das Jahr 1632 die Aufführung eines Lustspiels, „der Ball,“ von Shirley und Chapman, weil er Anspielungen auf Personen am Hofe darin wahrzunehmen glaubte. Nur Christopher Beeston's, des Directors, feyerliches Versprechen, alles Anstößige auslassen zu wollen, konnte ihn bewegen das ausgesprochene Verbot zurückzunehmen, und er bedrohte jeden Dichter oder Schauspieler, der sich dergleichen in Zukunft zu Schulden kommen lassen würde, mit öffentlicher Züchtigung. Selbst Shakespeare, der doch der Zeit den Spiegel vorzuhalten glaubte, übte seinen Muthwillen gewöhnlich nur an Todten. Sir John Fastolfe, der mit Falstaff gemeint ist, starb schon im Jahre 1459, und sein Andenken verdiente die Geißelhiebe, die der Dichter ihm versetzte, in keiner Beziehung. Er stammte aus einer alten Familie in Norfolk, diente mit Auszeichnung als General im Heere und später als Lieutenant von Irland. Angelegenheiten, die beizulegen sein Hof ihn nach Frankreich sandte, ordnete er zu dessen Zufriedenheit und zu seiner eigenen Ehre. Nach seiner Heimkehr ins Vaterland zog er sich auf seine Güter zurück, wo sein Haus seinen Freunden, sein Ventel jedem Nothleidenden beständig offen stand. Er war der vertraute Freund Weynflete's, des Stifeters des Magdalenen-Collegiums zu Oxford, das Sir John reichlich bedachte; auch der Universität Cambridge wies er bedeutende Summen an, um sie in den Stand zu setzen, Lehrkanzeln für die Philosophie und das bürgerliche Recht zu errichten. Er erreichte ein Alter von fast achtzig Jahren.

Zu den Schauspieldichtern jener Zeit, die es verdienen, neben Shakespeare genannt zu werden, gehören besonders Thomas Haywood, George Chapman, James Shirley und Josua Cooke. Unter einer Menge Wust und Schwulst, von denen auch ihr großer Zeitgenosse nicht frey ist, enthalten ihre Werke einzelne, ächte Perlen des Gefühls und Wises, die durch ihre Fassung an den Geschmack der spanischen Dichter einer etwas frühern Periode erinnern.

Zu jener Zeit begann das Schauspiel um ein Uhr Mittags; da das auch die gewöhnliche Tischzeit war, so versäumten Leute, die sich bey der Vorstellung eines neuen Stückes einen guten Platz sichern wollten, gewöhnlich ihr Mittagessen. Die Sitte, sich seinen Platz bis zum Anfange des Stückes durch einen Diener bewahren zu lassen, kam erst später auf. Die Zeit während der Zwischenacte und vor dem Aufziehen des Vorhanges vertrieb man sich durch Kartenspiel, Bier trinken und Tabak rauchen. Der Tabak war damals noch etwas Neues und das Rauchen sehr fashionable, in den Theatern waren Aufwärter angestellt, welche die Zuschauer, die es verlangten, mit allem dazu Erforderlichen zu versehen hatten; ein älterer Schriftsteller hat uns die Phrase überliefert, in welche junge Leute vom Ton ihr Verlangen darnach zu kleiden pflegten, sie lautet: „He da! eine Pfeife. Nichts Verfälschtes, Schurke! Das Beste was du hast, was du auch dafür fordern magst.“ Ein

Elegant dieses Gepräges bot seiner Nachbarinn einen Zug aus seiner Pfeife an, wie ein Fashionable unserer Tage der feinigsten Zuckerwerk anbietet.

Bev Vorstellung von Stücken, deren Inhalt nicht allgemein bekannt war, erschienen Damen, die auf Decorum hielten, gewöhnlich maskirt, um unerkannt und ohne Argwohn gegen ihre Sittlichkeit zu erregen, aus vollem Herzen über die derben Späße lachen zu können, mit welchen ihre Producte zu würzen Lustspielsdichter nie versäumten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Wahnsinnige am Grabe der Geliebten.

Ich stand wohl an die ganze Nacht
Am kleinen Gitterthor,
Und ihren Namen rief ich sacht,
Und lauschte lang empor.
Und rief ihn leise, rief ihn laut:
O, komm du süße Herzensbraut! —
Und stille blieb es, es blieb still,
Wie kommt's, daß sie nicht hören will?

Und da ich wieder lang gelauscht,
Griff ich in's Saitenspiel,
Daß Ton an Ton sich wild durchrauscht
In dumpfem Angstgewühl.
Die Wälder bebten wie ein Meer,
Die Stürme rollten wirbelnd her,
Die Donner grollten meinem Spiel,
Ich stand und rief im Sturmgewühl.

Und grimme Wuth erfaßte mich,
Und da sie noch nicht kam,
Da packt' das kalte Eisen ich,
Ganz wirr von Schmerz und Gram,
Und zerzte dran und riß mit Macht,
Und brüllte durch Donner, Sturm und Nacht —
Ich weckt' sie nicht, dumpf blieb's und still,
Wie kommt's, daß sie nicht hören will?

S. 511ff.

Theater in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1754 kündigte sich eine Revolution in den Sitten von Philadelphia an; man erblickte zum ersten Male bunte Kleidungsstücke auf den Straßen, bis dahin hatten die Einwohner bloß Drab (kastanienbraun) getragen. Kühne Neuerer fingen an gelbe Gilets und blaue Hosen zu tragen. Einige Quäker hatten Shakespeare gelesen, und äußerten den Wunsch, eines seiner Meisterwerke aufzuführen zu sehen. Ein Quäker reiste nach New-York, um sich mit Hallan zu besprechen; andere knüpften Unterhandlungen mit dem Gouverneur Hamilton an. Es kam zu lebhaften Debatten; Pamphlete erschienen; endlich wurde dem Gouverneur die Erlaubniß abgerungen, 24 Vorstellungen zu geben, unter der ausdrücklichen Bedingung, nicht das mindeste

Wort von zweydeutiger Tendenz aussprechen zu dürfen, und für alle Schulden, welche das Theater machen werde, hinlängliche Caution zu leisten; der Streit dauerte fort nach Eröffnung des Theaters. Als die 24 bewilligten Vorstellungen gegeben waren, segelten unsere Bühnenkünstler nach Westindien, wo sie minder feindlich gesinnte Leute fanden; hier lächelte ihnen das Glück. Douglas, Hallan's Nachfolger, ließ auf's Gerathewohl ein Schauspielhaus zu Philadelphia erbauen; als er die Vorstellungen eröffnen wollte, wurde es ihm von Obrigkeitwegen untersagt. Nur mit unsäglicher Mühe gelang es ihm, die Befugniß zu erhalten, dreyzehn Vorstellungen zu geben.

New-Port setzte dem Aufkommen der Bühnenkunst einen eben so hartnäckigen Widerstand entgegen. Vergebens ließen die Acteurs in den Journalen Zeugnisse abdrucken, welche darthaten, daß sie ihre Schulden pünctlich bezahlten, daß sie Sonntags in die Kirche gingen, und daß sie ihre Haushaltung geziemend führten; sie konnten weiter nichts erlangen, als während zwey Monaten zweimal die Woche spielen zu dürfen. Ihre Gegner bestrebten sich besonders zu beweisen, daß sie die Einwohner um die Früchte ihrer Arbeit bringen und die Cassen der guten Stadt New-Port leeren würden; dieses Argument blieb nicht ohne Wirkung auf die sparsamen Einwohner, die unablässig auf Erwerb und Gewinn sannnen. Und doch war es nur ein armseliges Theater, die Beleuchtung kostete jeden Abend nur 2 Pf. St.

Von den Sitten jener Zeit sind uns einige wunderliche Documente geblieben. Ein Theaterzettel von 1761 enthält folgende Bemerkung des Directors: „Die Personen, welche die Coulißen besuchen, sind in so großer Anzahl, daß es den Schauspielern oft schwer wird, ihre Pflicht zu erfüllen; wir bitten diese Herren unterthänigst, ein specielles Billet einlösen zu wollen, wenn sie dieser Vergünstigung theilhaftig zu werden wünschen.“

Die Truppe des Hrn. Douglas folgte Hallan's Beyspiel, und begab sich nach Jamaica. Bey den ersten politischen Unruhen in den amerikanischen Colonien riß der Pöbel das Theater zu Philadelphia nieder, erst im Jahre 1764 wurde es wieder aufgebaut. Den 14. November waren neun Indianer, Oberhäupter der Nation der Cherokees, nach Philadelphia gekommen und hatten der Vorstellung „Richard III.“ beygewohnt; sie begnügten sich nicht damit Zuschauer zu seyn, sie wurden selbst Acteurs. Der Theaterzettel verkündete Folgendes: „Die Häupter der Wilden wollen ihren weißen Brüdern ihre Erkenntlichkeit bezeigen für die wohlwollende Aufnahme, die ihnen geworden; sie sind demnach gesonnen, den Kriegstanz auf der Bühne aufzuführen. Man wird hoffentlich nicht vergessen, daß die Personen, welche unsere Bühne zu besteigen geruhen, in ihrem Lande in großem Ansehen stehen.“

Nach dem Ausbruche der Revolution war einer der ersten Schritte des Congresses, alle Theater zu schließen; der damalige Director Wignell eilte, ein Land zu verlassen, das sich auf eine so wunderliche Art zum Genuß der politischen Freyheit anschickte, er fand, wie seine Vorgänger, eine Zufluchtsstätte in Westindien; das Gold der Pflanzler und der Negerhändler tröstete ihn.

Der Zufall wollte, daß unter den Generalen, welche gegen die Amerikaner fochten, sich einer befand, der das Theater leidenschaftlich liebte, und selbst ein ziemlich ausgezeichnete dramatischer Dichter war, er hieß Bourgoyne. In den ruhigen Augenblicken, welche ihm die Kriegseignisse ließen, schaffte er seinen Generalstab in eine dramatische Gesellschaft um; „die Erbinu,“ eine

der besten englischen Komödien, die bekanntlich von *Bourgoyne* ist, wurde zu Boston, wo er belagert war, auf diese Art aufgeführt, wie auch eine von demselben improvisirte Farce: „Die Blockade von Boston.“ Letztere hatte eben angefangen, als ein Sergeant plötzlich auf der Bühne erscheint, sich mitten unter die Schauspieler stellt und ausruft: „Der Feind ist in unsere Linien eingefallen.“ Das Spiel des Sergeanten war äußerst natürlich, kein Wunder, denn was er verkündete, war wirklich geschehen. Die Zuhörer aber glaubten, er gehöre zu den Schauspielern und klatschten. Darüber wurde der Sergeant böse: „Ihr klatscht, ihr klatscht, es ist kein Spas, unsere Linien sind bedroht.“ Neuer Applaus des Parterres, welches der Schwank des Unterofficiers ungemein ergözte. Nun aber gerieth der Unterofficier in Wuth, und trotz der Gegenwart des Generals *Bourgoyne*, schrie er ganz außer sich: „Ihr Dummköpfe, es ist kein Spas, frogt nur den General.“ Der Irrthum wurde erst aufgeklärt, als ein Officier in die Loge des Generals trat und die Nachricht bestätigte. *Bourgoyne* mußte die Stadt verlassen und sich nach New-York flüchten, wohin er sein Hauptquartier und sein Theater verlegte. Ein Hauptmann malte die Decorationen, ein Oberst war *Sousleur*, und der berühmte Major *André* zeichnete die Costumes. Ich erinnere mich, das Trauerspiel „*Douglas*“ von einem Lieutenant, zehn Unterleutenants und einem Feldwebel spielen gesehen zu haben. Für die weiblichen Rollen nahm man die jüngsten Officiere. Dieselbe Tragödie war einige Jahre zuvor zu Edinburgh von einer noch bizarrerem Gesellschaft aufgeführt worden. Der berühmte Dr. *H. Blair* gab die *Anna*, Dr. *Fergusson* die *Lady Mandolph*; in demselben Stücke figurirten *Robertson* und *Hume*.

Nach Begründung des nordamerikanischen Freystaates kehrten *Hallan* und *Wignell* aus *Jamaika* zurück (1785) und versuchten zu New-York ein Theater zu gründen. Ihr Gesuch veranlaßte den heftigsten Streit in den Kammern von *Pensylvanien*. Man verbot zwar den Künstlern nicht, zu spielen, gab ihnen aber auch keine Befugniß dazu, und da sie es auf sich genommen, ohne weitere Concession auf eigene Faust zu spielen, wurden sie zu einer Geldbuße verurtheilt. Einige junge nordamerikanische Schriftsteller versuchten die englischen Dichter nachzuahmen. *Thomas Godfrey* schrieb ein ziemlich schlechtes Trauerspiel: „*Der Partherfürst*.“ *Barnabas Wedwill* ließ ein anderes Drama auführen: „*Die Ehe um's Geld*“, vielleicht die lächerlichste aller Tragödien, die je gedichtet worden. Eine unbeschreibliche Wirkung brachte der Vers hervor:

„Dem Tage folgt die Nacht, die Nacht dem Tage,“
an dergleichen Sentenzen war das Stück reich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.)

Prag, Juny 1835.

Noch einen zweyten Schauspielgast hat uns Dresden zugesandt, nemlich den königl. sächs. Hoffchauspieler *Hrn. Stölzel*, ehemals ein Mitglied unserer Bühne, der sich zumal in der letzten Zeit seines hiesigen Aufenthaltes so sehr die Gunst des Publicums erworben hatte, daß ihm eine freundliche Aufnahme mit Gewisheit zu prognosticiren war; daß aber das Publicum durch seine lebenswürdige Vorgängerinn *Mlle. Bauer* so für das Schauspiel gewonnen worden war, erhöhte die Lebendigkeit des Empiangs

so sehr, daß er in seiner ersten Gastrolle („der Schwäger,“ in dem er schon früher sehr gefallen hatte) stürmisch empfangen und sechs Mal im Laufe des Abends hervorgerufen wurde. Auch die beyden folgenden Rollen, Bretislaw in Cberer's „Bretislaw und Jutta,“ und Kayach's „Robert der Teufel,“ waren Wiederholungen uns schon bekannter Leistungen, und ebenfalls mit reichem Beyfall gekrönt, wenn gleich der werthe Gast in der ersten Rolle das Unglück hatte, schon im dritten Acte von einer Heiserkeit befallen zu werden, die ihn an der Entfaltung seines kräftigen Organs hinderte. Unter den Mitgliefern unserer Bühne, die ihm sorgfältig und wirksam zur Seite standen, muß vorzüglich Dlle. Herbst als Jutta und Cynthia erwähnt werden. Daß sie die letztere mit einer tragischen Kraft darstellt, die sich den Leistungen der ersten Künstlerinnen Deutschlands muthig zur Seite stellen darf, ist längst bekannt, und nicht minder gelungen war ihre Jutta, sowohl in Bezug auf tiefes, ergreifendes Gefühl im Allgemeinen, als das Erwachen und Entfalten der ersten Liebe im weiblichen Herzen.

An einem Abende gab Hr. Stölzel den Lieutenant Werthen in der „beschämten Eifersucht,“ und den Lord Pudding in der „Benefice-Vorstellung,“ das erste immer eine sehr glückliche, das zweyte die ausgezeichnetste Leistung des Hrn. Stölzel, an dessen Seite Hr. Polawsky vielleicht als der erste Flüsterleis der deutschen Bühne erschien, und diesen Abend ganz vorzüglich bey Laune war. Hie und da schien zwar das Gedächtniß ihm minder treu zu seyn als gewöhnlich, wenn er nicht etwa hie und da absichtlich etwas schwankte, was das Komische des Ganzen mitunter beynah noch erhöhte. Hr. Walter gab den Schreydichaus besser, als wir ihn noch je gesehen, und auch Hr. Spiro stellte den Trillerhold mit ziemlicher Moderation dar; doch sollte diese Rolle stets mit einem Schauspieler besetzt seyn, der mehr seinen Conversationston in seiner Gewalt hat. Hr. Walter schien ganz dazu geeignet zu seyn, und da es gewiß recht interessant ist, wenn der wirkliche Held der Gesellschaft sein Rollenfach als Schreydichaus parodirt, so dürfte Hr. Fischer um so eher diese Rolle übernehmen, als die Fehler, welche der Held des Lustspiels repräsentirt, gar nicht die seinigen sind. In der „beschämten Eifersucht“ waren vorzüglich Dlle. Frey (Julie), Hr. Walter (Baron von Sturz) und Hr. Feismantel (Christian) recht lobenswerth zu nennen, obchon den beyden erstern die schwierige Aufgabe zugefallen war, Mad. Binder und Hrn. Polawsky zu ersehen. Graf und Gräfinn Solms laborirten an einigem Gedächtnißmangel und Baron Walling an Weinerlichkeit, so daß ihm alle vier Reden einmal die Stimme brach.

Die erste neue Rolle, die wir von Hrn. Stölzel sahen, war Eduard Rapid im „Schneider und sein Sohn,“ in dem wir vorzüglich die große Consequenz bewundern, womit er den Charakter ganz so festhielt, wie er ihn angelegt, und selbst in der gefährlichen Scene, wo sein Ehrgefühl erwacht, sich nicht hinreißen ließ, ihn höher zu stellen, als es die Haltung des Ganzen verlangt. Hr. Polawsky (Rapid) war vorzüglich, wie immer in dieser Rolle. Vorzüglich glänzt er aber in den gemüthlichen Stellen derselben.

Als eine Novität aus dem Gebiete des Komus erhielten wir zum Vortheile des Schauspielers Hrn. Dietrich: „Von Sieben die Häßlichste,“ Lustspiel in drey Aufzügen und einem Vorspiele von L. Angely. Unstreitig eine der schwächsten Arbeiten des fleißigen Bühnendichters, die, lose zusammengewürfelt, noch dazu sehr an Reminiscenzen leidet, und wohl nur dann Glück machen kann, wenn die zwey Hauptrollen mit überströmendem Humor ausgestattet werden. Bey uns eilten beyde so sehr vorwärts, daß sie meist unverständlich wurden, und viele der Nebenrollen, die lebhaft in das Ganze eingreifen sollen, waren sehr mangelhaft besetzt. Am wichtigsten, nebst Ernst Hellwald und Gabriele Leberecht, dürften Jeremias Leberecht und Moriz Müller seyn, und im Grunde sind diese letzteren beyden consequenter als jene gezeichnet. Die H. Polawsky und Preisinger lösten ihre Aufgaben mit künstlerischer Sicherheit, und vorzüglich der erstere erntete für seine höchst ergötzliche Darstellung stürmischen Beyfall und wiederholtes Hervorrufen. Auch der Beneficiant und Dlle. Frey wurden verlangt.

Dlle. Sabine Heinefetter, deren Benefice wir die Bekanntschaft mit Bellini's „Nachtwandlerinn“ verdanken, gab, nebst einigen Wiederholungen der Desdemona und Rosine, noch die „Semiramis,“ „Tancred,“ Ninetta in der „Ester,“ und die Amina als Gastrollen; doch nicht mehr mit demselben Glücke und dem allgemeinen Beyfallsturme, wie vor zwey Jahren. Obschon man die schöne Naturgabe, und deren sorgfältige Ausbildung vollkommen anerkennt, und ihre Leistungen mit lautem Beyfall und vielfachem Hervorrufen lobt, so hat sie doch eine zu gefährliche Nebenbuhlerin

an Dlle. Luher, die bey gleicher Kunstfertigkeit und größerem einheimischen Talente, noch die siegreichen Allürten, Jugend und liebliche Gestalt hat, die ihrer Stimme und Erscheinung einen erhöhten Reiz ertheilen. Das meiste Glück machte Dlle. Heinefetter mit einer Cavatine von Donizetti, die sie erst im „Tancred“ — ziemlich unpassend — und dann im „Barbier von Sevilla,“ einlegte. Dlle. Luher sang dieselbe Cavatine im dritten Acte des „Fra Diavolo,“ auf ganz andere Weise, aber gewiß nicht minder lobenswerth. Gene trug sie nemlich (auch im „Tancred“) ganz als Concerstück vor, während diese sie der Situation anpaßte, und mit leidenschaftlicher Aufregung sang. Ich möchte übrigens auch die Wahl dieses Einlegestückes nicht vor einem strengen, musicalischen Richterfühle vertreten, da es von der Composition des „Fra Diavolo“ zu sehr absteht. Manche — welche die Cavatine in „Fra Diavolo“ noch nicht von Dlle. Luher gehört hatten — wollten eine Art von Herausforderung des Kunstgastes in dieser Wahl sehen, und doch konnte Dlle. Luher dieselbe durchaus leicht nicht weglassen, ohne den Anschein zu haben, als vermeide sie eine Parallele, die sie wahrscheinlich nicht zu scheuen hat, da im Gegentheile hier gerade die größere Jugendkraft ihrer Stimme auf das siegreichste hervortrat.

Doch ich komme auf die „Nachtwandlerinn“ zurück. Die Musik, ohne dem „Piraten“ oder der „Unbekannten“ an die Seite gestellt werden zu dürfen, hat doch sehr ansprechende Nummern, und vorzüglich sind die beyden Hauptparthien und einige Chöre mit großer Sorgfalt durchgeführt. Was die Darstellung der Titelrolle durch Dlle. Heinefetter betrifft, so kann diese Wahl der geschätzten Künstlerinn nicht geradezu gebilligt werden. Amina gehört zu denjenigen Parthien, welche nebst einer bedeutenden mimischen Kunst, zugleich auch eine interessante und jugendliche Gestalt (wie die Ninetta in der „Ester“) bedürfen, und da Dlle. Heinefetter ein so reiches Repertoire von Rollen besitzt, die ihrer mehr heroischen Individualität besser zufagen, so würde sie nur für ihren eigenen Ruhm und Vortheil bedacht erscheinen, wenn sie solche Rollen ihren jüngern Kunstgenossinnen überliesse, insbesondere, da sie eine verschönernde Toilette hartnäckig zu verschmähen scheint. Sie sang übrigens einige Nummern sehr schön, und erhielt dafür reiche Beyfalls Spenden; doch gehört diese „Nachtwandlerinn,“ die ihr durchaus nicht zu passen scheint, auf jeden Fall unter ihre schwächsten Leistungen. Ganz musterhaft sang Mad. Podhorsky die wenigen Nummern der Lisa, nur wäre in der Darstellung etwas mehr Lebhaftigkeit, pikante Bosheit und Coquetterie zu wünschen gewesen. Auch Hrn. Strakaty (Rudolph) haben wir in langer Zeit nicht so brav singen gehört, als an diesem Abende. Die Aufnahme von Seiten des Publicums war beyfällig, und es steht zu erwarten, daß die Oper an Theilnahme immer mehr zunehmen dürfte, zumal, wenn die Titelrolle einmal an Dlle. Luher übergegangen seyn wird, die dazu wie geschaffen scheint.

Ein zweyter Operngast Hr. Drška (abermals aus Dresden) gab bisher drey Gastrollen: Fra Diavolo, Radori in „Zeffonda,“ und den Edwin in der „Nachtwandlerinn,“ und machte besonders in der letzten ausgezeichnetes Glück.

Die neu engagirte Altistin, Mad. Schmidtz-Friese, hat als zweytes Debut den Ursaz in der „Semiramis“ gesungen, und sodann aus Gefälligkeit und zur Beförderung der Gastrollen der Dlle. Heinefetter und des Hrn. Drška mehrere kleine Parthien übernommen, als: Emilia in „Orbello,“ Ritta im „Zampa,“ Lady Pamela in „Fra Diavolo,“ Therese in der „Nachtwandlerinn,“ und Pippo in der „Ester,“ und vorzüglich in der letzten Rolle sehr gefallen. Sie ist eine gründlich gebildete Sängerin mit einer in den tiefen Chorden sehr kräftigen Stimme, so weit wir sie bisher kennen gelernt haben, doch scheint sie noch immer etwas leidend zu seyn und sich noch nicht an das hiesige Klima gewöhnt zu haben, welches allen Personen, die aus dem Süden oder Westen Deutschlands kommen, in der ersten Zeit nur wenig zusetzt. Ich schliesse dies aus der Ungleichheit ihres Tons an verschiedenen Abenden, denn fehlte es ihr wirklich an Stimme, so könnte keine ihrer Leistungen gelingen.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 14. July 1835.

84

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Skizzen englischen Lebens.

(Fortsetzung.)

Sitten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Das Schauspiel unter Cromwell. Mrs. Siddons's Bilde aus dem Leben einiger ihrer Verwandten.

Durch den Ausbruch der bürgerlichen Unruhen wurden die Vorstellungen von Schauspielen auf lange Zeit unterbrochen; Cromwell untersagte sie gänzlich. Sir William Davenant, der das allgemeine Verbot zu umgehen suchte, indem er das Publicum durch einzelne Scenen, die er in stummen Gruppen aufführen und dann durch Declamation erläutern ließ, zu entschädigen sich bemühte, ward deßhalb vor Gericht und zu schwerer Verantwortung gezogen.

Alle Verbote und die strengste Bestrafung ihrer Übertreter, waren jedoch nicht vermögend die Vorliebe des Volkes für scenische Darstellungen zu schwächen; es sehnte sich nur mit um so größerem Verlangen darnach, je länger es sie entbehren mußte, und immer fanden sich Leute, die seiner Neigung schmeichelten, um Vortheil daraus zu ziehen. Theaterunternehmer kündigten Productionen von Seiltänzern und gymnastischen Künstlern an, die erlaubt waren, und wenn das Publicum sich versammelt hatte, unterhielten sie es durch Drolls, welches entweder Possenspiele oder aus einzelnen Scenen größerer Schauspiele ernsthaften Inhalts zusammengesetzte Stücke waren, denen man einen neuen Titel beygelegt hatte; ein aus einzelnen Theilen des Sommer-nachtsstraums gebildetes Stück hieß „Bottom the Weaver.“ Das am meisten besuchte Theater dieser Art, das London damals besaß, befand sich im Red Bull Yard, in der Gegend, die jetzt Woodbridge-Street heißt. Von den darstellenden Individuen besaßen die meiste Anziehungskraft für das Publicum ein starker Mann, von dem berichtet wird, daß er eine vierhundert Pfund wiegende Kanone mit dem Haare seines Hauptes vom Boden aufgezogen habe; ein Seiltänzer, der Funamble Türke genannt; Robert Cox der Komiker, und ein sehr talentvoller Affe. Cox wird als der Liston seiner Tage geschildert; er soll die Kunst sich dumm zu stellen und Gesichter zu schneiden, im hohen

Grade befeffen haben. Am liebften sahen seine Gönner ihn in der Posse Simpleton the Smith, in der er die Rolle des jungen Simpleton, eines einfältigen jungen Menschen, spielte, den der Dichter mit einer großen Virtuosität im Essen ausgestattet. Er läßt ihn sein aus Brot und Butter bestehendes Vesperbrot auf der Bühne verzehren, und dieses soll Cox mit solcher Appetit erregenden Gier verschlungen haben, daß allen Anwesenden der Mund gewässert. Es wird erzählt, daß ein junger Mensch vom Lande, der ihn zum ersten Mal sah, bey dieser Stelle ausgerufen habe: „Bitte, bitte, gib mir auch etwas!“

Die erwähnte Posse bietet einen vortreflichen Maßstab für den Werth der Stücke, die man auf diesen Winkeltheatern aufzuführen pflegte. In einer Scene beklagte der alte Simpleton sich gegen seinen Sohn, den erwähnten Esser, daß er schon alt werde, worauf der hoffnungsvolle Sproßling mit vielem Gleichmuth erwiderte: „Schande genug für diejenigen, die versäumten, euch aufzuhängen, als ihr noch jung waret.“ Dergleichen Witz blühte, und die verblühten Zwendeutigkeiten, von denen diese Stücke frohsten, waren aber gerade das, was das Publicum anzog und in wiederndes Entzücken versetzte.

Von dem Seiltänzer, der den Besuchern des Theaters im Rothenochsenhofe unter dem Namen der Türke bekannt war, findet man Kunststücke aufgezeichnet, die ein Kunstgenosse unserer Tage ihm schwerlich nachmachen dürfte. Er setzte sich auf das Seil nieder, streckte ein Bein herab, so weit er konnte, und ließ sich an den Fuß desselben einen Knaben von zehn Jahren vermittelst eines Strickes binden, dessen eines Ende an einem dicken ledernen Gürtel um des Knaben Mitte befestigt war. Hierauf richtete er sich auf und tanzte mit dieser Last und ohne von seinen Augen Gebrauch machen zu können, so leicht und flink auf dem schlaffen Seile, wie ein Ballettänzer es nur immer auf festem Boden hätte thun können. Ein anderes seiner Paradestücke war das Erklettern des Mastbaumes. Der Mastbaum war ein dicker Balken, dessen oberstes Ende wenigstens zehn Fuß über das Seil hinausragte. An diesem spiegelglatten Balken arbeitete der Türke sich in die Höhe, und wenn er den Gipfel erreicht hatte, stellte er sich mit dem Kopfe darauf. In dieser Stellung mit ausgespreizten Beinen, zeigte er sich dem applaudirenden Publicum einige Secunden lang, dann glitt er wieder herab auf das Seil und rutschte dieses mit aufgehobenem Kopfe und ausgestreckten Händen auf der Brust entlang.

Als nicht minder geschickt wird der Affe beschrieben, der dem Türken mehrere seiner Kunststückchen abgelernt und täuschend nachgemacht haben soll. Aber seine Leistungen sowohl als die des Türken und des starken Mannes wurden nur in Anspruch genommen, um dem, was zu sehen das Volk eigentlich gekommen war, zum Deckmantel zu dienen; nur wenn man einen Besuch der Rundköpfe befürchtete, nur wenn das Geschrey „Nothröcke! Nothröcke!“ die Vorstellung eines Schauspiels unterbrach, nahm man seine Zuflucht zu ihnen.

Das Innere eines damaligen Theaters muß von dem eines heutigen sehr verschieden gewesen seyn. Das Parterre hatte keine Bänke, und die Logen, die man zu jener Zeit Zimmer *) nannte, waren ihm gerade gegenüber angebracht. Auf diese Weise befanden die Schauspieler sich zwischen zwey Feuern; oft aber mögen die Eyer und wurmstichigen Birnen und Äpfel, durch die

*) Soldaten.

**) Rooms.

das Publicum ungeschickten oder unbeliebten Schauspielern sein Mißfallen zu erkennen zu geben pflegte, ihr Ziel auf der Bühne verfehlt, und Unheil unter den der feindlichen Parthey sich gegenüber befindenden Zuschauern angerichtet haben.

Der Vorhang ward nicht aufgezogen; er bestand aus zwey Theilen, die bey dem Beginnen des Stückes auf beyden Seiten zurückgeschoben wurden, wie die Gardinen eines Himmelbettes. Die Eintrittspreise wurden sehr willkürlich bestimmt; ein Platz im Parterre kostete gewöhnlich sechs Pence, auf der Gallerie einen Schilling; die Vornehmen aber, welche die Zimmer besuchten, zahlten nie weniger als zwey Schillinge.

Bis um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurden auf der englischen, wie fast auf jeder Bühne, Frauenrollen immer von Männern gegeben. Mrs. Colman war das erste Frauenzimmer, das in England auf den Brettern erschien; sie trat zum ersten Male als Jantze in Sir William Davenant's „Belagerung von Rhodus“ auf. Bey ihrem Erscheinen war Kynaston der gefeyertste Darsteller weiblicher Charaktere; er war so beliebt, daß ihn die Damen nach geendigtem Schauspiele und noch ehe er die Weiberkleider abgelegt, in ihren Wägen mit nach dem Hyde-Parck zu nehmen pflegten. Nicht minder berühmt in demselben Fache machte sich Hobinson; bey dem Ausbruche der bürgerlichen Unruhen entsagte er der Bühne, um Dienste im Heere Carls des Ersten zu nehmen. In einem Gefechte mit den Puritanern verließ ihn der Muth; er warf das Gewehr weg und bat um Pardon; seine Bitte fand jedoch kein Gehör, einer seiner Gegner schoss ihm eine Kugel durch den Kopf mit den Worten: „Versucht ist der, der das Werk des Herrn nachlässig thut.“

Die Neuerung, welche Frauenrollen den Frauen anwies, ward in England mit gleich großer Heftigkeit bestritten und vertheidigt; den gewichtigsten Gegner fand sie an Prynne, einem puritanischen Rechtsgelehrten, der sich mit Wort und Schrift gewaltig dagegen stemmte; er nannte Frauen, die auf der Bühne erscheinen, Ungeheuer, die der menschlichen Gesellschaft zugezählt zu werden nicht verdienten. Da er sich früher schon in nicht viel glimpflichern Ausdrücken über Personen vom Range ausgelassen hatte, die als Schauspieler auftraten, obgleich es wohl bekannt war, daß der König selbst zuweilen eine Rolle in den kleinen Stücken übernahm, die am Hofe aufgeführt wurden, so zog sein roher Eifer ihm einen Prozeß zu; er ward von der Sternkammer gerichtet, die folgende Strafe verhängte: „Ausstellung an den Pranger, lebenslängliche Haft, eine Geldbuße von 5000 Pfund, das Abschneiden beyder Ohren, Entsetzung von allen seinen akademischen Ämtern und Würden, und Verbrennung seiner Bücher durch den Henker.“ Dieses Urtheil ward nach dem Buchstaben vollzogen.

Als mächtiger Schild gegen die neue, immer fester Fuß fassende Sitte diente ihren Gegnern das Beyspiel, das die gebildetesten Völker des Alterthums uns hinterlassen haben. Auf der griechischen, wie auf der römischen Bühne, sagten die Vertheidiger des Alten, spielten Männer die Rollen der Frauen. Demosthenes versichert uns, daß Theodocus und Aristodemus in der Rolle der Antigone aufgetreten; wir lesen, daß Sparus der Eunuch, den Nero sich öffentlich antrauen ließ, und den er, angethan mit seiner Gemahlinn Prachtgewändern, im hochzeitlichen Schleyer und mit

Zuwelen bedeckt, zur Schau durch die Straßen von Rom führte, sich umbrachte, weil er in einem Zwischenspiele, das man vor Vitellius aufzuführen wollte, die Rolle einer Nymphe übernehmen sollte. — Aber all' ihr Declamiren half nichts, die Neuerer behielten das letzte Wort, und in kurzer Zeit sahen die Frauen sich im alleinigen Besitz der für sie geschriebenen Rollen.

Personen, die zu Theaterunternehmungen die erforderliche Befugniß nicht hatten, schlugen zuweilen sehr sonderbare Wege ein, um die bestehenden Gesetze zu umgehen. Theophilus Gibber, der sein Theater im Jahre 1756 zu Richmond in einem Gebäude aufschlug, das früher ein Obdach für Esel gewesen war, kündigte sein Stablissement als einen Laden an, in welchem man Schnupstabaß gegen das Kopfweh verkaufe. Der General-Advertiser vom 8. July 1756 enthält folgende Ankündigung:

Gibber et Comp., Schnupstabaßhändler, verkaufen in ihrem Laden zu Richmond vortrefflichen Schnupstabaß gegen das Kopfweh, der mäßig und vorzüglich des Abends gebraucht, nicht verfehlt die Lebensgeister zu erfrischen, das Gehirn aufzuklären, böse Säfte abzuleiten, den Spleen zu vertreiben, die Einbildungskraft zu beleben, das Gemüth aufzuheitern, das Herz zu erfreuen und den Verstand zu bilden und zu stärken. Auch hat Herr Gibber in besagtem Laden am Hügel (jüngst noch das Theater genannt *) eine dramatische Akademie zum Unterricht in der Kunst zu agiren für junge Leute von Genie errichtet. Zur bessern Ausbildung solcher Leute nimmt er sich vor, öffentliche Proben, und zwar unter seiner Leitung und Beyhülfe, doch nicht für Lohn, Gewinn oder Vergeltung zu veranstalten.

(Der Schluß folgt.)

*) Vor Gibber hatte Peukethman mit seiner Gesellschaft in demselben Hause gespielt.

Waidmannslust im Sturme.

Die Windsbraut heult! Es sprüh'n die Blitze!
Des Donners Stimmen schmettern wild!
Den Waidmann, auf des Berges Spitze,
Begeistert das erhab'ne Bild.
'S ist Waidmanns Lust, in Sturmesgrau'n
Mit feckem Muth hineinzuschau'n!

Hinab in's Thal, das bange zittert,
Entbraust der grimme Wetterbach,
Und Tannen — Halmen gleich zersplittert —
Und Felsen stürzen donnernd nach; —
Und hin durch's ganze Westenall
Erdröhnt des Sturmes Wiederhall.

— Die Donner werden leiser hallen,
Und wieder strahlt des Himmels Blau,
Und ruhig wird das Wächlein wallen,
Und freundlich glänzen Feld und Au, —
Und in den Tiefen, auf den Höh'n
Wird eine Friedensfeyer weh'n.

Wohl schön ist Gottes Wundererde
 In abendlicher Purpurglut!
 Wohl lieblich ist's, wenn Hirt und Herde
 Im Alpenthale friedlich ruht, —
 Doch majestätisch ist Natur —
 Erschütternd groß im Sturme nur! —

Da steht der kühne Sohn der Berge,
 Ein Hochgefühl in seiner Brust!
 Die Menschen unten, bleiche Zwerge,
 Vergeh'n in Angst vor seiner Lust!
 Ihm schwillt das Herz in Nacht und Graus,
 Nach Waidmanns Art im Sturmgebraus! —

Wenn rings die Elemente toben,
 Im Aufruhr Erd' und Himmel braust,
 Da wird des Bergmanns Brust gehoben,
 Entzückt, wo das Entsetzen haust!
 Da jauchzt er in den Riesenstreit,
 Da fühlt er Siegesherrlichkeit! —

E. H. Kallenberg.

Theater in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Den 16. May 1786 führten die Schauspieler von New-York das erste Lustspiel von einem amerikanischen Dichter auf, „der Contrast,“ von Tyle r, dem man auch „die Gefangenen von Algier,“ einen Roman, und das Lustspiel: „der erste May“ verdankt. Im „Contrast“ verdient eine Person bemerkt zu werden, „Jonathan,“ der John Bull der amerikanischen Union, der von den Zuschauern mit immensem Beyfalle aufgenommen wurde.

In dem Maße, als die Civilisation von Nordamerika zunahm, kamen immer mehr europäische Schauspieler dahin, einer unter ihnen, M e a d o w c r a f t, ward berühmt unter dem Namen „Hodghinson.“ In seinem achtzehnten Jahre war er Lichterpucker im Theater von Bristol gewesen. Er hatte eine schöne Stimme und ein äußerst glückliches Gedächtniß: wenn er eine Rolle einmal überlesen, wußte er sie auswendig. Er machte in Amerika sein Glück. Die meisten, welche auf der amerikanischen Bühne eine Zuflucht suchten, hatten in ihrem Leben irgend ein außerordentliches Abenteuer gehabt. C i c e r i aus Mailand war von einem seiner Onkel nach Paris gebracht worden, wo er erzogen werden sollte. Der strengen Zucht seines Oheims überdrüssig, flüchtete er nach Flandern, wird Bäckerjunge, kommt nach Paris, nimmt Dienste, desertirt, geht an Bord eines nach St. Domingo bestimmten Schiffes, und entschließt sich, Decorationsmaler zu werden. Er hatte nie einen Pinsel in die Hand genommen, die Natur hatte ihn aber mit den glücklichsten Anlagen ausgerüstet, er verdiente sich einiges Geld, ward Negerhändler, kehrte nach Paris und Bordeaux zurück, wo er seine Kunst studierte, ging hierauf nach London, wo er für die Oper Decorationen malte, warf sich auf's Neue in Handelsspeculationen, und kehrte von Jamaika nach Philadelphia zurück. An den Bahama-Inseln litt er Schiffbruch; ein Fischer fand ihn am Strande liegend, führte ihn nach Providence, wo man ihn unterstützte. Hier malte er Porträte, erwarb sich das

nöthige Geld, um nach Philadelphia zurückzukehren, wo er sein 'zerrüttetes Vermögen zum dritten Male wieder herstellte.

Die erste große Schauspielerinn, welche in Amerika auftrat, debutirte zu Philadelphia; es war Mistris Oldmiron, früher Miß Georges. Ihre Lebensgeschichte verdient hier mitgetheilt zu werden, so wie die ihres Mannes.

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts führte Sir John Oldmiron das Scepter der Mode, er herrschte zu Bath, er war der Nash, der Brummel seiner Zeit. Die Schauspieler kamen nach Bath, um Sir John zu bewundern und sich die impertinente Fatuität seiner Manieren anzueignen. In allen Lustspielen, wo ein Geck auftrat, wurden seine Worte, seine Gesten parodirt. Sein Vermögen schmolz und gerieth allmählig den Schneidern, Parfumeurs &c. in die Hände. Sir John heirathete ein Kammermädchen, Miß Georges, die ihm einiges Vermögen zubrachte. Nachdem auch dieses daraufgegangen war, mußte er sich vor seinen Gläubigern flüchten, und entkam nach Nordamerika; hier wurde der elegante Baronet Gärtner, und baute Gemüse in einer Vorstadt Philadelphia's. „Eine der seltsamsten Erscheinungen unserer Zeit,“ sagt ein dortiges Journal von 1786, „ist Sir John Oldmiron, einst die Blume europäischer Eleganz, wie er jetzt in einem kleinen Wagen, den ein Esel zieht, seine Rüben und seine als Theaterheldinn gekleidete Frau nach der Stadt führt.“ Dieses Leben sagte dem Baronet nicht lange zu; eine unvorsichtige junge Schöne ließ sich von seinen Schmeichleien bethören. Sir John entführte sie, brachte ihr Vermögen durch, und dann ließ er sie sitzen.

Pollard, der unter dem englischen Namen Moreton bekannt geworden, hatte alle Theile der Erde bereist. Er war in der Nähe des Niagara-furzes geboren und in England erzogen, hierauf war er nach Ostindien gegangen, und hatte sich eine Zeit lang bey einem Banquier zu Calcutta als erster Commis aufgehhalten; hier beging er den Fehler, aus der Casse seines Principals einem Freunde eine bedeutende Summe zu leihen, die nicht zu gehöriger Zeit wieder erstattet wurde. Diese Unbesonnenheit benahm ihm alle Aussicht für die Zukunft. Pollard ging nach London, führte eine Zeit lang ein armseliges Leben, und trat endlich in Wignell's Truppe, wo er seinen ehemaligen Freund, Fenell, traf. Dieser Fenell ist in Amerika als ein Schelm und Betrieger vom schwersten Caliber bekannt. In Paris hatte er drey Monate lang auf Kosten der dortigen Fournisseurs ein sehr splendides Leben geführt. Niemand verstand wie er die Kunst, die Habsucht der Kaufleute zu benutzen. Bald hatte er eine Salzlage entdeckt, bald war er im Besitze eines chemischen Geheimnisses &c.; er war ein geistreicher Mann, ließ viel aufgehen, glänzte in allen Zirkeln, wußte sich Actionnaires zu verschaffen, so viel er wollte, steckte den Gewinn einstweilen in die Tasche; von der Chesapeakbai bis Massachusetts war er lange Zeit ein Gegenstand des Staunens und des Scandals.

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Ende April 1835.

Wir leben jetzt in einer Art Abspannung, die sich als eine Folge des überaus lebhaften Carnevals erklären läßt. Nur hier und da blüht etwas Schönes in der Kunstwelt, die gewissermaßen den Frühlingshauch zu erwecken scheint, um neue Reize ans Tageslicht zu fördern. Indes haben die Bälle aufgehört und die Concerte die Abends- und Mittagsstunden eingenommen, die italienischen Sänger (Catalahe, Rubini,

Famburini, Santini, Iwanof, der Russe, Fink-Lohr, die Holländerinn, Giulietta Grisi, Brambilla und Mad. Schulz (singen jetzt in London im Italian-Opera-house oder Kings-Theater) sind nach der brittischen Hauptstadt gezogen, der „Chatterton“ von Alfred von Vigny wird auch allmählig vergessen, und indeß das neue Drama von Victor Hugo „Angelo de Padoue“ erwartet wird (heute Abend ist Generalprobe dieses Stückes, worin die beyden größten, jetzt lebenden, ganz entgegengesetzten Talente der Mars und der Mad. Dorval die Hauptrollen spielen) gibt das französische Theater (le théâtre français) nur ziemlich Unbedeutendes. Der berühmte Akademiker *Reyomucône Lemerrier*, dessen „Pinto“ auf dem Porte St. Martin im Anfang dieses Jahres so viel Aufsehen machte, hat ein ziemlich kaltes Stück „*Richelieu, ou la journée des dupes*“, so wie Mad. de Baviz ein sehr elegant geschriebenes Lustspiel „*Charlotte Brown*“ zum Besten gegeben; „die Jüdin“ (*la Juive*) fällt noch immer das Opernhaus, hat aber allgemein nur als Spectakelstück und keineswegs als gute musikalische Leistung gefallen. Noch nie war man in der Pracht der Decorationen und Costume so weit gegangen und die Ausstattung hat ungefähr 100,000 Franken gekostet. Moriz Schlessinger hat die Partitur von *Halévy* gekauft, aber bis jetzt wenig davon abgesetzt. Sie müssen wissen, daß *Mayrbeer* mit dem Operndirector *Veron* überworfen ist, so daß wir nicht die Aussicht haben, etwas Neues von diesem Componisten zu hören. Dafür gibt man uns jetzt zwey- oder drey- oder viermal die Woche ein neues Ballet: „*Brezilia ou la tribu des semmes*“, worin *Taglioni* die Hauptrolle spielt, und damit bey ihrem Benefice über 25,000 Fr. Einnahme machte. Das Ballet ist vom Vater (*Taglioni père*), und versetzt uns in einen der Urwälder von Brasilien, wo sich ein Häuflein von Frauen unter dem Scepter einer Königin versammelt und den Männern ewigen Haß geschworen hat. Die gute, etwas alternde Königin mag dazu ihre Gründe gehabt haben, die jungen Brasilianerinnen aber wohl mehr aus Laune und Eigensinn. Ein junger Häuptling verirrt sich in den Wäldern und gewahrt *Brezilia* in ihrer Hangematte schlummernd, *Brezilia* erwacht, und verliebt sich sogleich in denselben Fremdling, wie sich das gewöhnlich in Balletten nicht anders erwarten läßt. Aber wo den Fremdling verbergen, denn die Königin hat, wenn auch keine schönen, jedoch sehr scharfe Augen. Wie es *Brezilia* gefürchtet, so auch geschieht es, der junge Häuptling wird von der mähnerscheuen Königin in seiner Blätterhöhle entdeckt, der ganze Frauenstamm wird zusammenberufen, und der kühne Fremde soll getödtet werden. Derjenigen unter den wilden Schönheiten, welche den Preis der Grazie und des Tanzes erworben, soll der Fremdling zum Opfer überlassen werden. *Brezilia-Taglioni* gewinnt, oder besser erlangt sich den Geliebten, jedoch, wie man sich wohl denken kann, nicht um ihn zu tödten, sondern um ihn zu retten. Die löse Tochter der Urwälder wiegelt ihre weiblichen Gefährten auf, der armen Königin wird der Gehorsam aufgesagt, die Pfeile und Armbrüste werden ergriffen und die Jüngsten die Schönsten unter dem Stamme der Frauen (*la tribu des semmes*) liefern eine Schlacht gegen die Fürstinn und deren Dienerinnen, die Pfeile fliegen hin und her, und endlich zieht sich das junge Häuflein aus den Wäldern zurück, um die den Männern geschworne Feindschaft auch durch die That zu nichte zu machen.

Von der ersten Vorstellung dieses hübschen Ballets flog ein Pfeil gegen die Loge des jungen Herzogs von Orleans, einige behaupten, aus dem Röcher der schönen *Mlle. Legallouit*, andere aus dem der reizenden *Duvernay*. Zum Glück prallte der Pfeil gegen die vergoldeten Säulen ab, und *Lord Clauricarde*, der in der herzoglichen Loge saß, ist eben so wenig verwundet worden als der französische Kronprinz. — Es ist über diesen Vorfall gar mancherley erzählt worden, so daß sogar mehrere Tänzerinnen in den öffentlichen Blättern (z. B. in der *Gazette des théâtres*) erklärt haben, sie seyen es nicht gewesen, die sehgeschossen hätten. Bis jetzt ist die Übeltäterinn noch nicht entdeckt worden. Die Musik zu diesem Ballete ist von dem Grafen von *Galkenberg*, und hat äußerst wohl gefallen. Es sind leichte, anmuthige, üppige und melodische Motive, und alle Blätter haben einstimmig dieser frischen Composition Gerechtigkeit geleistet.

(Der Schluß folgt.)

K. K. privil. Theater an der Wien.

Gastrollen des Hrn. Wilhelm Kunst.

Es ist ein hübsches Weitschen, seit wir über kein Resultat von Bedeutung im ernstlichen Schauspiel dieser Bühne zu berichten hatten. Außer dem einmaligen Erscheinen des

Nürnbergers Hr. Herbot als Savern in „Fridolin,“ eines Darstellers, der nicht recht mit der Aussprache der Consonanten im Reinen ist, und mehrerer Piecen von dem Gehalte des „rothen Thurmes in Wien,“ des „Hasper a Spada“ u. dgl., die wir, ungeachtet des unerschütterlichen „zum ersten Male,“ anzuschauen keinen Beruf fühlten, ging Alles seinen altherkömmlichen Gang; siehe, da erschien, unerwartet, unangemeldet, wie das Glück, Hr. Wilhelm Kunst, der starke Heldenspieler, der Hasver des deutschen Theaters, und im Schauspieler an der Wien wird nun wenigstens wieder für einige Zeit Kunst zu finden seyn. Mit diesem willkommenen Gaste haben sich die verscheuchten Besucher wieder eingefunden; möchte doch auch in seinem Gefolge wieder eine bessere Wahl von Stücken, ein besseres Repertoire an den Tag kommen! — Bis nun zeigte sich Hr. Kunst an vier auf einander folgenden Tagen als Hamlet, Robert der Tieger, Gaugraf Philipp der Wilde im „Hinko“ und als Everard im „Irenhaus zu Dijon;“ dem Vernehmen nach wird er noch im „Tell,“ „Szapar,“ in „Kabale und Liebe,“ im „Leben ein Traum,“ u. s. w. auftreten; lauter Rollen, die vom Publicum sattfam gefannt und von der Kritik gewürdigt sind; wir können uns also füglich eines detaillirten Referates über die einzelnen Leistungen entheben und behalten uns vor, wenn der Gast seiner Zeit in einer Neuigkeit debütiren sollte, neuerdings auf ihn zurückzukommen. Hr. Kunst ist ein Schauspieler, den die Natur mit ausgezeichnete Vorliebe ausstattete; Gestalt, Organ, Haltung sind trefflich; eine glückliche Auffassungsgabe verschafft diesen Außersichtlichen Relief, außerdem hat Hr. Kunst die besten Meister gesehen und viel gespielt; Talent und Glück haben sich also verbunden, um ihm in den Jahrbüchern des deutschen Theaters einen Ehrenposten zu sichern; somit hängt es zuverlässig nur von dem eigenen, ernstlichen, bleibenden Streben ab, daß er auf jene Höhe gelange, zu der er, wie Wenige, berufen erscheint.

Wie bedeutend Hr. Kunst werden könnte, davon liefert sein Hamlet den Beweis, eine Darstellung, die wir in gleicher Vollkommenheit nie gesehen, und die wir für ganz tadellos erklären würden, wäre nicht, von Borne herein die Bezeichnung der Ironie etwas zu schwach markirt gewesen, und hätte der Künstler nicht, in der Folge hier und da zu viel zerlegt, oder mit seinem schönen Organ kokettirt; wogegen wieder Einzelheiten, z. B. die erste Scene mit Ophelia, der Monolog im Rücken des Königs u. a. so musterhaft erschienen, daß man den Totaleindruck als einen imposanten, großartigen, durchaus befriedigenden bezeichnen kann; als einen solchen, der den besten Glauben in Hr. Kunst erweckt, der ihn als einen denkenden, schaffenden Künstler darstellt, berufen, um die innersten Mysterien seines Berufes zu ergründen. Die übrigen, bisher von ihm ausgeführten Rollen, gewähren freilich in solcher Beziehung mindere Anhaltspunkte; allein, was sich aus ihnen gestalten läßt, das zwingt ihnen der fähige Gast ab, und wenigstens hat man allezeit Ursache, die gute und erfolgreiche Weise zu loben, in welcher Hr. Kunst seine Aufgabe löst, wenn auch der Geist des Werkes nicht von der Art ist, um zu höheren Forderungen ein Recht zu geben. Wenn Hr. Kunst seiner Rolle mächtig ist, und nur dem edleren Willen, nicht aber dem Haschen nach lärmender Anerkennung folgt, wird er allenthalben reussiren, und dies ist auch der Weg, auf welchem er die Palme erringen kann und muß; des Künstlers Streben soll die Wahrheit im Auge behalten, der Beifall wird von ihr unzertrennlich seyn. — Empfang und Würdigung des Gastes waren glänzend, namentlich in „Hamlet,“ wo das übervolle Haus noch insbesondere darthat, daß die bessere Richtung vorzugsweise genehm gehalten werden würde, und Hr. Kunst wurde häufig vorgerufen; die Abdankung am Schlusse des ersten Abends wünschten wir herzlich diesmal als baare Münze annehmen zu dürfen. — Rücksichtlich der Umgebung erwähnen wir des Hrn. Bosard als Geist und des Hrn. Hoch als Hinko mit eminenter Anerkennung; sonst mögen noch die Mad. Fischer und Planer (letztere sahen wir mit Erstaunen im Mutterfache), die H. Spielberger und Ritter genannt werden. Hr. Ritter scheint ein junger Schauspieler von einiger Verwendbarkeit. — In „Hamlet“ hätten wir die Erscheinung des Geistes wohl etwas weniger prosaisch gewünscht.

(Mit Nr. 28 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 16. July 1835.

85

Von diesen Hältern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strank's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Skizzen englischen Lebens.

Sitten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Das Schauspiel unter Cromwell. Mrs. Siddons's Buge aus dem Leben einiger ihrer Verwandten.

(S k i z z e n.)

Remble, der Vater der berühmten Mrs. Siddons, bediente sich, als er sein Theater zu Wolverhampton eröffnete, eines ähnlichen Mittels, er machte Folgendes bekannt:

„Mit gehorsamster Unterthänigkeit gegen die Damen und Herren von Wolverhampton und das gesammte Publicum der Stadt, nimmt Mr. Remble sich vor, sie Mittwoch Abends am achten dieses im Rathhause saale mit einem in drey Theile abgetheilten Concert von Vocal- und Instrumentalmusik zu unterhalten. Während der verschiedenen Theile des Concerts wird (zur Unterhaltung des Publicums und ferneren Förderung der schönen Literatur) die dramatisch-declamatorische Akademie ihren Fortgang haben, in welcher Einwohner der Stadt um ihres eigenen Vergnügens willen, und nicht gegen Honorar, Bezahlung oder irgend eines Vortheils wegen, Proben der verschiedenen Arten zu declamiren geben werden. Die zur Unterhaltung des besagten Abends gewählten Stücke sind aus einer komischen Oper „Love in a Village“ genommen, den Beschluß machen komische Dialoge aus dem Lustspiele „The Idler turned Citizen.“ Gegenwärtiges dient das Publicum zu verschern, daß für den Einlaß kein Geld verlangt wird, auch keine Billets für Geld zu haben sind. Aus diesem Grunde werden Alle, die geneigt sind dem Concerte beizuwohnen, ersucht, bey Herrn Lathan anzufragen, der an Freunde und Bekannte Billets gratis vertheilen wird. NB. Herr Lathan hat aus London eine Parthie Zahnpulver erhalten, welches er in Papieren zu 2 Schilling, 1 Schilling oder 6 Pence zu verkaufen gedenkt. Dieselben Pulver sind auch in den Druckereyen des Herrn Smart und des Herrn Smith, wie auch bey Herrn Talbot in King-Street zu haben. Es wird in Unterthänigkeit gehofft, daß keine Dame und kein Herr es übel nehmen werde, daß sie einzulassen, wenn sie sich nicht mit einem Billet versehen, unmöglich ist.“

Als Kemble die Tochter geboren ward, die den Namen Siddons so berühmt gemacht hat, war seine Lage noch beschränkter, als die, welche obige Anzeige verräth. Mrs. Siddons kam im Jahre 1755 zu Breknock in Wales, in einem Wirthshause, die Hammelskeule genannt, zur Welt. Als sie ein noch ganz kleines Mädchen, die Bühne zum ersten Male betrat, ward sie, vom Publicum, ihrer großen Jugend wegen, mit Pochen und Pfeifen empfangen. Eingeschüchtert durch den Lärm will das Kind sich zurückziehen, als dessen Mutter es bey der Hand nimmt, bis an den Rand des armseligen Schauplazes führt, und es die Fabel von dem Knaben und den Fröschen hersagen läßt. Das kleine Mädchen macht seine Sache so gut, daß der Unwille des Publicums sich in Geneigtheit verwandelt, die sich durch rauschenden Beyfall äußert.

Der größte Theil ihrer Jugendjahre verfloß ihr unter den Leiden und Entbehrungen, die das gewöhnliche Loos herumziehender Schauspieler zu seyn pfliegen. Sie war noch sehr jung, als sich zwischen ihr und Mr. Siddons ein sehr ernstes und sehr zärtliches Verhältniß entspann. Ihr Vater, der von einer Verbindung zwischen den Liebenden nichts hören wollte, untersagte seiner Tochter allen Umgang mit Mr. Siddons; er hütete sie mit der strengsten Sorgfalt, und als er fand, daß sie seine Wachsamkeit dennoch zu hintergehen wußte, entließ er ihren Geliebten. Diese Maßregel, anstatt seine Tochter von ihrer Leidenschaft zu heilen, vermehrte nur ihre Sehnsucht nach dem Gegenstande, dessen Besitz sie zum Glück ihres Lebens für unerläßlich hielt.

Nach seiner Entfernung dünkte ihr der Aufenthalt im väterlichen Hause unerträglich, sie entwich daraus und vermietete sich bey einer Frau Greathard, die in der Gegend von Warwick lebte, als Kammermädchen. Doch schon zu sehr gewöhnt an die Wechselfcenen der Bühne und an den Beyfall, den sie auf ihr geerntet, vermochte sie nicht sich an die stille Einförmigkeit des häuslichen Lebens zu gewöhnen; sie sehnte sich fortwährend nach den Herrlichkeiten, die sie verlassen, und als mit dieser Sehnsucht die Liebe ins Bündniß trat, als Mr. Siddons ihr zu seinem Herzen, das sie immer besessen, auch seine Hand anbot, vermochte sie nicht länger zu widerstehen, sie verließ Frau Greathard, nachdem sie ungefähr ein Jahr bey ihr gelebt hatte, um auf ihre frühere Lebensbahn zurückzukehren.

Als sie des Geliebten Gattinn geworden, glaubte sie sich am Ziele ihrer Wünsche; doch nur zu bald ward sie gewahr, daß die Bedürfnisse des Herzens nicht die einzigen sind, die das Leben beherrschen. Als Mr. Siddons seine Braut heimführte, war er ohne Anstellung; ein Unterkommen bey seinem Schwiegervater zu suchen, wagte er nicht; er trat daher bey einer herumziehenden Gesellschaft, die noch unbedeutender als die seines Schwiegervaters war, als Mitglied ein. Lange hatten die jungen Leute mit Noth und Mangel zu kämpfen, lange bewies jedes Mittel, das ihre Lage zu verbessern sie versuchten, sich fruchtlos; endlich gelang es einem ihrer Freunde, beyden Anstellungen bey dem Theater zu Liverpool zu verschaffen.

Dieses Ereigniß verbesserte ihre Lage sehr wesentlich; es enthob sie drückender Sorge und stellte sie höher als Künstler. Durch die Anerkennung, die Mrs. Siddons Talente fanden, ward sie selbst vertrauter mit ihnen; sie fing an, größern Eifer auf deren Ausbildung zu verwenden, und der Erfolg

war so günstig, daß ihr Ruf bis zur Hauptstadt drang, er erreichte Garrick's Ohren, der ihr alsobald ein Engagement bey der Bühne anbot, deren Director er war.

Indessen stellten sich ihrem Emporkommen in London mancherley Hindernisse in den Weg. Ihr Unstern wollte, daß ihr gleich Anfangs ihrer Laufbahn eine Rolle in einer Posse zu Theil ward, die bey der Aufführung durchfiel. Diesen Unfall gab der Verfasser Mrs. Siddons schlechtem Spiele Schuld, und da er einigen Einfluß auf die Presse hatte, so ermangelte er nicht sich selbst zu rechtfertigen, indem er die Schauspielerinn herabsetzte. Die vorzüglichsten Rollen, welche Mrs. Siddons zu jener Zeit spielte, waren Portia, Mrs. Strickland und die Königin in „Richard III.“ Ob nun gleich Zeitgenossen von Mrs. Siddons berichten, daß sie bey ihrem ersten Erscheinen in der Hauptstadt die große Künstlerinn, die sie später ward, noch nicht gewesen sey, so ist doch auch sehr wohl bekannt, daß sie schon damals Anzeigen jener Vortrefflichkeit gab, die sie durch vieler Jahre unausgesetztes Streben endlich wirklich erreichte. Aber eben diese Anzeigen waren es, die sie unbeliebt machten in der Sphäre, in der sie sich bewegte. Sein Heißhunger nach Ruhm machte Garrick so eifersüchtig, daß er Niemand, weder Mann noch Weib, um sich dulden mochte, den er zu einigem Anspruch auf Auszeichnung berechtigt fand; er entließ Mrs. Siddons und ihren Gatten am Ende der Spielzeit.

Beide Eheleute fanden Engagement zu Birmingham, von wo sie nach Verlauf eines Jahres auf Henderson's Empfehlung nach Bath berufen wurden. Während der fünf Jahre, die sie daselbst verlebten, gelang es ihnen, sich die Protection der großen Welt zu erwerben, wodurch Mrs. Siddons eines so glänzenden Rufes theilhaftig ward, daß Sheridan sie im Jahre 1782 nach London auf die Bühne von Drury-Lane berief. Sie trat zuerst als Isabella auf; das Publicum war elektrisirt, sie wiederholte die Rolle zu verschiedenen Malen, mit immer gesteigertem Enthusiasmus drängte das Publicum sich herbey.

Die Kritiker waren unerschöpflich in ihrem Lobe. Entzückt und in Erstaunen gesetzt durch ihr Spiel, bewilligte Sheridan ihr am Ende der Spielzeit ein Benefiz, aus Dankbarkeit, wie er sich ausdrückte, für die Vortheile, die ihre Darstellungen dem Hause gebracht hatten. Der König und die Königin erzeigten ihr die Ehre, sie nach dem St. James-Pallaste zu berufen und sich von ihr vorlesen zu lassen, und eine größtentheils aus Rechtsgelehrten bestehende Gesellschaft von Kunstfreunden übersandte ihr die Summe von 100 Guineen als einen Beweis der hohen Achtung, welche die Herren vor ihrem Talente hegten.

Im Jahr 1803, als ihr Bruder John Kemble Mitdirector von Covent-Garden geworden war, engagirte Mrs. Siddons sich bey diesem Theater, bey dem sie auch verblieb, bis zu ihrem gänzlichen Scheiden von der Bühne, das im Jahre 1812 Statt fand. Der Beyfall, dessen sie sich eine so lange Reihe von Jahren hindurch zu erfreuen gehabt hatte, ward ihr auch bey ihrem letzten Auftreten zu Theil. Sie nahm als Lady Macbeth Abschied von ihrer bisherigen Laufbahn; nach Beendigung der Traumscene erklärte das Publicum, daß es nichts weiter zu sehen verlange. Mrs. Siddons erschien an der Hand ihres Bruders und ward mit dem rauschendsten Beyfall empfangen; als sie

die Abschiedsrede gesprochen hatte, wollte der größte Theil der Zuschauer das Ende des Stückes nicht abwarten und verließ das Haus.

Mrs. Siddons war eine vortreffliche, vielleicht unübertreffliche Künstlerin im englischen Geschmack; sie schilderte das Toben der Leidenschaften mit einer Kraft, die in Erstaunen setzte, die bis ins Innerste erschütterte, und die auf der Bühne zu sehen, das gebildete Publicum einer andern Nation vielleicht verletzt haben würde. Nicht minder groß war sie in Rollen, die hohen Anstand und würdevolle Haltung erfordern.

Nicht minder als sie selbst hatten ihre Brüder John und Charles Kemble im Beginn ihrer Laufbahn mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen. John ward gegen seines Vaters Willen Schauspieler; er trat zuerst zu Wolverhampton als Mitglied einer obskuren Truppe auf, sein Gehalt reichte kaum hin ihm die tägliche Nahrung zu verschaffen, und um seinen Credit stand es schlecht. Fünfzehn Pence, die er seiner Wäscherin schuldig war, erregten der guten Frau so große Besorgniß, daß sie ihm sein einziges Hemd, das er ihr zum Waschen gegeben hatte, nicht ausliefern wollte. Dieses Mißgeschick traf ihn an einem Tage, an dessen Abende er spielen sollte. Ohne Manchetten auf der Bühne zu erscheinen, hätte ihn um Ehre und guten Ruf gebracht.

Er läuft bey allen Collegen herum, um anzufragen, ob sie im Stande sind, ihm aus der Verlegenheit zu helfen; ein Hemd kann ihm keiner leihen, aber zum Glück hat einer eine überzählige Manchette. Mit dieser geschmückt erscheint Kemble auf der Bühne; während er mit der bemanchetteten Hand agirt, versteckt er die andere unter dem Mantel, und muß diese zum Vorschein kommen, so versteht er sie vorher, während einer geschickten Wendung, mit der Manchette.

Wo fünfzehn Pence unerschwinglich sind, da hält es gewöhnlich schwer größere Summen aufzubringen, aus diesem Grunde war John Kemble wegen seines Miethzinses in beständiger Verlegenheit. Zu der Zeit, von der wir sprechen, wohnte er bey ein Paar Eheleuten, deren Wohnzimmer sich unmittelbar unter dem seinigen befand. In Meditationen versunken, wie wohl der rückständige Zins zusammenzubringen sey, vernimmt er einst, wie der Arzt der Frau einschärft, ihren kranken Mann ja vor jedem Geräusch zu hüten. Alsobald ergreift Kemble seine Parthie; er geht fort und kauft sich einen Kreisel jener großen Art, die man Mönche nennt, den er durch unausgelehtes Peitschen in immerwährendem Schnurren erhält. Dem Kranken verursacht das eintönige, nimmer endende Summen die peinlichsten Empfindungen. Die Wirthinn kommt Herrn Kemble zu bitten, sich doch alles unnöthigen Geräusches zu enthalten, indem der Arzt ihrem Mann die tiefste Ruhe empfohlen habe. Herr Kemble entschuldigt sich, indem er ihr versichert, sein Arzt habe ihm Bewegung verordnet. Die Wirthinn kündigte ihm die Wohnung auf; Herr Kemble zeigt sich bereit auszuziehen, erklärt sich aber für unfähig den rückständigen Zins zu bezahlen; die Wirthinn entfernt sich und Herr Kemble peitscht seinen Kreisel, und mit so gutem Erfolge, daß seine Wirthsleute ihm sagen lassen, er möge nur ausziehen und seine Schuld nach seiner Bequemlichkeit abtragen.

Anton Langerhans.

An Luise von C.

Gestorben den 8. May 1835.

Ich höre nicht den Sarg verhämmern,
Wie Freundschaft mir sonst gebot;
Doch den! ich hier im Waldesdämmern
Einsam gerührt an deinen Tod!

So spielt der Jüngling an der Bahre
Der Braut, wenn schon das Herz ihm bricht,
Noch tänzelnd mit dem Lockenhaare
Und starrend in ihr todt Gesicht.

Nun läuten die Begräbnisglocken;
Der Wind, bewegt von ihrem Klang,
Fliehet in den Wald, und Blüthenlocken
Streift er von allen Zweigen bang.

Du bist dahin! nichts konnte retten
Und halten dich bey uns zurück,
Kalt knickte alle Liebesketten
Das unerbittliche Geschick.

Die jungen Blüthen zittern leise
Und freudig nieder in den Staub,
Als das Gefolge deiner Reise
Sind gerne sie des Todes Raub.

Es brachte dir in Sterbensstunden
Die frommgetäuschte, gute Frau,
Im letzten Wahn, du sollst gefunden,
Noch einen Becher Mayenthau.

Ich seh' dich hier im Waldesgrunde
In der Erinnerung ew'gem Strahl,
Wie einst, in jener Abendstunde,
Als ich dich sah zum letzten Mal.

Aufblüht die Haideblume wieder,
Die schon dem Tode nickte zu,
Weint still die Nacht ihr Mitleid nieder;
Doch nicht, gebroch'ne Blume, du! —

Ich seh' dich in's Clavier verloren,
Wie du da warst so ernst, so mild,
Den Tönen, die dein Spiel geboren,
Du selber wardst ein schönes Bild.

Da faßt mich Fernen auch die Klage,
Die mich dem Waldesgrund entreißt;
Mir schiebt das Bild vergangner Tage,
An deinem Sarge steht mein Geist.

Ich schau' dein Angesicht, dein bleiches,
Das tiefe Schwermuth überzieht;
Ich schau' dein Aug', dein dunkles, weiches,
Wie es in andre Welten sieht.

Um den sie alle weinen müssen,
Du, Jungfrau hold! zu deinem Schrein
Drängt sich, dich einmal noch zu grüßen,
Dein Herzensfreund, der Frühling, ein.

Wie dich der große Geist umranket,
Den sie Beethoven nannten hie,
Wie deine zarte Bildung schwanket
Im Sturme seiner Melodie;

Das bange Scherzo hör' ich klingen
Um dich, so starr und still du auch;
Mit deines Haares dunklen Ringen
Spielt schmerzlich noch des Frühlings Hauch.

Der Geist, dem seliges Verderben
Das Erdenleben sich entauscht,
In dessen Lied viel süßes Sterben
Und Harmonie des Todes rauscht.

Nun aber wird der Sarg geschlossen,
Auf immer deine Lichtgestalt
Aus unserm Angesicht verstoßen;
Im Schollenwurf dein Lied verhaßt.

Sein Herz, von tiefem Schmerz zerklüftet,
Zieht dich hinab in seinen Brand,
Und deine trunkne Seele lüftet
Der Erdenhülle lockres Band.

Nur deine Mutter hör' ich weinen.
O schwiege doch der Freunde Trost!
Für eine Mutter gibt es keinen,
Ein Dolch in's Herz ist ihr sein Frost.

Mir ist das Scherzo nicht verklungen,
Wo nach Adagio's wildem Schrey
Der heisse Schmerz sich matt gerungen
Zu träumerischer Tändelen.

Hat auch des Trostes kühle Rinde
Den Freunden einst dein Grab verschneit;
Ihr bleibt der Schmerz nach ihrem Kinde
Die Wunde ihrer Ewigkeit.

Und soll sie einst dich wiederhaben,
Durchzuckt das weiche Mutterherz,
Daf sie dich hier so früh begraben,
Im Himmel noch ein leiser Schmerz.

Nicolaus Lenau.

Theater in Nordamerika.

(S c h l u ß.)

Zu Boston wurde 1797 ein neues Theater gebaut, und bald darauf ein zweytes, welches sich, nach dem Londoner, Haymarket nannte. Ein Drama „Bunkershill“ machte großes Glück, es stellt eine der rühmlichsten Waffenthaten der Nordamerikaner vor; die Vorstellungen wurden so stark besucht, daß sie den Director zum reichen Manne machten. In seinem Übermuthe faßte er den Entschluß, eine dem Publicum werth gewordene Schauspielerinn zu verabschieden, weil sie die Frau eines seiner dramatischen Rivalen war. Die Actrice wandte sich in den Journalen ans Publicum. Des Abends, als der Director, der zugleich Schauspieler war, die Bühne betrat, um seine Rolle zu spielen, war er sehr erstaunt über die Aufregung der Zuschauer; die Schauspielerinn war hinter ihm auf die Bühne getreten, ohne daß er es gemerkt, in Trauerkleidern, eine Rolle Papier in der Hand. „Platz für Mißriß Hallan,“ schrie die Menge, „fort, fort, laßt sie reden.“ Zahlreiche Stöße waren vom Parterre aus drohend gegen ihn gehoben. Der Mann trat auf die Bühne und führte seine Frau bis an den Rand. Die Frau rollte ihr Papier auf, las die Klagen, die sie gegen den Director vorzubringen hatte, mit lauter Stimme vor, und zog sich unter Klatschen des Parterres zurück; der Mann und der Director blieben zurück, und jeder verfocht seine Sache vor dem Publicum. Anfangs wurde der Director ausgezischt, ausgepocht; man hörte ihn nicht an, man drohte ihm das Haus anzuzünden und ihn aufzuhängen. Der Director war aber ein entschlossener Mann; im Augenblicke, wo die beleidigendsten Grobheiten auf ihn regneten, neigte er sich gegen das Parterre, „Allen kann ich nicht antworten, wer von Euch greift mich an? er stehe auf und klage mich an.“

„Nieder mit dem Director!“ riefen mehrere Stimmen.

„Die Feigen verstecken sich in der Menge,“ erwiderte er, „ich will nur einen Gegner, den, der zuletzt gesprochen: er zeige sich.“

Es erschien Niemand.

„Nun, Niemand?“

„Warum,“ rief eine Stimme, „wollt Ihr dem Publicum eine Schauspielerinn entziehen, die es liebt?“

„Seyd Ihr das Publicum?“

Die Hartnäckigkeit, der Wuth des Directors behielten die Oberhand; nach Verlauf von einer halben Stunde begann dieser Mann, den man ausgepiffen und gescholten hatte, seine Rolle unter lautem Bravorufen des Publicums zu spielen. Mißriß Hallan erschien nicht mehr auf dem Theater.

Figurirten seltsame Personen auf den Brettern, so fanden sich im Orchester Abenteurer, die sich mit jenen wohl messen konnten. Der eine, ein geschickter Violinspieler, war katholischer Priester, gebürtig aus der Schweiz, er hatte sich in Spanien niedergelassen und daselbst drey Jahre im Kerker der Inquisition zugebracht; der andere ein französischer Marquis, den die französische Revolution auszuwandern gezwungen hatte, war zugleich Glacier, Conditior und Fagottist; ein ehemaliger französischer Pfarrer blies die Oboe; ein englischer Priester, der früher Unterofficier gewesen, schlug die Becken. Er hatte Schulden, im Augenblick wo der Sheriff kam, um ihn festzunehmen,

zog er eine Pistole aus der Tasche und erschoss den Sheriff; der Thäter wurde gehängt.

Unter allen diesen Leuten, die oft wunderbarere, seltsamere Schicksale erfahren hatten, als die Personen, die sie darstellten, trugen sich zu Zeiten schreckliche Dramen zu. Der Sohn eines Beamten zu Larochelle, Namens Gardie, war nach St. Domingo gereist, wohin ihn sein Vater geschickt hatte, um eine einträgliche Speculation zu leiten. Eine junge Actrice, welche im Gay wohnte, gefiel ihm; er führte sie nach Larochelle. Der Vater wollte sie nicht vor sich lassen und verbot Gardie sie zu heirathen, aber er konnte die leidenschaftliche Liebe, die er für sie empfand, nicht ersticken. Sie fuhr fort zu spielen. Eines Abends, es war im Jahre 1793, stand das Parterre in Masse auf und wollte die Schauspielerinn zwingen die Marseillaise zu singen, sie weigerte sich; es entstand eine wahre Gmeute im Theater, und die Actrice würde ihren Widerstand mit dem Leben bezahlt haben, wenn sie sich nicht des andern Morgens eingeschifft hätte; ihr Liebhaber begleitete sie nach dem Gay. Der Aufstand der Regier vertrieb das junge Paar von St. Domingo; es flüchtete sich in die vereinigten Staaten, wo anfangs Madame Gardie als Tänzerinn ein Unterkommen fand; sie verstand aber kein Englisch, die Ballette hörten auf, und Mad. Gardie verlor ihren Gehalt. Sie beschwor ihren Geliebten, nach Larochelle zurückzukehren und das Mitleid seines Vaters anzusehen; sein dringendes Gesuch, ihn zu begleiten, schlug sie auf's hartnäckigste aus. Gardie war, scheint es, überzeugt, daß sie seiner los werden wollte. In der Nacht vor dem zu seiner Abreise festgesetzten Tage schlief Gardie in einem hôtel garni; sein Zimmer war im dritten Stocke und enthielt drey Betten: das seinige, das seiner Gefährtinn und ein drittes, in welchem ihr Kind schlief, das sie von einem früheren Liebhaber hatte. Gardie stand gegen Mitternacht auf. Das Kind wurde wach, er hieß es schweigen. Kurz nachher glaubte das Kind seufzen zu hören und erkannte die Stimme seiner Mutter. „Was fehlt denn der Mutter?“ fragte es erschrocken. Gardie antwortete: „Nichts, sie träumt.“ Zum dritten Male wecken Schluchzen und Thränen und der Lärm eines zu Boden fallenden Körpers das arme Kind. Erschrocken steht es auf, geht hinaus, ruft, und hört weiter nichts als das traurige Geheul eines Hundes. Halb todt vor Angst und Kälte bleibt es auf der Stiege. Am Morgen, als man ins Zimmer trat, fand man Mad. Gardie mit einem Messerstücke im Herzen; neben ihr lag ihr Liebhaber, er hatte sechs Stiche in der Brust.

Minder schauerhaft ist die Geschichte eines nicht verdienstlosen Acteurs, Namens Chalmer. Er ließ eines Tages ankündigen, man werde „Melocosmistes“ für seine Benefiz geben. Dieses Wort bedeutet nichts. Es kommen die Neugierigen in Menge. Als der Vorhang aufging, saß der Schauspieler in bürgerlicher Kleidung auf einem Stuhle, ein Buch in der Hand. Er fing an, aus einem Buche vorzulesen; das Publicum zischte. Chalmer stand auf, grüßte dankend und nahm das Buch wieder zur Hand; das Pfeifen begann auf's Neue. Der Schauspieler dankte wieder; das Parterre gab zuletzt dem kalten Blute des Schauspielers nach und zog von dannen; Chalmer steckte den Ertrag seines Spafes in die Tasche.

Paris, Ende April 1835.

(S c h l u ß.)

Die neue Oper von Auber: „Le cheval de bronze,“ Text von Scribe, hat in der komischen Oper sehr gefallen und wird als Musikstück in Deutschland gewiß vielfach willkommen seyn. Der Stoff ist ein Bißchen barock, aber zu einer komischen Oper sehr wohl geeignet; Auber hat einen großen Reichthum an Melodien, und in dieser Oper wiederum viel Anmuth und große Leichtigkeit an den Tag gelegt. Harmoniestücke sind darin wenig vorhanden und das Ganze mehr zu Tanz und leichter Singmusik geeignet. Das Stück spielt in China und ein erzenes Pferd, eine Art chinesischer Pegasus, spielt darin die Hauptrolle. Casimir, die ziemlich erträgliche Sängerin, Pradher, die noch immer schöne Frau, Inchini, der etwas invalide Tenor, und Pongard, die Ruine einer ehemals berühmten Tenorstimme, spielen die Hauptrollen; ich sage mit Fleiß „spielen“ und nicht „singen,“ denn die Oper wird besser gespielt als gesungen.

Wie ganz anders haben uns die geschiedenen Italiener in den beyden ersten Vorstellungen der „Puritaner“ (I Puritani) von Bellini, Worte vom Grafen von Polesi) und des „Marino Falieri“ von Donizetti, den höchsten Glanzpunct des Gesanges gezeigt. Jene Heroen des Gesanges sind Meteore, wie sie kein Theater der Welt aufweisen kann, immer neu, immer begeistert, in der Kunst lebend und athmend. Rubini, jener unnachahmliche Tenor, der so überaus groß ist, daß man gar nicht einmal wagt, Vergleiche mit andern berühmten Namen anzustellen. Dabey ist Rubini bescheiden, wohlthätig, menschenfreundlich, wo ein armer Landsmann zu unterstützen ist, da ist der große Maestro del canto bereit zu helfen; es ist kein aufgeblasener, albertner Sänger, wie ich deren so viele in Berlin und in Dresden, in Cassel und in Hamburg gefunden, die, weil sie in Krähwinkel Beyfall gefunden, sich für die ersten Talente der Schöpfung halten. Tamburini und Lablache sind ebenfalls sehr bescheiden, die schöne Grisi wohl weniger, wie überhaupt die Frauen leichter durch die Schmeicheleyen verdorben werden.

Was nun die beyden neuen italienischen Opern anbetrifft, so würden beyde, ohne Sänger, wie die hiesigen, gar wenig Beyfall gefunden haben. Bellini hat in seinem „Piraten“ und in seiner „Straniera“ bey weitem Besseres geleistet, obgleich die hiesige Kritik seine „Puritani“ höher stellt. Dem ist aber nicht so. Die Puritani sind fast ohne allen genialen Anflug, ziemlich wohl instrumentirt, aber arm an Melodien. Ein einziges Motiv im Finale des zweiten Actes zu den Worten „gridando libertà,“ ist glücklich gewählt, wiederholt sich aber wenigstens sechsmal mit verschiedenen Variationen. Ohne dieses Finale und ein Duett würde die Oper nicht gefallen haben. Bellini ist indess zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden, da die Königin Amalie seine Beschützerin und Landsmännin ist. Donizetti's Oper: „Marino Falieri, Doge von Venedig,“ gibt uns die bekannte Verschwörung dieses Fürsten, die Musik ist aber bey weitem schwächer, als die der „Anna Bolena“ desselben Componisten. Weder Donizetti noch Bellini sind also vorgeschritten. Rossini arbeitet wenig und genießt desto mehr, er ist ganz Lebemann und hat Geld und Ehre genug erworben, um nicht noch immer in der italienischen Oper den Thron einzunehmen. Auf dem Theater du Palais Royal macht eine chinesische Posse „Ting, Ton, Hang“ viel Glück, für die deutsche Bühne aber würden wohl nur folgende Stücke zu empfehlen seyn: „Les gants jaunes, die gelben Handschuhe,“ Vaudeville in einem Act, worin ein Paar Handschuhe zu vielerley Scherz Anlaß geben. Auf dem Varietés-Theater macht ein Vaudeville von Théaumont, Faimes und Comberousse: „Le tire-chariot,“ aus dem bekannten Roman von Balzac gezogen, Furore.

M o d e b i l d XXIX.

Kleid von Foulard crystal, Chemisette von Tartatane, nach Originalen des Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenfeldermachers, Dorotheergasse Nr. 1108.
Ein Basthut mit Federn und Taffetband, nach einem Originalen von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 18. July 1835.

86

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien mit dieser Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Tagebuch.

(Erzählung.)

„Widerspich mir nicht, Sophie,“ sprach der alte Graf Raulsström zu seiner Tochter, „ich bin es nicht gewohnt, und aus deinem Mund am wenigsten; denn du warst stets ein gutes, gehorsames Kind. Auch sollst du mir bald gestehen, daß deine jetzige Überzeugung der meinen weiche. Sieh ihn nur erst den Jüngling, den ich mir zum Eidam gewählt; sieh ihn nur den reichen, blühenden, lebenswürdigen Grafen Vleyen, der gestern auf dem Balle schon allen Mädchen die Köpfe verrückte. Geärgert hab' ich mich aber über den Jungen, daß er uns über Hals und Kopf früher ankommt, als wir ihn erwarteten, und mir die Überraschung verdirbt, euch gleich anfangs einander vorzustellen. Daß du aber auch gerade gestern nicht dort warst! die leidige Migräne! doch heute kommt er, und du Schelm sollst mir erröthend sagen, Papasens Geschmack sey doch so übel nicht.“

„Mein Vater,“ sprach Sophie schüchtern, „Sie kennen die Gründe, die mich bis jetzt abhielten, einem Manne meine Hand zu reichen; lassen Sie mich an Ihrer Seite ruhig leben; mir blühen keine Blumen auf jenem Wege.“ — Eine Thräne begleitete diese mit Wehmuth ausgesprochenen Worte.

„Grillen, mein Töchterchen, nichts als Grillen,“ versetzte der alte Herr mit schmeichelndem Tone; „nenne mir den Mann, der es wagen dürfte, die Hand der Comtesse Raulsström nicht als das höchste Geschenk anzusehen! Du, die Tochter des Ersten im Lande, des Besitzers von beynah einer halben Million Einkünfte, du solltest unvermählt bleiben, solltest dem greisen Vater das Vergnügen rauben, Enkel auf seinem Schooße zu wiegen, und neu aufzuleben in seiner Kinder Glück? Still, Sophie,“ fuhr er bewegter fort, als er bemerkte, daß sie ihn unterbrechen wollte, „dein Blick wiederholt mir ohnehin, was du oft und nur zu gern sagst. Du nennst dich häßlich, indes nur einige jener schimmernden Reize dir abgehen, mit denen stolze Schöne prangen. Du glaubst, man könne dich nicht lieben mit deinem, ich gestehe es, nicht blendenden Außern; aber du vergißt, daß deine Seele, dein herrlich

gebildeter Geist, dich weit hinaushebt über die gewöhnliche Art der Liebe. Setze unser Geschlecht nicht so sehr herab; laß mir den frohen Glauben, daß dein Werth erkannt werde, und die Hoffnung, daß diese Anerkennung Herrmann von Bleyen vorbehalten sey.“

Sophie umschlang den Hals des gütigen Greises. „Mein guter Vater,“ rief sie aus, „wer wird mich je so lieben wie Sie, welches Herz so für mich fühlen, und besäße ich alle Reize meines Geschlechtes! O, gehen Sie ab von diesem Gedanken, der mich unendlich quält, lassen Sie mich auf meine Art glücklich seyn.“

„Nein, Sophie!“ erwiderte ernst der Graf, „umsonst sind deine Bitten; sieh erst den jungen Mann, lerne ihn kennen, und dann werde ich mir eher ein Wort darüber gefallen lassen. Auch ist die Sache schon so weit eingeleitet, daß ich für jetzt nicht zurücktreten kann. Der Oheim des jungen Bleyen hat mir schriftlich einen Antrag um deine Hand gethan, da durch eure Verbindung eine erwünschte Verwandtschaft zwischen zwey so mächtigen und reichen Häusern zu Stande käme. Ich habe zwar, wo nicht völlig mein Wort, doch meine Billigung zu erkennen gegeben; der alte Bleyen hat seinen Neffen davon unterrichtet.“

„Wie, so weiß Graf Herrmann von diesen Plänen?“ unterbrach ihn erschrocken das Mädchen.

„Ey freylich, mein Kind,“ entgegnete Graf Raulsström beyfällig lächelnd, „er ist ja auf ausdrücklichen Befehl seines Oheims deswegen hier, und noch heut sollt ihr euch sehen; daher verlasse mich jetzt, mein Sophie; ihr Weiber habt immer erst euer Geschütz zu richten, wenn solch ein angenehmer Feind im Anzug ist; geh', geh' jetzt, und schlage dir die traurigen Gedanken aus dem Sinne. Denk' an meine Freude, an mein Glück, und daß dein Hochzeittag mich um zwanzig Jahre verjüngt.“

Stumm und im Innern erschüttert, verließ die junge Gräfinn das Zimmer und zog sich in das ihrige zurück, das an Pracht und Eleganz mit fürstlichen Gemächern wetteiferte, und das der alte Graf mit Lust und Liebe besonders schön ausgeschmückt hatte. Hier warf sich Sophie in eine Ottomane, ihren düstern Betrachtungen freyen Lauf zu lassen.

Das verständige, vorurtheilsfreye Mädchen war nicht ohne Grund betrübt; der Vater übersah wohl leicht in der Begeisterung über der Tochter Seelenschönheit, was dem fremden unparteyischen Beurtheiler störend und unangenehm auffallen mußte. Sophie war nicht schön; ja Menschen, die sie zum ersten Male gesehen, hatten schon oft unvorsichtig in ihrer Nähe das lähmende, absprechende Wort „häßlich“ genannt; und nur wer sie oft, und ihre Züge von schönen Empfindungen belebt sah, konnte sich überreden, dem sey nicht so. Obwohl ihre Gestalt groß und regelmäßig gebaut war, fehlte ihr doch jene natürliche Grazie und Anmuth, die sie im Vergleich mit andern nur dann erhielt, wenn sie in höhern Affect gerieth; denn nur wenn sie durch einen interessanten Stoff des Gespräches das Bewußtseyn des Eindrucks verlor, den sie auf Jedermann zu machen glaubte, bewegte sie sich frey und mit Lebendigkeit. Ihr Gesicht war bleich, beynah gelblich, Pockennarben verstellten ihre Wangen, auf denen niemals jugendliche Rosen blühten, das braune Auge war gewöhnlich niedergeschlagen, und blickte nur matt und muthlos, nicht belebt von dem geringsten Versuch zu glänzen, oder zu gefallen. Das Haar von

blonder Farbe, war immer kunstlos und unvorthailhaft zurückgenestelt, und ihr ganzer Anzug, ja die Wahl der Farben sogar, zeigte nur zu deutlich, daß sie wohl fühlte, keine Rechte an der übrigen Jugend Glück zu haben, und daß sie frey sey von den goldenen Ketten der weiblichen Eitelkeit. Sie zählte erst zwanzig Jahre, obwohl ihr ruhiges Wesen sie älter scheinen machte; und bis jetzt war sie glücklich jedem Sturme in der Welt der Gefühle entgangen.

Seit jenem Zeitpuncte, wo das Mädchen zum ersten Male vor dem Spiegel steht, und nun seine Phantasien, Hoffnungen, Freuden in jugendhellem Glanze auftauchen sieht, hatte Sophiens klarer, frühgereifter Verstand in ihrem unangenehmen Außern eine Wüste, ein Grab ihrer Jugendeligkeiten gelesen, und seitdem war auch ihr Entschluß fest, und, wie sie dachte, unerschütterlich gefaßt. Freywillig, ohne zu versuchen und zu erwarten, was ihr das Schicksal schon in der Wiege nicht bestimmt hatte, wollte sie auf die schönern, höhern Reize des Lebens verzichten, entsagen dem Glücke, Gattinn, Mutter zu werden, und so durch ihr Alleinsehen und einsames Vergehen die Natur mit ihrem eigenen Mißgriff versöhnen.

Sophie war das einzige Kind des hochangesehenen Grafen von Kaulström. Sie sah daher wohl ein, daß es ihr schwer werden dürfte, den Plan ihres Innern zur Ausführung zu bringen; denn das fühlte sie wohl, an Bewerbern würde es ihr, wäre sie noch tausendmal häßlicher, gewiß nicht fehlen; um so empörender war ihr der Gedanke, um Reichthum und Rang die Stelle zu erhalten, die nur das Herz dem Herzen geben soll.

Bis jetzt hatte sie glücklich jeden Antrag zurückgewiesen, und ihren Vater leichter noch, als sie es selbst geglaubt, ihren Wünschen geneigt gemacht. Doch sie ahnete nicht, daß ein schon längere Zeit beschlossener Plan die Ursache dieses Nachgebens sey, und erst jetzt erkannte sie mit Schrecken, daß es keinen Ausweg gäbe, sich einer so drückenden Lage zu entziehen. Mit Qualen, die sie erfinderisch erhöhte, malte sie sich den Abscheu, den der Jüngling vor ihr hegen, und wie sein Gesicht ewig den Stempel des Unglücks tragen würde, wenn ihn ein festeres Band an sie kettete. Oder sie stellte ihn sich vor als einen habgierigen, stolzen Mann, der, um seinem Gößen Ehrgeiz gefälligen Wehrauch zu streuen, mit Freuden seine Hand in die des ungeliebten Weibes legen würde, um sie dann, wie die Insignien der Reichswürden nach abgethanen Prunkmomenten, zu vergessen. — Noch immer hing sie diesen Ideen nach; da steckte sich ein kleines, von tausend Papilloten umwickeltes Köpfschen zur halbgeöffneten Thüre herein, und fragte mit heller Stimme und bittendem Blicke: „Ist's erlaubt, mein Mühmchen?“

Sophie hob den Kopf empor, und winkte dem freundlichen Kinde lächelnd näher, das dann sogleich unter Lachen und Springen hereinhüpfte, und der Trauernden mit einem Kusse den schönsten guten Morgen bot.

Sophiens Züge, die von Trübsinn beschattet waren, klärten sich bey dem Anblick ihres Lieblings auf, und ihres Kummers vergessend, scherzte sie lachend mit dem, in dem ersten Aufblühen der jugendlichen Reize stehenden Mädchen.

„Und wie hat sich meine Mila gestern unterhalten?“ fragte sie, mit der Hand über die rothigen Wangen fahrend; „hat sie recht brav getanzt, und die wohl eingeschärften Lehren ihrer Sophie nicht vergessen, der recht bange um Millchens Unbesonnenheit war?“

„Ach Sophie, mein gutes Sophiechen!“ erwiderte das junge Mädchen in die Hände klatschend, „wie habe ich mich köstlich unterhalten! Das war ein Ball! Das war ein Pug! Aber unter uns gesagt, Sophie, ich war nicht die Letzte, und mein himmelblaues Kleidchen, auf das du Gute selbst mit so viel Geschmack die weißen Camellien aufheftetest, das stand mir wie angegossen. Und Sophie,“ fuhr sie fort, laut auflachend, „Confusionen hab' ich dir gemacht, nein — himmlische! mir wäre beynahе bange geworden, als ein ganzes Heer von Tänzern mich auf denselben Cotillon forderte. Schon wußte ich nicht, wem das Recht einräumen, als ein großer, ein recht schöner Mann mich bey der Hand faßte, und entschlossen den Andern zu verstehen gab, ich habe es ihm zuerst versprochen, und sein gutes Recht werde er sich nur mit Gewalt rauben lassen. Er drang mit mir durch das Gewühl und — ich war gerettet.“

„Und wie heißt denn dein edelmüthiger Retter, mein holdes Mädchen?“ fragte mit innigem Interesse Sophie, die sich höchlich an den naiven Schilдерungen ergöhte.

„Erst nach einigem Forschen brachte ich seinen Namen heraus,“ versetzte Mila, „denn es kannten ihn nur wenige; sein Name ist Hermann — und warte nur — Hermann Graf von Bleyen —“

„Von Bleyen,“ unterbrach sie mit inniger Bewegung die Gräfinn.

„Ja, ja, du darfst mir's glauben,“ betheuerte die Kleine, „ich habe mir den Namen gut gemerkt. Und stelle dir vor, im Anfange plauderte der gute Mensch eine halbe Stunde von dem Glücke mich endlich zu kennen, daß ich schon auf den Gedanken verfiel, es wälte hier ein Mißverständniß, und richtig; nach einiger Zeit nennt er mich ohne weiteres Bedenken Gräfinn Naulsström.“

„Er hat dich also für mich gehalten?“ fragte Sophie und eine Thräne zitterte an ihrer Wimper.

„Ey freylich,“ plauderte Mila weiter, „ich habe ihm aber mit einer tiefen Verbeugung sogleich seinen Irrthum benommen, und mich als Emilie Maney schlechtweg genannt, die das Glück hat, deine Cousine zu seyn, ohne einen andern Anspruch darauf zu haben, als daß eine Nichte deines Vaters einem armen, ranglosen Engländer sich vermählte, und du, du guter Engel, nach dem Tode meiner Eltern deinen Vater vermochtest, sich der armen Mila nicht zu schämen, und sie hieher zu dir zu bringen, damit sie an deiner Seite alle Freuden des Lebens genieße.“

„Das hast du gesagt, Mila; das zu dem Fremden?“ sagte Sophie vorwerfend, und die Thräne vollte jetzt über ihre Wange; aber sie galt einer schönen Empfindung.

„Ja, ja, das hab' ich gesagt,“ sprach Mila, und ein hohes Roth überflog das reizende Gesichtchen, „und das soll, das muß jeder hören, der sich, nur so viel um mich bekümmert, und in diesem Falle besonders, wo Graf Bleyen mich für dich hielt, vermuthlich, weil ich mit deinem Vater eintrat; da war ich schuldig zu erklären, daß ich nicht so hoch stehe, sondern nur ein Kind, ein Geschöpf deiner Güte sey.“

Die letzten Worte hatte Mila mit einer leisen, gerührten Stimme gesagt, und bedeckte jetzt Sophie's Hand mit Küßen.

„Hat Bleyen noch mehr mit dir gesprochen?“ fragte endlich, einem weiblichen Zuge nachgebend, Sophie.

„O gar viel und besonders von dir,“ erwiderte Mila, „er fragte mich

beforgt um die Ursache deines Nichterscheinens; und glaube mir, er war wirklich betrübt, als ich dich unwohl nannte. Dann sollt' ich ihm sagen, ob du gerne tanzest, und endlich, ob wir uns ähnlich sähen.“

Sophie zuckte bey der unvorsichtigen Rede des Mädchens schmerzhaft zusammen. „Und du sagtest...?“ sprach sie mit leiser Stimme.

„Ich sagte in Wahrheit, daß ich darauf noch nie geachtet, aber daß ich nur Eines wohl wüßte, wie viel verständiger und besser du seyst. Er kommt heute, wie er mich versicherte, um dich und den Onkel zu besuchen, darum sieh, Sophie,“ setzte sie etwas erröthend hinzu, „darum habe ich mir ja noch nicht die Locken aufgerollt; denn sie hängen mir vom Tanze noch ganz glatt über die Stirne.“

„Fräulein Mil la, das Papilloteneisen ist heiß,“ rief die Kammerfrau zur Thür herein.

„Heiß, schon heiß,“ wiederholte ängstlich das Mädchen, „nun lebe wohl, Sophiechen, ich muß fort, sonst mache ich dir heute keine Ehre.“ Mit diesen Worten sprang sie geflügelten Schrittes hinaus.

Sophie sah der lieblichen Sylphidengestalt nach, ein Blick nach dem großen Wandspiegel, und ein tiefer Seufzer waren deutliche Commentare zu den Empfindungen, welche die Gespräche des heutigen Morgens in ihr hervorgebracht. —

„Der Herr Graf läßt Comtesse fragen, ob es ihr angenehm sey, den Grafen von Wlehen zu empfangen?“ Mit diesen Worten trat Nachmittags ein Lakay in das Gemach Sophiens.

„Er ist willkommen,“ erwiderte diese, und unwillkürlich pochte ihr Herz laut und ängstlich der kommenden Stunde entgegen. Am andern Ende des Zimmers saß eine alte Kammerfrau, die des Anstands halber nie ihre junge Gebieterinn verließ, und doch in solcher Ferne sich hielt, um die Gespräche der Gesellschaft nicht zu stören.

Der alte Graf trat mit dem Jünglinge ein; sein Gesicht leuchtete vor Freude, als er die jungen Leute sich gegenseitig vorstellte, „ich hoffe,“ setzte er hinzu, „ihr werdet euch bald näher und besser kennen lernen.“ Eine stumme Verbeugung folgte von beyden Theilen, indeß jedes von Vergnügen und Ehre sprach.

Als Sophie schüchtern und mit Angst das Auge zu Hermann erhob, fürchtend, auch in seinem Antlitz das Zeichen des Widerwillens bey ihrem Anblicke zu lesen, da krampfte sich ihr Herz schmerzlich zusammen, denn das war der Mann, den der Wille ihres Vaters ihr bestimmte, und in ihm sah sie, wenigstens dem Außern nach, vereint, was das Ideal männlicher Vollkommenheiten ausmacht. Die lichtbraunen Haare beschatteten ein Antlitz, aus dessen Zügen Muth und kräftiger Thatenwille sprach, sein schönes Auge leuchtete von Feuer und Gefühl, obwohl es jetzt nur den Ausdruck der Convenienz und Gleichgültigkeit verrieth. Den feinsten Ton beurkundete jede seiner Bewegungen, und die edle, schlanke Gestalt vollendete den Eindruck, den er auf jeden, wenn auch Unbetheiligten, machen mußte. Sophie wollte es sich selbst nicht gestehen, daß es ihr mindestens lieb sey, in Hermanns Zügen kein Zeichen des Schreckens oder der Bewunderung über ihren, vermuthlich unerwarteten, Anblick zu lesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Licht und Schatten.

Willst du die Welt im rechten Lichte malen,
Wähl' nicht den Tag dazu und nicht die Nacht;
Leih' ihr des Abends mildgebrochne Strahlen,
Und dämpfe klug der eiflen Farben Pracht;
Vertheile sorgsam tief und leise Schatten,
Damit sich Licht und Dunkel reizend gatten.

Das Licht entzückt, doch sengt es auch und blendet,
Wenn es der Schatten mildernd nicht durchweht;
Wo scharf es abgrenzt und am Dunkel endet,
Da ist der Punct, vor dem das Auge bebt:
D'rum nur im Streit der Helle mit dem Grauen
Vermagst du klar das Irdische zu schauen.

F. A. W. Dänemann.

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, Ende May. 1835.

Unser Frühling ist blüthenreich, aber kalt. Die Atmosphäre scheint ihre Capricen, mit welchen sie uns seit Jahren heimsucht, noch nicht verloren zu haben. Sommerwärme trat nach dem Winterwetter um Ostern ein; aber einige mit Hagel begleitete Gewitter mäßigten dieselbe dergestalt, daß noch in vielen Ofen Feuer brennt, und die verabschiedeten Mäntel und Wollkleider wieder vorgefucht werden. Nichts desto weniger setzt man gar gern seinen Fuß zum Thore hinaus, sobald Herr Wind es erlaubt, um den mit bunten Blumen durchwirkten Teppich, das ächteste Gewebe, welches Persiens Schawtwebereyen beschämt, anzuschauen; schwärmt in die mit reichen Schönheiten ausgestatteten Elbufer hinein, begleitet die fernen Welttheilen zuschwimmenden Meeresschwäne, die Schiffe, mit seinen Blicken und — trinkt bayerisches Bier. Bayerisches Bier? höre ich meine lieben Wiener fragen. Ja wohl, und zwar nicht, wie in den Bierhäusern der Kaiserstadt bayerisches Bier, an welchem nichts Bayerisches ist als der Name. Wir trinken wirklich hieher verschriebenes Bamberger Lagerbier, trefflich, aber theuer. Ich glaube, der Gedanke des Hrn. Joseph Stelzer, eines gebornen Österreicher's, dieß Bier in Hamburg einzuführen, wird den Anfang einer neuen Trink-epoche bilden. Bereits gehört es zur Mode, versteht sich zur Mode für Männer, wöchentlich ein paar Mal sein Local auf dem Hamburger Berge zu besuchen und einige Krüge (Deckelgläser) zu leeren. Der Wein, und vielleicht auch mehrere seiner Verkäufer, sehen freudlich scheid' dazu; aber die Wirkung auf die Gesundheit ist so vortheilhaft, daß dieser bayerische Nectar sich Bahn machen wird. Was geschieht nun alles, um diesem Manne den Vortheil, welchen er seinem glücklichen Einfalle verdankt, zu schmälern! Dicht hinter seinem Hause kündigt ein Nachahmer daselbe Getränk an, die Stadtwirthe haben nichts Eiligeres zu thun, als Bestellungsbriefe nach Bamberg zu schreiben, gute Freunde von Stelzer sollen sogar den Plan haben, das Bamberger Modobier unter dem Preise zu verkaufen, um ihn zu erdrücken — eitel Vornehmen! Während die drohenden Gewitter für Stelzer, in Gestalt von mit Bierfässern beladenen Frachtwagen heraufziehen, hat sich ein tüchtiger Stamm Gäste, dem es auf einen Schilling nicht ankommt, bey ihm fest getrunken, ein Stamm, fest wie die germanische Eiche, und troht den Stürmen der Nebenbuhler. Die Lage des Hauses begünstigt diese Hoffnung; denn man hat dort das Treiben der Volksbelustigungen, den eigentlichen Hamburger Wurstsprater vor Augen, und dieser Anblick ist neben den Kümmele- und Salzkringeln die beste Zugabe zu dem besten Bier. Unter den Buden, welche wir erblicken, befindet sich eine, die Besucher einladet, um riesengroße Schlangen mit lebendigen Kaninchen und Hühnern füttern zu sehen. Ja, es gibt unter den Menagerieleuten auch Victor Hugo's, die den Zeitgeschmack studiert haben und ihm huldigen. Aber auf dem Papiere nehmen sich die Gräßlichkeiten doch minder gräßlich aus, als eine Thatsache, mit Augen angeschaut. Ich weiß nicht, ob und welche Leute zu dem Schlangenzugängen der Kleinen, harmlosen Kaninchen im Halse der kriechenden Ungeheuer eine Lust finden kann, mir seine Hand vergebens bieten würde; ich würde die meinige, die ich nach unserer guten Sitte jedem Torfbauer und Kohlentträger gebe, ihm verweigern, und locken auch Brillantringe oder Pariser Handschuhe zum Einschlagen. In der Stadt

haben wir auch verschiedene fremde Sehenswürdigkeiten, die jedoch ihrer nicht-kannibalischen Natur wegen wenig anzuziehen scheinen. So hat die Sammlung der Herren *Beenstra* und *van Bliet* aus Amsterdam ihr Entreegeld schon so erniedrigt müssen, daß es mit dem Réaumur'schen Thermometer förmlich gleichen Schritt gehalten hat. Das Letzte zeigt 15° Wärme, Entreegeld eine Mark. Thermometer: 7° Wärme, Entreegeld acht Schilling. Thermometer 0° Wärme, Entreegeld vier Schilling. Wahrlich es muß den Besitzern, die solchen langen und schönen Titel haben, sehr unangenehm gewesen seyn, daß zwischen dem Wärmemaß der Luft und des Gefallens an ihren Kunstwerken eine Analogie Statt fand. Sie nennen sich auf ihren gedruckten Ankündigungen: „Directoren der Kunsfsachen und Mitglieder der Künste und Wissenschaften des Königs der Niederlande.“ — In der That, die Kunsfsachen und Wissenschaften sind gegen ihre Directoren und resp. Mitglieder sehr undankbar; ich lasse meinen Sohn keine Kunsfsachen dirigiren lernen, und niemals Mitglied der Künste und Wissenschaften werden. — Theater entstehen bey uns (außerhalb der Thore nemlich, in der Stadt darf dieß nicht der Fall seyn) wie Pilze nach Regen. Der Regen ist die Einnahme, deren sich das *Tivoli-Theater* erfreut, und nun existirt beynabe kein Wirthshaus mit einem Garten, wo nicht ein Theatervorhang Halt gemacht hätte. Die liebe Sonne scheint dort hell auf die geschnittenen Angesichter der Spielenden und kehrt sich sogar nicht daran, wenn die Scene in dunkler Nacht spielt, woran sich aber wieder der Beyfall der mit Tassen klappernden Zuschauer nicht im geringsten kehrt. Es herrscht eine Fröhlichkeit in diesen Sommertheatern, die nirgends sonst anzutreffen ist, und wenn im großen Stadt-Schauspielhause nur zu oft Mäkeley und Fehlerspürerey die Hauptrolle im Publicum übernimmt, so hat dort die Gutmüthigkeit ihr Hauptquartier und ergötzt sich an Allem, auch am Unergötlichen. Ich glaube, die Behaglichkeit, mit der Jeder essen, trinken, rauchen, kommen, gehen, plaudern kann, hat einen großen Antheil an dieser Stimmung; an eigentlichem Kunstgenuß in der höheren Bedeutung des Wortes ist freylich nicht zu denken — aber an den denkt auch Niemand. Das *Tivoli-Theater* steht höher als alle übrigen, und auf ihm sieht man Lustspiele zuweilen recht gut dargestellt, wie dieß erst kürzlich mit *Töpfer's* „Freye nach Vorschrift,“ der Fall gewesen ist, welches Stück, doch einer andern Sphäre angehörend, mit unglücklichem Glücke viele Male wiederholt worden ist. Der Anblick des mit Menschen gedrängt, angefüllten Gartens, der unter hohen Terrassen, vom Hause gesehen, vor Einem liegt, im Hintergrunde die Bühne in weiter Ferne, so daß die Schauspieler wie Miniaturgestalten erscheinen, gewährt auch demjenigen Vergnügen, der nichts weniger dort aufsucht, als eine Komödie, und ich habe mich manchen Nachmittag weidlich auf der oberen Gallerie ergötzt, mir unbekante kleine Lustspiele, von denen kaum ein Wort zu meinem Ohre drang, vorführen zu lassen, aus deren Pantomime ich Sinn und Zusammenhang zu errathen strebte. Hamburg ist jetzt so reich an öffentlichen Schaustellungen, daß man von 1 Uhr Mittags angefangen bis in die späte Nacht jede Stunde damit ausfüllen kann. Um 1 Uhr beginnt der Eintritt zur Gemäldeausstellung im Concertsaale des Stadttheaters, dauert bis 4 Uhr, um 5 Uhr beginnt die Gartenkomödie, um halb sieben Uhr das Stadtschauspiel und nach diesem bis Mitternacht stehen viele Säle in Wirthshäusern offen, wo neben Tanz auch allerley Curiositäten producirt werden, z. B. eine Signora „So und So,“ die in Rom zur Tonkünstlerinn gebildet worden und nun eine Kunstreise durch Deutschland macht. Diese spielt Guitarre. Aber wie! Ich habe sie früher in einem kleinen Locale der Stadt gehört. Wenn diese römische Tonkünstlerinn, *Sigra*. „So und So“ nicht direct von einer Harfe des Wurstelpraters zur Guitarre escamotirt worden ist, so verdiente sie es zu seyn. Sie spielt Guitarre, wie ein Taubstummer singt. Sie singt auch, aber nur *pour la honne bouche*, ein Liedchen eingestreut — sie kann nicht spielen, ihr Gesang jedoch steht noch unter ihrer Spielfertigkeit. Mit ihr verbunden, ob durch Geschäfts-, Verwandtschafts-, Härtlichkeits- oder was immer für Bande, weiß ich nicht — ist ein Signor „*Tel et tel*.“ Dieser tanzt, um der Production die Krone aufzusetzen, am Schlusse ein Solo von 110 Pas, wozu seine Begleiterinn Guitarre spielt. Er hat dazu eine hellroth-seidene Jacke angezogen, weiße Pantalons und auf dem Kopfe einen mit farbigen Bändern gezierten Matrosenhut. Diese Erscheinung würde originell komisch seyn, wenn sie nicht durch das graue Haar des Mannes trübselig würde, man fühlt sich verletzt, die eigene Menschenwürde erniedrigt, wenn man vor sich einen Mann dieses Alters sich zum Hannswurst hergeben sieht — ich gab mein Geld und ging; ich glaubte Signora und Signor längst auf der Weiterreise durch das ge- duldige Vaterland — ja, da taucht die Gitarrespielerinn und der bunte Graufopf mit seinen 110 Narrenpas in den untern Wirthsälen wieder auf, und Rom und Bologna

müssen sich immer mit auf die Zettel setzen lassen — die armen Städte!! — — Eine äußerst drollige Theatervorstellung fand neulich an einem gerade sehr warmen Tage in einem Birthsgarten Statt. Man gab „Graf Benjowsky,“ und die Pelze der Darsteller, so wie das fortgesetzte Klagen über „die von einem Pfscher gemalte Sonne,“ während Gottes Himmelslicht in der schönsten Klarheit herniederlachte und Jeder Schatten suchte, bot den lächerlichsten Contrast von der Welt. Freylich ließ sich das Publicum rühren, wie nur je; aber es gab auch zahlreiche Stimmen, welche sich von der Komit nicht lösmachen konnten. So weinte der Eine, wenn der Andere lachte, und der Eine fand trefflich, was dem Andern ein Graus schien. Dürfen wir uns über die Geheißheit der Stimmen unter dem versammelten Volke wundern, wenn in unsern Tagen diejenigen, welche ex professo urtheilen wollen, ich sage wollen, denn der Beruf dazu wird selten documentirt, einander allüberall widersprechen? Nicht selten finden wir in einer Stadt zwei gut geschriebene Aufsätze über ein und daselbe Kunstwerk, von denen Einer schwarz findet, was dem Nachbar schneeweiß vorkommt. Und dieß begegnet Blättern von Werth. Die Ansichten sind freylich verschieden; aber es existirt nur eine Schönheit, die entweder da ist oder nicht; wenn nun der gelehrte Cajus diese findet und der grundgelehrte Sempronius sie weglängnet, so vergeben diese Herren der Kritik alle Würde und nehmen ihr allen Glauben. Von Blättern, welche ein Lobgeschäff treiben, oder andere, die Müllner's geistreiche Grobheit nachahmen wollen, welches ihnen aber nur zum Theil (alle Leser, die mich verstehen, werden zugeben, daß unter dem Theil nicht das „Geistreiche“ gemeint ist) gelingt, spreche ich nicht. Die Ersten werden immer besessen, da man zu weit getriebene Gutmüthigkeit ertragen kann; die Letzten, die im Dunkeln aus dem Dunkel gern herauskommen möchten, sehen mit Schmerz täglich die Abnehmer sich vermindern und wollen à tout prix zum Essen stacheln, was schlechte Köche zubereiten, um selbst zu essen zu haben — aber — ein Kalbsfuß ist keine Trüffel — und Schmähen kein Wig!

R. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Gastrollen des Herrn Viberhof vom st. Theater in Linz.

Hr. Viberhof (in den Provinzialblättern hieß derselbe unseres Bedünkens Viberhofer) ist eine in mehrfacher Beziehung interessante Erscheinung, interessant durch seine Mittel, wie durch die Chancen des Erfolges seiner Debut's. Dieselben, drey an der Zahl, fanden in den Parthien des Jägers im „Nachtlager,“ des Falschmünger-Capitäns im „Schwur“ und des Figaro im „Barbier“ Statt, wobei der Gast von dem lärmendsten Beyfalle bis zur Anerkennung aus aufmunternder Artigkeit herabstie. Hr. Viberhof ist ein jugendlicher Schauspieler von sehr glücklicher Gestalt, hübscher Routine und guter Stimme, deren Höhe vortreflich, und die Mittellage angenehm erscheint, die aber in den tieferen Chorden erst zur Reife gedeihen muß. In der Rolle des Jägers kam ihm seine Persönlichkeit sehr zu Statten, und sein gefälliges Benehmen, verbunden mit einem tiefgefühlten Vortrage, wirkte so vorteilhaft, daß die Aufnahme enthusiastisch war. Im zweyten Debut war sie ebenfalls ehrend, wozu besonders die Ausführung der großen Arie beytrug; dagegen im Figaro kalt und gleichgültig. Hr. Viberhof weiß vollkommen, was einem guten Sänger Noth thut, und ist gerüstet, um ein solcher zu werden; doch muß er noch fleißig, sehr fleißig seyn, um seine Tiefe auszubilden, alle Chorden seines Organs gleichmäßig zu verbinden und die rechte Schattirung des Gesanges zu erlernen, der unter dem Einflusse kleinstädtischer Manieren steht, welche ihn häufig zu Anstrengungen verlocken, denen die Kraft und Volubilität der Stimme noch nicht gewachsen ist. Der Part des Figaro war übrigens für den Debutanten, dessen Benefice in dieser Oper Statt fand, zu tief, und dieß wohl die Hauptursache, warum die Wirkung, ungeachtet mancher netten Einzelheiten, eine minder erfreuliche seyn mußte. Indessen, wie gesagt, hat Hr. Viberhof eine gute Meinung von seinen Talenten erweckt, und es darf von seiner künstlerischen Laufbahn die beste Hoffnung gehegt werden. — Im „Nachtlager“ sang unsere werthe Gastinn, Mad. Fischer-Achten, wieder ganz unvergleichlich, im „Schwur“ verdiente Ulle Nordheim Aufmunterung, und im „Barbier von Sevilla“ excellirte Ulle. Jaz ed é mit einer Einlage aus „Norma.“ — In der übrigen Besetzung blieb Vieles zu wünschen übrig, namentlich war dieß mit der Parthie des Basilio der Fall, in welchem einige Tage zuvor Hr. Herbot als Gast ennuirt hatte, und diesmal Hr. Rigl den früheren Darsteller nicht minder schmerzlich vermissen machte.

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Dienstag, den 21. July 1835.

87

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Wittve in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Tagebuch.

(Fortsetzung.)

Ein steifes, abgebrochenes Gespräch setzte sich jetzt in Gang. Sophie, die sonst, war sie in vertrauten Zirkeln, so ganz das liebenswürdige Talent der Conversation besaß, war heute ungelent, einsylbig, und brachte nur mit Anstrengung die gewöhnlichen beynahe statutenmäßigen Formeln der Gesellschaft heraus.

Der alte Herr entfernte sich bald, und überließ seiner Tochter, die, seit ihrer frühen Jugend mütterlos, gewohnt war, des Vaters Gäste zu empfangen, die Sorge, den Jüngling zu unterhalten.

Im Fortgehen noch ermahnte er Herrmann, sein Haus oft zu besuchen, und es stets als ein befreundetes anzusehen. „Wir, lieber Bleyen,“ fügte er noch hinzu, „werden Sie gerne täglich sehen. Der Sohn meines alten Freundes wird und soll stets auch bey mir als Sohn behandelt werden.“ Mit einem herzlichen Händedruck und nach einem freundlichen Blicke auf Sophien schied er, hoffend, daß nur seine Gegenwart den freyen Lauf des Gespräches störe.

„Wie gefallen Sie sich hier?“ hob Sophie endlich an, als Bleyen eine Weile gedankenvoll schwieg.

„O gut, Comtesse, sehr gut,“ erwiderte er in einem aus Artigkeit und Ironie sonderbar gemischten Tone, „wie können Sie daran zweifeln, die Stadt ist schön, volkreich, die Bewohnerinnen liebenswürdig, und die Menschen so wie überall.“

„Sie werden doch keine feindselige Absicht gegen die armen Menschen an den Tag legen wollen mit diesem vieldeutigen — wie überall.“

„O nein, feindselig gar nicht; im Gegentheile, wenn ich das Glück habe Sie öfter zu sehen, so hoffe ich, werden Sie sich bald überzeugen, daß ich Niemand — Niemand etwas Feindliches wünsche. Ich bin von Natur aus gut, und mein einziger Fehler ist nur ein Bißchen Schadenfreude, die mir oft den Entschluß zu den schönsten Handlungen verdirbt.“

„Schadenfreude?“ wiederholte Sophie erstaunt, „Sie beichten das so leicht, daß ich beynahe in Versuchung gerathe, es Ihnen nicht in allem Ernste zu glauben.“

„Immerhin, Comtesse,“ versetzte der Jüngling mit einem ernsten, schneidenden Tone, „verlassen Sie sich auf mein Wort, daß dieses ein unausrottbarer Fehler meines Charakters ist; als einen meiner Lieblingscherze aber liebe ich das Durchkreuzen festbestimmter Pläne, so zum Beispiel —“ hier ward seine Sprache langsamer — „wünscht mein Oheim, daß ich mich recht lange, recht heimisch hier aufhalte, so daß ich beynahe fest gebunden hier wäre, und dennoch lebt in mir der freye, unbeschränkte Gedanke, bald, recht bald hinauszufliegen in ein freyeres Feld, Italien zu sehen und, wenn mich die Lust anwandelt, auch Indien oder China, kurz frey zu seyn noch ein langes, schönes Leben.“

Nur zu wohl verstand Sophie die beziehungsweise gesprochene Rede, sie erkannte klar und deutlich die wahren Buchstaben, jedes Wort. Doch in dem häßlichen Mädchen, ist sie mit Geist und Herz begabt, wohnt vielleicht ein noch größerer und noch edlerer Stolz als in der Seele der Schönen. Keine Huldigung, keine vergötternde Bitte hat sie noch zum Gegenstand gewählt, und ungebeugt und ungeschwächt regiert in ihr noch die eigene heilige Würde.

Sophiens Gemüth war empört durch die Unzartheit, mit der Graf Bleyen ihr beym ersten Zusammenseyn schon seine Abneigung gegen diese Verbindung zu erkennen gab. Mit sicherer Gewandtheit überfah sie jetzt den gefährlichen Standpunct, auf dem ihr beleidigtes Mädchengefühl stand, und riß mit gewaltsamer Lenkung die Zügel des Gesprächs an sich.

„Sie haben Unrecht, Graf Bleyen,“ sprach sie mit sanfter Stimme, „wenn ich es sagen darf, daß Sie so wild und kühn, wie gewöhnlich die jungen Leute Ihres Alters, die Wünsche und Befehle Ihres Oheims zerreißen; der gute Herr hat vermuthlich keine andere Absicht, als Sie zu beglücken, rauben Sie ihm nicht kalt und gefühllos diesen Wahn, sondern suchen Sie ihm langsam und mit Schonung andere Bilder, ähnlich denen, die Sie beglücken, vor die Seele zu führen; überlassen Sie ihm die Freude Sie zu leiten, und bald sind Sie ohne gewaltsame Maßregel der eigene Herr Ihres Schicksals. Schonung und Zartheit lassen manche Wunde nur einen Nadelstich scheinen, indeß der Mangel daran oft das Schmerzlichste ist.“

„Schön, sehr schön gesagt, Comtesse,“ unterbrach sie Bleyen, „aber Sie vergessen, daß man diese Mittel nur gegen jene brauchen muß, die sie selbst anwenden; wo aber der Wille dessen, der handeln soll, als ein Nichts in den Staub getreten wird und man ihm die schönsten, theuersten Güter ohne alle Rücksicht raubt, da, glaube ich, ist es überflüssig, bedacht und conventionell zu Werke zu gehen, weil man sich sonst selbst in die gelegten Schlingen verwickelt.“

Sophie hörte mit Ruhe diese beleidigenden Worte, sie fühlte sich höher gestellt, als daß die Stacheln sie erreichen konnten. „An mir selbst, lieber Herr Graf,“ fuhr sie fort, ohne ihm auf die letzten Reden zu antworten, „an mir kann ich jetzt die Erfahrung machen, daß Stürmen und Toben weit ärger ist, als kurzes Dulden. Auch mein Vater hat Pläne, die mich betreffen, mit denen ich durchaus nicht einverstanden bin, und denen ich mich unmöglich unterwerfen kann, aber ich wage es nicht, so schnell dem Greise sein Spielwerk

zu entreißen und stelle meine Hoffnungen alle auf die nächste Zukunft, in der ich ihn mit sanften, kindlichen Bitten gewiß meiner Ansicht geneigt zu machen hoffe.“

Bleyen sann einen Augenblick nach, dann fragte er etwas verwirrt: „Wenn ich Sie bitte, mir den Gegenstand Ihres Beyspiels zu nennen, ist es wohl für einen Fremden zu viel begehrt?“

„In diesem Falle nicht, Graf,“ erwiderte die Comtesse, „ich will Ihnen gerne die Ursache gestehen, die mich jetzt zwingt, mit meinem Vater nicht einerley Meinung zu seyn. Er wünscht mich zu vermählen,“ fuhr sie fort, und ihre Stimme blieb unbewegt, „ja er hat ohne mein Wissen sich wenigstens bedingungsweise eingelassen; ich aber habe schon seit mehreren Jahren den festen Entschluß gefaßt, nie meinen jetzigen Stand zu verändern.“

„Wie, es wäre möglich! Sie wußten nichts von der ganzen Sache,“ rief Bleyen, seine angenommene Rolle aufgebend, „Sie selbst sind dagegen und würden meine Hand in keinem Falle annehmen?“

„Niemals, Graf Bleyen!“ sprach Sophie ernst und mit Würde.

„So hat man mich betrogen,“ entgegnete Hermann betroffen, „als man mir heute versicherte, Sie seyen allein die Urheberinn dieses Complottes gegen meine Freyheit. Vergeben Sie mir meine Unart, wenn Sie gütig genug sind; auch wäre es ungerecht, wenn Sie mir entgelten ließen, was eher den Lasterern gebührt, die mir ein anderes Bild Ihres Charakters malten, das sich schon jetzt als untreu bewährt, indem Sie mit so viel Nachsicht mich bis jetzt geduldet haben.“

„Vergessen wir das,“ entgegnete Sophie, die auf das Ende dieser Scene mit Ungeduld harrete; „wenn wir beyde unser Ziel erreichen wollen, so müssen wir uns nicht entzweyen, sondern vereint handeln; schweigen Sie über diese Unterredung und ich kann Ihnen, wie mir, mit Gewißheit einen glücklichen Erfolg versprechen.“

„Darf ich Sie dagegen,“ fragte Bleyen, etwas eingeschüchtert durch Sophiens Ernst, „um Ihre Freundschaft bitten, als Beweis, daß Sie der vorigen Unbesonnenheit wirklich nicht mehr gedenken?“

„Die Zukunft nur,“ erwiderte Sophie mit höflichem Tone, „wird mich lehren, ob ich Sie zum Freunde wünschen darf.“

Bleyen erhob sich jetzt um zu gehen, da er bemerkte, daß die Gräfinn seine Entfernung zu wünschen schien. Als er schon beynähe die Thüre erreicht hatte, flog hüpfenden Schrittes Milka herein, die erschrocken in ihrem Solo anhielt, als sie den Grafen bemerkte. Sie machte einige komisch pathetische Schritte und dann eine tiefe Verbeugung, die er mit einigen galanten Worten über das angenehme Erneuern ihrer Ballbekanntschaft erwiderte. Milka erröthete über und über, und konnte sich nur schwer des Lachens bey dieser Erinnerung enthalten; darum floh sie schnell zu Sophien, und verbarg, dieser schmeichelnd, ihre kindische Verlegenheit. Noch eine Minute blieb Bleyen bey der Thüre stehen und sah auf die gaukelnde Milka, verneigte sich dann artig gegen die Damen und verließ das Zimmer.

Hermann war mit sich selbst unzufrieden, und zu gleicher Zeit durch das unerwartete Benehmen Sophiens überrascht. Das hatte er sich nicht vorgestellt; er war hingegangen, um seine bitterste Feindinn tief und unverföhlich zu kränken, ihr, böte sich die Gelegenheit, frey zu erklären, daß er

nicht Willens sey, sein Haupt unter ein Ghestandsjoch zu beugen, und weder Macht noch Ränke ihn dazu zwingen würden; aber statt für sein kochendes Blut eine erwünschte Kühlung an der Gräfinn Zorn zu finden, mußte er sich beschämt zurückziehen und sich selbst Unrecht und Übereilung vorwerfen. Sophie stößte ihm wenigstens Achtung ein; ihre feine Bildung, der ruhige Gleichmuth in diesem schwierigen Moment, die Art selbst, wie sie mit geistreicher Zartheit den Unbesonnenen zurückgeführt und ihm ihre eigene Meinung zu verstehen gegeben, beschämten, ja demüthigten ihm jetzt beynah; wie alle Männer, wenn sie einen Fehler in der Hize begangen haben, sich unbehaglich fühlen, sah er sich in diesem Augenblicke der Schwäche durch ein weibliches Wesen an Ruhe und Bedachtsamkeit übertroffen. Auch war bey ihm ein zarter Punkt verletzt, er hatte unwillkürlich darauf gerechnet, daß Sophie bey einer solchen Erklärung wenigstens Unmuth und Ärger würde blicken lassen. Die Herren der Schöpfung erwarten ja auch auf dem Antlitze der Reizlosen eine Thräne der Entfugung um ihretwillen, die als kaum bemerkter Tribut in dem Schmelzofen ihrer Eitelkeit sich augenblicklich verzehrt. Und — Sophie hatte nicht die leiseste Bewegung gezeigt, ihr „niemals“ ward so ruhig und fest ausgesprochen, als wohne es schon jahrelang in ihrer Brust und habe auch vor ihm seine Stelle nicht verlassen. Indes überwand er dieß Unbehagen leicht in dem für ihn so erfreulichen Gedanken, wieder frey zu seyn und keine Kämpfe von der wesentlichsten Seite fürchten zu müssen.

Ofter, als er sich früher vorgenommen, besuchte er jetzt des Grafen Raulsström Haus, theils um, wie Sophie gewünscht, nicht schnell und auffallend ihrem Vater den Lauf der Sache kund zu thun; hauptsächlich aber, weil er sich nach den ersten Besuchen, die zwar noch steif und förmlich waren, dort recht angenehm und heimisch fühlte. Ihr damaliges Gespräch wurde nicht mehr berührt und der Gegenstand desselben als abgethan angesehen. Hermann, der selbst unendlich viel regen Verstand und Kunstsinns besaß, fand bald Vergnügen und Geschmack an Sophiens hochgebildetem Geiste, den sie, als er ein oftmaliger, ja täglicher Gast ward, immer mehr entfaltete, und ihrer unbewußt in tausend Funken der Conversation immer neu und lebendig ausprühte. Sie war die Seele ihrer kleinen Zirkel, und ihr einfaches Wesen, ihre gänzliche Anspruchslosigkeit in Hinsicht des Gefallens, das sie als einen gar nicht auf sie anwendbaren Begriff betrachtete, machte sie denen, die so glücklich waren, ihr Vertrauen zu erringen, unendlich werth und theuer.

Auch der junge Weyen empfand den wohlthätigen Einfluß dieses sanften Wesens und gab sich gerne dem Zuge hin, der ihn täglich mehr an Sophien fesselte. Aber indes hier sein Kopf und sein Gemüth sich erquickte und beschäftigte, schien das pochende Herz des 25jährigen Jünglings nicht müßig geblieben zu seyn. Milla's aufklospende Schönheit, ihre beynah zauberhafte Gestalt, die an die Elfen der Vorzeit erinnerte, hatten ihn schon manchmal aufgeregt. Ihr naiver, kindlicher Sinn ließ ihn die Idee recht niedlich ausschmücken, daß ihm die Erstlinge ihrer Empfindungen blühen könnten. Oft ruhte sein Auge unverholen bewundernd auf dem lieblichen Geschöpfe, das zwar an ihren Gesprächen selten oder doch nur scherzend Theil nahm, aber ihnen gerne beywohnte. Gewöhnlich nahm sie ihren Platz auf einem großen Kissen, das für sie auf dem Teppiche lag, kauerte sich darauf, und lehnte das malerisch schöne Köpfchen mit den langen, rabenschwarzen Locken auf So-

phiens Schooß, die mit ihr wie mit einem Kinde koste. Herrmann vergaß oft den Gegenstand seines Gespräches, wenn Milla die Augen unbefangen auf ihn heftete, und immer brach dann Sophie jeden Ernst der Rede ab, wandte sich zu Milla, sie auffordernd, ihre kleinen Talente vor ihrem neuen Lehrer, welchen Titel sich Herrmann scherzend beylegte, zu produciren, und die Kleine, ohne Ziererey und Angsthlichkeit, ergögte ihn mehr, als die glänzendste Kunstakademie.

So war ihm dieß Haus zum wahren Tempel seines Vergnügens geworden, dieß Haus, das er vor weniger Zeit noch als ein feindliches betrachtete. Alle seine Gefühle fand er dort befriedigt, jede einzelne Neigung fand Nahrung, und Sophiens Liebenswürdigkeit im höhern Sinne des Wortes läuterte und erhob seine eigene Seele, daß er seit langem sich nicht so zufrieden und glücklich fühlte. Er forschte nicht grübelnd nach dem eigentlichen Zustande seines Innern, nicht nach dem, was ihn eigentlich so wohlthuend ergriff; und zog ihn manchmal heiße, ungeduldige Sehnsucht nach des Grafen Hotel, so dachte er nur: das ist wohl Milla, die mich so unwiderstehlich in ihre Nähe ruft.

Monate vergingen im Fluge auf dieselbe angenehme Weise; ein Einziges war's, das jetzt anfangs störend auf den traulichen Verein zu wirken. Sophie, erst unbemerkt, dann immer sichtbarer, verlor die gleiche Heiterkeit der Seele, die sonst ihren Umgang belebte. Düster war ihre Stirne umwölkt, wenn sie sich ungesehen glaubte, ja manchmal trugen ihre Züge die Spuren eines stummen Leidens, das sie zu verbergen strebte.

Herrmann war der Erste, der diese Bemerkung machte und mit heftigen Worten nach dem Grund derselben forschte. Aber das verstimmte Sophien immer noch mehr; mit Ernst und einer an ihr noch nie wahrgenommenen Bitterkeit nannte sie es eine leere Einbildung, oder die Folge eines unbedeutenden Unwohlseyns.

Oft wenn eine kleine Gesellschaft bey ihr versammelt war, und alles sich im frohen Kreise bewegte, die lustige Milla sie mit ihren kindischen Possen belustigte, entfernte sich die Comtesse und winkte mit bittendem Befehl denen Schweigen zu, die ihr Zurückziehen verhindern wollten. Bleyen fühlte sich immer schmerzlich verletzt, wenn er nach einer Weile, wo er sich mit und über Milla unterhalten, die Entfernung seiner sanften Freundin bemerkte. Was mag ihr seyn? dachte er oft nachsinnend, und schob es dann nach ihren eigenen Reden auf ein körperliches Unwohlseyn, das ihm wahrhafte Sorgen machte. Vermuthlich waren die Gäste und Milla nicht mehr so heiter und ungezwungen; denn die Ersteren erschienen ihm unausstehlich, und Milla als ein Kind, mit dem man lachen, aber nicht sprechen könne.

Mit ängstlicher Sorgfalt und der zartesten Bemühung suchte er Sophien zu zerstreuen; was er nur erdenken konnte, das ihren Geist erfreuen und seinem vorigen Leben wieder zurückgeben könne, suchte er hervor und vergaß alles Übrige in diesem Bestreben. Doch sein guter Wille ward selten so, wie er wünschte, belohnt, entweder Sophie versank, ohne es zu wollen, in noch tieferen Trübsinn und erwiederte seine Aufmerksamkeit mit einem kalten, fremden Tone, der ihn unverdient kränkte; oder sie raffte sich gewaltsam auf, führte das Gespräch auf Gegenstände, die weit von ihrem eigenen Leben entfernt lagen, sprach mit Einsicht und Richtigkeit über einzelne Kunstwerke, oder

setzte sich an das Pianoforte und gab eine Sonate zum Besten, die zwar Meisterschaft verrieth, aber, sonderbar genug, der Seele der Musik, des Gefühls und der Weichheit entbehrte.

Dies Benehmen behielt sie auch in größeren Zirkeln bey, besonders wenn ihr Vater zugegen war, der stolz auf seine Tochter, zufrieden mit der Außenseite ihres Betragens, die glänzende Hülle nicht durchdrang.

(Die Fortsetzung folgt.)

T y p e n *).

3.

Die Aloidon**).

Und fürchte der Donn'rer auf wolkigem Sitz, —
Er schleudert vergebens den dräuenden Bliz:
Wie leicht er den Alten das Scepter entrafft,
Er scheue der Jugend entschlossene Kraft.

Wir, Söhne der Macht, die den Meeren gebeut,
Verwandte dem Sprössling ohnmächtiger Zeit,
Erglühend in Schönheit und Streben und Lust,
Von Zuversicht schwillt uns die gläubige Brust:

Wir werden sie bauen, die schwindlichte Bahn
Vom irdischen Dunkel zum Urlicht hinan;
Auf! Pelson noch über Ossa gethürmt —
Dann kühn den erschütterten Himmel erkürmt!

Er droben, er zucke den zündenden Strahl,
Aufstehe das Meer, Qualm fülle das Thal!
Wenn Kraft sich an Kraft ungebändig zerschellt —
Gebärt in Vernichtungen Welt sich aus Welt.

4.

Prometheus.

Wölbe Himmel! deine tausend Fernen
Meinem Auge vor, das ruhig blickt:
Jugendkräfte ringen nach den Sternen;
Mögen sie doch ringen! werden's lernen,
Daß kein Lärm die greise Bahn verrückt.

Als ich abgewogen die Gewalten,
Sah man längst mich ein Geschlecht gestalten,
Dessen Schooß ich Keime anvertraut;
Diese Keime werden sich entfalten,
Wenn des Schicksals Segen sie bethaut.

Aber du, in deinen Ungewittern,
Labe dich, wenn unter Erderschüttern
Sich an meinem Fels die Woge bricht:
Deine Zeit kommt auch! auch du wirst zittern, —
Das Verhängniß übergeht dich nicht.

*) Man vergleiche das Blatt Nr. 112, Sept. 1834.

**) Titanen, Söhne Neptuns.

Seit Jahrtausenden die Wunde offen,
Tropft mein Blut auf mürbe Felsen her;
Oeb' Olympischer! du wirst getroffen:
Über du, Gebild aus Staub, magst hoffen;
Deinen Vater schau', und duld' wie er!

Ernst Freiherr von Feuchterleben.

A p h o r i s m e n.

Von Zauper.

Die Schlechtigkeit hat den rechten Stolz nicht; sie thut groß, wo der wahre Werth mangelt, und wird niederträchtig demüthig, wo sie sich fühlen dürfte.

Es ist eine kleine Kunst, sich die Unaufrichtigkeit aufrichtig zu machen, die Abneigung in Neigung, den Haß in Liebe zu verwandeln, das Mittel liegt sehr nahe; wer es zu ergreifen verschmäht, dem ist jene Kunst keine kleine mehr, sondern eine große.

Der Zufall ist der mildeste Genius; er schenkt oft mehr, als die Absicht sich erstreben will.

Eine allgemeine Bildung ist vielleicht Keinem gegönnt; trachte daher Jeder in seinem Kreise der Gebildetste zu seyn.

Der Mensch kann alles Böse werden, wenn ihm Gott fremd ist.

L i t e r a t u r.

„Neue Originalien zur Declamation, bestehend in poetischen Erzählungen für Freunde der Dichtkunst und des mündlichen Vortrages,“ von Eduard Anschütz. Wien. Gerold. 1835. S. XIV und 151.

Künstler und Dilettanten sind oft verlegen über die Wahl geeigneter Stücke zum declamatorischen Vortrage, theils weil die älteren Dichtungen dieser Art wirklich schon gar häufig gehört wurden, theils auch, weil die neuere Poesie an dergleichen Piecen eben nicht fruchtbar zu seyn scheint. Hr. Eduard Anschütz, schon durch seine Anstellung beym k. k. Hofschauspiel mit jenem Bedürfnisse vorzugsweise vertraut, hat daher gewiß etwas sehr Verdienstliches gethan, indem er eine Sammlung von neuen, originellen Materialien für den mündlichen Vortrag verfaßte, und sein, durch mancherley poetische Leistungen erprobtes Talent tief im Vorhinein günstige Resultate dieses Strebens erwarten. Die vorkommenden Gedichte sind sämmtlich erzählend, größtentheils sehr einfachen Stoffes, der Form nach mit Geschick behandelt und die Pointe fast allenthalben trefflich herausgehoben, so daß der Declamator mit denselben wohl überall gute Wirkung hervorbringen wird. Die Muster, nach welchen sich Hr. Anschütz gebildet und gehalten hat, sind nicht zu verkennen; allein es sind wahrlich die besten, die er wählen konnte, und wir rechnen dieß eben sowohl seinem Tacte als seiner Bescheidenheit zum Verdienste. Es kömmt bey der Declamation viel auf den entsprechenden Wechsel der Gefühle in dem vorzutragenden Stücke an; Contraste in den Situationen und Charakteren sind hier wesentlich, und es ist keine geringe Schwierigkeit für den Dichter, die nöthigen Übergänge auf eine Art zu behandeln, die den Anforderungen der Recitation entspricht, ohne dem poetischen Geiste etwas zu vergeben. Hr. Anschütz hat diese Klippen mit Gewandtheit umgangen, der Ton der Erzählung ist in seinen „Originalien“ glücklich angeschlagen, sie bewegen sich mit der gehörigen Ruhe und Besonnenheit, die Phantasie und das Gemüth erhalten gleichmäßig Nahrung, und daß vorzüglich das letztere im Auge behalten wurde, beweist das Streben des Verfassers in der angemessensten Richtung. Nicht „Balladen“ oder „Romanzen“ nennt er seine Arbeiten, er bezeichnet sie unter der allgemeinen Gattung der poetischen Erzählung, und als solche entsprechen sie, wie schon gesagt, nicht nur dem Bedürfnisse der Declama-

tion, sondern auch dem höheren der poetischen Categorie, in welche sie gereiht sind. Die epische Dichtung aber wird minder durch eine großartige, imposante Conception, durch hohen Aufschwung bedingt, als durch eine gemüthliche Behaglichkeit, durch ebenmäßiges Fortschreiten und allmähliche Entwicklung; Forderungen, denen sich Hr. C. Anschütz mit Talent zu fügen verstand, ohne darum zu profaischer Flachheit und ermüdender Breite herabzusinken. Mehrere der hier gesammelten Stücke, z. B. „die Perle“ S. 62, „die Sennerinn“ S. 92, „der büßende Mönch“ S. 100, „die beyden Kronberger“ S. 134 u. m. a. zeugen vom wirklichem dichterischen Verufe, die meisten sind von unverkennbarem Effecte im Vortrage, der Gang natürlich und ungezwungen, der Effect treffend vertheilt, und die Diction, wenn auch nicht völlig frey von Ziererey, mitunter selbst nicht von einiger Geschraubtheit, erscheint im Ganzen dennoch fließend, gebildet, bisweilen kräftig, die Vergleichen mehrertheils gut durchgeführt und der Reim fast ohne Ausnahme untadelig; „die beyden Kronberger“ sind ein so wohlgelungenes Gedicht, daß es in jeder Sammlung ehrenvoll figuriren würde. Somit können die „neuen Originalien“ des Hrn. Anschütz mit allem Rechte anempfohlen und der Autor zum Fortstreben auf seiner Bahn ermuntert werden; Zeit und Aufmerksamkeit auf sich selbst werden seine schöne Anlage gewiß noch erfreulicher entwickeln, wobey ihm jedoch anzurathen seyn dürfte, das Gleichniß minder häufig zu gebrauchen und Stoffe zu vermeiden, welche, wie einige der hier bearbeiteten, gar zu dürr dassehen. — Die Auflage ist sehr gefällig, die Correctheit des Druckes vorzüglich, wie denn überhaupt die Leistungen der Gerold'schen Officin volle Anerkennung verdienen.

—d—

„Naturgeschichte des Thierreiches für Kinder und den ersten Unterricht überhaupt.“
Von Dr. F. K. Kamisch. Prag. Gottlieb Haase Söhne.

Das ungewöhnliche Interesse, welches sich für die sogenannten Pfennig-Unternehmungen, Bildermagazine u. dgl. aussprach, hat auch mehrere gemeinnützliche, wahre Belehrung bezweckende Institute hervorgerufen, die das Verbreiten einer einzelnen Wissenschaft zur Aufgabe genommen haben, und deren Wirksamkeit daher um so größer ist, weil das gesammte Streben ohne nutzlose Zersplitterung einem einzigen Gegenstande zugewendet ist, welcher deshalb um so erschöpfender behandelt werden kann. In dieser Richtung können wir die Bilderwerke nur aufrichtig loben, weil durch die plastische und graphische Darstellung die Fasslichkeit des Darzustellenden desto vollkommener werden muß und der bildliche Commentar dem Inhalte doppelt leicht Eingang verschafft.

Die vorliegende Unternehmung hat eine ähnliche Tendenz, und die Art der Leistung scheint nach dem, was bisher vorliegt, einer allgemeinen Empfehlung würdig zu seyn. Naturgeschichte ist eine, an und für sich so anziehende und wichtige Wissenschaft, daß es der Bewerke gar nicht bedürfte, um neuen Erscheinungen dieses Faches Publicum zu gewinnen; allein die Concurrenz fordert einmal zur Vervollkommnung mittelst Holzschnitten, Stahlstichen u. dgl. auf, und darum wird gewiß auch das vorgenannte Werk eine zahlreichere Abnahme finden. Dasselbe erscheint in zwölf Lieferungen, jede zu 15 fr. C. M. Die Auflage rücksichtlich des Papiers, der Lettern, der ynolographischen Abbildungen ic. ic. darf als vorzüglich angerühmt werden, und der Inhalt ist in fließender, praktisch-gewandter, lebhafter Manier auf eine, besonders jüngeren Lesern sehr anpassende Weise gestaltet. Die beyden ersten, uns bis jetzt zugekommenen Lieferungen (128 Seiten) bringen die Naturgeschichte des Menschen und eines großen Theils der Säugethiere, sehr zweckmäßig behandelt und mit vielen wohlgelungenen Bildern bereichert; doch behalten wir uns vor, seiner Zeit, wenn eine größere Masse des Geleisteten ein vollständiges Urtheil gestatten wird, näher in die Erörterung des Werkes einzugehen, auf welches wir indessen aufmerksam machen wollen, da es einem fühlbaren Bedürfnisse abhilft, welches längst eine neuere, für die Jugend zugängliche Bearbeitung dieser Wissenschaft verlangte; in jedem Falle verdient die Verlagshandlung für das preiswürdige Unternehmen aufrichtige Anerkennung, und wir wünschen nur, daß sie in der Folge auch die übrigen Naturreiche in einer dergleichen Ausgabe an das Licht treten lasse.

—d—

(Mit Nr. 29 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 23. July 1835.

88

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Tagebuch.

(Fortsetzung.)

Der Frühling hatte sein schönes Reich wieder angetreten und der Erde tausendfarbige Zeichen seiner Gunst zugewendet, die herrliche Maysonne erhellte manche düster unnachtete Phantasie mit ihrem Glanze und goß neuen Lebensmuth in manches kummermüde Herz.

Auch Sophie sehnte sich hinaus ins Freye, um die Lust des Landlebens, vielleicht auch dessen Stille zu genießen. Mit schmeichelnden Bitten wandte sie sich an den alten Grafen, und beschwor ihn mit einer bey ihr selten ausbrechenden Heftigkeit, auf einige Monate ihr herrliches Landgut, das zwey Tagereisen von der Residenz lag, zu besuchen. Sie stellte ihm vor, als er sich anfangs weigerte, daß schon seit längerer Zeit ihre Gesundheit wankte und nur die stärkende Gebirgsluft ihr das vorige Wohlseyn wiedergeben könne, das sie in der dumpfen, heißen Stadt nicht wieder erlangen werde. Das war ein schlagender Grund. Mit väterlicher Angst fragte der Graf nach ihrer Krankheit und bemerkte jetzt selbst mit innerem Beben, daß sie übel und erschöpft aussah. Obwohl daher diese Reise seinen Plänen vollkommen entgegen war und er gehofft hatte, diesen Sommer noch seinen liebsten Wunsch in Erfüllung zu bringen, gab er doch gleich gemessene Befehle zur Reise und tröstete sich mit der Hoffnung, Sophie werde bis zum nächsten Winter vielleicht seiner Idee geneigter werden, von der sie jetzt weniger als je hören wollte, indem sie auf ihres Vaters Vorstellungen immer fest und ruhig antwortete, daß sie Bleyen wie keinen andern Mann schätze, aber nur desto inniger von der Unwandelbarkeit ihres Entschlusses, sich nie zu vermählen, überzeugt sey. Der Graf hatte sich vorgenommen, jetzt Alles unbesprochen gehen zu lassen, besonders seitdem er Bleyen's öfteres Erscheinen sah, das er sich auf seine Weise günstig deutete. Die Zeit wird schon hervorbringen, was meine Worte nicht vermögen, dachte er bey sich selbst, und vielleicht gerade diese Einsamkeit kann sie beyde besser dazu stimmen.

Mit Staunen, ja beynähe mit Erschrecken nahm Bleyen diese Nach-

richt auf. Er sollte mit einem Male seine ganze Lebensweise ändern, er, der den ganzen Winter über nur in dieser Familie heimisch geworden war, er sollte Sophien oder Milla eine so lange Zeit nicht sehen! Was ihm besonders auffiel, war, daß die Gräfinn nicht die geringste Aufforderung an ihn ergehen ließ, sie dort zu besuchen, und Fast von ihrem Wiedersehen sprach, erst wenn ihr Landaufenthalt vollendet sey. Dagegen machten der Graf und Milla die Vernachlässigung Sophiens wieder gut, indem sie in Gegenwart der letzteren ihn dringend und herzlich baten, ja oft und auf längere Zeit ihr Gast zu seyn. Ehe er darauf antwortete, blickte er mit stillem Vorwurfe nach Sophien, die schweigend auf dem Sopha saß. „Der Graf soll sich seinen Vergnügungen hier nicht entziehen,“ sprach sie endlich, als sie fühlte, daß man auf ihre Stimme wartete, „auch können wir ihm in jenem Aufenthalt nur sehr wenig Bequemlichkeit und Freude verschaffen.“

Herrmann war gekränkt. Was konnte ihm Sophiens Freundschaft, die ihm schon so schön zu leuchten begann, auf diese Art entzogen haben? „Ich werde gewiß nicht lästig fallen,“ erwiderte er in einem gereizten Tone, „und suchen, Sie auf keine Weise zu stören, aber Ihren Wünschen, Herr Graf und liebe Milla, gewiß entsprechen, da sie mit den meinen so ganz zusammenreffen.“ Sophie stand auf, einige Befehle wegen der Reise zu geben. Der Graf konnte nicht ganz seine Unzufriedenheit verbergen, und Herrmann bemühte sich, das Unangenehme dieser Scene nicht merken zu lassen, obwohl er mehr als alle Andern darunter litt.

So reiste die Familie ab. Herrmann war bey grauem Morgen hingeeilt, um sie alle noch einmal zu sehen, aber er traf nur mehr den alten Herrn und die kleine Milla, die noch tausend kleine Geschäfte im Hause hatte und von jeder Magd, die sie erst im Winter wiedersehen sollte, weinend Abschied nahm.

„Sophie ist schon lange fort,“ sagte sie, ihre Thränen schnell abtrocknend, „sie ist noch im Dunklen mit der Kammerfrau vorausgefahren. Wenn sie nur nicht krank wird! denn sie ist, wie mich Mariane versicherte, die ganze Nacht, aus weiß Gott welchem Eigensinne, aufgeblieben und heute früh sah sie so bleich aus, Herrmann, so bleich, wie die Wand, und als sie in den Wagen stieg, da sah ich sie ganz deutlich wanken, als wenn sie fallen wollte.“

„Und mir hat sie nichts mehr sagen lassen?“ fragte Herrmann hastig. „Ich habe sie selbst noch gefragt, als sie schon in der Kutsche saß; „ich grüße,“ sprach sie so leise, daß ich sie beynah nicht verstand, wandte den Kopf und ich konnte nichts mehr verstehen; als ich meine Frage wiederholte, rollte der Wagen schon fort.“

Herrmann war theils durch diesen Bericht, theils durch den Abschied ergriffen. „Leben Sie wohl, Milla,“ sprach er mit einer Leidenschaftlichkeit, deren Quelle er selbst nicht recht kannte, „leben Sie wohl und vergessen Sie mich nicht, sprechen Sie, ich beschwöre Sie, sprechen Sie oft von mir, damit ich doch denken darf, wenigstens in der Erinnerung unter Ihnen allen zu leben.“

„Was fällt Ihnen ein, lieber Herrmann,“ sagte Milla erstont, „wir werden uns ja recht bald sehen, nicht wahr,“ fügte sie bittend hinzu, „Sie kommen, und das bald?“

„Bald, bald, Milla!“ rief Herrmann, „wenn ich hoffen kann, gerne

gesehen zu seyn.“ Unter Versicherung und Versprechen trennten sie sich und — Bleyen fühlte sich allein — verlassen.

Schon waren vier Wochen langsam vergangen, da luden ihn seine sogenannten Freunde, die froh waren, daß Kaulsströms sich entfernt hatten, um besser den reichen Grafen in ihre Mitte zu ziehen, zu einem Diner, das sie, wie sie sagten, ihm zu Ehren gaben, um dabey das Fest der Brüderschaft mit dem schnell liebgewonnenen Fremden zu feyern.

Herrmann folgte nur gezwungen dieser Einladung, da er jetzt nach nichts weniger als nach solchen Freunden geizte, und überhaupt die ganze Zeit nur selten Umgang mit den jungen Leuten in der Residenz gepflogen hatte. Doch er konnte nicht ausweichen und unterzog sich dieser Lustbarkeit als einer lästigen Pflicht.

Die Gesellschaft war, wie gewöhnlich unter jungen Leuten, laut und lustig, sie ließen einen Pfropf nach dem andern springen. Der muntere, schäumende Franzosengeist hatte in Herrmanns Gehirn eine wohlthätige Wirkung hervorgebracht, und, heiterer als die letzte Zeit, gab auch er sich den jugendlich frohen Gesprächen hin.

„Aber höre Bleyen,“ rief einer aus den Lautesten von dem andern Ende der Tafel zu Herrmann herauf, „du bist, bey meinem Herzen, ein durchtriebener Bursche; hast den ganzen Winter mit recht pathetischem Ernste deine wirklich schwere Rolle durchgeführt, die melancholische Geistergestalt sammt dem hochgeborenen Herrn Vater tüchtig hinter's Licht geführt, und dabey, seht mir den Schelm! dich an das wunderhübsche Nichtchen gemacht.“

„Was meinst du damit?“ fragte Bleyen gespannt, „erkläre dich deutlicher, denn ich verstehe dich noch nicht.“

„Ha, ha, ha!“ lachte ein Zweyter, „jetzt will er auch uns prellen; aber halt guter Freund! wir wollen wohl deine Standhaftigkeit bewundern, mit der du Ihrer Häßlichkeit den ganzen Winter den Hof machtest, um dich an ihrem kühnen Herzensfluge zu rächen; aber das mußt du uns erlauben, als Leute vom Metier dir in die Karten zu sehen.“ Alles lachte laut bey diesen Worten.

„Wie wird Minerva mit der gefährlichen Ägide, die sie aber im Gesichte trägt, um jeden andern Freyer abzuschrecken, nicht glühen und beben!“ fuhr ein Anderer fort, „ich sehe sie schon im Geiste Flammen sprühen.“

„Aber Bruder! deine Wahl, die kleine Milka,“ rief ein Vierter, „das ist ein Engel, da gehen ja zweyhundert Lächeln einer Sophie auf den bitterbösesten Blick von ihr.“

Jetzt hatte Herrmanns Geduld, mit der er sich marternd diese Reden angehört, ein Ende. Wuth blikte sein Auge und Horn trieb sein ganzes Blut ihm in die Wangen; er sprang auf, daß der Stuhl dröhnend umstürzte. „Wer wagt es,“ rief er mit einer Stimme, die schnell allen Champagnerdunst aus dem Kopfe jagte, „den Namen der Gräfinn Kaulsström hier so zu verunglimpfen? Habt ihr vergessen, daß unter euch ihr bester, treuester Freund ist? Habt ihr vergessen, daß ich ein Mann bin und blutig alle Unbill rächen werde, die man in meiner Gegenwart gegen sie ausstößt? Aber ihr habt mich zu einem Kobolde verzerrt, der mit den edelsten Gefühlen des Weibes spielt und seine eigene Männlichkeit zum schändlichen Gebrauche des Betrugs erniedrigt. Doch daran will ich gar nicht denken, wenn von der Gräfinn So-

phie die Rede ist. Wer sich mir Freund nennt, und nicht will, daß das heutige Bündniß sich mit Blut auslöschet, der thue mir Bescheid im kräftigen Rheinwein auf das Wohl der verehrten, liebenswürdigen Gräfinn Kaulsström. Möge sie stets," fuhr er fort, sein Glas erhebend, „von so aufrichtigen Gefühlen der Achtung und Freundschaft umgeben seyn, als die ich ihr weihe.“

Die jungen Herren sahen einander eine Weile zweifelnd an; da ihnen aber nicht darum zu thun war mit Bleyen zu streiten, und sie an der ganzen Sache nur die satyrische Seite interessirte, so erscholl bald ein übertrieben lautes „Hoch!“ das aber auf vielen Zungen nur eine bittere Ironie schien; denn man hörte rings um die Tafel verschiedene Stimmen flüseln: „Meinetwegen — ich bin es ja nicht — hm! sie ist reich!“ — Doch Herrmann kümmerte sich nicht darum, er hatte seinen Zweck erreicht, den er in diesem Augenblicke selbst nicht mit Preisgebung seines Lebens durchzusetzen sich geschaut hätte. Alles schien jetzt vergessen, und die letzte Erinnerung mit den feurigen Strömen des Weines hinabgeschwemmt zu seyn. Herrmann erkünstelte seine vorige Heiterkeit, nahm bald, aber freundlich Abschied, und räumte gleichgültig den Spöttern das Feld, um ihrer muthwilligen Laune frey die Zügel schießen zu lassen.

Hestig hatte diese Scene ihn aufgeregt; er fühlte sich unwohl, nirgends fand er Ruhe, ein unbegreifliches, qualvolles Sehnen nach Etwas nagte an ihm. Da riß er sich gewaltsam auf — ein Strahl der Freude übersog sein Gesicht. „Postpferde,“ herrschte er seinem Diener zu, und in weniger als einer Stunde rollte seine Chaise auf dem Wege nach Kaulsström.

Er war mit seinen Gedanken allein — tausend verschiedene Regungen durchkreuzten sein Inneres. Umsonst fragte er sich, was ihn denn eigentlich so treibe; endlich gab er sich seinen Träumen hin — sah sich in Kaulsström ankommen, von Allen bewillkommt; aber sonderbar, nicht Milla war's, die in diesen Bildern den Hauptpunct bildete, sie war nur eine niedliche Staffage; eine andere Gestalt — nicht reizend — nicht schön — gab dem Bilde erst das rechte Leben. Herrmann dachte mit Schmerz daran, daß sie ihn nicht gerufen, daß er ihr gar unwillkommen sey — nein, nein, das konnte, durfte nicht seyn, sonst hätte er in derselben Minute die Pferde nach der Stadt wenden lassen und sein voriges, schleppendes, freudeloses Leben wieder begonnen. Die zwey Tage schienen ihm, obwohl immer mit interessanten Gedanken beschäftigt, ewig zu währen, endlich sank zum zweyten Male die Sonne und erleuchtete mit ihren letzten Strahlen das Schloß, das in geringer Entfernung vor ihm lag. Freude durchströmte seine Pulse; er trieb mit guten und bösen Worten den Postknecht zur Eile, und bemerkte nicht, daß die Pferde ohnehin im Galopp flogen. Der Wagen rollte zum Schloßhofe hinein, Herrmann sprang über den Schlag, noch ehe die Räder standen, und mit einem Freudenerschrey empfing ihn Milla, die neugierig über die Treppe geeilt war, um die Fremden zu sehen. „Wo ist Sophie?“ fragte Bleyen und vergaß die Kleine zu begrüßen.

„O kommen Sie, kommen Sie nur schnell,“ jauchzte Milla, ihn bey der Hand fortziehend, „das wird eine Freude bey Allen seyn! — Onkel, Onkel — Sophie — wir sind nicht mehr allein, Herrmann ist hier!“

„Herrmann!“ scholl eine Stimme hervor, mit dem unverkennbaren Zittern der Freude — „O mein gütiger Gott! Herrmann!“

„Das ist Sophie!“ rief Bleyen und riß seine Hand von Milla weg und war in zwey Schritten die Treppe hinauf. Er folgte nur dem ersten Schall, der ihn so freudig überrascht, und fand, richtig geleitet, bald Sophiens Zimmer, auf deren Antlitz noch die Zeugen der Überraschung in perlenden Thränen lagen, obwohl sie vorgab über Milla's Schreyen, dessen Bedeutung sie nicht gekannt, tödtlich erschrocken zu seyn. „Ich will den Vater sogleich benachrichtigen,“ setzte sie hinzu, ihrer Bewegung Meister werdend, „Milla, führe Herrmann einstweilen in den Salon, ich erscheine sogleich.“ Sie war wieder in den frühern kalten Ton gefallen, und entfernte sich mit einer Verbeugung, die den freudig ergriffenen Jüngling um Vieles herabstimmte.

Auch der Graf empfing seinen Liebling mit unverhehltem Vergnügen; Alles beeiferte sich, ihm zu zeigen, wie angenehm seine Ankunft sey. Sophie bekümmerte sich mit genauer Sorge um seine Bequemlichkeit, sah selbst Allem nach und ließ es dem Gaste an nichts fehlen, als an dem Einen, als an dem, was Herrmann so gerne mit allem Andern eingetauscht hätte. Ihr Benehmen war kalt und abgemessen, kein Blick zeigte nähere Theilnahme, kein Wort sprach mehr als Höflichkeit.

Als er Abends allein in seinem Zimmer war, ging er alle heutigen Begebenheiten durch. Es fing an in seiner Seele zu tagen — der irreführende Nebel zertheilte sich und er konnte sich nicht mehr verbergen, was sein Herz erfüllte und alle seine Handlungen bestimmte. Klar ward ihm, daß er anfangs das natürliche Wohlgefallen an der schönen Milla sich selbst trügend vorgeschoben, weil er sich damals nie hatte gestehen wollen, was ihn denn dorthin, und nur dorthin ziehen mochte.

„Sophie, Sophie!“ rief er aus, „warum theilst du nicht meine Gefühle, warum versagte dir der Himmel bey der Welt von geistigen Gaben, die dich beselen, die EINE, die mich zum glücklichen Sterblichen gemacht hätte? hinweg ihr niedern Gesinnungen, die mich noch vor Kurzem in fremdem Munde so empörten — Sophie ist schön, unverwelflich schön, ihre Reize zerstört keine Zeit, ewig blüht ihr reicher Geist.“

Herrmann war zufriedener nach diesem Selbstgeständniß; nur der Gedanke an Sophiens eisige Kälte trübte jetzt seine Seele. Die nächsten Tage vergingen gleichmäßig und gleichgültig. Milla war lustig und sang den ganzen Tag. Der Graf führte Bleyen in seinen Anlagen herum, Sophie war das Bild der Stille und des Ernstes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blick über's Grab.

(Aus dem Englischen.)

Aus tiefer Nacht entsprungen,
Ein Hauch im Weltgesaus, —
Wo fand der Geist, der Hüll' entrungen,
Sein bleibend Haus?

O sagt es stille Grüfte! —
Ach, euch entweicht kein Hauch!
O sagt es, milde Himmelsfüfte! —
Ihr schweiget auch?

Wohl von dem fernsten Strande
Tönt Kund' und Bothschaft her;
Doch aus der Geister Wunderlande,
Ach — nimmermehr!

Der Wind trägt Blumendüfte
Weit über's blaue Meer;
Doch, ach! kein Hauch spielt durch die Gräfte
Von jenseits her.

Des Geistes Flug ereilet,
Berechnend, Stern auf Stern!
Doch von der Geister Heimat weilet
Er ewig fern.

Aus ird'schen Finsternissen
Führt, ach! nur eine Bahn:
Ja, wo zu End' ist irdisch Wissen,
Fänge Hoffen an.

Erhard Silesius.

Correspondenz-Nachrichten.

München, am 31. May 1835.

Ich glaube, es sollte Jedem eine tiefe Wehmuth anwandeln, wenn er schreibt, spricht oder liest: der letzte May — der letzte Tag des Wonnemonats, des letzten Freudenkluges, der aus Hain und Thal, aus Strauch und Busch in das Herz, in die Seele drang. Mit einer solchen, fast poetischen Schwärmerey beginne ich unwillkürlich die ersten Zeilen meiner Relation aus unserer Königsstadt, in welcher, und um welche bald ein neuer, prachtvoller Tempel, bald eine majestätische Basilika, bald ein Pantheon, wie auf einen Zauberschlag sich herrlich aus der Tiefe erheben, als müßten wir Athen, Rom und Constantinopel in einen Kreis bannen! Wir scheiden mit Recht trauernd von dem heurigen Blütenmond, der sich zwar später bey uns gegen manches Vorjahr, aber mit einer desto größern Uppigkeit, in einer intensiveren Fülle entfaltet hatte. Er äußerte zwar in den ersten Tagen einige widerliche Aprillaunen, die dem Blütenkönig nicht wohl steh'n, allein er ward sich bald seiner angestammten Würde bewußt und streckte sein mildes Blüten- und Blumengepter über Flur und Gärten aus, nachdem er noch den 13. seiner Herrschaft, wie ein Rasender, Aste und Zweige zerbrochen, junge und alte Bäume entlaubt und die letzten Unarten seines Vorgängers vertobt hatte. Ich wollte Ihnen im Grunde nur eine meteorologische Note mittheilen, da es bey Ihnen und anderswo nicht ohne Interesse seyn dürfte, den Himmel Münchens, seine Temperatur, ihre Abweichungen und ungewöhnlichen Erscheinungen kennen zu lernen. — Wer ist immer disponirt, seine Aufmerksamkeit auf den Theaterhimmel zu richten, und seinen künstlichen Tag zu beleuchten, der die Kunst und die Künstler oft in einem seltsamen Zwielichte erscheinen läßt? Es lohnt sich mehr, den ganzen Tag auf einer Nasenbank unter einem duftenden Laubgitter in das unendliche Blau sich zu versenken, bis die ersten Sterne heraufsegeln, oder bis, um ächt orientalisch zu sprechen, die unsichtbare Hand die goldenen Nägel am blauen Dome einschlägt, als mit gerungelter Recensentenfirne nach den Coulißen kritisch zu Lunettiren oder Iorgnettiren, hinter denen die poetische wie die prosaische Intrigue, Dichtung und Wahrheit, den ariadnischen Faden spinnen, um ihn am Proscenium zu verwirren und endlich nach althergebrachter Sitte zur allgemeinen Bewunderung, wenn er sich sattfam in einander verschlungen zum festen Knäuel, wieder zu lösen. Und doch muß ich mein gewohntes Thema aufnehmen, da ich mich in meinem jüngsten Berichte einer Sünde gegen die Galanterie schuldig machte, und unbemerkt ließ, daß uns der Monat April dramatische Neuigkeiten brachte. Mir entging Töpfer's neuestes Lustspiel: „Die Einfalt vom Lande,“ die uns selbst zur idyllischen Einfalt stimmte. Ein alter, habfüchtiger, bornirter und theilweise verliebter Advocat, Namens Murr, der uns aber nicht an den genialen Kater Murr Hofmann's zu erinnern vermag; ein drolliges, blühendes Mädchen, voll Mutterwitz und

natürlichem Verstand, das als seine Mündel zusehends klüger und städtisch-polirter wird, und endlich ein junger Mann, der sie dem pustenden Murr vor der Nase weghascht: das sind die pikanten Parthien, die mit Hilfe einiger andern drastischen Machinationen ein sogenanntes dramatisches Ganze bilden, das man Lustspiel nennen kann. Hr. Bespermann als Murr konnte ungeachtet seiner Gewandtheit diesem Advocatenkater keine andere Tournüre geben, da ihn der Verfasser des Stückes zur zahmsten Rahennatur, sogar ohne Krallen und ohne Rabulistik, ohne Kniff und Pfiff gestempelt hatte. Die junge, liebenswürdige Mündel Sabine war in der Darstellung der Mad. Dahn eine anziehende, artige Erscheinung. Der Beysatz ländlicher Derbheit, der naive Ton und die klare Munterkeit, die Allen überall die rechte Seite abzugewinnen weiß, ver-einten sich glücklich in ihrem Spiele. Das Interesse des ganzen Stückes dreht sich nur um den Doctor Murr und seine Mündel; daher auch diese beyden Hauptrollen nur des Dankes werth seyn können. Die Intrigue des Stückes muß sich vornherein schon in-differenziren, da die Einfalt der Intrigue unfähig ist — und sie auf Kosten der Ein-falt wirksam seyn zu lassen, schien dem ehrenwerthen Dichter nicht ganz angemessen. Er vertheilte sie einigermaßen zwischen dem Verehrer der schönen Mündel und dieser letzteren selbst, jedoch so gart und schonend, daß es der ländlichen Sabine keinen Nach-theil bringt, wenn sie, das unbefangene Kind der Natur, selbst die Hand bietet, eines Vormunds los zu werden, der ihr begreiflich machen wollte, sie wäre quasi seine Frau, und müßte ihn eben dieses Verhältnisses wegen „Schah“ nennen. Hr. Böpfer hat die Einfalt der Mädchen am östlichen und westlichen Wesergebiet gründlich studirt. Er zeigt uns in der Charakterzeichnung der Sabine deutlich, bis zu welchem Grade dort die Mädchen auf eine Liebesintrigue eingehen und die lästigen Fesseln einer Vor-mundtschaft abzustreifen sich bemühen, die nicht sie selbst, sondern ihr Vermögen, wenn sie reiche Mündel sind, in schirmende Obhut nimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 17. July: „Wilhelm Tell.“ Benefice-Vorstellung des Gastspielers Hrn. Kunst.

Wir erinnern uns einer Aufführung des „Wilhelm Tell“ in diesem Theater, und es ist nicht allzulang, daß sie Statt fand, — welche um ein Viertel auf Acht begann, und um ein Viertel auf Zehn, ungeachtet bedeutender Zwischenacte, bereits zu Ende war. Deshalb rechnen wir es auch der Direction zu nicht geringem Verdienste, daß sie das Stück von sieben bis zehn Uhr dauern ließ, und wünschten nur, auch die Be-setzung der Rollen entsprechender besorgt zu sehen, denn nach einer solchen Dar-stellung muß man aufrichtig bedauern, das Talent des Hrn. Kunst, mit geringen Aus-nahmen, vis-à-vis de rien zu sehen. Allerdings ist Hr. Bosard ein sehr tüchtiger Schauspieler und die H. H. Spielberger, Hoch, Strampfer, Gämmerler u. A. leisten manches Gute; allein, theils werden sie nicht angemessen verwendet, theils erliegen sie unter bösen Gewohnheiten und werden durch ihre Umgebung nicht unter-stützt — eine gelungene dramatische Darstellung beruht aber nicht auf einzelnen, besse-ren Theilen, sondern auf einem gerundeten Zusammenspiel Aller! Wie soll aber eine günstige Gesamtwirkung erreicht werden, wenn man Rollen, wie jene Baumgarten's, in den Händen von Individuen findet, die aus hohlem Halse einen Galimathias her-ausschreyen, der jedem, sogar der Wortbedeutung nach, unverständlich bleiben muß; wenn man die mittelmäßigen Subjecte in zwey oder drey verschiedenen Parthien auftreten läßt, denen sie nicht gewachsen sind; wenn ein Schauspieler, der den Müs-ler Mehlwurm im „Eulenspiegel“ ganz plausibel gibt, dieselben Manieren für den Oldenholm, Kalb und Walthar Fürst mitbringt, mit einem Worte: wenn die bes-gabteren Individuen vereinzelt dastehen, und daher auch bey dem fleißigsten Wir-ken keine oder nur eine sehr mäßige Anerkennung erstreben können. Dazu kommt noch, daß z. B. Hr. Spielberger nicht selten in Manier verfällt, Hr. Hoch sich keiner natürlichen Pronunciation bekeißt, Hrn. Strampfer's Organ an und für sich nicht vortheilhaft ist, Hr. Gämmerler Alles übersprudelt, Hr. Ritter wenig be-schäftigt wird, und es leuchtet ein, daß die Constellation keine glückliche ist, unter wel-cher gegenwärtig ein „Wilhelm Tell“ im k. k. priv. Theater an der Wien vom Stapel läuft. In der That waren Einzelheiten nicht ohne Werth; doch der Totaleffect mußte unerpriechlich seyn und wird es so lange bleiben, als nicht die Lücken durch ein paar gute

Engagements ergänzt werden; ein Opfer, das sich bey den bereits vorhandenen Kräften und bey der Theilnahme, die das Publicum Hrn. Kunst mit Recht zuwendet, ohne Zweifel verlohnen würde. Eine zweckmäßige Beaufsichtigung der Unarten mancher Schauspieler und Schauspielerinnen würde dann sicher auf deren Ausbildung von Erfolg seyn, und vielleicht käme das ernstere Genre wieder zu Ehren, das lange genug brach gelegen, und das in Deutschland so sehr der Unterstützung bedarf. Wir könnten in dieser Beziehung ein langes Klagegedicht anstimmen, dem das Echo nicht fehlen dürfte; inzwischen würde es doch nur die Stimme des Rufenden in der Wüste seyn, und somit haben wir bloß unser Herz erleichtern wollen, wozu uns die heutige Vorstellung willkommenen Anlaß bot, den wir um der Kunst und um Hrn. Kunst's willen nicht außer Acht lassen wollten. — Was nun die fragliche Aufführung betrifft, die ein sehr zahlreiches Publicum versammelt hatte, so erscheint es natürlich, daß wir zuerst den Helden des Tages und des Stückes besprechen. Hr. Kunst hat seit seinem letzten Hierseyn unlängbar an Ruhe und Besonnenheit gewonnen, und wir halten dies für einen wichtigen Schritt in seiner künstlerischen Entwicklung; daß er sich bereits gänzlich sollte zu beherrschen, seine Mut völlig zu zügeln im Stande seyn, ist weder zu verlangen, noch wäre es zu wünschen; denn kalte Berechnung darf in der Kunst, nimmermehr die Oberhand behaupten; zuverlässig ist Hr. Kunst auf dem rechten Wege, und nun erst nähren wir die gegründete Hoffnung, daß er jene Stufe erreichen werde, auf die ihn die Natur angewiesen hat, vorausgesetzt, daß er mit Liebe und Lust in der eingeschlagenen Bahn verharre, unbelümmert, ob auch das Joch der Menge seinem schöneren Streben treu seyn werde. Wir haben den Tell des Hrn. Kunst schon früher gesehen und geachtet; heute hat er uns mit demselben höchlich erfreut, und mit Vergnügen gesehen wir, daß wir die Schlussscene nie ergreifender, nie trefflicher sahen; das war eine Leistung, die den Meister nicht ahnen ließ, die ihn zeigte. Vorzüglich war auch die Erzählung von der Begegnung des Bogts im Gebirge und die Scene mit dem Kinde, welchem er das Leben jenseits der Berge schildert, so wie noch manches Andere. Dagegen fanden wir den Moment nach dem Entkommen vom Schiffe zu sehr auf Effect berechnet, dessen er auch ohne Beywerk gewiß ist, und den großen Monolog ungleich, schwankend gehalten, mehr den Ton boshafter Rache als den des festen Entschlusses anschlagend, dem eine höhere Idee zum Grunde liegt; überhaupt schien der Künstler in der Bezeichnung des Charakters die rechte Mitte zwischen dem Helden und dem Landmanne nicht mit voller Sicherheit erfaßt zu haben, eine Aufgabe, deren Lösung allerdings eine schwierige ist, die aber Hr. Kunst lösen kann und wird, wenn anders er an dieser richtigen Intuition dauernd festhält. Übrigens erfreute sich der begabte Darsteller der allgemeinsten und verdientesten Anerkennung, von welcher auch ein Paar der übrigen Mitglieder participirten, die wir jedoch bereits oben namhaft machten. In der Rolle des kleinen Walter Tell erschien Kunst's Sohn, ein liebliches, vielversprechendes Kind, das ganz charmant declamirte, und sich mit einer Innigkeit an seinen Vater angeschlossen, die wahrhaft rührte. Für ein Kind spielte uns der Knabe fast — zu gut.

Modell XXX.

Ein Kleid von weißem, quadrillirten Mull, mit Unterkleid von gelbem Marcellin und Chemisette von gesticktem Tulle-Anglais, nach einem Originale von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidmacher, Spenglergasse Nr. 426.

Ein Crepbut mit Federn, nach einem Originale von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 25. July 1835.

89

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey H. Stranz's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Answärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Tagebuch.

(Fortsetzung.)

Da Herrmann jeden Schritt, jede Miene der Gräfinn beobachtete, und sich nur zufrieden in ihrer Nähe fand, bemerkte er bald, was sonst Keinem aufzufallen schien, daß sie sich täglich Morgens, nachdem sie dem Frühstücke beygewohnt, auf einige Zeit entfernte, ihre Schritte gegen den Park lenkte und von diesem Morgenspaziergange immer noch trüber und ernster zurückkam.

Bleyen konnte nicht begreifen, wenn sie wirklich den Tag freundlich zu beginnen schien, was immer in dieser einen Stunde ihr Gemüth so sehr verdüsterte. Ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben, verfolgte er sie mit den Augen aus seinem Zimmer, bis sie sich in die dunkleren Parthien verlor; jetzt stieg er die Treppe hinab, eilte durch den Schloßhof und suchte im leichten Sande die Spuren ihrer Schritte, die er auch ohne Mühe fand.

Seine Vermuthung hatte ihn richtig geleitet, denn kaum war er einige hundert Schritte gegangen, so sah er ein dichtes Wäldchen, das aus Tannen und Fichten bestand und durch seinen lieblichen Anblick den Spazierenden zum Eintritt einlud. Hier wird sie seyn, dachte er, trat vorsichtig und leisen Schrittes ein, und in einer durch die Natur gebildeten Laube saß Sophie auf einer Moosbank, den Kopf in den Arm auf ein aus Baumrinde verfertigtes Tischchen gestützt.

Herrmann vermied jedes Geräusch; das Dunkel der Bäume hüllte ihn ein; mit Spannung horchte er ihrem Athem.

Jetzt nahm sie einen Griffel aus ihrer Tasche und begann zu schreiben, in ein großes, schwarz eingebundenes Buch, das, wie Herrmann nun erst bemerkte, auf dem Tischchen lag. Während sie eifrig schrieb, strömten Thränen aus ihren Augen, daß sie mehrmals einhalten und die Wangen mit dem Tuche trocknen mußte. Der tiefste Schmerz, ein heftiger Kampf sprach aus ihren Zügen, die allen Schein von Ruhe abgelegt hatten.

Nach einer halben Stunde schlug sie das Buch zu, stand auf, versenkte es in einen hohlen Baum, der in ihrer Nähe war, und bedeckte die innere

Höhlung sorgfältig mit einer Lage Moos. Noch einen Augenblick blieb sie an dem Stamme lehnen, schwermüthig hob sie das Auge zum Himmel auf, faltete bittend die Hände und sprach mit halb lauter, bebender Stimme: „Mein Gott, gib mir die Kraft es zu vollbringen.“ Langsam und keinen Lauscher ahnend, entfernte sie sich jetzt. Herrmann blieb in seinem Verstecke und sann erschrocken über diese unerwartete Begebenheit nach. Was konnte die Quelle dieses tiefen, verzehrenden Kummers seyn, dem sie so heimlich sich hingab? Tausend quälende Vermuthungen stiegen in seinem liebenden Herzen auf. Endlich unterlag die zarte Scheu, ungerufen in Sophiens Geheimnisse einzudringen, einem mächtigeren Gefühle. Ich muß es kennen, was sie drückt, sprach er; ich muß ihre Leiden heben können, oder sie mit ihr theilen. — Vorsichtig blickte er noch einmal um sich, und holte, als er sich allein sah, den Aufschluß des Geheimnisses eilig aus seinem wohlverwahrten Behältnisse.

Mit vor Ungeduld zitternden Händen öffnete er es, und las als Aufschrift die Worte: „Mein Tagebuch.“ Mit Hast durchslog er die ersten Zeilen; immer höher rötheten sich seine Wangen; seine Thränen vermischten sich mit denen, die Sophie hier geweint.

Wir wollen nur wenige Stellen daraus entnehmen, um den Lesern Herrmanns heftige Bewegung zu erklären. Das Tagebuch fing erst kurze Zeit vor Bleyen's Ankunft an, und war mit Fleiß und Eifer täglich fortgeführt. Wir wählen absichtlich die letztere Zeit, weil man sich aus ihr leicht das Vorhergehende ergänzen kann.

Kautsström den 17. Juny.

Der Morgen ist schön und glänzend — alles freuet sich der milden herrlichen Jahreszeit — mich läßt es kalt; mich erfreut nur die düstre mondlose Nacht, die mit meinem Geschick zusammenstimmt. Ich bin in die Einsamkeit geflohen, ich habe das Flehen meines eigenen Herzens um Schonung nicht erhört und allda Bande unnatürlich gelöst, die mein widerspenstiges Gefühl mit meiner Vernunft vereinten. Und ist mir wohlser jetzt? leid' ich weniger? O nein! Herrmann, Herrmann! laut ruf' ich deinen Namen den Gebüschen zu, weinend erzähle ich ihnen die Geschichte meiner Liebe und meiner Kämpfe, aber theilnahmlos rauschen die Zweige und flüstern mir keinen Trost.

Ja, ich liebe, liebe glühend, unaussprechlich; aber wenn ich auch mir selbst nicht läugnen kann, daß dieses süße Gift durch alle meine Adern schleicht und mich, ach nur zu langsam! tödtet, so ist mir doch noch Kraft geblieben, dieß Herz in den Staub zu treten und mich zu retten vor der Schmach, bemitleidet oder verspottet zu werden. Mein Gott! drang es nicht wie ein Waggengerassel zu mir? Gott! es wird doch kein Fremder kommen. Herrmann! laß mich allein kämpfen und untergehen.

Alles ist wieder still, o nein, er kommt nicht; er ist jung, er ist schön; in der Residenz dort ist sein Feld, wo er Siege erringen wird. Er hat auch hier gesiegt, aber ohne Ruhm, ohne Kränze.

Den 22.

O mein Tagebuch! verschließe tief in deinem Innern alles, was mich so tausendfach bewegt; nimm sie auf alle die Gefühle, die in mir wogen, und erleichtere mir ihre Centnerlast.

Herrmann ist hier — ich habe ihn wiedergesehen; ich habe Thränen der Freude geweint, und nicht den Muth gehabt sie ihm zu verbergen. Ich

bin selig, meiner Überlegung zum Troh; aber kann ich der Brust das Athmen, dem Herzen das Pochen verwehren? O mein Herrmann! hier darf ich dich so nennen; wie vergütet ein Moment deines Anblicks der Thöriun Stunden voll der bittersten Qual! aber ich bin stark — bin nicht feig — ich verdecke die innere Blut mit starrem Eis, daß selbst sein Blick nicht durchdringen soll; heute kann ich nicht klagen, heute schließ ich die Augen vor der Zukunft und sage nur beglückt: Er ist hier.

Den 23.

Ich überlese was ich gestern schrieb, und würde lächeln über das schwache, schwache Geschöpf, hätten nicht die wenigen Stunden, die dazwischen liegen, mir schon diese beneidenswerthe Fähigkeit der Glücklichen geraubt. Liegt nicht ein Morgenroth der Freude auf meinem gestrigen Blatte, als hätte ich nicht schon längst mit mir abgeschlossen, und wäre meinem Leben noch die kargliche Rente der Hoffnung schuldig, um sich damit das kümmerliche Daseyn zu fristen? Nein, nein! mein Auge darf kein Schleyer wohlthätig decken, grell muß ich mir in's Ohr rufen: Er kam ja nicht deinetwegen, er kam wegen der schönen, glücklichen Mila, die ihre Seligkeit nicht ahnet, nicht begehrt. Nein, sie wird ihn nie so verstehen wie ich, bricht wirklich einmal der Strahl seiner Liebe durch die Blindheit, die sie jetzt noch umgibt. Sie wird ihn lieben, weil sie das Gute, Edle schätzt, aber den rechten Schacht seines Geistes und Herzens wird ihr Blick nie durchdringen. O Herrmann, warum konntest du deiner Sehnsucht nach ihr nicht gebieten, bis mir mehr Fassung oder stille ewige Ruhe wird — dort wo die Schöne nicht mehr gilt, nicht glücklicher ist. Ahnest du denn nicht, daß jedes deiner liebevollen Worte einen Dolch in die Brust mir senkt; daß jede Aufmerksamkeit, die du mir weihst, mich zittern macht, mich zu verrathen; daß ich nicht wage, mein Auge aufzuschlagen, weil es nur dich, nur dich allein in der weiten Schöpfung sieht?

O ihr Menschen! welch ein Bild habt ihr euch denn zusammengetragen von dem Herzen einer Häßlichen? Glaubt ihr, sie trage einen farb- und klanglosen Stein in der Brust? oder weil keine Rosen ihre Wangen verschönern, es treibe von innen nicht dieselbe Saat von Gefühlen, die euch wechselseitig beglücken oder unglücklich machen? Ihr irrt, Selbstfüchtige, auch wir verstoßenen Kinder eurer reichen Fluren kennen die Liebe, aber ohne Echo bleibt der leise Ruf unserer Herzen, kämpfend beugen wir uns zur Erde — und vergehen.

Den 24.

Eine neue Kränkung war mir vorbehalten. Herrmann verbirgt mit unendlicher Selbstbeherrschung seine Liebe zu Mila. Kein Blick drückt mehr seine Gefühle aus. Er spricht nur gleichgültig und vorübergehend mit ihr, und wendet hingegen alle seine Liebenswürdigkeit mir zu. Obwohl ich weiß, daß er mich täuschen will, ist darin doch mehr Gefahr für mich. Wie soll ich ruhig seyn, wenn sein Blick mich stundenlang nicht verläßt und kein Wort, ja kein Seufzer von mir ihm entgeht? Ich muß doppelt über mich wachen, und habe den ganzen Tag keinen Augenblick der Erholung. Aber was kann ihn dazu bewegen haben, mit einem Male so ängstlich diese mir längst bekannte Liebe meinem Auge zu entziehen? Fürchtet er mich? Oder hat er geahnt...? O mein Gott, nein! das kann er ja nicht. Warum spielt er diese Rolle? Ich kenne ja ihre schwere Last, weiß ja, wie sie drückt und wie manchmal ein un-

geheurer Schmerz sich losringt aus dem Innern, und mit Gewalt den Damm des trocknen Auges durchbrechen, und weinen, weinen will, bis man nichts mehr fühlt.

Pfui Sophie, ermanne dich! bethle mit der widerstrebenden Lippe, der Himmel möge ihm seine — Milla geben und dir ein stilles, dunkles Grab.“

Mit dieser lebensmüden Klage hatte Sophie das heutige Blatt beschloffen, und Thränen, die noch feucht auf dem Papiere glänzten, waren lebende Spuren der Schmerzen, die das heldenkräftige Mädchen allein und schweigend trug.

Arme Sophie! dir ward des Lebens goldig strahlende Rosenzeit zur flammenden Hölle. Die Genien der Liebe warfen tödtende Eisen statt Perlen und Blüthen über dein Haupt. Die Zukunft — der nahe Sonnenaufgang aller Leidenden — ist dir ein dunkles, stilles Grab. Bedauert sie, ihr, die ihr liebet, ihr Ruhigen, belacht sie nicht!

Doch wer vermag die tausendsfachen Regungen wiederzugeben, die Hermanns Brust durchwühlten, als ein Wink des Himmels ihn noch früh genug diese Blätter entdecken ließ. Jetzt erst entfalteteten sich alle Knospen seiner Liebe, die schen vor Sophiens starrem Froste bis jetzt in ihrer Hülle geschlummert hatten. Der helle Strahl der Gegenliebe beleuchtete ihm jetzt erst die Tiefe und Kraft seiner Leidenschaft.

Sein erster Entschluß war, augenblicklich zu ihren Füßen zu eilen, ihr seine Liebe, sein entdecktes Glück zu gestehen, und von ihr selbst zu hören, was sie im Kummer dem Papiere vertraut; doch bald entsagte er diesem Plan, den er am liebsten ergriffen hätte, weil er ihn schnell an's ersehnte Ziel würde geführt haben. Bey einem Mädchen, das so dachte wie Sophie, die lieber die nagendsten Qualen ertrug, als sich durch den Hauch eines erleichternden Seufzers zu verrathen, bey dem wäre durch diesen unbesonnenen Schritt alles verloren gewesen. Keine irdische Macht hätte ihr den lastenden Gedanken entrissen, Mitleid allein führe ihn zu ihr. Sie, die die Unmöglichkeit, geliebt zu werden, so fest mit ihrem Ich verbunden wähnte, sie wäre eher untergegangen im Kampfe, ehe sie sich an dem Glauben hätte aufrichten können, ein Gegenstand seiner freyen Wahl zu seyn. Nie, dachte er, darf Sophie erfahren, daß diese Blätter zu Verräthern an ihr wurden; denn würde sie auch meinem Flehen nachgeben, würde ich diesen Schritt durch einen erwünschten Erfolg gekrönt sehen, so weiß ich doch, daß ein innerer Wurm ewig an Sophiens Glück nagen und ihr allzubeseidenes Herz stets in mir ein Opfer sehen würde, das dieß Tagebuch gefordert. Darum bleibe es verschlossen in meinem tiefsten Innern, was ich hier Freudiges erfuhr. Mit den gefeyten Waffen der Liebe hoffe ich den Sieg zu erringen und das Gespenst, das in Sophiens kranker Seele wohnt, auf immer zu bannen.

Mit der größten Sorgfalt verbarg er jetzt den unschätzbaren Talisman, bemühte sich ängstlich, ja keine Spuren des Verraths zurückzulassen und eilte dann auf Umwegen durch eine Seitenthür in das Schloß zurück.

Der Jüngling konnte die heftige Bewegung nicht ganz verbergen. Sein Auge erzählte unwillkürlich dem Unbefangenen von seinem Glück, und die heiterste, liebenswürdigste Laune besetzte sein Gespräch. Mit innerer Freude beobachtete er Sophien, jede Bewegung, jedes Wort, und war's noch so einfach

und kalt, erhielt für ihn eine zweyte Bedeutung; in dieser Schwermuth, die ihm sonst so viele Sorge gemacht, las er jetzt dasselbe, was auf dem Papiere im Wäldchen stand, sein Auge durchdrang die Nebelhüllen und er erblickte die verborgene aber glühende Sonne.

Herrmann bewegte sich freyer, leichter. Keine Furcht vor Sophiens Schwermuth zwang ihn nunmehr, seine Gefühle so tief zu vergraben. Er wußte ja, daß sie die Töne der Liebe kenne, und wagte erst in leisen, dann immer klareren Accorden die göttlichen Harmonien anzustimmen. Doch kein antwortender Laut Klang zurück. Statt der Macht nachzugeben, die sie rief, zog sie die Zügel ihres Stolzes, ihrer Ruhe immer fester, ja beynah Krampfhaft an. Das Tagebuch allein, in dem er sich täglich Aufschluß holte, zeigte ihm die Kämpfe, die sie mit sich selbst bestand. Aber noch verrieth kein Wort die Möglichkeit des Wankens, und ihr Kopf, der nur allein die Feder führte, erklärte Herrmanns verändertes Betragen für ein Gaukelspiel ihres trügenden Herzens, das in der Sorge des Freundes die Stimme des Geliebten vernahm. Jeder Tag vermehrte zwar ihre Leiden, aber mit ihnen ihre Kraft.

Herrmann fühlte, daß er so nicht an's Ziel gelangen würde. Der Feldherr übersah mit richtigem Blicke die Stellung des geliebten Feindes und faßte den Plan einen entscheidenden Ausfall zu wagen. Wenn ich die Worte nenne, dachte er, deren Bedeutung sie sich als Täuschung vorspiegelt, kann sie keine Ausflucht mehr finden, und indem ich ihr den Wahn, ungeliebt zu vergehen, durch mein wahres, glühendes Geständniß benehme, ist der böse Zauber mit einem Male gelöst.

Mit Eifer suchte Herrmann eine Gelegenheit zu finden, um endlich deutlich Sophie seine Gefühle zu erklären und die Verheißung seines Glückes ihrem Munde zu entreißen; lange war's umsonst, denn die Comtesse vermied mit besonderer Geschicklichkeit jedes einsame Zusammentreffen, aber der kleine Gott ersah doch seinen Vortheil und entfernte eines Nachmittags, unter dem faltigen Mantel des Zufalls verborgen, jeden lästigen Zeugen. Der alte Herr ging in den Garten, um dort seine Sieste zu halten, und die lustige Milka stahl sich unversehens hinaus, um das neugeborne Kind der Pächterinn ein wenig umherzutragen, was ihre größte Lust war.

Sophie erschrak, als die Thüre sich hinter Milka schloß, rief der Kleinen hastig nach, die entweder nicht hörte, oder es nicht wollte, und so ohne Mittel zu entweichen, sah sie sich mit Herrmann allein. Ihre Augen waren fest auf den Stickrahmen gerichtet, den sie vor sich hatte; und obwohl die sonst so kunstfertige Nadel zwanzigmal den rechten Fleck verfehlte, und mancher verkehrte Stich, ein ewiges Denkmal ihrer Verlegenheit, in dem zierlichen Nadelgemälde blieb, so heuchelte sie doch die angestrengteste Aufmerksamkeit.

Herrmann sah wohl ein, daß dieser Augenblick nicht wiederkehre und begann, indem sein Herzklopfen ihn beynah in der Rede unterbrach, langsam und mit Zartheit den Zustand, so wie die Wünsche seines innersten Herzens zu schildern. Er sprach mit jener hinreißenden Wärme der Wahrheit, die selten ihren Zweck verfehlt, von den ewig grünen Fluren des Gefühles, wie jeder sich sein Pflänzchen zieht, wie jedes von diesen an Farbe und Duft verschieden ist. Weichheit und Bittern verrieth seine Stimme, als er auf die reichen Blüten der Liebe überging; sein Herz entfaltete mit Begeisterung, wie er von

den Empfindungen denke, die von den gewöhnlichen Menschen herabgezogen und entheiligt, nur von den geistig Edlen würdig und ewig gepflegt werden.

Der Maler dieser Bilder bewies deutlich, daß er seinen Pinsel in die Blut seines eigenen Herzens getaucht, und ihm nahe der Funke weise, der diese zuerst geweckt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiz der Melancholie.

Sonnet.

Wie lieblich, wenn der Frühling im Gemüthe
Die Wange sich mit frischen Rosen schmückt,
Wenn Freude, die in reiner Brust erglüht,
Aus klaren Augen munter um sich blickt.

Doch lieblich auch, wenn die gesunde Blüthe
Die Wehmuth leise von der Wange pflückt,
Wenn die im Schmerz erweichte Seelengüte
Den feuchten Strahl aus sanftem Auge schießt.

Die Trauer adelt, und es haucht die Schwermuth
Um's bleiche Antlitz einen heiligen Schein,
Welch' süßen Zug ließ hier dem Munde Vermuth?
Kann rührender der Blick der Liebe seyn?
Verachtet mich der äuf're eitle Schimmer,
Und Epheu schmiegt sich reizend um die Trümmer.

Joseph Emanuel Hiller.

Correspondenz-Nachrichten.

München, am 31. May 1835.

(Fortsetzung.)

Ein Seitenstück zu jener ländlichen Einfalt, gibt Augely's: „Von Sieben die Hässlichste.“ Der Aberglaube des gemüthlichen Schloßverwalters und die drei weiblichen Richter, die, wie moderne Gorgonen, gerade der Schönsten der Töchter des Verwalters den Stab brechen, wozu sie die Intrigue der ersteren anreibt, bieten manches Ergötzliche dar. Der aus einer Kette von Sprichwörtern und Lebensformeln zusammengesetzte Verwalter, der Vater von sieben Töchtern, repräsentirt uns den Compler abergläubischer Zeiten und spricht uns durch seine gemüthliche Häuslichkeit an. Die Gorgone der deutsch-französischen Sentimentalität, der wahren, aber geradsinnigen Derbheit, der Etiquette und der unnatürlichen Convenienz im Gegensatz zu der Einfachheit der sieben Töchter, sind nicht ohne Wirkung. Ein Vorspiel in Italien soll uns auf das Interessante des Stückes aufmerksam machen. Das Stück ist ein leichtes und loses Gewebe und kann nie auf einen dichterischen Werth Anspruch nehmen. Der Aberglaube des Verwalters hätte dem Verfasser allerdings Stoff zu einer poetischen Behandlung und zu einer geistreichen Verwicklung geben können; allein er begnügte sich, uns eine Reihe häuslicher Scenen vorzuführen und wir waren es zufrieden. Da man im südlichen Deutschland, bis auf äußerst geringe Ausnahmen, an Lustspielen so unfruchtbar ist, so müssen wir Alles willkommen heißen, was uns von der Spree und Elbe her gereicht wird.

Der k. k. Hof-Opernsänger Hr. Wild hat mittlerweile unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Sie hatten Gelegenheit, unseren königl. Hof-Opernsänger Hrn. Bayer zu hören und zu beurtheilen. Während jener in München mit Lobeserhebungen und Beyfall überhäuft wird, verkünden uns die Wiener Blätter zu unserer nicht geringen Verwunderung, daß unser Bayer dem vorthellhaften Rufe, der ihm vorausging, nicht entsprechen habe. Wir trösten uns inzwischen mit der Voraussicht, daß man in Wien in eben dem Maße anfangen werde, den bayerischen Hoffänger anzuerkennen, als man hier mit einigem leichtem Tadel die Leistungen des Hrn. Wild genauer beurtheilen möchte. Wir rechnen daher noch immer auf Reciprocität der Anerkennung.

Mag es immer seyn, daß Hr. Bayer oft zum Falsett seine Zuflucht nimmt, während Hr. Wild, von der Natur mit reicheren Brustgaben ausgerüstet, mehr Kraft entwickelt, so wird man die glänzenden Vorzüge des ersteren in der „Stimmen von Portici“, in „Fra Diavolo“, in der „weißen Frau von Avenel“, in „Zampa“, „Orbello“, in „Robert der Teufel“, u. s. w. mit Überzeugung würdigen, und ihn in die Reihe der besten Sänger Deutschlands stellen. Wir hörten in allen, bereits angeführten Opern Hrn. Wild, und bewunderten die Kraft und den Umfang seiner Stimme; achteten die ausgezeichnete Schule, den leichten und gefälligen Vortrag, den er mit der größten Gewandtheit des Spieles verbindet, und bemerkten mit Vielen nicht, daß er bereits die Linie der kräftigsten Lebensperiode überschritt, welcher allein die ganze Fülle einer reichen, vollen und metallschweren Stimme eigen ist. Der Kritikus im bayer. Landbothen griff besonders diesen Umstand auf, und ruft dem verehrten Sänger zu: „Nicht machtlos ist die Zeit über seinen Scheitel hingegangen.“ Der Schiller'sche Wallenstein, der im letzten Acte zu Gordon sagt: „Machtlos sind die Jahre über meinen braunen Scheitel hingegangen“ — mußte dem Landbothen ein Steckenpferd geben, auf dem er gegen Ihren Sänger mit einer schwach geführten Lanze ansprengt. Sollte das ein Tadel seyn? Oder mißt man den Künstler nach den Jahren anstatt nach seinen Verdiensten? Freylich, das Fassen des Tones, das Hrn. Wild, nach der Bemerkung des Landbothen-Kritikus, immer einige Mühe kostet, eben, weil er nicht mehr jung ist, gab ihm Veranlassung, dem Sänger den eingereineten Ruhm ein wenig zu verkümmern. — „Hr. Wild ist mit einem reichen, großen Güterbesitzer zu vergleichen, der bis auf einige Solitäre alle Besitzungen verloren hat. Mit diesen noch übrig gebliebenen Solitären macht er noch beim Kerzenschein Aufsehen und erinnert an den Reichthum einer glücklichen Zeit.“ Ich gebe Ihnen diese Paramythie ihrem Inhalte nach; sie bürgt für den Geist der erwähnten Kritik.

Minder sprach uns Hr. Wild an als Don Juan, da wir durch Hrn. Pellerini als Juan und durch Hrn. Santini als Leporello zu sehr den lebendigen Vortrag und den Hauptreiz italienischer Gefangensweise liebgewonnen haben. Diese berühmte Oper erhält eine eigene Färbung, wenn sie mit deutschem Texte gesungen wird; d. h. sie verliert das eigenthümliche, reizende Gepräge, das üppige Leben des Südens, die Überfülle der ihm inwohnenden Empfindungen, weil die deutsche Sprache, in dieser Oper namentlich, wie ein schmales Gehäuse erscheint, in welchem sich die ganze Pracht dieser großen Tondichtung nicht ausbreiten kann. Unsere, wenn gleich herrliche Muttersprache ist ton- und klugarm, wenn sie mit dem Orchester Schritt halten soll, und die ergiebigste Sängerstimme hat Mühe, auch ihren größten Werth geltend zu machen.

Mozart, dieser unerreichbare Genius, hörte, als er diese Oper componirte, nur die sonoren, schmelzenden Idiome des Südens; daher kletet auch die ganze Musik gleichsam über von Fülle und Glanz. Für die Rolle des Don Juan steht Hrn. Wild das Imposante der Figur, wenn auch sein Gesang von bedeutender Wirkung war, und Hrn. Fries die Laune eines Santini. Der Letztere ist in den „Sieben Mädchen in Uniform“ als Festungscommandant unübertrefflich. Die Lorbeern, die Hr. Wild in München sich erwarb, werden lange in frischer Blüthe bleiben.

(Der Schluß folgt.)

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Fernere Gastrollen des Hrn. Fischer und der Mad. Fischer-Nchten vom Theater in Frankfurt.

Es gibt nicht leicht einen besseren Provierstein für den Werth eines Gastes, als die Beobachtung der Art, wie sich der Antheil des Publicums für die Fortsetzung seiner Debuts ausdrückt; bleibt sich der Zuspruch bis zum Beschlusse einer längeren Reihe von Vorstellungen gleich, oder wächst derselbe vollends, je näher des Fremdlings Scheiden rückt; so darf man mit ziemlicher Zuversicht behaupten, daß entweder ein hervorragendes Talent oder eine außergewöhnliche Kunstbildung jenen Zauber bewirkt habe, in jedem Falle, daß des Gastspielers Leistungen in artistischer Hinsicht von Belang seyen. Mad. Fischer-Nchten hat den Cychus ihrer Gastvorstellungen in der Parthie der Francesca in „Ludovic“ beendet, nachdem die „Nachtwandlerinn“ am 21. d. M. zu ihrer Benefice neu in die Scene gegangen und am folgenden Tage wiederholt worden war; wir freuen uns bemerken zu dürfen, daß nicht nur ihr Benefice sich eines sehr vollen Hauses erfreute, sondern daß fast alle Opernvorstellungen, in

denen sie mitwirkte, gut, für die ungünstige Saison bisweilen sogar brillant, frequentirt waren, ein sprechender Beweis von dem günstigen Eindrucke, welchen die Debüt der gefeyerten Gassfängerinn hervorriefen. Sieben Rollen waren es im Ganzen, worin wir die treffliche Künstlerinn zu bewundern Gelegenheit hatten; es erübrigen uns noch drey derselben zu besprechen: Zertine in „Fra Diavolo“, Francesca in „Ludovic“, und Amina in der „Nachtwandlerinn.“ Die zuerstgenannte Parthie haben wir von Mad. Fischer-Achten während ihres Engagements im Hofopertheater als eine sehr anziehende Leistung kennen gelernt, und brauchen daher nur zu versichern, daß sie dieselbe in Gesang und Spiel noch gerundeter, inniger und delicateser gibt, um feiner, weiteren Erörterung zu benöthigen. Die Francesca im „Ludovic“ war uns bisher als ein Part von nicht sonderlicher Bedeutung erschienen, durch Mad. Fischer-Achten sind wir eines Besseren belehrt worden oder haben doch wenigstens neuerdings die Überzeugung gewonnen, wie ganz anders eine Rolle sich gestalte, wenn sie in die Hände eines Meisters geräth. Francesca ist zwar mit Soli's nicht reich bedacht; allein ihre Mitwirkung im Ensemble erfordert eine tüchtige Künstlerinn und verschafft dieser auch wieder Anhaltspuncte genug, um glänzend hervorzutreten; auch hörten wir diesmal eine Arie, die uns bisher entzogen geblieben war, und welche durch den Vortrag der Mad. Fischer-Achten zu einem der anziehendsten Momente des Abends erhoben ward. Ueberhaupt tauchte die schöne Stimme der Virtuosinn in allen Musikstücken, auf welche sie angewiesen war, so wohlthuend und siegreich empor, daß die Oper fast als eine neue erschien, wenigstens sich in einem neuen, viel vortheilhafteren Lichte zeigte. — Auf die Parthie der Amina waren wir sehr gespannt, da nicht nur an diesem Theater selbst glänzende Erinnerungen an sie lebten, sondern auch anderweitige Parallelen von Gewicht ganz nahe lagen. Mad. Fischer-Achten hat nicht Ursache, sie zu scheuen, vielmehr ist sogar der Jubel, womit sie in dieser Rolle aufgenommen wurde, die schmeichelhafteste Erfahrung in dem gesammten Resultat ihres diesmaligen Verweilens in Wien. Wir haben einmal die Bemerkung gemacht, daß Mad. Fischer-Achten bisweilen etwas kalt erscheine; die Künstlerinn hat in dieser Vorstellung den Gegenbeweis trefflich hingestellt und eine Wärme und Begeisterung entwickelt, vor denen jeder Wunsch verstummen mußte. Unsere achibare Gastinn galt uns bisher als eine deutsche Sängerin par excellence; doch ihre „Nachtwandlerinn“ gibt den begründeten Anspruch auf hohe Würdigung auch in der wälschen Manier. Das Duett mit Elwin, die große Arie im zweyten Act und jene im Finale (worin uns jedoch Mad. Kraus-Wranitzky unversehens blies), dann vieles Andere entzückte das Publicum, und, wenn schon die früheren Leistungen der Mad. Fischer-Achten immer ausgezeichnet worden waren, so steigerte ihre letzte den Beyfall bis zum Furore, dessen Nachhall ihr dereinst, wenn die Künstlerinn uns wieder die Freude ihres Erscheinens gönnt, gewiß im lauchenden Willkommen entgegenklingen wird. Unseres Erachtens ist Mad. Fischer-Achten vorzugsweise eine elegische und Gefühlssängerinn, deren Vielseitigkeit sie jedoch auch für andere Fächer auf das entsprechendste versorgt, und welche somit unter den Sängerrinnen Deutschlands einen eminenten Rang bekleidet, der bey ihrem rastlosen Fortschreiten gewiß noch bedeutender werden wird; möchte sie doch ja recht bald und für recht lange Zeit in ihr Vaterland zurückkehren, dem sie durch ihr Talent und durch ihre Anspruchslosigkeit Ehre macht! — Hr. Fischer als Lord und Capitän bewährte den verwendbaren Sänger und Schauspieler, seine Komik streift indessen hier und da hart an Übertreibung. — Um nun auch von den engagirten Mitgliedern der Josephstädter Oper zu sprechen, so verdient vor Allem der angestrenzte Fleiß, womit dieselben fast wochenlang thätig waren, als nachahmungswürdig empfahlen zu werden; unter solchen Umständen darf auch manche mittelmäßigere Darstellung mit milderem Auge angesehen werden, wie dieß die verfehlte Aufführung des „Fra Diavolo“ gar sehr bedarf. Dagegen war „Ludovic“ recht gut eingelebt und besonders Hr. Mellinger in der transponirten Hauptparthie überraschend, auch Dlle. Jazedé und Hr. Kreipl ganz an ihrem Platze. In der „Nachtwandlerinn“ excellirte Hr. Kreipl vorzüglich und scheint überhaupt wieder restaurirt; nur Schade, daß der junge Mann mit seinem Deutsch so bößlich überworfen ist; auch die Dlle. Jazedé und Watter, dann Hr. Mellinger sind in der letzteren Oper nennenswerth, die sich zu einem durchaus befriedigenden Ganzen gestaltete. Orchester und Chöre hielten sich in allen Vorstellungen wacker, die letzteren dürften jedoch ohne Nachtheil etwas minder lärmend auftragen.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick,

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 28. July 1835.

90

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., denn ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Tagebuch.

(Fortsetzung.)

Eine Thauperle fiel jetzt auf die Blume, die Sophiens Hand gefertigt, und nur abgebrochen stahl sich der Athem aus ihrer Brust. Herrmann deutete diese Zeichen günstig; jetzt, dachte er, oder nie Gewißheit. „Sophie,“ rief er aus, und tausend Töne klangen in diesem Worte, „Sophie! Sie müssen mich verstanden haben. Ihrem Geist, Ihrem Gemüthe kann nicht verborgen seyn, was schon so lange in mir lebt. O möge diese Thräne ein Beweis seyn, daß das Eis zerschmilzt, das mich bis jetzt tödtend entfernt hielt. Geben Sie nach dem heiligen Zuge der Natur; sträuben Sie sich nicht dem Bande entgegen, das die ganze Schöpfung umschlingt. O meine theure, einzig geliebte Sophie, sprechen Sie, und wandeln Sie alle meine Zweifel in Freuden des Himmels!“

Aber stumm saß Sophie. Das Blut wich nach und nach aus ihren Wangen, und einem bleichen Marmorbilde glich ihr starres, unbewegliches Antlitz. Endlich führte sie die Hand an die Stirne, die ihre Finger zitternd berührten. Sie versuchte den Kopf zu erheben, und man konnte bemerken, wie die allzugroße geistige Spannung, einen Theil auf das Physische übertragen hatte. Endlich rang sich ihre Sprache frey. „Graf Bleyen,“ begann sie mit wankender, aber hörbarer Stimme, „ich danke Ihnen für die Auszeichnung, oder vielmehr für den Willen, mich Ihrer Achtung zu versichern, an die ich auch gerne und wirklich glaube. Ihre Hand aber, und —“ hier hielt sie, peinlich mit der Lippe zuckend, an — „Ihre Liebe muß ich ablehnen. Sie kennen meinen Entschluß — ich werde ihn nie ändern. Ich bin mit meiner Lage zufrieden — verlange vom Leben nicht mehr. Die Stimmung, die, wie Sie vielleicht bemerkt haben, mich jetzt oft überschleicht, rührt von einem körperlichen Leiden her, denn wahrlich — ich bin krank.“

Ihr Aussehen in diesem Augenblicke bestätigte ihre Worte, denn einer Ohnmacht nahe, lehnte sie sich in ihren Stuhl zurück.

„Sophie, mein Alles, meine erste wahre Liebe!“ flugte Bleyen er-

schüttelt, „wollen Sie mir das Leben rauben durch Ihre unnatürliche Härte? Ja,“ fuhr er fort und Thränen entstürzten seinem männlichen Auge, „ja, Sie werden mich vernichten und dem Todten vielleicht dann ein Gefühl weihen, das sie dem Lebenden versagten. Ihre Kälte kann nicht das Werk Ihres sonst so weichen Gemüthes seyn, es ist ein eigensinniger Vorsatz, aus weiß der Himmel welchem Grunde, dem Sie mich aufopfern. Wohlan, geliebtes Mädchen, nehmen Sie es hin das Leben, das Glück, das nur Sie bedingen können, und sprechen Sie es denn aus mit kaltem Worte — mein letztes Urtheil!“

„Herrmann, um Gotteswillen halten Sie ein!“ bat Sophie, die Hände vor's Gesicht schlagend.

Noch hoffte Herrmann, und ließ darum eine Saite erklingen, von der er hoffte, daß sie auch in ihrer Brust nachhallen würde.

„Sie wissen nicht, Sophie,“ sprach er mit dem Flehen eines Kindes, „Sie wissen nicht, was Sie über mich verhängen. Die Qualen einer hoffnungslosen Liebe sind Martern, die der Feind dem Feinde nicht gönnen soll. Ahnen Sie es, das langsame Zerbrechen eines Herzens? hören Sie das Weinen in den Staub getretener Gefühle? Es ist nicht Ein Tod, es sind Tausende von Todesqualen, von Vergehen und Wiederbewußtseyn, bis der letzte Athem flieht. Der Gegenstand der höchsten Seligkeit ist nahe, der Arm kann ihn umfassen, aber lastend schnürt ihn die Kette der Verdammniß und spottet seiner Ohnmacht!“

„Genug, Bleyen,“ rief jetzt Sophie, indem sie aufsprang und Fieber ihren Körper schüttelte, „genug von den grassen Bildern, die Sie mir entwerfen! Sie vergessen, daß mich die Natur schmucklos ließ, und daß dieß einzige Wort mir auch den Freybrief ertheilt, alle, alle diese Leiden nicht zu kennen. Sie sprechen,“ fuhr sie mit gesteigerter Heftigkeit fort, „vor einer Blinden von den Wirkungen des Lichtes und der Farbe. Mir ist Alles in Nacht getaucht, ich sehe keine Sonne, aber auch die Feuerbrunst nicht. Das Herz der Reizlosen verpuppt sich in ihre rauhe Hülle und ist todt für eure Welt. Lassen Sie es ruhen — nie — nie darf es zum Spotte der Menschen erwachen, nie — nie darf es fühlen.“ Nach diesen Worten eilte sie mit fliegender Hast in ihr Cabinet, das sie von innen verschloß.

Auch Herrmann eilte fort in sein Zimmer, um allein zu seyn und nicht vor den Fremden sein Inneres zu verrathen.

Als der Sturm seiner Gefühle sich nach und nach gelegt, erblickte er schauernd die Zerstörung, welche Sophiens unbeugsamer Wille in ihm hervor gebracht. Seine Leidenschaft, anstatt sich zu verringern, hatte den Culminationspunct erreicht, und verwarf, durch ihre Hemmung nur noch ungestümer, jeden Trost der Vernunft. Es ward ihm jetzt gewiß, daß keine irdische Gewalt sie vernichten könne, und daß Sophie die Würfel seines Geschicks in der Hand halte.

Sie sahen sich heute nicht mehr. Sophie ließ durch Unwohlfeyn ihr Nichterscheinen bey der Abendtafel entschuldigen, und Willa allein unterhielt mit ihrem fröhlichen Geplauder den alten Grafen; denn auch Herrmann konnte sich nicht überwinden, heiter zu scheinen, und hörte nur mit halbem Ohre das Gespräch, indem seine Gedanken bey Sophien weilten.

„Ach Dankel!“ plapperte die kleine Fee, ihm zierlich credenzend; „wie war ich heute vergnügt! Eine ganze Stunde habe ich den Säugling unserer Anna

auf den Knien gewiegt, ein Liedchen gesummt, und ihn dann sanft und bedachtsam in sein Bettchen gelegt. Da hat er denn geschlafen wie eine kleine Ratte.“

„So mein Püppchen!“ erwiderte der Graf, der seine Freude an dem kindischen Mädchen hatte, „seht einmal, was ich für eine gute Kinderwärterin an Millchen habe! Schade, daß wir dein Talent nicht brauchen!“

„Und Herrmann, stellen Sie sich vor,“ wandte sie sich zu dem jungen Manne, „beynahe wäre heute ein großes Unglück geschehen. Der ältere Knabe des Pächters hatte heute mehr Freyheit als sonst; denn Alles war um die Mutter beschäftigt: da schlich sich der Schelm in die Kammer hinein, wo sein Vater ein kleines Laboratorium zu physikalischen Experimenten aufgeschlagen hat. Das vorwichtige Kind guckte in alle Behältnisse, froh, endlich einmal den streng verbotenen Ort nach Mufe besuchen zu können. Der Zufall führt mich in dem Augenblicke hin, wo er ein grünliches Fläschchen aufmachen will, um, wie er mir sagte, mit der darin enthaltenen Flüssigkeit zu spielen. Da ich von Sophien weiß, wie gefährlich solche Dinge manchmal sind, ging ich zum Pächter und fragte nach dem Namen dieses Wassers. „Um Himmelswillen,“ fuhr mich der gute Mann erschrocken an, indem er es meiner Hand entriß, „berühren Sie ja dieß Fläschchen nicht, es ist Phosphorgeist, und wenn da ein Tropfen aus Zufall Ihnen in das Gesicht gespritzt wäre, hätte es Sie unrettbar entstellt; denn wo diese feindliche Kraft auf die menschliche Haut dringt, zerstört und zerreißt sie ohne Schonung.“ Das Kind war leichenblaß geworden, ich selbst ward ergriffen von der Nähe solchen Unheils, und schwieg, um dem Knaben den Verweis zu ersparen. Denken Sie sich, Herrmann, wie man häßlich aussehen muß, wenn das gasartige Wasser so mit Einem wirthschaften kann. Hu mich schauert!“

„Seht doch einmal die kleine Dame Eitelkeit,“ spottete der alte Graf. „Sie wird ganz blaß bey dem Gedanken, ihr Lärvchen zu verlieren.“

„Ey! ist denn das aber auch ein Spaß?“ entgegnete Milla wichtig, „so in ein paar Minuten wie eine Gule auszusehen? Sagen Sie doch, Sie stummer Gast aus Don Juan,“ fuhr sie zu Bleyen fort, „ob Sie mir nicht Recht geben?“ Herrmann rüttelte sich auf, „auf jeden Fall eine etwas große Zumuthung für ein junges Fräulein,“ antwortete er, „bey einem solchen Gegenstande ruhig zu bleiben, auch sah ich, der Herr Graf scherzt nur, und ihm selbst wäre recht leid um Ihr Gesichtchen.“

„Herrmann hat's getroffen,“ sagte der alte Graf, die Tafel aufhebend, „und mein Millchen mag immerhin hübsch bleiben, bis die Zeit die Rolle des Elixirs übernimmt.“ Mit diesen Worten drückte er einen herzlichen Kuß auf Milla's Stirn und die Gesellschaft trennte sich.

Nicht so ruhig wie seine beyden Tischgefährten, verfloß dem gequälten Bleyen die lange, schlaflose Nacht; eine innere Unruhe jagte ihn von einem Plage zum andern. „Nie habe ich geahnet, daß man so lieben könne!“ sprach er halblaut zu sich selbst. „So liebt wohl kein Herz; denn das ihre, auch wenn es gleicher Wärme fähig wäre, holt sich immer neue Kühlung in dem Wahne der Vernunft; der Gott, der mich beseelt, duldet keine Oberherrschaft, als die Eine, dunkle, ewige.“ Sein Blick irrte finster zu dem Plage, wo seine Pistolen hingen, und ein leiser Wunsch nach Ruhe erhob sich in seiner Seele. „Morgen noch ihr letztes Blatt,“ murmelte er vor sich, „und dann Glück, oder Ruhe!“

Endlos schien ihm die Zeit, bis er am Morgen, obwohl früher als gewöhnlich, Sophie wankenden Schrittes aus dem Wäldchen herauskommen sah, und von der ängstlichsten Vorsicht geleitet, an die ihm so heilige Stelle kam. Das Tagebuch enthielt folgende Zeilen von ihrer zitternden Hand.

Den 2. July.

Herrmann liebt mich — denkt nicht an das Kind Milla; mit wahrer Leidenschaft hängt er an der häßlichen Sophie, nicht Mitleid, nicht Freundschaft nennt sich sein Gefühl, es ist Liebe. Hier steht sie nun mit kalten, prunklosen Worten, die Biographie meines ganzen Daseyns; denn ich habe nur die Stunde gelebt, wo sein Mund mir die Wahrheit versicherte, die ich mir nicht mehr verhehlen kann. Aber nenne mich nicht mehr ein Weib, Natur, ein schwaches, willenloses Weib; denn ich habe dich selbst übertroffen, ich stehe allein in meinem Siege, ich habe ihm entsagt.

Der Moment reißt ihn hin; er glaubt das Gefühl von heute für die arme Sophie werde ein Leben dauern. Er sieht nicht, wie jeder spöttische Zug der Mädchen und der jungen Herren, führt der schöne Bleyen die reizlose Gattinn am Arme, ihn tausendmal zerreißen würde; er weiß nicht, daß in seiner Brust nur jetzt die Eitelkeit, das rege Leben des Gefallens schläft. Wenn auf der Lippe, im Auge einer Reizenden einst die Psyche der Liebe schwebte und seinem Hauche begegnete, dann würde der Slave verzweifelt an seiner Kette reißen, und um so unglücklicher seyn, wenn die Erschütterung bis zu meinem Herzen dränge. Nein, nein, ihr Glücklichen, ich entreiße ihn euch nicht, ihn, der durch seine eigenen Ansprüche in euer Reich gehört und unter euch eine Blume wählen soll.

Nimm es zurück, o Herr! das allzugroße Maß von Seligkeit, das du mir geboten hast; ich darf es ja nicht aufnehmen, weil ich — sein Glück will.

O, warum hast du meinen Herrmann nicht weniger reich bedacht? warum gabst du seiner schönen Seele auch alle die Spenden der irdischen Vollkommenheit? warum muß jedes weibliche Wesen in ihm schon erkennen, was ich habfüchtig auch aus den widrigsten Zügen gefunden, und dann mit Eigenthumsrecht mein genannt hätte? Herrmann, warum bist du nicht — häßlich, häßlicher als ich, dann hätte ich dich beglückt in meine Arme schließen dürfen.

Sinke hinab du Stern des Lebens — deine Bahn — sie ist vollbracht!

Bleyen hatte mit bebendem Herzen den letzten Entschluß gelesen, der ihm keine Hoffnung mehr ließ. „Wohlan Sophie,“ rief er gefaßt, „du hast hiemit die Todesurkunde deines Geliebten geschrieben.“ Noch einmal fiel sein Blick auf die unheilbringenden Zeilen — da flammte mit einem Male sein Auge, eine dunkle Röthe überflog seine Wangen, und als habe ein Lichtstrahl seine Züge verklärt, löste sich ihre starre Ruhe. Er preßte die Hände auf die Brust, die ein neuer Gedanke mächtig schwellte, und mit den Worten: „Dank, o Milla, du gabst mir den rettenden Wink!“ warf er das Buch zurück in den Baum und entfernte sich schnell, indem seine Hoffnung auf einem grausen Boden sich aufbaute.

Sophie ahnte nicht, was in Bleyen's Seele vorging. Sie schlief im Hause wie eine Träumende umher. Ihre Gedanken, ihre Gefühle hatten sich alle auf den Einen leidenden Punct zusammengezogen, sie fühlte nur durch

den Schmerz, daß sie lebte. Was um sie vorging, schien sie nicht zu sehen noch zu hören; ihr Auge blieb trocken; keine mildernde Thräne trat vermittelnd zwischen die Strenge ihrer übernommenen Pflicht und ihr gebrochenes Herz. Die ängstlichen Fragen ihres bekümmerten Vaters und Mila's beantwortete sie mit einem seltsamen Tone, der zwar ruhig schien, aber Jedem eine tiefere Bedeutung zu ahnen gab.

Der Tag schlich drückend vorbey. Ohne es zu wollen, waren die Andern in dumpfe Stille versunken, da die Haupttriebfedern ihrer sonstigen Gespräche stumm und in sich gekehrt waren. Sophie hatte nicht Einmal des Geliebten Blicke begegnet; denn sie fürchtete, das treulose Auge könnte einen Theil ihrer Leiden verrathen, und sie in dem feinen den stummen Vorwurf des Beharrens lesen müssen.

Doch sie irrte. Hätte sie in Herrmanns Antlitz geblickt, sie hätte sich das Räthsel nimmer lösen können, denn nicht von Gram sprachen diese Züge mehr, er war das Bild des Mannes, der fest einen Entschluß gefaßt hat, und mit eiserner Ruhe über die Ausführung brütet, wie sehr auch untergeordnete, schwächere Regungen sich dagegen stemmen. Kein Versuch, keine schweigende Bitte richtete sich an Sophie — er kannte sie — aber auch sich, und reiner und besser als das Vernichten seines Lebens erschien ihm ein dunkler Nachtgedanke, in das Lichtkleid der Erfüllung seiner Wünsche gekleidet. Als Abends die Gesellschaft aus einander ging, war Herrmann in einer sonderbaren Bewegung; sein Auge strahlte, seine Stimme zitterte, als er Sophien eine ruhige Nacht wünschte, so daß der ganz eigene Ton sie wehmüthig ergriff.

In ihr Zimmer zurückgekehrt, athmete sie leichter. Der ungeheure Kampf des Tages war wieder einmal vollbracht. Obwohl matt und erschöpft, fühlte sie kein Bedürfniß der Ruhe, und nachdem sie ihre Jose fortgesandt, öffnete sie einen Fensterflügel und kühlte sich den brennenden Kopf an der feuchten Nachtluft, die sie wohlthätig anwehte. Nur den leisen Namen Herrmann! erlaubte sie sich in die stumme Vertraute aller Unglücklichen hinauszuflüstern, und wie die Kettenglieder reihten sich ihre Gedanken daran und folgten ihrem einzigen Herrn.

Plötzlich fuhr Sophie auf. „War das nicht der Knall einer Pistole?“ rief sie, zum Tode erschrocken. „War es Täuschung meiner aufgeregten Phantasie? nein, nein, ich habe es deutlich gehört! Um Gotteswillen! es wird doch kein Unheil geschehen seyn?“

Kiesig, wie ein zürnender Rachegeist, stieg mit einem Male eine fürchterliche Vermuthung in ihr auf. Sie wankte zur Thüre und hatte kaum die Kraft sie zu öffnen. Eine laute Bewegung im ganzen Schlosse raubte ihr den Rest von Hoffnung, daß sie wach geträumt. Da stürzte ihre Jose herbey, bleich und zerstückt. „Was ist geschehen?“ stammelte Sophie, sich an die Thüre fest klammernd. „Gnädige Comtesse,“ keuchte das Mädchen, „noch weiß man nicht, die Thüre ist verschlossen, Dampf dringt durch alle Fugen und Graf Bleyen —“ „Heilige im Himmel!“ schrie Sophie und überwand mit Kraft die Todeschwäche, die sie zu übermannen drohte. „Hülfe! um meiner ewigen Ruhe willen, Hülfe!“ Mit diesem Rufe stürzte sie in wilder Verzweiflung durch die Corridors und über die Treppen, bis sie in den andern Flügel des Schlosses gelangte, wo Hermanns Wohnung war. Sie fand den alten Grafen schon

dort und mehrere Diener, die bemüht waren, die Thüre zu sprengen, deren festes Schloß aber noch immer widerstand.

Sophie sah Niemanden — Wahnsinn leuchtete aus ihren Zügen, die mädchenhafte Scheu, ihren näheren Antheil bey dieser Katastrophe zu zeigen, war weit vor dem Schreckbilde geflohen.

„Seyd ihr Männer?“ herrschte sie ihnen zu, „habt ihr keine Kraft in euren Sehnen mehr, um zu retten, wo es gilt?“ — Mit diesen Worten riß sie dem Nächsten eine Hacke aus der Hand, und schlug mit der ungeheuren Stärke der Todesangst in die schon nachgebende Thüre, daß sie krachend zusammenstürzte von dem Schlage, den eine zartgewohnte Mädchenhand geführt.

Ein fürchterlicher Anblick bot sich ihnen dar, ein betäubender Geruch erfüllte das Zimmer, Hermann lag bewusstlos am Boden, Blut rann über sein Gesicht, die Hände lagen krampfhaft auf der Stirne, um ihn lagen weitumhergeschleudert Trümmer einer gräßlichen Phiole. Sophie bemerkte nichts; jezt, wo sie ihn vor sich liegen sah, hatte die übermenschliche Macht mit einem Male nachgelassen, und mit dem herzzerreißenden Wehruf: „Hermann ist todt,“ sank sie ohnmächtig in die Arme ihres Vaters, der schwer betroffen über das hereinbrechende Unglück, dessen Ursache er nur im Allgemeinen zu ahnen anfing, sie dem Kammermädchen übergab, mit dem Befehle, sie augenblicklich in ihr Gemach zurückzubringen und ihrer sorgend zu warten, indem ihn selbst hier eine augenblicklich wichtigere Pflicht zurückhielt.

(Der Schluß folgt.)

Herbstfaden.

Die weißen Fäden flattern
Flüchtig von Baum zu Baum:
Das deutet, liebes Mädchen,
Des Herbstes letzten Traum.

Sieh, wie sie lustig wehen
Über das kahle Feld,
Es weh'n zur Nacht die Winde
Sie fort in alle Welt.

Das sind die letzten Träume,
Das ist der letzte Gruß!
Die Sonne leuchtet scheidend
Zum langen Todeskuß.

S. Klett.

Correspondenz = Nachrichten.

München, am 31. May 1835.

(Schluß.)

Die Nachmittagsstunde $\frac{3}{4}$ auf 3 Uhr des 16. May war für München eine Schreckensstunde. Kannten wir früher die Erdbeben und die ihnen vorangehenden Zeichen nur aus Büchern oder aus Vorträgen über Physik, so gaben uns zwei Minuten praktisch dieses furchtbare Phänomen zu erkennen. Da Sie die Pynakothek noch sehr gut von Ihrem vorjährigen Besuche im Andenken haben, da Sie die Lage dieses imposanten Gebäudes, seine herrlichen Corridors, seine Seiten- und Plafondgemälde und selbst jene Stelle in der Erinnerung haben, wo das Tableau des „Sterbenden Raphael“ der Vollendung nahe war, so orientiren Sie sich augenblicklich über die

Stätte, wo die Mine in die Luft flog, die kaum eine halbe Viertelstunde westwärts auf dem sogenannten *Oberwiesefeld* von der Pynakothek entfernt ist. Die allgemeine Zeitung gab bereits zwey Artikel über dieses furchtbare Ereigniß, und es wäre überflüssig, hierüber noch Einiges nachzutragen. Ich befand mich Tags darauf auf der Stätte, auf welcher das Pulvermagazin gestanden hatte. Wären nicht einige Breter auf der Stelle des Magazins und die nach vier Richtungen hinausgeschleuderten, zerbrockelten Steins- und Ziegelsteinmassen noch sichtbar gewesen, so hätte man glauben können, das ganze Gebäude sey wie weggeblasen von dem Grunde, der es trug. Man sammelte während der Anwesenheit mehrerer hundert Menschen die zerstreuten Überreste der neun Unglücklichen in einen kleinen Schanzkarren. Es war wohl kaum mehr zu unterscheiden, welche Körperteile es waren. — Sie glichen kleinen, zerrissenen, von Pulver geschwärzten Fexen. Ein Kanonier schaufelte sie unter meinen Augen zusammen. Zwey Särge umschlossen die Reliquien von neun Menschen, unter denen auch jene des schwürdigen Stanislaus Schmitt, des Bombardiers — eines 23jährigen Mannes, der sich und seine Cameraden mit dumpfer Kaltblütigkeit, mit kannibalischer Grausamkeit auf eine so gräßliche Weise in einer Minute vernichtete. Wir überzeugten uns, welche Wirkung 250 Ctr. auf eine Entfernung von einer Viertelstunde hervorbringen. Wäre dem Mörder der Versuch gelungen, das Magazin in Grünwald an der Isar, eine Stunde südwärts, das mehrere tausend Centner enthält, in die Luft zu sprengen, so würde München in diesem Augenblicke ein Schutthaufe seyn. Vennabe in jeder Wohnung zeigten sich die Spuren dieser Explosion auf eine andere Weise. In meiner Wohnung z. B., die freylich die ganze südliche Front zur Vormauer hat, fühlte sich Jeder geschaukelt auf den Sesseln, als schwannten sie auf einer Welle hin und wieder. Die nur zugelegten Fenster flogen stürmend auf, und ein augenblicklicher, ungewöhnlicher Druck der Luft in den Zimmern prallte wie ein heftiger Windstoß an Stirne und Brust. Das Leichenbegängniß war feyerlich. Zwey Priester von zwey Confessionen segneten sie ein. Stanislaus Schmitt schummert mit ihnen im gemeinsamen Grabe. „En, sum quod digitis quinque levatur onus!“

Das Repertorium der königl. Hofbühne gab uns im Verlauf des Monats May eine neue dramatische Kleinigkeit: „Der Sohn auf Reisen.“ Lustspiel von Feldmann, einem thätigen Mitarbeiter an dem weiland Horizont. Die Erfindung ist nicht neu, denn das Stück gehört einem älteren italienischen Dichter und kann auf die Ehre, originell zu seyn, keinen Anspruch machen. Dem Verfasser wissen wir übrigens Dank, daß er uns einen ältern ausländischen Dichter in modern-deutscher Tracht und in deutschen Lebensverhältnissen mit Schnurbart und überschwänglicher Sehnsucht nach der Fremde in einer sehr gebildeten Sprache vorstellte. Im mächtigen Hause Israel herrscht bekanntermaßen eine besondere Vorliebe für schöne und vollklingende Namen, z. B. Julius, Augustus u. s. f. Der Verfasser, d. h. der Überbilder oder Umbilder des italienischen Lustspiels, führt einen jungen, aufstrebenden und reiseflüchtigen Mann, den Sohn eines reichen Privatiers (Bankiers), ein und läßt ihn über seinen glücklichen, hochtönenden Taufnamen Julius triumphiren. Die Satyre ist am rechten Orte, denn sie trifft wohl mit allem Rechte alle Confessionen, denen heut zu Tage z. B. der Name Wolfgang oder Martin eine fatale Dissonanz in den Ohren wäre. Wüßten Viele, daß selbst Göthe, der deutsche Dichterkönig, nur Wolfgang hieß, sie würden ihn nicht mehr lesen! Eine unbesiegbare Reiselust treibt Julius Hallmer aus dem glücklichen väterlichen Hause fort. Der Vater will dem Sohne durchaus die Erlaubniß zum Reisen noch nicht geben. Allein die Mutter, der Schullehrer Volkner und Julius selbst bestürmen unablässig den Vater, bis er einschlägt. Alle Anstalten zur Abreise — zur längeren Entfernung vom väterlichen Hause sind getroffen. Der Vater ist inzwischen wohl unterrichtet, daß die schöne Nichte seiner Frau, Luise, welche Julius schwärmerisch liebt, binnen einer Stunde kommen werde, um bey ihrer Tante zu bleiben. Die schöne Nichte kommt kurz vor der Abfahrt. Julius sieht die Angebetete. Ihr Anblick fesselt ihn wie ein Zauber an die heimathliche Stätte; er will von seiner Reise absehen, er bittet, er fleht, im väterlichen Hause bleiben zu dürfen; allein der Vater besteht nun einmal beharrlich auf der Reise, der Wagen ist gepackt, die Wechsel au porteur in dem Portefeuille — der Postillon fährt vor, das Posthorn ruft, der Vater öffnet unter wiederholtem herzlichem Lebewohl den Chaisenschlag und schiebt den geliebten Sohn hinein. Hundertfältiges Vater begleitet ihn. Die Chaise rollt fort — und Julius — springt auf der entgegengesetzten Seite vor einem Nachbarhause heraus, ohne von Jemanden bemerkt zu werden. Die Lösung gibt sich von selbst; der von den Abschiednehmenden abgewandte Chaisenschlag ist der *deus ex machina!*

Wir können befriedigt über dieses neue Lustspiel weggehen; es mag sich noch eine Zeit lang auf dem Repertoire halten, denn das Reichte und Leichte bleibt gerne auf der Oberfläche und sinkt erst, wenn es übersättigt ist von dem Elemente, von dem es getragen wird. Diesem Lustspiel schloß sich eine andere, merkwürdige, schon längst untergegangene Erscheinung aus dem classischen Zeitalter eines Louis XV. an: „Eine Morgensunde der vornehmen Welt,“ am Hofe des so eben genannten Königs der Franzosen. Der Keifrock und Sentimentalität; Manchetten und Chevalerie; hohe Coëffüren und Liebesglut; Haarköpfe und Bravour; und endlich feiner Ton mit Athletenwürde gepaart sind romantische Gegensätze, die einem Victor Hugo, der Monstruositäten, wie z. B. eine Maria Tudor, einen Angelo u. s. w. zusammenknetet, als großartige Aufgabe erscheinen. — In diesem opus posthumum eines nicht genannten französischen Dramatikers, von einem Deutschen aus dem Staube hervorgeholt, um einen alten Pöpanz zur Parade auszustellen, wickelt sich vor unsern Augen in den knappsten Formen der Etiquette eine Liebesintrigue ab, die uns einschläfert.

Was soll ein Marschall, der nach einer jungen, schönen Frau Jagd macht, und wie ein Stürmender alle Thüren und Schranken überspringt, um sein hellaufloderndes Herz zu beruhigen und dem Gemahl den Weg vertritt? Was eine junge Dame, die über solche Verletzung moralisirt, und doch selbst das Reg ausspannt, um den Galant, der den Marschallstab in die Faust drückt, zu umgarnen? Wir sehen das goldene Zeitalter, das sich unter nur veränderten Formen in der Gegenwart selbst darstellt, und ein Schnurbart anstatt des Haarkopfes ist nur eine sehr zufällige Modification. Alte, ergraute Marschälle besuchen auch im 19ten Jahrhundert noch gern junge Mädchen, wenn auch nicht in Galauniform, doch in einem Incognito-Klaus, was zu Louis XV. Zeiten nicht Mode war, denn damals, und natürlich am Hofe, konnte nur die von Puder bestaubte Perücke und der duftendste Parfüm Zutritt bey vornehmen Schönen erwarten. Wir könnten das ebenerwähnte Stück ein *déjeuner piquant* nennen. Ubrigens alle Zeitalter sollten, und alle civilisirten Völker über die Bühne schreiten, und wir wissen der umsichtigen Intendanz nur Dank, daß sie uns zu den großartigen Tableaux auch niedliche Miniaturgemälde gibt, denn auch diese sprechen, ungeachtet ihres kleinen Rahmens, das Characteristische einer Zeit aus.

Den Kreis des ganzen Maymonates nimmt eigentlich Hr. Wild in einer Reihe von Opfern ein. Das höhere Drama — die Tragödie ließ nur einmal ihren Dolch schauen in dem dramatischen Tableau *Kaupach's* — in „Heinrich VI.“ — „Das Fischersfischen,“ dann ein neues Ballet: „Das ritterliche Divertissement,“ schlingen sich wie ein antiker Chorus durch die Opfern, Lust- und Schauspiele, und selbst das schon öfters gegebene Stück: „Michel Perin oder der Spion wider Willen,“ — d. h. der große Polizeiminister, Joseph Fouché, der seine Spürhundnase in Napoleons Tasche, wie in jedem Winkel von Europa hatte, aber in diesem Drama als ein wahrer *bon homme*, als ein *Courdi* mit seinem Jugendfreunde Perin erscheint, stellte sich zwischen die *Töpfer'sche*, „Einfalt vom Lande,“ und „die humoristischen Studien.“

Am 14. May übernahm der k. k. Hofopernsänger Hr. Wild im „Robert der Teufel,“ der zum Vortheile des für die königl. Hofbühne bestehenden Pensions-Vereins gegeben wurde, die Rolle des Robert, zum Besten dieses schönen Vereines. Mit „Othello,“ schloß er den ruhmvollen Kreis seiner Gastrollen.

Die schönen, beständig heiteren Tage ließen frenlich oft nicht unbedeutende Lücken im königl. Hofschauspiele, allein die königl. Intendanz sucht immer wieder das Publicum durch eine Neuigkeit zu fesseln und ermüdet nicht, allen Anforderungen entgegenzukommen. Schließt sich das Opernhaus in München, so eröffnen sich dem Auge andere höchst interessante Schauspiele, welche zur Phantasie eben so warm sprechen. Der Bau der neuen königl. Hof- und Nationalbibliothek schreitet mächtig fort; der Neubau resp. der königl. Residenzbau ist vollendet, und bald werden sich an der Fronte des Postpallastes, jenem gegenüber, die riesenhaften Säulen erheben. Bis October sollen die historischen Gemälde am Isarthore aufgedeckt werden, und so hat das Auge Gesehnheit, überall, wohin es sich wendet, zu schweigen.

(Mit Nr. 30 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 30. July 1835.

91

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein coloriertes Mobebild, welche hier gegen Vorabbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Stronk's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die l. l. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Tagebuch.

(Schluß.)

Als die Gräfinn aus ihrer tiefen Ohnmacht erwachte, stand Mila besorgt an ihrem Lager; im Verein mit den Dienerinnen wandte sie Alles an, um die Unglückliche in's Leben zurückzubringen. Sophie richtete sich auf — doch als sie Mila erblickte, stieß sie einen Schrey aus und sank an ihre Brust, Hermanns Namen mit lautem Weinen nennend.

„Tröste dich, meine gute Sophie,“ sprach die Kleine, und auch ihren Augen entfloßen Thränen, „alles kann noch besser, kann gut werden, der Arzt gibt alle Hoffnung, und nur seine Nerven scheinen am meisten ergriffen zu seyn, denn die Wunde am Kopfe ist sehr unbedeutend, und nur die Folge davon, daß ein Stückchen Glas von dem Fläschchen ihn verletzete.“ Sophie hatte schon bey den ersten Worten sie unterbrechen wollen, aber die Stimme hatte ihr versagt, und wie der Verkündigung des Heils, durch einen Engel gesandt, lauschte sie den beseligenden Worten. „Er lebt,“ sagte sie endlich mit einem tiefen Athemzuge, „Milla, Milla, ist es wahr, er lebt? der Schuß hat nicht getroffen?“ — „Schuß?“ fragte Milla erstaunt, „von einem Schuß ist ja gar nicht die Rede. Herrmann hat willenlos und nur aus Leichtsinne das ganze Unglück gestiftet. Der Pächter, der auf den Lärm herbeugeeilt war, erkannte sogleich die Stücke von dem Fläschchen, das er ihm heute Vormittags verkaufte, weil, so sagte Bleyen, er ein chemisches Experiment machen wollte. Martin warnte ihn noch achtsam zu seyn, da dieß eine äußerst gefährliche Kraft sey; allein er versicherte, daß er die Wirkungen davon sehr genau kenne und sie nicht zu fürchten habe. „Denke nur, Sophie!“ fuhr sie fort, „es ist dieselbe Flüssigkeit, von der ich dir heute Morgen, und dem Dunkel und ihm schon gestern erzählte. Doch bey Bleyen hat es eine andere Wirkung gethan, er ist nemlich, wie es scheint, dem Lichte zu nahe gekommen, der geistige Stoff ist mit einer fürchterlichen Explosion in die Luft geflogen und hat ihn äußerlich wohl nicht beschädigt, aber seine Nerven so zerrüttet, daß der Arzt ein hitziges Fieber befürchtet. Aber beruhige dich doch,“

sagte sie, indem sie bemerkte, daß am Ende ihres Berichtes Sophie neue Angst ausdrückte, „Herr Wendler, der sehr geschickt ist, hat den Oheim versichert, daß bey einer zweckmäßigen Behandlung und einer besonders sorgsamten Pflege wir erwarten können, ihn zu retten.“

„Pflege,“ sprach jetzt Sophie, indem sie trotz allem Bemühen Milla's aufstand, „Pflege soll ihm werden; ich weiß eine Pflegerinn, die nichts versäumen wird. Laß mich Milla,“ bat sie zu dieser gewendet, „gehe zur Ruhe, mein Kind, du sollst schlafen, bis auch dir einst dieß Erbtheil der Kinder geraubt wird.“ Umsonst war alles Bitten. Sophie nannte zwey ihrer Mädchen, die sie begleiten sollten, um ihr alles in die Hand zu reichen.

Als sie in das verhängnißvolle Zimmer trat, stand der Doctor noch an dem Lager des Kranken, der siebernd da lag und in schweren Zügen Athem schöpfte. Seine Augen waren geschlossen und der Mund zuckte nur manchmal in convulsivischem Beben. Sophien's Auge hing fest an dem Arzte, der nach einer Weile sich zu ihr wandte, mit den Worten, daß man bis jetzt noch nichts aussprechen könne, er ihr aber mit der größten Ehrerbietung eröffne, daß bey solchen Krankheiten gewöhnlich Ansteckung walte, und er daher die Bitte um ihre Entfernung wage, indem er sie versichere, mit unermülich gleicher Sorge über den Kranken wachen zu wollen.

Sie lächelte bitter, und würdigte ihn keiner Antwort; dann traf sie alle Anordnungen und setzte sich darauf schweigend zu des Bettes Füßen, jeden Athemzug belauschend, um an diesem Thermometer die Grade ihrer Lebensdauer zu berechnen.

Herrmann ward immer übler, und obwohl bey dieser Krankheit die Steigerung erwartet werden mußte, so vergrößerten sich doch des Arztes Besorgnisse in dem Maße, daß er einwilligte, als der Graf am nächsten Abend vorschlug, einen Arzt aus der Residenz holen zu lassen, was auch sogleich durch einen reitenden Boten mit den dringendsten Befehlen der Eile ins Werk gesetzt ward.

Sophie saß Tag und Nacht an derselben Stelle, die sie in den ersten Stunden eingenommen; die Sorge ihres Vaters, ja selbst seine Befehle vermochten dießmal nichts über sie. „Hier,“ sprach sie, wenn man sie drängte, „hier habe ich noch am meisten Ruhe. Wäre ich ferne von ihm, so könnte ich gewiß nicht eine Stunde leben, denn die Angst würde mich ersticken. Wer mir daher wahrhaft wohl will, der störe nicht den Gang, den ich mir vorgezeichnet.“

Und nach solcher Rede fuhr sie fort, den Kranken zu pflegen und mit ungeduldiger Eifersucht Jeden von dieser Stelle zu verdrängen, unbekümmert, was man davon denke, und ob das ganze Schloß das Geheimniß theile, das sie sonst so sorgsam verborgen hatte. Alles Frühere war in den Hintergrund gerückt, sie vergaß vollkommen bis auf den Grund ihrer vorigen Leiden und dachte nicht einmal an ihre Liebe. Nur Tod und Leben lag in der Wagschale ihres Schicksals, die abwechselnd stieg und sank.

Es war der fünfte Tag, ein gefährlicher also bey solchen Zuständen; man erwartete noch heute den Doctor aus der Stadt und jedes nahe Geräusch erschütterte Sophie n. Die Frauen, die mit ihr die Nacht gewacht hatten, schliefen schöpft in einer Ecke des Zimmers; sie war allein bey ihm und ihr Auge haft regungslos auf dem geliebten Kranken, Blut überdeckte sein Antlitz,

Feuergüsse schienen durch seine Adern zu rollen, und wilde Phantasien jagten zum ersten Male laut durch sein Gehirn, in deren unzusammenhängenden Sätzen Sophie erbebend stets ihren Namen hörte. So übel war er noch nie — Sophie faltete verzweifelnd die Hände und sank bethend vor seinem Lager auf die Knie. „Erhalte ihn, o Herr!“ bat die gebrochene Stimme, „oder laß mich mit ihm vergehen!“ Jetzt ward ihr die Wohlthat der Thränen und stromweise bedeckten sie ihr Gesicht, das matt auf ihre Hände sich geneigt hatte.

Herrmann machte eine Bewegung mit der Hand. „Einen Spiegel,“ rief er jetzt laut, „schnell, schnell einen Spiegel, ich will sehen, ob Sophie zufrieden seyn wird — Ha! ich sehe fürchterlich aus, wird sie jetzt Wort halten? Sophie, wirst du den entstellten Herrmann lieben? Du mußt,“ fuhr er fort, „du mußt — im Tagebuche steht dein Schwur, er zeugt gegen dich bey Gott. Ich bin jetzt widriger, als mich die Natur je hätte bilden können, d'rum leuchte hell, Stern ihres Lebens, noch ist deine Bahn nicht vollbracht.“

Er schwieg aufseufzend. Licht drang mit einem Male in Sophiens Seele, sie traute ihrem Ohre kaum und lauschte tief ergriffen der bedeutsamen Rede.

„O du liebliches Fläschchen,“ begann er still lächelnd, „wie lacht mich dein Inhalt an! er wird mich führen zur Pforte des Glückes; er wird vernichten die Schattenbilder, die sie von mir trennen — ha mein Gott, ein Funke!“ schrie er jetzt, „löscht das Feuer, ich muß sterben, es springt alles in die Luft, rettet, rettet mich!“

Es war genug für Sophie, jetzt verstand sie Alles. — „Herrmann,“ sprach sie vor sich hin, „ich glaubte dich zu kennen. Vermessen wäre das Weib, das dich zu begreifen wähnte. Nein, nein, du darfst nicht sterben. Der Himmel gebe der irdischen Tugend auch den irdischen Kranz. Herrmann, mein Herrmann,“ fuhr sie sich vergessend fort, und neigte sanft ihr Haupt zu ihm. „Höre mich! Lehre zurück zu deiner Sophie, keine Erdengewalt kann mich von dir trennen. Wohl mir, daß dein Versuch mißlang, wenn dich der Himmel mir wieder schenkt. Herrmann, o höre mich!“ Da brach sich des Auges Starrheit, die Glut löste sich in heilbringende Schweißtropfen, und wie von dem Ruf der Liebe bezwungen, hatte sich die eingetretene Krisis glücklich gewendet. Langsam kehrte sein Bewußtseyn zurück. Das erste, was die freigegebene Seele erkannte, war Sophie, ein Strahl der Freude zuckte über sein Antlitz, das zur todesähnlichen Blässe übergegangen war. Er griff nach ihrer Hand und wollte sie zu seinen Lippen führen. „Mein Herrmann!“ sprach Sophie mit still verschlossener Wonne. „Sophie, Sophie!“ lispelte der Kranke, „sprachst du es wirklich dieß Wort? O wiederhole es, es heilt ja alle, alle meine Wunden; es enthält die Versicherung, daß wir uns niemals trennen.“ — „Nein, mein treuer Freund,“ sprach Sophie und kämpfte umsonst mit der sie übermannenden Rührung, „Sophie ist dein, dein für das ganze Leben.“ — „Ah wohl mir, das war kein Traum,“ sprach er müde die Augen schließend. Die Schwäche senkte den Schlaf auf seine Augenlieder und er flüsterte nur noch die Worte: „Das Tagebuch — im hohlen Baum — es sprach wahr;“ dann lag er regungslos wie ein Hinübergegangener. Sophie erschrak heftig, sie fürchtete zitternd Übles von dieser Bewegung, der sie nicht

Meister werden konnte, und wollte ängstlich die Wärterin nach Herrn Wendler senden. Da trat ihr Vater mit dem so eben angelangten Arzte ein, der ihr wie ein verheißener Retter erschien. Sie erzählte nun mit Übergehung der gesprochenen Worte in zitternder Hast die so eben stattgehabte Veränderung, und theilte ihnen ihre jetzige Besorgniß mit.

Der erfahrne Arzt trat näher, prüfte des Kranken Puls, horchte seinem Athem, und wandte sich dann zu Vater und Tochter mit den Worten: „Ich wünsche Ihnen Glück, die Krisis ist vorbey, der Graf ist gerettet.“

Sophie sank mit unbeschreiblichem Gefühle in einen nahen Stuhl und breitete dankend ihre Arme zum Himmel aus, indeß auch des Grafen Antlitz von unsäglicher Freude strahlte.

Der durchdringende Blick des Arztes mochte ein wenig weiter geblickt haben, und er bat daher die Gräfinn um das einzige Versprechen, dem Patienten die größte physische und moralische Ruhe zu gönnen, da jedwede Erschütterung bey seinem Erwachen die nachtheiligsten Folgen nach sich ziehen könne. Dieß war hinreichend, um Sophien zu bewegen, das Krankenzimmer zu verlassen, da sie mit Recht voraussetzte, daß ihr Anblick für Herrnmann gefährlich sey.

Unter Thränen und Bitten an Alle, ihn getreu zu pflegen, entfernte sie sich, nachdem sie sich noch einmal selbst von seinem ruhigen Schläfe überzeugt hatte.

Aber kaum hatte sie die Thüre hinter sich, so wankte sie, die Knie versagten ihr, und lächelnd stützte sie sich auf Milia, die ihrer an der Schwelle harrete. „Ich war stark,“ sagte sie, „so lange ich für ihn handelte, für mich habe ich keine Kräfte.“ Man brachte sie, die nun erst die übernatürliche Erschöpfung der Nachtwachen empfand, auf ihr Lager, wo mehr als die Ruhe die Nachrichten sie stärkten, die mit jeder Viertelstunde einliefen.

Wie hatte sich ihr Schicksal seit Tagen, ja seit Stunden verändert! In dieser furchtbar bangen Zeit hatte sie Herrnmanns Seele durchschaut. Wer irdische Vorzüge so leicht verachtet, dem werden sie auch einst seine Pflichten nicht erschweren. Sophie war überwunden und empfand es mit selbigem Gefühle.

Täglich ward Herrmann jetzt besser. Seine natürlich gute Leibesbeschaffenheit, mit der kräftigen Arzenei seines aufblühenden Glückes verbunden, überboten sich gegenseitig an Wunderkraft. Nur als er das erste Mal sah, sein Opfer sey nicht vollbracht, ergriff ihn ein innerlicher Schrecken. Mit einem Gefühl, das wohl noch kein Mensch empfunden, blickte er in den Spiegel, der ihm den seltsamen Irrthum benahm, in dem er bis jetzt noch befangen war. Aber Sophie hatte ihm ja ihr heiliges Wort gegeben, aus freyem Antriebe ihn seines Glückes versichert. Darum sehnte er sich auch doppelt nach ihrem Anblick; er wollte noch einmal hören, was ihn damals, kaum aus den Fiebertäumen erwacht, so freudig ergriffen. Die Zeit, wo der Arzt sie noch entfernt hielt, schien ihm unnatürlich, grausam.

Doch auch sie verstrich, und lautes, festliches Pochen verkündete in beyder Herzen das gleiche Gefühl. Herrmann war zum ersten Mal aufgestanden und hatte das einige Schritte weit entfernte Sofa mit Hülfe seines Dieners erreicht, um die Geliebte freundlicher, als auf seinem Schmerzenslager zu empfangen.

In Begleitung ihres Vaters trat sie endlich ein, und trotz dem Befehle, sich ruhig zu verhalten, rannen süße Thränen der Freude über ihre Wangen.

„Meine theure, theure Sophie!“ rief Herrmann mit weicher Stimme, ihre Hand an sein Herz drückend.

„Mein guter, armer Herrmann!“ schluchzte Sophie leise, und ihre Augen erglänzten freudig unter den Thränen. Eine Pause stummer Seligkeit folgte diesem Empfange, dem der alte Herr mit Wohlbehagen zusah und dessen Bedeutung er sich aus der Chronik seiner eigenen Jugend erklärte. Endlich sprach Herrmann, auf ihn blickend: „Darf ich, Sophie?“ und sie nickte unmerklich mit dem Kopfe.

„So seyern Sie denn meine Genesung, lieber Graf,“ rief Bleyen, „und geben Sie mir ein Geschenk, das kein Monarch mir bieten kann. — Nennen Sie mich Sohn,“ setzte er hinzu und zog Sophien an sein Herz, „und segnen Sie Ihre Kinder!“

„Meine Kinder,“ wiederholte seelenfroh der Graf, „meine Kinder, sey glücklich, sey froh, und dir Sophie doppelten Segen, daß du endlich den Wunsch des alternden Vaters gewährst!“

Jubel und Freude durchschallte bey dieser Nachricht das ganze Schloß, denn Alles liebte das edle Paar. Milla sprang und jubelte den ganzen Tag. „Du gute, liebe Sophie,“ rief sie voll Entzücken, „jetzt wirst du auch nicht mehr so traurig seyn, und Herrmann wird nicht mehr so böse Gesichter machen, und ich werde zu ihm „Du“ sagen dürfen, und auf der Hochzeit tanzen und ein neues Kleid aus Paris bekommen. Ach du lieber Gott! es ist doch nichts Schöneres, als wenn eine Cousine heirathet.“

Aber am glücklichsten war Herrmann. Seine jekige Lage ersetzte ihm tausendfach, was er gelitten. Wohl dachte er manchmal nach, was denn eigentlich diesen schnellen Entschluß bey Sophien hervorgebracht. Wird Sophie nicht wieder in ihren unglücklichen Wahn zurückfallen, dachte er öfters, den vielleicht nur die Sorge um mein Leben verscheucht und ihr das momentane Gelübde abgedrungen hat? Und dann forschte er mit beynahe kindischer Sorge, ob er in ihrem Auge keine Unruhe, keine Reue lese, ob ihre Heiterkeit sich nicht verändere und nichts ein Wanken beurkunde. Doch seine Besorgniß war ein Phantom, Sophie blieb froh und vergnügt, kein Wort erinnerte ihn an ihren früheren Willen und ihr seelenvoller Blick drückte täglich unverholener ihr eigenes Glück aus.

An einem schönen Septembermorgen, wo die Natur noch einmal, als wär's dem Paare zu Ehren, sich mit all' ihrem Schmucke zierte und der Himmel sein im Herbst seltenes, lichtblaues Kleid angethan, zogen Herrmann und Sophie, nur von den Genossen ihres Hauses begleitet, in die einfache Dorfkirche, wo der Landprediger mit prunklosen, aber treugemeinten Worten den Segen über ihren Bund sprach.

Kein Gepränge verherrlichte diesen Tag, keine Prachtgewänder und festlich geordnete Salons feyerten das Fest der wahren Liebe; aber Blumengewinde und Sträuße der ehrlichen Dorfgemeinde waren ein richtigeres Symbol zu dieser Ehe, die nicht Convenienz geschlossen.

Als Herrmann, aus dessen Zügen die höchste Wonne sprach, mit seiner jungen Frau ins Schloß zurückgekehrt war und in sein Zimmer trat, da lag, in schwarzen Saffian gebunden, ein viereckiges, wohl bekanntes Buch auf seinem

Schreibtische und mit goldgedruckten Lettern darauf: „Mein Tagebuch.“ In heftiger Bewegung griff Hermann darnach und schlug es auf. Sophie hatte es nicht weiter fortgeführt, denn ach! die Glücklichen brauchen selten schweigende Vertraute. Doch unter dem heutigen Datum fand er folgende Zeilen:

Den 7. September.

Mit dem heutigen Tage schließe ich für immer dieß Tagebuch, dem ich so viel, ja Alles danke. Obwohl meines Hermanns zarte Liebe mir die Entdeckung verschwieg, die ich damals vielleicht aus einem andern Gesichtspuncte genommen hätte, so war mir doch bestimmt es zu erfahren durch die traurige Begebenheit, die meinem Freunde nicht erlaubte, im Fieberwahne die Worte zu wählen. Hermann mag als ein Hochzeitgeschenk diese Blätter annehmen, die ihm ein Zufall vermuthlich schon früher in die Hände spielte. Hieraus soll er erfahren, daß seine glückliche Gattinn den Mann ganz kennt, dem zu Liebe sie die felsenfesten Entschlüsse brach, die ihr eine herbe Vernunft dictirte. Entstellen wollte er seine edlen Züge, vernichten das Wappen seiner hohen Seele, um das mißtrauische Mädchen über seine ferneren Siege zu beruhigen, und ihr nicht voranzustehen, ihr, die arm an solchen Gütern, an der Richtigkeit seiner Gesinnungen zweifeln konnte. Ich habe gelitten — verzweifelt — in diesem Buche ruhen die noch bestehenden Zeugen längst entflohener Klagen. Möge es jetzt auch die Verkündigung meines Glückes in sich tragen. Ruhig ist meine Seele. Nur sein Bild spiegelt sich in ihr, und kein Argwohn an seine fortdauernde Treue trübt sie. Wer so liebt, liebt ewig. Ich aber will hieher nicht mehr schreiben. In meinem Leben wird jetzt ein Tag dem andern gleichen — ihn lieben, ihn beglücken ist von nun an mein einziges Streben. In die Brust meines Hermann will ich jeden Gedanken, jedes Gefühl ergießen; darum bleibt unbeschrieben, ihr übrigen Blätter. Meine Seligkeit hat nicht Raum auf dem begrenzten Papiere, die Feder ist zu leicht, die Buchstaben zu kalt für sie.

Doch treulich wollen wir dieß Tagebuch aufbewahren, damit wir in dem sonnigen Glanze der Gegenwart einen Blick rückwärts senden können auf die Zeiten unserer Leiden, unserer Liebe.

Hermann hatte mit Überraschung und Freude gelesen, und drückte das Buch an sein Herz; „du sollst mich nie verlassen,“ rief er mit inniger Nüchternheit.

„So wenig wie deine Sophie,“ sprach eine Stimme neben ihm; denn leise hatte sich die Schreiberinn hereingeschlichen und Hermann belauscht.

„Meine Sophie, meine theure, geliebte Gattinn!“ sprach er, sie fest in die Arme schließend, „du weißt um meinen Verrath?“

„Ich weiß darum, wie um dein hochsinniges, unerhörtes Opfer, das du mir selbst im Fieber verriethest.“

„Und du wirst nie, nie mehr zweifeln?“

„Nie, mein Hermann, denn uns verband ein wahres, dauerndes Gefühl.“

Und Sophie hatte wahr gesprochen. Dieser Bund, den nicht die Empfindungen des Moments, nicht das geblendete Auge des Mannes und die schnell angeregte Eitelkeit des Mädchens schloß, stand nicht unter dem Einflusse der Zeit. Das Herz hatte langsam den Weg zum Herzen gefunden, und wo dieß wirklich der Fall ist und keine glänzenden Surrogate Eines oder das Andere täuschen, da gibt es nur das Motto: „Treue bis in den Tod.“

Ein reines, ungetrübtes Glück gab dem Ehepaar einen seltenen Himmel auf Erden. Blühende Kinder umringten sie im frohen Kreise, mit denen Tante Milla anfangs viel zu schaffen hatte, bis ein anderer würdiger Gegenstand ihre Aufmerksamkeit ein wenig schwächte, und sie in einigen Jahren aus Überfluß einer eigenen gleichen Beschäftigung die Sorge der zärtlichen Sophie allein überließ. Der alte Graf sonnte sich in der Zufriedenheit seiner Kinder, und erzählte oft, daß er sein Töchterchen beynähe zu ihrem Glücke hätte zwingen müssen. — Wollte aber das Ehepaar sich ein besonderes Vergnügen machen, so nahmen sie Sophie's Tagebuch hervor, und das selbst dann noch, als schon das Alter ihre Haare zu Silber gebleicht und ihre Gestalt gebeugt hatte. Sie erzählten sich zum hundertsten oder tausendsten Male die Geschichte jeder Sylbe, woraus sie immer das Resultat zogen:

Wahre Liebe ist der eigentliche Born des Lebens. Nie verfliegt seine heilige Quelle, die ihre Fülle aus den Tiefen des menschlichen Herzens holt. Wohl dem, der an ihr sich labt. Der Zaubertrank stählt seinen Muth im Leiden und wandelt des Lebens ödste Steppe zum Paradiese um.

Constance.

L i e b e .

1.

Sonette müssen, seit Petrarca sang,
Vom holden Mithrasdienst der Liebe klingen;
Und könnte Jeder wie Petrarca singen,
Nie endete der wonnevollste Klang.

Allein, wie manches Herz, im schönen Drang,
Regt ach! vergebens, allguzarte Schwingen; —
Darf auch das Wort in jene Räume dringen,
In die ein liebendes Gemüth sich schwang?

So weih' ich denn, statt vieler, dieß Gedicht
Mit frommer Scheu den Liebenden im Stillen,
Daß sich die laute Welt an sie erinn're;

Und doch, — ich irre! sie bedürfen's nicht,
Und ich vermag's nicht, bey dem reinsten Willen:
Denn nie zum Außern wird das wahrhaft Inn're.

2.

Mich hat ein schreckenvoller Traum gepeinigt:
Ich sah Dich, zwischen eines Sarges Wänden,
Mit kreuzweis auf die Brust gelegten Händen,
Den schönen Leib zu früh! dem Staub' vereinigt.

Doch dieß Gesicht hat mein Erblüh'n beschleunigt;
Was keine Macht der Welt vermag zu wenden,
Ward mir zum Bild, mein Inn'res zu vollenden;
Ich fühle mich erschüttert und gereinigt.

Im Sturm der Nächte, in des Mittags Scheine,
Hab' ich's vor mir, das Trauerbild im Schreine;
Es hat mich eingeweih't zum Sohn der Schmerzen.

Mich dünkt, als ob mich nichts mehr rühren würde, —
Denn, jenen fürchterlichen Traum im Herzen,
Trag' ich, wie leicht! des Lebens schwerste Bürde.

Ernst Freiherr von Feuchtersleben.

A p h o r i s m e n.

Von Zauper.

Gerne möchte ich glauben, daß ein ängstliches Vermeiden hindeute auf ein innigeres Erfassen. Muß denn die Natur zu unserem Schmerze immer mit Gegensätzen spielen?

Das Schicksal spielen zu wollen, ist gefährlich. Lasse die Welt in ihrem Gleise und Kreise. Gar viele, sagte ein Grieche, die Gutes stiften wollten, haben Böses gesäet.

Religion ist die Philosophie des Herzens. Wer kein Gemüth hat, kann nicht fromm seyn.

Wenn Alles unbescheiden ist, kommt man mit Bescheidenheit nicht recht fort.

Die Menschen fordern oft die billigsten Dinge, aber auch dieser sind sie nicht immer werth.

Ein Urtheil aus Erinnerungen geschöpft, ist selten wahr; an der Gegenwart prüft sich der Geist.

Man darf nur von den Menschen nicht viel fordern, so leisten sie schon etwas.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 27. July zum ersten Male: „Der Berliner Droschkenkutscher.“ Poffenspiel in einem Acte von Hrn. von Holtei.

Wilhelm, der Sohn des Amtrathes Kirbel, hat sich mit seiner Geliebten überworf, weil sie behauptete, er könne nicht fahren, und wenn wir recht verstanden haben, knüpfte sie ihren Besitz an die Möglichkeit, sich von ihm in einen Wagen bereiten zu lassen. Mittels eines Droschkenkutschers, in dessen Kleider der junge Mann sich steckt, wird nun dieses bewerkstelligt und die Versöhnung erfolgt. — Das Stückchen scheint einen Pendant zum Kluck oder Nante liefern zu wollen, und hat vor diesem wenigstens das Verdienst einiger Erfindung voraus; übrigens ist es an und für sich nicht von Bedeutung, zumal, weil viele der Berliner Localismen für uns der Pointe entbehren. Ein paar gute Einfälle und das Spiel des Verfassers erhielten Beyfall, und da der Titel Poffenspiel einen bescheideneren Maßstab an die Hand gibt, mag man immerhin die Kleinigkeit passiren lassen. Hr. Dietrich unterstützte den Autor in der Rolle als Wilhelm recht lobenswerth. — Vorher gab man das alte Hagemann'sche Stück: „Leichtsin und gutes Herz,“ worin wir ein neues Individuum, Hrn. Wagner, sahen, einen recht hübschen, jungen Mann, der sich vor Allem der Deutlichkeit in der Aussprache sehr bestreihen muß. — Den Anfang der Darstellung machte: „Eines Schauspielers Morgensünde.“ Gegen die darin ausgesprochene Begeisterung für Shakespeare, Schiller, Göthe, Calderon u. s. w. contrastirte der „Droschkenkutscher“ ziemlich auffallend.

M o d e b i l d XXXI.

Kleid von Peruvienne mit Blonden geziert, nach einem Originale des Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmachers, Dorotheergasse Nr. 1108.

Die Coiffüre ist nach einem, von Hrn. Th. Zeipel, bürgl. Damenfriseur (am Graben, im Trattnerhofe, 1. Hof, 4. Stiege, 1. Stock) ausgeführten Originale gezeichnet.

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 1. August 1835.

92

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey J. Stronach's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die fixe Idee.

(Eine einfache Mätageschichte, mitgetheilt von J. F. Castelli.)

Es sind jetzt vierunddreyßig Jahre; ich war noch sehr jung, hatte eben die Collegien verlassen, und glaubte damals noch an viele Dinge, oder besser gesagt, an viele Worte, z. B. an die Liebe. Ich faßte eine unwiderstehliche Neigung zu einer jungen Witwe mit runden Formen, und liebte sie — Himmel und Erde! liebte sie, wie man zum ersten Male liebt. Ich hatte ihr auf meinen Knien, stammelnnd, meine Erklärung gemacht; ich hatte den Saum ihres Kleides geküßt; ich zitterte am ganzen Leibe, wenn sie ihr kleines Händchen in den meinigen ließ und glaubte vor Entzücken zu vergehen, als sie mir eines Tages eine ihrer Haarlocken gab. Ich wollte ihr ein Gegengeschenk machen, und beschloß daher ihr mein Antlitz in Miniatur zu verehren. — Doch ich will ja hier nicht von mir reden, ich war damals ein alberner Thor, was ich ohne zu erröthen bekenne; denn wer könnte sich rühmen es nicht gewesen zu seyn?

Was ich hier erzählen will, ist die einfache Geschichte eines jungen Malers, an welchen ich mich wandte, um mich auf Elfenbein zu übertragen. Er forderte dafür 100 fl., und als ich die Summe etwas zu hoch fand und ihn bat, mir einen annehmbaren Preis zu machen, antwortete er mir ganz barsch: „Nicht ein Kreuzer wird nachgelassen, hundert Gulden oder nichts; wenn Sie diese Summe nicht bezahlen wollen, so muß ich schon bitten, sich an einen andern zu wenden, denn ich feilsche nicht mit meinem Talente.“ Ich bemerkte ihm, daß er mit solchen Grundsätzen, obschon sie nicht zu tadeln seyen, sein Glück doch schwerlich machen würde. — „Glück!“ wiederholte er, und seine Lippen preßten sich zu einem verächtlichen Lächeln zusammen, „Glück und wahre Kunst wohnen nicht beysammen.“

Ich gab mir alle mögliche Mühe ihm Vernunft zu predigen. Ich stellte ihm vor, daß seine Ideen um ein halbes Jahrhundert zurück seyen, daß in unsern Zeiten das Talent nicht selten in einem Wagen fahre und in einem eleganten Quartiere wohne, Geld und Kostbarkeiten besitze; aber nichts konnte

ihn von jener paradoxen Idee abbringen. Er ging in der Hitze des Gespräches sogar so weit, daß er behauptete, er würde sich entehrt fühlen, wenn er wo anders sterben würde, als im Hospital. Diese Überzeugung habe er gehabt, als er das erste Mal den Pinsel in die Hand genommen, und sie habe ihn seitdem nie verlassen.

Endlich versprach ich, die Summe zu geben. Ich saß ihm eine ganze Woche hindurch. Wir sprachen viel über Kunst; sein Enthusiasmus gefiel mir, ich fettete mich mit wahrer Freundschaft an ihn und wir sahen uns auch nachher öfters.

Eines Tages begegnete ich ihm, und fragte ihn, wie die Geschäfte gingen. „O die Geschäfte gehen gut,“ antwortete er mir, „aber das kann nicht länger so dauern. Schöne Beschäftigung, herrliche Kunstübung, welche ich seit einem Jahre treibe! Ich habe die letzte Kunstausstellung mit Porträts von Gewürzkräutern, Müllern und Bäckern angefüllt, und auch ihre Gemahlinnen prangen mit Colliers, goldenen Ketten, Brüsselerispitzen u. dgl. darin. Noch glücklich, wenn ich nicht eine ganze löbliche Fleischhauersfamilie in Einen Rahmen einschachteln mußte. Bey Gott! das ist nicht mehr auszuhalten, und ich wollte hundertmal lieber Wagenlackierer oder Schildpinsler seyn. Aber ich schwöre es, von heute an mal' ich kein Porträt mehr.“ — „Was wollen Sie denn malen?“ — „Was weiß ich? Genrebilder, historische Bilder, alles, was mir in den Sinn kommt. Mit einem Worte, ich will künftig nur für mich arbeiten, für meinen Ruf, für die Ehre.“ — „Die Ehre, recht, aber sie gewährt magere Kost; ich meines Theils rathe Ihnen, sich daneben doch auch an etwas Solides zu halten und wär's auch der Kopf eines dicken Bräumeisters.“

Einige Zeit nachher fand ich meinen Mann wieder, er war auf dem besten Wege zu seinem Ziele zu gelangen. Er wohnte auf einer Bodenkammer, welche er sein Atelier nannte, und worin seine Staffeley, ein elendes Bett, ein Stuhl und einige Büsten das einzige Ameublement ausmachten. Er war aber sehr zufrieden, ja glücklich, und gab sich mit aller Liebe seiner Kunst hin. Er besaß keinen Kreuzer Geld und dennoch hab' ich ihn nie so stolz gesehen. „Sehen Sie dieses Bild an,“ sagte er zu mir, indem er einen zerrissenen Lappen von seiner Staffeley wegzog, „betrachten Sie diesen Weiberkopf — diese Augen — dieses Fleisch! — das ist mein Werk, lieber Freund! In einem Jahre wird es fertig seyn, und in unserm Museum unter meinem Namen neben den Werken unserer ersten Künstler glänzen.“ Ich bewunderte das Bild, denn wahrhaftig, es war kühn und mit außerordentlichem Genie auf die Leinwand hingeworfen. Allein dann wandte ich den Kopf zu meinem Freunde mit der gewöhnlichen Frage: „Und die Geschäfte?“ — „Geschäfte! Hm! ich bekümmere mich darum nicht mehr, ich weiß so wenig davon, daß ich in Verlegenheit wäre, Ihnen zu sagen, wie ich mir morgen ein Mittagmahl verschaffen werde. Bey meinem Gastgeber, wo ich es gewöhnlich nehme, macht man mir schon eine sehr verdrießliche Miene, und ich glaube, man wird mir nächster Tage verweigern meine Schale zu füllen. Aber das thut nichts, ich gehe wo anders hin und sie verlieren meine Kundschaft. Geld bekommen sie keines, das ist gewiß, bis ich mein Bild vollendet und verkauft, dann werd' ich alle Welt richtig bezahlen. Bis dahin aber müssen sie warten, sollen ruhig seyn, ich bin's auch. — Wenn ich sage, ich bin ruhig, mein werthher Freund, so ist das übrigens doch nicht so ganz wahr. Eine Sache beunruhigt mich recht sehr.

Mein entschlicher Hauswirth droht mir, mich hinauszuworfen und mir Alles wegzunehmen, wenn ich nicht darein willige, ihm sein Porträt zu malen. Stellen Sie sich vor, das ist das platteste, nichtsagendste Gesicht und die gemeinste Figur, die man sich nur denken kann, und Sie kennen meine Antipathie. Übrigens werde ich wohl in den sauern Apfel beißen müssen, denn mein großes Bild will — muß ich hier vollenden, wo ich es angefangen habe, und der Kerl wäre vielleicht auch noch im Stande dieses zu behalten.“

Ich redete ihm zu, das Porträt ja zu malen, um wenigstens von dieser Seite sicher zu seyn, und empfahl mich dann mit den Worten: „Freund! wenn Sie nicht klüger sind, nur Alles für die Kunst und gar nichts für den Magen thun, so werde ich Ihnen doch bald einen Besuch in Ihrem sogenannten Tempel des Ruhmes, nemlich im Hospitale, machen müssen.“ Fröhlich entließ er mich mit den Worten: „Dort, wie überall, werden Sie mir stets herzlich willkommen seyn.“

Während einiger Zeit hatten mich verschiedene Geschäfte gänzlich in Anspruch genommen, und ich hatte meinen Monomanen schon fast vergessen, als ich eines Abends zu Hause ein kleines rosenfarbenes wohl parfümirtes Billetchen fand. Ich glaubte nicht anders, als dieß zierlich gefaltete Ding käme von einer Frauenzimmerhand, und erstaunte daher, als ich hierin eine Einladung zum Mittagmahl, mit „Carl R i n d e“ unterzeichnet, fand. Ich dachte im ersten Augenblicke, mein Maler werde sein großes Bild vollendet und verkauft haben, und nun aus allen Kräften trachten, sich des schnöden Mammons wieder zu entledigen, der das Genie tödtet. — Allein! es war noch besser gekommen. Ein Better, einer von jenen so abgenützten Bettlern, daß unsere Dichter in ihren Lustspielen sie nicht einmal mehr vorzubringen wagen, und die sie daher durch eine Quaterne im Lotto ersehen, ein wahrer, ächter ostindischer Better von der besten Race, war gestorben, und hatte unserm jungen Künstler eine runde Summe von 100,000 fl. zurückgelassen.

Für einen Menschen, der so sehr daran hing, arm zu leben und arm zu sterben, war das wirklich ein Unglück. Glücklicherweise gab es aber Mittel dagegen, und Carl arbeitete mit bewunderungswürdigem Eifer, es sobald als möglich mit der Wurzel auszurotten.

Ich traf ihn mit zehn bis zwölf jungen Leuten, Dichtern, Musikern, Malern, gar guten Kindern, lustig und zuvorkommend, aber etwas leicht und leichtsinnig, besammen. „Stellen Sie sich vor,“ sagte er zu mir, „seit mir das fatale Geld zugekommen ist, habe ich auch nicht einen Pinselstrich gemacht. Wenn es immer dauern würde, mein großes Bild bliebe unvollendet und ich unbekannt.“ „Mein Freund,“ antwortete ich, „wir waren, was diesen Gegenstand betrifft, immer verschiedener Meinung, und ich habe schon lange darauf Verzicht geleistet, Ihnen Vernunft predigen zu wollen, übrigens wäre wohl hier auch nicht der Ort dazu.“ — „Nein, wahrhaftig nicht,“ sprach Einer der Gäste, „die Vernunft hat bey uns nichts zu thun,“ und er läutete stark, ein Aufwärter erschien. — „Das Mahl, das Mahl!“ schrien alle zugleich. — „Sogleich sollen Sie bedient werden, meine Herren, aber ich weiß noch nicht, welche Weine Sie wünschen.“ — „Nur eine Sorte,“ rief der Gastgeber: „Champagner und Selterwasser dazu.“ — „Das soll ja, wie mir scheint, ein wahres Saufgelage werden.“ — „Allerdings,“ erwiederte ein junger

Schriftsteller, „eine wahre Orgie, dadurch wird die Einbildungskraft entflammt, und die poetische Ader zum Flusse gebracht; meine bewundernswürthesten Stellen hab' ich immer geschrieben, wenn ich von einem solchen Gelage nach Hause kam.“

Ich blieb nur kurze Zeit, sah aber, daß die Herren sich tüchtig an die Arbeit machten, um ihre Einbildungskraft zu entflammen; aber wenn ihr Genie in dem Maße hervortrat, als ihre Vernunft sich verminderte, so müssen das sublimen Sachen seyn, die sie schrieben.

Am folgenden Tage besuchte ich Carl n. Ich wollte ihm beweisen, daß der Künstler, wenn er seines Mittagsmahles sicher ist, viel mehr und viel besser arbeite, weil sein Geist ruhiger ist; aber da kam ich bey ihm schön an. „Ruhig,“ versetzte er, „ruhig, wenn ich weiß, daß mein Pult von Thaleen voll ist? Ach, mein Freund! wie kann man da ruhig seyn?“ — Was konnte ich darauf antworten? Nichts! — Das that ich auch, und ging, indem ich meinen Mann von nun an für vollkommen unheilbar ansah, und beschloß, ihn seinem Schicksale zu überlassen.

Einen Augenblick übrigens schöpfte ich doch wieder Hoffnung; ich glaubte nemlich, die Liebe werde das zu Stande bringen, was mir durch alle Beredsamkeit und Beharrlichkeit nicht gelang. Carl sah zufällig im Theater ein junges, sehr schönes Mädchen. Es war einer jener herrlichen, reinen Raphael'schen Köpfe, den er gerne porträtirt oder zum Modell eines seiner Bilder genommen haben würde. Der Vater, ein honetter Particulier, war das, was die Künstler einen Liebhaber nennen, das heißt, ein mehr oder minder gebildeter Freund der Kunst. Mein junger Freund fing im Theater ein Gespräch mit ihm an und beyde erhitzen sich in Darlegung ihrer Meinungen über die Malerey, und als der Vorhang fiel, waren sie die besten Freunde. Kock erling (dies war der eben nicht sehr künstlerische Name des Liebhabers) lud Carl n ein, ihn zu besuchen und seine kleine Sammlung von Gemälden zu besehen, in welcher sich doch einige verdienstvolle Originale befänden. Die Einladung ward mit Vergnügen angenommen.

Schon am dritten Tage begab sich Carl, nachdem er zu Hause Schnurr- und Knebelbart gehörig aufgestutzt und gewichset hatte, in Kock erling's Haus. Dieser empfing ihn mit herzlicher Freundlichkeit und zeigte ihm sein kleines Museum, indem er ihm lang und breit die Geschichte jedes Bildes erzählte und die frühern Besitzer desselben nannte. Carl fragte ihn, ob er selbst male. „Nein,“ antwortete Kock erling, „ich war früher Handelsmann, habe mir klüglich meine Schäfchen ins Trockene gebracht, und mich dann erst der Kunst hingegeben. Jetzt bin ich schon zu alt, um Nasen und Augen zu zeichnen, aber meine Tochter zeichnet nicht übel, ja sie fängt auch sogar schon an in Öhl zu malen, sie macht allerliebste kleine Genrebilder; wenn Sie ihre Arbeit sehen wollen, wird es ihr ein Vergnügen, und die Andeutungen eines so ausgezeichneten Künstlers werden ihr sehr kostbar seyn.“ Man ging in Elisen's Kammer, welche erröthete, etwas von unbedeutenden Pinselleyen stotterte, mit den kleinen Händchen ihre errötheten Wangen bedeckte und den Vater naïv ausschalt, daß er solch ein Wesen von ihren Arbeiten gemacht habe; endlich holte sie aber doch ihr Portefeuille herbey und zeigte Verschiedenes. Alles wurde belobt und bewundert, zwar nicht ganz ohne Anmerkungen, aber doch so, daß sich Elisen's Eigenliebe sehr geschmeichelt fühlte.

Endlich trennte man sich, gleich bezaubert von einander. Carl versprach wieder zu kommen und Elisen mit seinem Rathe beyzustehen. Er hielt auch sein Wort. Aber je öfter er kam, desto mehr lernte er Elisens Einfachheit und Liebenswürdigkeit kennen, und desto mehr wuchs seine Liebe zu ihr. Ich hörte das Alles mit Vergnügen, und hoffte davon eine gute Wendung seines Schicksals.

Eines Morgens trat er in mein Zimmer, ich lag noch im Bette, er ging einige Male schweigend auf und nieder, blieb dann plötzlich vor meinem Bette stehen, und fragte mich heftig: „Was würden Sie an meiner Stelle thun, Freund?“ — „Bevor ich antworte,“ sagte ich lächelnd, „muß ich erst wissen, auf welcher Stelle Sie stehen.“ — „Keinen Scherz,“ erwiderte er, „ich könnte ihn jetzt leicht übel aufnehmen.“ — „Ich will nicht scherzen, im Gegentheil, ich bin bereit, Ihnen recht ernsthaft und freundschaftlich zu antworten, sagen Sie mir nur erst, worum es sich handelt.“ — „So hören Sie. Sie kennen Elisen, Sie wissen, wie sehr ich sie liebe, so daß ich sogar im Stande wäre, eine Thorheit um ihretwillen zu begehen.“ — „Nun also?“ — „Also, was würden Sie an meiner Stelle thun?“ — „Werden Sie von dem Mädchen geliebt?“ — „Ich hoffe es, ich glaube es, ich weiß es gewiß.“ — „Nun dann würde ich an Ihrer Stelle sie vom Vater begehren und heirathen.“ — „Heirathen, heirathen! schöner Rath bey meiner armen Seele! Als wenn es etwas Entseflicheres auf der Welt gäbe, als heirathen?“ — „Wie, wenn aber das Mädchen, wie Sie mir selbst oft gesagt haben, die Unschuld, die Tugend, die Liebenswürdigkeit selbst ist?“ — „Das ist sie auch, und eben darum hab' ich guten Rath so nöthig. Alle diese herrlichen Eigenschaften auf der einen Seite, und meine Abneigung gegen die Ehe auf der andern. Ich wäre in einer schönen Lage mit Weib und Kindern! Wenn ich Geld hätte, das mich genirt, das mir zur Last ist, und von dem ich mich daher zu befreyen suchen wollte, so würde ich das nicht thun können, nicht thun dürfen, meiner Familie wegen. Und wenn ich kein Geld hätte, und so recht frey, recht glücklich eine Lieblingsidee ausführen wollte, so würde ich das wieder nicht thun können, sondern um das liebe Brot Müller und Bäcker abkonterfeyen müssen. Nein, nein, ich heirathe nicht, ich will mich und meine Kunst nicht zu Sklaven machen, will diejenige nicht mit mir unglücklich machen, deren Schicksal ich an das meinige kette.“ — „Nun gut, mein Lieber, so heirathen Sie nicht.“ — „Wenn aber ohne sie kein Glück für mich auf Erden ist?“ — „Sie reden ins Blaue hinein, lieber Freund, und auf diese Art kommen wir in einem Jahre zu keinem Entschluß. Sie haben nur unter drey Maßregeln zu wählen: heirathen, vergessen, oder sich eine Kugel durch's Gehirn jagen.“ — Er faßte mich bey der Hand und sprach: „Sie haben recht, das ist doch ein vernünftiger Rath, ich danke Ihnen.“

Erschreckt durch den festen, entschlossenen Ton, womit er diese Worte aussprach, bereute ich schon, also mit einem halb Wahnsinnigen gesprochen zu haben, und ich fragte ihn mit Unruhe, was er denn zu thun Willens sey? „Nichts anderes, als was Sie mir gerathen haben, heirathen will ich nicht, vergessen kann ich nicht; es bleibt mir also nur das Dritte übrig, ich will mir ein Paar Pistolen kaufen.“

Ich wußte wohl, Carl sey der Mann, diesen entseflichen Entschluß auszuführen. Ich blieb also den ganzen Tag über bey ihm, suchte seine Liebe zur

Kunst wieder rege zu machen, stellte ihm vor, daß dann sein großes herrliches Bild unvollendet bleiben und sein Name mit ihm zu Grabe gehen würde. Er gab endlich nach und entschied sich dahin, eine Reise nach der Schweiz und Italien zu machen, um Elisens Bild aus seiner Seele und den Rest der Erbschaft an den Mann zu bringen. Wenn dieß geschehen sey, wolle er wieder zurückkehren und arbeiten.

Am folgenden Morgen schon reiste er ab. Er war achtzehn Monate abwesend, während welcher Zeit er keinem Menschen schrieb. Eines Tages, als ich ihn eben am wenigsten vermuthete, kam er zurück. Er war von seiner Liebe zu Elisen vollkommen geheilt, lustig und guter Dinge; denn auch seine Börse war sehr leicht geworden. Er sagte mir, daß er seine alte Wohnung unter dem Dache wieder beziehen und nun mit Eifer an seinem großen Werke arbeiten wolle. Wirklich glänzte dieses Werk in der Kunstausstellung des nächstfolgenden Jahres, wo es allgemeinen Enthusiasmus erregte und von einem Liebhaber um einen bedeutenden Preis gekauft wurde. Dieses Geld reichte hin um die Schulden zu bezahlen, die der Künstler seit jener Rückkehr aus Italien gemacht hatte, dann fing Carl ein neues Bild zu malen und neue Schulden zu machen an. Ich war damals gezwungen eine Reise zu machen. Während meiner Abwesenheit brach die Cholera aus, und der arme Carl Kinde war eines ihrer ersten Opfer. Einige mitleidige Nachbarn brachten ihn in das Hospital, wo er binnen 24 Stunden seinen Geist aufgab, vermuthlich mit dem süßen Bewußtseyn sein Geschick erfüllt zu haben.

H e r b s t.

Nach Alfons de Lamartine.

Sey mir gegrüßt, o Wald! dem ein Restchen von Grün nur noch Schmutz ist,
 Du auch, vergelbendes Laub, rings auf den Rasen gestreut.
 Letzter, freundlicher Herbsttag, willkommen! Die Trauer der Erde
 Zeigt sich harmonisch zum Schmerz, so auch gefällig dem Blick!
 Ernst mit dem Schritte des Sinnenden wandl' ich den einsamen Fußsteig,
 Einmal möcht' ich noch sehn, wär's auch mit sterbendem Blick,
 Diese erbleichende Sonne, die sinkend mit schwächeren Strahlen
 Kaum noch das Dunkel des Walds, hier, wo ich wandte, durchdringt!
 Ach, in den Tagen des Herbstes, wo Alles verscheidet, entfaltet
 Dieses verschleierete Licht einen allmächtigen Reiz.
 Gleich dem Abschied des Freundes, dem letzten Lächeln der Lippen,
 Welche der grausame Tod bald wohl auf immer verschließt:
 Also auch ich, schon bereit zu verlassen des Lebens Gewirre,
 Vieles beweinend, was lang, ach! und umsonst ich gehofft,
 Wend' ich noch einmal mich um, und die Blicke begehrender Sehnsucht
 Gleiten an Gütern dahin, die ich doch niemals genos!
 Erde und Sonne und Thäler! Natur, du freundliche, schöne!
 Sehet, die Thräne fällt warm noch am Rande des Grabs!
 O wie durchwürzt ist die Luft und das Licht — wie stärkt es die Seele!
 Ach, und die Sonne, wie strahlt brechendem Blick sie so hold!
 Sey er geleert denn, hoffend geleert noch, bis auf die Hefen,
 Dieser Becher, in dem Nectar mit Galle sich mischt.
 Möglich, am Boden des Kelches, aus dem ich das Leben getrunken,
 Haftet der Honig vielleicht, sey es ein Tropfen auch nur.

Möglich, daß mir die kommende Reize noch gütig bewahre
 Kurzes Erscheinen des Glücks, das ich zu hoffen verlernt:
 Daß ich vielleicht im Gedräng' nur eine Seele noch finde,
 Die mich zu fassen vermag und zu erwidern versteht. —
 Bekket die Blume dahin, so läßt sie den Duft noch Zephyren,
 Und dem belebenden Licht haucht sie den Scheidegruß zu.
 Meine Seele jedoch, befreyt und entfesselt vom Tode,
 Zieht wie ein einsamer Ton traurig melodisch hinweg.

Joseph Emanuel Hilscher.

Ein- und Ausfälle.

Von F. A. W. Dü n e m a n n.

Zwölfte Decime.

Wenn ein Faulenzer in Thätigkeit geräth, macht er in einer Stunde mehr als zehn fleißige Leute — diese Stunde rechnet er aber auch einst seinem Schöpfer als ein ganzes Leben an.

Die moralische Kraft kennt weder Zeit noch Raum; ihr ist Alles Element und Alles ohne Grenze; sie ist ein zauberischer Wallfisch, der in einem Wassertropfen wie im Ocean lebt und schwimmt.

Die Zeit ist ein Brillenhändler und jedes Jahr eine Lorgnette mit einer neuen Nummer; nur mit dem Unterschiede, daß sie die Gläser immer schwächer schleift, je älter das Auge wird.

Je höher man auf Bergen steigt, je abschreckender erscheint Einem das Thalleben. Ein Sentimentaler in einem Luftballon müßte vor Lebenskel umkommen.

Die Travestie von van Spey's Heldenrod wäre ein Stutzer, der, um sich vor dem Schuldhurm zu retten, in die Pulverkammer einer alten Witwe Feuer wirft, und sich so moralisch in die Luft sprengt.

Schriftsteller und Lügner müssen für ihr Gedächtniß wieder ein Gedächtniß haben; die Einen, um keine Plagiate zu machen, die Andern, um consequent bey der Unwahrheit zu bleiben.

Manche Menschen haben einen wahren Heißhunger nach Öffentlichkeit. Wäre es möglich, sie ließen sich in Musik setzen und sich mit allen Drehorgeln durch die Straßen tragen.

Da wir nach Erscheinungen schließen, so beurtheilen wir immer wieder unser eigenes Urtheil. Unser Verstand gleicht so einem Hunde, der, sich im Kreise drehend, seinen Schwanz verfolgt.

Affen, welche Äpfel finden — sagt N. — und Menschen, denen die Natur ein wichtiges Geschenk macht, können nicht unterlassen mit beyden ein Wischen zu spielen.

Strebe mit deinem Geist nicht über Jahrzehente hinaus! Bedenke, daß deine Nachwelt über Flintenläufe und Taschenuhren, als antiken Trödel, spotten wird.

Mittheilungen aus Algier.

Cantonnement von Mustapha Pascha, Jänner 1835.

Wohl in keinem Jahre ist in unserer Stadt so viel gerhan worden, als im jüngstvergangenen. Der Platz der Meschee, welcher Anfangs 1833 noch in Ruinen lag, ist nun ein südlicher lebendiger Marktplatz, und Abends der Sammelplatz der Bevölkerung geworden. Der Maure gewöhnt sich mehr und mehr an die europäischen Sitten, der Jude, ich meine den algierischen, bietet sich zu allen Geschäften, selbst einige arabische Stämme der Küsten und Ebenen haben sich uns freundschaftlicher genähert. Theils Interesse, theils Furcht halten die übrigen vor ernsten und allgemeinen Angriffen gegen uns ab, um so mehr, da zwischen den einflußreichsten Deys und Scheiks stets Spaltungen Statt finden.

In Europa herrscht in dieser Jahreszeit der Winter, und wirft sein weißes, starres Gewand über die Natur, während hier am afrikanischen Gestade der Frühlingspug schon hervorbricht, die Feige Knospen anseht und die Wiese grünt und duftet, die Comore neuen Blätterschmuck erhält und eine milde Sonne diese Jahreszeit zu den angenehmen im hiesigen Lande macht. In der Stadt ist im verwichenen Jahre viel gebaut worden, die einzige bedeutende Straße, welche von der Porta Bab-el-Oued — nach der Porta Babazoun führte, und noch kürzlich kaum für einen Wagen breit genug war, ist jetzt erweitert und geregelt worden, und hat auch viele europäische Läden und zierliche Verkäuferinnen erhalten, die neben den phlegmatischen Eingebornen, welche auf Strohmatten liegen und aus langen, thönernen Pfeifen rauchen, französischen Modewaaren neben den türkischen Papierlampen, schmutzigen Wachstichtern und Naturproducten ausbieten.

Die Beduinen, oder besser die Kabilen, ziehen in ihre weißen Borwinu's gehüllt zahlreich alle Morgen bis zu den Vorposten, hier werden die beladenen Kamehle, Esel, Maulthiere und Pferde angehalten, die Waare und Kleidung durchsucht und der finstere Araber muß die bey sich führenden Waffen ablegen, welche er bey seiner Rückkehr vom Markte der Stadt zurückerhält.

Die oberen und unteren Beamten, Kaufleute, Officiere und Speculanten haben sich die orientalischen Marmorhallen und Springbrunnen, Salons, Haremszimmer und Balcone der morgenländischen Bauart mit europäischen Bequemlichkeiten eingerichtet; einige Intendantenwohnungen überbieten an Luxus und Pracht sicher viele Paläste Europa's, das Haus des Generals en chef Baron Drouot d'Erion liegt in einer engen Straße, ist aber reich verziert mit morgenländischem Schnitzwerk an den Säulen und bunten Porzellanscheiben an den Wänden; freundlicher aber ist das ehemalige Landhaus des Deys, welches vor der Stadt im Jardin du Dey liegend, den Sommeritz des Generals en chef ausmacht. Hier genießt man einer herrlichen Aussicht auf das Meer, die Stadt und westlich nach den Landungsküsten Sidi Ferrudsch und Torre Ghica hin.

Auch die übrigen, von ehemaligen Besitzern verlassenen prächtigen Lustschlösser der reichen Türken und Milizen sind jetzt von den Generalsen, Generalstabsofficieren und Beamten der Colonisten besetzt.

Mustapha Pascha, der Landsitz eines der nächsten Anverwandten des Deys von Algier, der dessen Oberfeldherr in der letzten Katastrophe war, ist jetzt eine der Hauptcasernen. Oben auf der Spitze des Berges sind meist Officierswohnungen eingerichtet und nur einzelne Compagnien detachirt, weiter unten aber steigen die Casernen amphitheatralisch bis zum Meere und den Küstenebenen nieder, wo mehrere Reihen von hölzernen und steinernen Barracken für die Truppen erbaut worden sind, und einige Regimenter nahe dem prächtigen Exercirplatze cantonniren.

Die alten römischen Straßen, welche in dieser Gegend noch zu finden sind, haben bey Anlageung breiter Wege für die Artillerie sehr wohl benützt werden können, und in diesem Augenblicke führt auch eine wohlangelegte europäische Straße von der Stadt an den Blochhäusern vorbei bis zu den äußersten Vorposten, bis zu der sogenannten Maison carrée in der Ebene nahe dem Kratschfluß und auch bis zur ferme modele, ehemals eine Pächterey des Deys und sein Hauptgestüt.

(Der Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 4. August 1835.

93

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Stranß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Bilder aus Untersteyer.

1.

Seleja-Gilli.

*Ita ethnicorum memoriam prostravit Deus,
ut in poenam talionis eraderetur e terra vi-
ventium, et nomen ejus non memoretur am-
plus!* Jerem.

Wer von dem lieblichen Grätz aus die Triester Route verfolgt, wird gegen Abend des zweyten Tages sich in seiner Landkutsche recht und schlecht durch ein romantisches Engthal fortgewiegt sehen, welches von den südöstlichen Ausläufern des Bachergebirges gebildet wird. Die Felsen und Waldhöhen treten allgemach zurück, ein nicht unfreundliches Schloß winkt ihm rechts am Wege entgegen, und er glaubt in den Häusern, welche links an dem Fuße eines Hügel, dessen Rücken zwey Kirchlein trägt, sich ländlich ausbreiten, bereits das Ziel seiner heutigen Wanderung, nemlich eine Vorstadt des Kreisstädtchens Gilli zu begrüßen, und in dem nebenan aus den westlichen Anhöhen hervorrieselnden Wasser einen Arm der Sann zu sehen; aber es geht ihm so, wie es mir ging, als ich das erste Mal diese Gegend erblickte, er täuscht sich. Die Häuser gehören dem Markte Hohenegg an, und das rieselnde Wasser ist der Ködingbach. Außerhalb des Marktes öffnet sich immer reizender das herrliche Panorama des Sannthales, das seines Gleichen sucht und dem oft beschriebenen und viel besungenen Lavantthale in seiner Art gewiß nicht nachsteht. Noch drey Ortschaften täuschen den Wanderer auf ähnliche Weise, wie die Häuser von Hohenegg, bis er im südlichsten Winkel der überraschenden Berggruppe vor sich die fast allzu bescheidenen Thurmspitzen des Kreisstädtchens, vom Abendrothe beleuchtet, gewahr wird. Noch einen Blick zurückwerfend auf die anmuthige Strecke, die er seit seinem Austritte aus dem nördlichen Gebirge durchschnitten hat, läßt er sich das Stündchen nicht gereuen, das indeß von seiner ersten Täuschung bis zu seiner gegenwärtigen Enttäuschung verstrichen ist, und fährt wohlgemuth über die Stelle, wo vor Jahren noch

das Stadthor stand, in seine Nachstation, oder wie ich, in die neue Freuden- und Leidenstation seines Lebens.

Man denke sich einen Riesen, etwa einen fabelhaften Sohn der alten Gaia, in guter väterlicher Laune mit seinem Söhnlein vor einer breiten Tafel sitzend, auf welcher grüne Hügel, Saatsfelder, dazwischen ein klarer Fluß, herschimmernd in sanften Windungen, schmale Bächlein und schlängelnde Wege mit Kegelförmigen Bergen, duftig-blauen Alpen und glänzenden Eiszinnen im Hintergrunde abkonterfeyt sind. Und der scherzende Riese greift dann in den Schooß seines wallenden Mantels und zieht, zur Freude des lächelnden Söhnleins, Häuser, Hütten, Schlösser, Gehöfte, Kirchen, Ruinen und Winzerereyen hervor, ein Spielzeug, wie man es den Knaben kauft, um es sie zusammensetzen zu lehren. Und nun setzt er hier im Viereck einige Schock Häuser mit rothen Dächern und weißen Wänden an den Fluß; dort eine Ruine, dort ein Kirchlein, dort eine Winzerey auf einen Berg, hier ein Gehöft in die Mitte der Saatsfelder, dort ein Schloßlein vor ein Gichwäldchen und Hütten ohne Wahl neben die Straße, zwischen die Hügel und an die Bäche. Da ruft den Riesen ein ernsteres Geschäft, er springt auf, eilt fort mit seinem Söhnlein, und das Werk seiner guten väterlichen Laune bleibt stehen — für Jahrhunderte.

Man denke sich das, und man hat einen Begriff von Gilli und seiner Umgebung. So niedlich, so wohnlich, so ungezwungen freundlich ist Alles, man möchte sagen, was man sieht, scheint nicht sowohl gut gemacht, als vielmehr getroffen.

Das Städtchen selbst ist nach dem Maßstabe eines Großstädters wohl sehr klein. Es liegt am linken Ufer der Sann (der zarteren Namensschwester des kräftigeren Sann in Galizien), eines klaren meergrünen Wassers, das aus den Klüften der eisigen Ninka, des mächtigen Schlußsteines von Steyer, Krain und Kärnthen, hervorströmt, bey dem etwa 4 Meilen nordwestlich von Gilli gelegenen Dörfchen Letusch seine wildschöne Bergwiege verläßt, und von niedrigeren Ufern umbordet, das Sannthal in einer Schräglinie durchschneidet. Bey Gilli nimmt es die träge, vieleckige Vogleina auf, die sich in unzähligen Windungen zwischen den Vorgebirgen des Wachens hervorkrümmt, und lenkt nun in die malerische Schlucht, welche südwärts nach Tüffer führt, um sich nach einem, noch vierstündigen Laufe bey der sogenannten Steinbrücke, einem der schönsten Bauwerke Steyermarks, mit der Save zu vereinigen, von welcher sie den Namen Savina (Savus minor) erhielt.

Die Natur, freygebig wie selten, hat Gilli mit einem Kranze von Umgebungen geschmückt, die einer Hauptstadt Wucherzinsen abwerfen würden. Der Eingewanderte findet täglich neue Parthien, die sein Auge fesseln und seinem Herzen lieb werden. Da ist südlich von der Stadt, jenseits der Holzbrücke über die Sann, gar ein anmuthiger Berg, mit saftgrünen Buchen bewachsen, von schlängelnden Steigpfaden durchschnitten, ein natürlicher Park, die liebste Folie des Städtchens, welches dem Pilger nach Italien auf seinem heiteren Hintergrunde angeklebt scheint. Dieser Berg heißt von dem Kirchlein an der Spitze der Nikolaiberg. Weingärten, mit freundlichen Winzerereyen besetzt, bilden seine südliche Abdachung. Seiner Ostseite gegenüber am linken Sannufer blicken von einer waldigen Anhöhe die Trümmer des Schlosses Ober-Gilli herab, der einst mächtigen Burg der gefürsteten Grafen von Gilli, an

deren Namen sich so hochwichtige Erinnerungen knüpfen; Trümmer, selbst jetzt noch werth, daß ich ihnen eines meiner nächsten Bilder ausschließend widme. An diese Berghöhe schließt sich ostwärts der Josephsberg an, ein stiller, mit melancholischen Hängebirken beplanzter Hügel, der eine schöne Kirche mit zwey stattlichen Glockenthürmen auf seinem Rücken trägt, und in einen einfachen Kalvarienberg ausläuft. Nord- und westwärts von Gilli breitet sich das romantische Saanthal aus, mit seinen gastlichen Schlössern, seinen netten Landhöfen, seinen zahlreichen Dörfern und Gemeinden, mit wogenden Weizenstaaten, mit rauschenden Eichenwäldchen und ernstern Nadelgehölzen, zwischen denen der Freund näherer Ausflüge sich durch manch ein Stündchen nach Herzenslust ergehen mag. Dem Liebhaber weiterer Wanderungen steht das ganze Wogenmeer der südlichen Berge, das Vorgebirge des Bachers, die gliederreiche Kette wohnlicher Herrschaftssitze offen. Drey vielbesuchte Badeorte, nördlich Neuhaus, südlich Tüffer (Teplize), beyde kaum zwey Stunden weit entfernt, und Sauerbrunn (Rohitsch), vier Stunden weit östlich an der Grenze von Croatien gelegen, laden zum Besuche nicht minder ein, als die Hammerwerke und Glasfabriken am Bacher und in andern nicht allzufernen Gegenden des Kreises.

Die Luft um Gilli ist, trotz des Zusammenflusses aller Wässer der Umgegend, welcher im Frühling und Herbst manchen nebelgrauen Morgen verursacht, gesund und, bey der Nähe der schneereichen Steinalpen gegen Westen, lange nicht so weich, als man seiner, schon ziemlich südlichen Lage nach, vermuthen sollte. Übrigens gibt es Jahre, wo auch hier der Tod seinen Zehend strenger einzutreiben kommt. Mangel an nahrhafter Kost, Armuth, vielleicht auch Gleichgültigkeit gegen etwas Besseres, Unreinlichkeit, die Gewohnheit, seine Schlafstellen in schwülen Sommernächten im Freyen aufzuschlagen, ohne des kühlen, feuchten Morgens eingedenk zu seyn; übermäßiger Genuß unreifen Obstes, verdorbenen Fleisches, schlechten Weines; hin und wieder die Unmöglichkeit, reines, gesundes Wasser zu gewinnen, vorzüglich aber hartnäckige Abneigung des gemeinen Mannes gegen alle ärztliche Hülfe, die er durch uralte väterliche Panaceen der bizarrsten Art gänzlich ersetzen zu können wähnt, arbeiten auf dem Lande der traurigen Libitina wacker in die Hände.

Die Sprache der Eingebornen ist im ganzen Kreise die slovenische (wendische, windische), ein Dialekt der slavischen Sprache, zunächst verwandt mit der krainischen. In der nächsten Umgebung des Kreisstädtchens wird sie am reinsten gesprochen; an den Grenzen spielt sie in die Idiome der Nachbarländer über, und klingt, je näher man dem deutschen Boden kommt, durch Einmischung verunstalteter Hülfsörter aus der deutschen, desto uneigenthümlicher und seltsamer. Sie aus der Grammatik zum Behufe der Conversation mit dem gemeinen Mann zu erlernen, dürfte kaum möglich seyn, da sie, ihrer dialectischen Natur nach, dem Chamäleon gleicht, und fast von Bezirk zu Bezirk die Farbe wechselt. Dessenungeachtet haben einige aufgeweckte Köpfe recht artige Lieder in diesem Dialekte gedichtet oder nachgedichtet*), welche von den gesangslustigen Slovenen lebhaft empfunden und gerne gesungen werden.

*) Eine Sammlung slovenischer in Südkarnten und Kärnten beliebter Lieder begann der hochverdiente Professor Math. U g a z e l in Klagenfurt unter dem Titel: Pesme po koröshkim ino Shtajarskim snane, enokotjko popravlene ino na novo sloshene. (Klagenfurt bey J. L e o n 1833. 1. Heft mit 33 Singweisen, 30 kr. C. M.)

Die Unbestimmtheit der Formen hat unter den Sprachfreunden bereits manche ABC Kriege veranlaßt, bey denen viel Dinte geflossen und manche Bombe verschossen worden ist. Unter dem Bürgerstande hört man überall deutsch sprechen und die Nothwendigkeit dürfte dem übersiedelten Deutschen, der nicht als Organ des Gesetzes oder als Ökonom unter das Volk zu treten hat, kaum mehr, als das flüchtige Studium eines compendiösen Hauslexikons zur Bedingung machen, in welchem er eben genug findet, um seinem Kutscher zu sagen, wohin er fahren soll, und um in einer Dorfschenke, wohin er durch Wind und Wetter verschlagen wurde, nicht als Tantalus zu sitzen.

Was das gesellige Leben in Cilli betrifft, so hört man im ganzen Lande davon viel Lobliches, und nicht mit Unrecht. Das gewisse Großseynwollen in manchen kleinen Städten, welche dem aufgeblähten Frosch in der Fabel gleichen, hat hier einer natürlichen Ungezwungenheit fast durchgehends schon den Platz geräumt. Das wechselseitige Bedürfnis rückt alle Stände einander näher; die Unmöglichkeit, sich auszuweichen, führt zum freundlichen Begegnen. Die Begriffe von fremd und neu verschwinden unter den Einwohnern; man trägt, so zu sagen, die ganze Stadt conscribirt in seinem Herzen mit, und bemerkt man ein Gesicht, das nicht in diese Liste paßt, so zeigt man es sich als einen Durchreisenden oder wenigstens als einen Wadegast. Selbst das häusliche Leben wird zum öffentlichen Geheimniß, und Mißverständnisse können nicht leicht in verschlossenen Groll ausarten, weil das tägliche Zusammenseyn bald zur Erklärung, die Erklärung zum Ausgleich zwingt. Für denjenigen, welcher die Augen der Leute nicht zu scheuen hat, ist dieses Glassturzleben nicht unangenehm; er findet bald kein Plätzchen mehr, wo er nicht zu Hause wäre. Über sich reden, sich bekritteln, im Rücken Hofmeistern oder sich bedauern lassen, ist eine unschuldige Unterhaltung, die man den Leuten um so eher gönnen mag, als man ja in Ermanglung eines erspriesslichen Zeitvertreibes ein Gleiches thun könnte. Wer Massen braucht, um seine moralische Schiefgewachsenheit dahinter zu verbergen, paßt freylich nicht in eine kleine Stadt, wenn er nicht zugleich keck genug ist, das scheinen zu mögen, was er ist. Und also lebt es sich hier im Ganzen recht erträglich und verträglich. So fand denn auch ich hier offene, männliche Seelen mit kräftigem Wollen, entschiedenem Worte, redlicher That; Freunde, bey deren Scheiden ich es empfand, daß man auch außer der Heimat verstanden werde; kluge, seelenvolle Augen, in denen ächte Weiblichkeit und anspruchlose Gemüthlichkeit sich unverhohlen ausspricht; Zirkel, in welchen biedere Herzlichkeit um den Larenherd beglückter Häuslichkeit lagert; gastliche Schlösser, in denen jeder Gast willkommen ist, nur nicht die üble Laune; Stübchen, wo Lied und Saitenklang ein freundliches Echo finden; Plätzchen, wo die Muse nicht erröthen darf, ihre jüngste Lese forschend auszubreiten!

Und dieses freundliche Städtchen ist erbaut auf dem Grabe einer gewaltigen Vorgängerinn, deren halbverweste Glieder noch hie und da aus dem Boden emportauchen. Diese Vorgängerinn, deren Züge dem Forscher siebenzehn Jahrhunderte nicht verlöschen konnten, war die wichtigste Stadt des norischen Vlachlandes (Noricum mediterraneum), Claudia-Celeja, wahrscheinlich von Kaiser Claudius (41 bis 54 Jahre v. Ch.) zu einer römischen Colonie erhoben, seit der Länderzerstücklung unter Kaiser Diocletian sogar der Sitz eines Civilstatthalters (Praeses), mit dem glänzenden Beynamen eines Mu-

nicipiums. Daß diese vielgenannte, im Mittelpuncte des Heerstraßennezes von Noricum gelegene Stadt umfangreicher gewesen sey, als das daraufgepfropfte Lador des Mittelalters, unterliegt keinem Zweifel. Eine zu kühne Behauptung scheint es jedoch, den eine Viertelstunde nördlich außer Cilli befindlichen Hügel (Galgenberg) zur ehemaligen Akropolis stempeln zu wollen, um welche sich das Municipium von Hohenegg (1 Stunde westlich von Cilli) an beyden Ufern der Sann ausgebreitet habe, welche damals noch in weiter Entfernung von den Bergen gestossen seyn dürfte. Meine Absicht ist es hier nicht, eine Geschichte Cilli's unter der Römerherrschaft, aus hier aufgefundenen, und zum Theile noch vorhandenen Denkmälern zusammenzustellen, oder eine antiquarische Abhandlung über diese merkwürdigen Reste der Vorzeit zu liefern, sondern nur, die anderthalbtausendjährige Mumie aus dem Grabtuche der Vergessenheit so weit herauszuwickeln, daß man wenigstens ihre Umrisse erkennen mag. Ich kann mich daher nur an jene Gliedmaßen halten, welche ich selbst noch vorfand; aber auch sie allein beweisen hinlänglich, daß sie einem vollkommen ausgebildeten, mit Verstand, Herz und Gemüth begabten Körper angehört haben, dem die Bedürfnisse und Behelfe des Lebens nicht fremd waren.

Claudia-Seleja hatte seine Tempel, Altäre, Motivtafeln. Lange Zeit lag vor der sogenannten deutschen Kirche das kolossale Bruchstück eines mächtigen Säulenschaftes, welcher, so viel man aus dem vorhandenen Kreisabschnitte entnehmen konnte, über drey Fuß im Durchmesser gehabt haben mochte, woraus sich dem angenommenen Verhältnisse nach, auf eine Höhe von mindestens drey Klaftern schließen läßt. Ohne Zweifel war auch er eine der gewaltigen Stützen eines großartigen Tempels, in welchem vielleicht das riesige Standbild jenes jugendlichen Gottes thronte, dessen Haupt sich noch im Hause des hiesigen Professors Th. Pippan befindet; dasselbe ist zwar gespalten, und an der Nase etwas beschädigt, Stirne, Augen und Mund sind aber noch im vollkommen guten Zustande. Mehrere kräftige Männer bedurfte es, um dieses interessante Fragment aus dem Hofe, wohin es vor einigen Jahren gebracht worden war, wieder an diesen seinen früheren Platz zu übertragen. Im Hause des Herrn Schneypfleithner, am Plage, erblickt man innerhalb des Thores links einen Weihaltar, dem Mars und Herkules errichtet, zum Danke für einen Sieg bey Noreja (der uralte berühmten Stadt des Strabo, für deren Lage man eben aus diesem Steine-Mannigfaches folgern wollte). Nicht weit davon, an einem andern Hause zeigen sich rechts in der Ecke des Erdgeschosses die beyden Seiten eines Steinparallelogramms, wovon die schmälere mit einem halberhabenen Krüge geschmückt, die breitere, von der man jedoch nur mehr die eine Hälfte sieht, mit wohl zwanzig Männernamen versehen, und deutlich als Ara (Altar) bezeichnet ist. Ein altarähnlicher, einem Schutzgotte (Genius) von seinen Verehrern gewidmeter Motivstein steht auch im Hause des Prof. Joh. Küttel. Mehrere Köpfe mit Hörnern, dem Sinnbilde der Kraft und Fülle, Säulenknäufe, Akroterien und Basreliefs, welche zu Symbolen und Tempelverzierungen gedient haben dürften, findet man allenthalben in Häusern eingemauert, an Straßenecken zerstreut, in Hofräumen durch einander geworfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der frühe Tod.

Die Wangen lüth wie Morgenroth,
 Schon morgen bleichet sie der Tod!
 Das Auge strahlend, hell und mild,
 Schon morgen hat es Nacht umhüllt!
 D'rum denke heut' an's frühe Grab,
 Und was dich quält, wirf heut' noch ab.

Bald gehst du ein zur stillen Ruh,
 Die Erde fällt, das Grab ist zu;
 Da liegst du nun in dumpfer Nacht,
 Bis einst die Liebe ruft: Erwacht!
 Erwacht aus Schlaf, erwacht aus Tod,
 Gehst ein in's frische Morgenroth!

Noch wogt das Leben wild im Rausch,
 Ha! Tod und Leben! welch ein Tausch!
 Die Knospe, kaum erst aufgeblüht,
 Ist schon im ersten Strahl verglüht,
 Hat schon ein kalter Sturm durchweht,
 Daß Leben, Duft und Licht vergeht!

Nun denke her, nun denke hin,
 Wend' rückwärts Augen, Herz und Sinn,
 Daß, wenn der letzte Pulsschlag dröhnt,
 Du dich mit Allem ausgeföhnt.
 Schnell naht, was noch so ferne lag,
 Aus Tag wird Nacht, die Nacht wird Tag.

Die Stunde ruft, die Glocke tönt,
 Nun hast du, was du oft ersehnt,
 Nun thut das Herz den letzten Schlag,
 Das Herz, das nicht mehr schlagen mag;
 O, laß die letzte Stunde rein
 Von Haß und Erdentwahn seyn!

Bald lüthet, was sich hier verhüllt,
 Denk' auch an deine Liebe mild!
 Was sie verbarg, zeigt jezt sie dir,
 Sie tritt an's frische Grab herfür,
 Sie ruft, und rufte gern dich wach,
 Und weint die letzten Thränen nach.

Nun wohl! erblicke Morgenroth,
 Verglühe Leben rasch im Tod!
 Nun brich du dunkle Nacht herein,
 Glänzt doch von fern ein Morgenschein;
 Wird doch so manches treue Bild
 Nur erst in Nacht und Tod enthüllt!

Mittheilungen aus Algier.

Cantonnement von Mustapha Pascha, Jänner 1835.

(S k l u f.)

In der großen Ebene nun, die von dem Aratschflusse bis zu dem Fuße des kleinen Atlas reicht, sieht man hier und da Beduinenhorden, Rudel wilder, schöner, stolz und frey einhergaloppirender Pferde, die aber nur von den Eingebornen wohl einzufangen sind, aber selbst, wenn man ihnen europäische Pferde entgegenlaufen läßt, fortreiten. Hier in dieser Ebene und in den Schluchten um Algier herum heult auch Abends der Schakal und sucht Laß oder andere Beute auszugraben. Schüchtern und furchtsam entflieht er, sobald er den Menschen wittert. Hasen und Kaninchen sind nur noch wenig vorhanden, da alle Welt hier zum Jäger wird, Löwen und Tieger sind seit länger als einem Jahre nicht bemerkt worden, desto mehr bunte unschädliche Schlangen und auf den Tausenden von Lorbeerrosen, welche die Ufer des Aratsch mit zartem Roth und lichthem Grün färben, findet man eine Unzahl von Chamäteons, so wie an den Küsten größere und kleinere Schildkröten. Affen werden in den Bergen und auch in den Ebenen von Metiza gefunden, die besten Pferde kommen aber von Oran, Constantine, und sind ächten arabischen Stammes, klein, zierlich gebaut, ausdauernd, unermüdetlich und vorzugsweise schnell galoppirend. Die Pferde der Berberer, die eigentlichen Berber oder Küstenerpferde, sind größer, stärker, weniger zierlich, und nicht so behend im Emporklimmen der Gebirgspfade. Für 250—300 Franken kann man ein sehr schönes Thier haben, die Maulesel sind theurer, ebenso ein gutes Kamehl. Rindvieh und Schafe sind kleiner als in Europa, die Ochsen meist schwarz oder braun, mit widderartig gebogenen Hörnern, und wenig größer als ein starkes, ostfriesisches Kalb. — Das Hammelfleisch ist unstreitig das Beste hier zu Lande, Fische gibt es im Überflusse, auch Wildpret und Geflügel werden häufig von den Restaurants de Paris, aux Frères provençaux und im hôtel de Malte auf die Tafel gebracht, wo alles nach europäischer Art eingerichtet ist und selbst mehrere vornehme Mauren zu speisen pflegen.

Die oben erwähnte Hauptstraße in der Stadt, rue de la Marine, so wie sämtliche Straßen um die Stadt herum sind allein von den Truppen erbaut worden, woben auch das in französischen Diensten stehende Fremden-corps (la légion étrangère, 6 Bataillons: 1 italienisches, 3 deutsche, 1 polnisches, 1 spanisches) thätig mitgearbeitet hat. Uebershaupt gibt es wohl in keinem Punkte so viel Deutsche wie in dieser neubegründeten Colonie. Sehr viel ausgewanderte Familien haben die Acker rings um die Stadt besorgt und befinden sich in ganz leidlichen Verhältnissen. Den kleinen Kindern nur hat das heiße und bald wieder feuchte Klima nicht behagen wollen, und diesem Umstande, so wie dem unvorsichtigen Census der Südf Früchte (Feigen der Berberer vorzüglich) sind wohl hauptsächlich die vielen Sterbefälle unter den deutschen Colonisten, so wie die Anzahl von Fieber- und Ruhrkranken in der Fremdenlegion zuzuschreiben.

Viele Soldaten, die ihr drey- oder fünfjähriges Engagement vollendeten, haben sich in Algier verheirathet oder angesiedelt, treiben Ackerbau oder kleinen Handel, die geschiedesten aber haben sich die französische Sprache angeeignet und dienen in den mannigfachen Administrationen als Dolmetsche, in den Hospitälern als Aufseher; viele deutsche Studenten haben auch ihre medicinischen Kenntnisse anwenden können, die Mehrzahl aber hat ihre Hoffnungen auf goldene Berge gegen eine oft sehr drückende Gegenwart vertauschen müssen.

Es gibt natürlich unter dieser sogenannten Legion alle Nationen Europas, alle Stände, alle Charaktere, alle Schäden und Gebrechen, aber auch nicht minderen Reichthum an Originalköpfen und Abenteurern. Russen, Schweden, Preußen, Officiere, Künstler, Beamte, Hamburger Stadtsoldaten und Berliner Gardisten, polnische Krakusen und hannoversche Gardejäger, ja auch einige österreichische Deserteur aus Mainz und Oberitalien fehlen nicht. Anfangs wollte die Disciplin nicht wohl glücken und das seltsam zusammengewürfelte Häuflein mußte erst durch mancherley Strenge, sogar durch mehrere Executionen nach kriegsgerichtlichem Beschluß disciplinirt werden; jetzt ist dieses Corps eines der schönsten in der französischen Armee, aber die Leute sehnen sich größtentheils nach der deutschen Heimat zurück und die Deserteur selbst werden wohl größtentheils sich freiwillig in ihrem Vaterlande stellen.

In der Stadt sind 3 Mutuallchulen (écoles mutuelles) und 3 arabische errichtet, wo auch ein arabischer Lehrkursus gepflogen wird. Einige maurische Knaben besuchen in Oran und Bona die französischen Schulen. Mehrere Privatpersonen haben maurische

und Judenschulen gebildet, wo die Lesung des Koran, der Bibel und die arabische Schrift gelehrt wird.

Binnen Kurzem wird auch ein mathematischer Cursus, so wie praktische Geometrie und Zeichnentelehre für die Handwerker, die an solchen Theil nehmen wollen, eröffnet werden. Ein Kaufmannscasino hat sich ebenfalls gebildet und zwar in einem der elegantesten Häuser, wo in den Marmorhallen und Sälen eine Bibliothek, ein Lesezimmer, Spielsäle und Kaffeetische eingerichtet sind. Von der Terrasse hat man Abends eine herrliche Aussicht auf das blaue Meer und die grüne Landschaft, so wie in der Ferne die silberglänzenden Scheitel des großen Atlas.

Nicht bloß Välle sind diesen Winter häufig gegeben worden, wo auch maurische und jüdische Damen erschienen sind, sondern auch ein französisches Theater hat sich hier gebildet, welche Truppe Lustspiele, Vaudevilles, ja sogar einige Dramen und Trauerspiele gibt.

Die Mauren aber finden natürlich keinen Geschmack an diesem Vergnügen, sondern desto mehr an ihrem weichlichen Hinleben, Kaffeetrinken und Tabakrauchen; sie sind äußerst mäßig und hassen den Trunk, welche üble Eigenschaft sie mit Erstaunen an den französischen Soldaten tadeln; das Einzige, was auf diese phlegmatischen, entnervten und feigen Stämme Eindruck macht, ist das Militärerercitium, die Artillerieübungen, das Gewehr- und Gliederfeuer der Infanterie und die Militärmusik. Auch die Araber, Beduinen oder Kabilen halten beim Vorbeyreiten gerne still und nennen die französischen Bataillons „Eisenmauern,“ die Cavallerie verachten sie, da die arabische in durchschnittenem Terrain bey weitem gewandter ist, und mit ihren langen Gewehren aus Damask besser zielt und trifft. Der Kabilen ist tapfer, grausam, verrätherisch; er verachtet den Christen, er haßt den Franzosen; sein scharfes Schwert, Satagan genannt, ist sein Lieblings-schlachtmesser, und kein Gefangener entgeht in der Schlacht dem Lose von ihm verstümmelt und gräßlich gemordet zu werden. Auch ist der Kabilen ein wilder fanatischer Geist, der sich nie unterwerfen, aber allmählig aufreiben wird.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 31. July zum ersten Male (?): „Der Bettelträger.“ Scenen-Spiel (?) in einem Aufzuge. Hr. Ziegler als Gast trat in der Titelrolle auf.

Wer kennt nicht die drollige Scene des Bettelträgers Papp aus der „Pferde-Comödie,“ welche durch Kaimund's köstliches Spiel so beliebt geworden? — Mit dieser Scene nun hat die heutige Neuigkeit eine starke Familienähnlichkeit, nur daß die drolligen Einfälle verschwunden sind, und anstatt der deliciofen Declamation des Monologes „Seyn oder Nichtseyn“ das abgeschmackte Thiergespräch, statt des Quodlibets zwey alte Lieder mit Jodlern eingewebt erschienen, und endlich Hr. Ziegler den Papp darzustellen hatte. In der Regel wird in diesen Blättern über Gaste nach dreymaligem Auftreten referirt; indefs steht zu erwarten, daß es bey dem Debutanten quaestiois wohl mit dem ersten Male sein Bewenden haben dürfte, und so wollen wir denn das Auftreten desselben in Kurzem erledigen. Von einer offenbar sehr untergeordneten Bühne kommend, besitzt Hr. Ziegler anscheinend viel guten Willen, einige Beweglichkeit und eine erträgliche Stimme — von vis comica haben wir auch nicht die mindeste Spur finden können, es müßte denn ein Dialekt im Geschmacke des Neuterchensfeldes für Komik gelten; doch Spasmacherey, wie sie allenfalls bey stiegenden Truppen an ihrem Plage seyn mag, paßt für ein Wiener Publicum nicht. Daß übrigens Hr. Ziegler applaudirt und sogar gerufen wurde, müssen wir zur Steuer der Wahrheit anführen, sind jedoch unmaßgeblich der Meinung, daß auf diese Art von Beyfall nicht eben viel Gewicht zu legen sey. — Der Darsteller des Verwalters war ein ebenbürtiger Künstler, nur fehlte es ihm noch an der Routine des Gastes. Vorher sahen wir eine fast ganz gelungene Aufführung des „klugen Arztes,“ die wieder sehr beyfällig aufgenommen wurde. Mad. Arbesser sprach ganz besonders hübsch, war aber auch wieder ganz besonders falt.

(Mit Nr. 31 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 6. August 1835.

94

• Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey M. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Bilder aus Untersteyer.

1.

Celeja = Cilli.

(Fortsetzung.)

Auch als Sitz ansehnlicher Autoritäten erscheint Claudia = Celeja in seinen Trümmern. Als Municipium, unter welchem Vorzugsnamen es noch auf einer Steinschrift an der linken Thorseite des Bürgerhospitals erscheint, hatte es seinen Stadtsenat, dessen Mitglieder unter dem Namen Decuriones vorkommen. Auf einer der merkwürdigsten Inschriften, welche sich an dem Thurme befindet, der vor dem Wasserthore die südliche Ecke der alten Stadtmauer bildet, geschieht derselben ausdrücklich Erwähnung. Mit der höchsten Würde, die solch ein Decurio bekleiden konnte, nemlich mit der Würde des Duumvirats (Zweymänneramtes) geschmückt, finden wir einen C. Vellecius Ingenius auf einem Votivsteine in dem Hause des obgenannten Prof. Pippan. Daß übrigens Claudia = Celeja schon 13 Jahre nach Ch. Geb. der Sitz römischer Proconsuln gewesen sey, läßt sich um so weniger behaupten, da Noricum unter den früheren Kaisern mit Pannonien und Rhätien einen gemeinschaftlichen Generalstatthalter gehabt zu haben, und sogar die politische Eintheilung der ganzen norischen Provinz in das Uferland (Noricum ripense) und Mittel-Noricum (Noricum mediterraneum), unter eigenen Präsidenten (Praesides) erst in die zweyte Hälfte des dritten Jahrhunderts zu fallen scheint. Die Monumente, auf welchen solcher Civilstatthalter, Marcus Ulpus Rutilianus, Martinianus, eines obersten Pontifer, C. Mascillus Mascillinus, eines Stadtbauemeisters, C. Attilius Secundianus, und eines Curio, Ursus, erwähnt war, sind leider auf ihrem Fundorte nicht mehr vorhanden.

Als militärischer Posten dürfte Claudia = Celeja schon seiner Lage nach große Bedeutenheit gehabt haben. Für eine Erinnerung an die zweyte italienische Legion, welche der Kaiser Marcus Aurelius im Noricum ausgehoben hat, mag ein Denkmal gelten, welches einem Krieger dieser Truppe, Aurelius Justinus, von seinen Eltern gesetzt wurde. Dasselbe befindet

sich in dem früher bezeichneten Freyhause des Hrn. Prof. Kützel. Auch sollen die dritte, achte und zehnte Legion hier in der Besatzung gelegen seyn. Zur Zeit des Imperators Alexander Severus garnisonirte hier auch die unüberwindliche Cohorte tauriscischer Reiter, wie die Inschrift eines unweit von Gilli gefundenen, aber ebenfalls anderwärts abgeführten Denkmals entnehmen ließ, welches diese tapfere Schaar ihrem glücklich kämpfenden Führer Nutilianus widmete.

Von den römischen Heerstraßen, um deren Anlage und Verbesserung in unserer Gegend (den Inschriften mehrerer bey Gilli ausgegrabenen, schon im Jahre 1728 nach Wien abgelieferten Meilensteine zufolge) sich vorzüglich Trajan, L. Septimius Severus und dessen Sohn Aurelius Antoninus Caracalla verdient machten, liefen zwey der wichtigsten in Celeja zusammen. Die eine davon führte nordöstlich nach Petovium (Pettau), die andere nordwestlich nach Tineum (auf dem Zellfelde im Klagenfurter Kreise Kärnthens). Außer diesen liefen mehrere andere Verbindungsstraßen und Saumwege neben Celeja vorüber. Auf die Existenz eines Posthauses daselbst, dessen es bey dem damaligen Bestande eines regelmäßigen Postwesens (Cursus publicus) gewiß nicht entbehrte, scheint eine noch vorhandene Motivtafel (am Thorpfeiler eines dießseits des Vogleina-Weges gelegenen Gartens) hinzudeuten. Sie lautet nemlich an die Göttinn Epona (Hippona, siehe Juven. S. VIII, Vers 157), welche die Pferde vor Bezauberung schützte, weßwegen ihr zu Ehren derley Tafeln in den Pferdeställen der Wegstationen (Stationes, Mutationes, Mansiones, Stabula, Horrea publica) eingemauert wurden. Auch von dem norischen Eisenhandel, diesem allberühmten Erwerbszweige der Ureinwohner unserer metallreichen Steyermark, findet sich noch eine Spur auf einem Denksteine, welchen einem einheimischen Eisenhändler (Aurelius Adjutor) seine Gattinn setzen ließ; derselbe befindet sich ebenfalls im Hofe des mehrfach berührten an Alterthümern reichen Freyhauses.

Daß es der gewaltigen Claudia-Celeja auch nicht an solchen Anstalten und Einrichtungen gemangelt habe, welche zur Reinlichkeit, zur Fierde, zum verschönerten Lebensgenusse dienen, dafür sprechen die Spuren mancher Bau- und Kunstwerke, deren Reste zum Theile noch jetzt dankbar benützt werden. Ich rechne darunter vorzüglich die herrlichen unterirdischen Abzugscanäle, welche man noch unter den Kellern der jetzigen Stadthäuser auffand.

Sie durchkreuzen die Stadt in den verschiedensten Richtungen, sind mit grünlichen weichen Sandsteinen, und hin und wieder mit weißen Urkalksteinplatten gepflastert, haben feste Seitenwände aus rohen, mehr als zwey Schuh dicken Bruchsteinen, starke Gewölbe und eine Höhe von $5\frac{1}{2}$ Schuh, und liegen fast alle tiefer, als das jetzige Sannbette, was theils ihre dermalige Benützung erschwert, theils die Vermuthung begründet, die Sann habe früher einen solchen Zug genommen, daß diese Canäle an ihrem rechten Ufer sich ausdehnten. Auf Spuren des alten, sehr festen, aus Steinplatten bestehenden Straßenpflasters stieß man auf den erhöhten Stellen der Stadt (Hauptplatz, Herrngasse), bey fünf Schuh Tiefe der jetzigen Grundfläche, woraus man schließen kann, mit wie vielen Schutt- und Trümmerrinden Vandalismus und Zerstörungswuth den Leichnam der alten Claudia-Celeja überzogen haben, bis auf der letzten Brandkruste des zu Ende des vorigen Jahrhunderts (5. April 1798) eingäscherten Städtchens das jetzige freundliche Gilli sich

erhob. Einen Beweis für den Geschmack der alten Selejaner an mustwischer Arbeit liefert eine, im Mittelpuncte der Stadt im Jahre 1826 ausgehobene Mosaikplatte, mit arabischenartiger, aus schwarzen und hellbraunen viereckigen Steinchen zusammengesetzter Würfelverzierung, einer dabey gefundenen Kupfermünze zufolge, wahrscheinlich aus den Zeiten des Kaisers Vespasian herrührend. Sie bildet gegenwärtig den Bodenstein des Hauptaltars der deutschen Kirche. Sehenswerth ist wohl auch ein schöner, männlicher Kopf, aus feinkörnigem weißen Marmor in halberhabener Arbeit, welcher vor ungefähr zehn Jahren an einem Weingartenhause auf dem Leißberge jenseits der Sann gefunden wurde, und sich gegenwärtig im ersten Stockwerke der sogenannten Grafey über einem Kamine befindet. Dichte Locken, von Weinlaub und Trauben durchflochten, umkränzen das jugendliche Antlitz; die Nase ist lang und edel, und ein wehmüthiger Zug verleiht dem Gesichte einen eigenthümlichen Ausdruck. Vielleicht rief dieses niedliche Bild des Gottes, dessen Jugend unerschöpflich, der ewig Knabe ist (Ovid. Metamorph. lib. 4.), von dem Portale eines römischen Wingerhauses den eintretenden Gästen zu: „Vivamus, dum licet esse bene!“ Aber auch Strahlen edler Menschlichkeit und feinerer Gesittung leuchten uns aus manchem halb verwitterten Denkmale, an welchem jetzt der Gewohnheitsmensch achtlos vorüberschlendert, tröstlich entgegen, als wollten sie uns mahnen: Auch vor siebzhundert Jahren schlugen hier schon Herzen, denen ein Besseres, Höheres nicht fremd war; die vor dem Heiligen Ehrfurcht, vor dem Verdienstlichen Achtung hatten; die das Andenken ihrer Theuren dankbar bewahrten und eifern geizten nach der rührenden Unsterblichkeit im Gedächtniß der Hinterbliebenen. So findet sich denn eine Menge von Inschriftsteinen in Wänden eingemauert, in Höfen hingelehnt, auf den Straßen zerstreut, auf denen Eltern die Liebe zu ihren vorangegangenen Kindern, Kinder die Sehnsucht nach ihren geschiedenen Eltern zu verewigen suchten. Man könnte namenreiche Familienlisten von denselben entnehmen, welche über die Verzweigung einzelner Geschlechter, über ihre Verpflanzung in andere Länder, über Nationalisirung und Namensvermischung nicht uninteressante Bemerkungen veranlassen dürften. Von zärtlicher Gattenliebe sprechen fast eben so viele Denksteine. Ich will einiger erwähnen.

Campanus, des Atebodius Sohn, setzte seiner Gattin Quarta, Alia Candida ihrem Gatten Pompejus Fortunatus, Titus Claudius seiner Julia Pusilla, Saturninus seiner Bonata, Petronius seiner Maximilla, sogar der Sclave Supitus seiner Lebensgefährtin (contubernalis) Claudia Secunda einen Grabstein. Im Hause des Hrn. Prof. Küttel steht rechts unter dem Eingange in einer Nische, leider dick überweißt, die bekannte Gruppe: Amor und Psyche, vielleicht als Denkmal in kurzer Zeit einander zum Hades nachgefolgter Liebender oder Geschwister. Für treue Freundschaft liefert das Bruchstück eines Denksteins den Beweis, welchen Antonius Respectus seinem besten Freunde (amico optimo) errichtete; für Dienerentreue das Fragment eines an der Ostseite der Kirchhofmauer zum heiligen Geiste eingefügten Grabsteins, den ein Sclave seinem von Ephesus herbegleiteten Herrn setzen ließ. Ein Beyspiel fast räthselhafter Selbstverläugnung gibt der Grabstein, welcher im Maximilianskirchlein in der Wand auf der Evangeliumsseite des Hauptaltars eingemauert ist, und aussagt, daß er dem, im siebenten Jahre verstor-

benen Aurelius Secundianus von Aurelius Secundianus und dessen Gattinn Aurelia Valertina, seinen grausamen (?) Eltern, errichtet worden sey. Zum Schlusse dieser flüchtigen Skizze dessen, was unser Gilli dem Alterthumsforscher in mehr als einem halben Hundert größerer und kleinerer Überreste zur Würdigung darbietet, habe ich mir zwey Trümmer eines Denksteins aufbehalten, welche nebst acht andern Bruchstücken an dem früher berührten Gekthurne vor dem Wasserthore eingemauert sind. Nicht jeder Beschauer dürfte auf die Zusammenstellung dieser beyden Fragmente denken, welche als Ganzes betrachtet, den rührenden Beweis liefern, daß man selbst in der verderbten Periode, wo sich Roms Größe schon dem Nadir zuneigte, weibliche Züchtigkeit noch zu ehren wußte. Der Inhalt dieses Denksteines sagt nemlich, daß ihn Masculinius, dem Beschlusse der Decurionen gemäß, einer gewissen Ennia, ihrer ausgezeichneten Keuschheit halber (ob *singularem ejus pudicitiam*), auf Staatskosten gesetzt habe. Wiegt nicht dieser einzige Stein, der Noricums Lucretia verewigt, hundert solcher Merkwürdigkeiten auf, wie wir sie in manchen Reisetagebüchern und Pfennigjournalen dem dünnen Kerne manches Duodezstädtchens als lächerlichen Kometenschweif angehängt finden?

Fast alle diese Denkmäler sind aus einer weißen Marmorgattung, wie sie noch am Bacherbruch gehauen, und bis auf einige, wo der Pinsel des Maurers, oder ein anderer Pinsel das Seinige dazu gethan hat, mit ziemlich lesbaren Inschriften versehen. Außer diesen Inschriftsteinen findet man noch zahlreiche Basreliefs, z. B. Diana und Endymion, den Genius des ewigen Schlafes, seine Fackel verlöschend^{*)}, oberhalb ein Thränenkrüglein; Drachen und Delphine, Sinnbilder jener unbekanntenen Gottheiten, die uns in das Jenenseits hinüberflügeln, oder wie den Meister Arion sanft hinübertragen; arabeskenähnliche Verzierungen, einen schwörenden Legionssoldaten, ruhende Löwen, einen wohlgearbeiteten Stein mit dem Bilde zweyer Victoren u. s. w. Auch hat man viele Münzen aufgefunden, und noch jetzt läuft in den Kaufläden unter der Scheidemünze manches Stück von Vespasian, Lucius Licinius, Constantin u. a. mit ein. Von der Felsenquelle bey Gilli, in welcher man im July des Jahres 1830 nach einem jähen Gewitterregen über vierzig gut erhaltene Kupfermünzen von Vipsanius Agrippa, G. J. Cäsar, Nerva, Hadrian, Antonin rc. fand, ist bereits damals in diesen Blättern (Wiener Zeitschrift 1830, Nr. 110, S. 892) die Rede gewesen.

^{*)} Beyde im Casernengebäude befindlich. Der 48. Bd. der Wiener Jahrbücher der Literatur hat Abbildungen davon geliefert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Experiment.

Zwey Wassertropfen, einen aus dem Teiche,
Den andern aus dem Flusse hergeholet,
Hatt' ich vor mir auf meinem Mikroskope,
Das Leben, dem sie etwa Wohnung wären,
Geschärften Auges näher zu erforschen.
Daß ich nicht ausrief: Wunder über Wunder!
Kam, weil ich längst, mit der Natur vertrauter,
Nur Wunder kannte, Wunder sah und hörte.

Ein See voll Lebens war ein jeder Tropfen;
 Gestalten trieben bunt sich durch einander,
 Die nur der Schöpfergeist erdenken konnte,
 Der auch erdachte Sonnen und Gestirne;
 Gestalten, die, in's Große umgebildet,
 Und auf der Erde sichtbar plötzlich hausend,
 Der Wälder jeh'gen Schreck in Unmuth wandeln,
 Und das Entsetzen, nur geahnt bis heute,
 Dem Schauenden in jedem Puls erwecken —
 Geschöpfe Gottes, d'rum wohl nicht entsetzlich. —
 Und strömen sah ich durch des Glases Schärfe
 Das Blut in ihren Adern hin und wieder;
 Ich sah sie athmen, sah die Augen blitzen,
 Der Glieder Regung konnt' ich unterscheiden;
 Das frische Leben, das in raschen Kreisen,
 In muntern Sprüngen, Auf- und Niedertauchen,
 In Zärtlichkeit und Scherz und frohen Spielen
 Sie rastlos umtrieb mit Gedankenchnelle,
 Konnt' ich erschau'n, ein staunender Beschauer.

Und da ich Wesen, gänzlich in Bewegung,
 In Form und Farbe gänzlich unterschieden,
 Vor mir gewahrt' in beyden Wassertropfen;
 So reizt' es mich, die Tropfen zu verbinden,
 Und die Bewohner der sich fremden Reiche
 Im wechselseit'gen Anschau'n zu betrachten.
 Ein kleiner Wasserstrich, von einem Tropfen
 Hinüber an den anderen gezogen,
 War die kunstlose Brücke der Verbindung.

Doch was geschah! — Die schnell erregte Strömung
 Riß frudelnd von dem einen Wassertropfen
 Ein paar Bewohner mit sich in den andern.
 Die Thierchen seh'n erstaunt zu beyden Seiten.
 Sie schau'n sich prüfend an, sie sind sich fremde;
 Sie seh'n und schau'n; Bestürzung scheint zu walten
 Ob solcher nie gesehenen Erscheinung,
 Und rascher fliegt das Blut in jedem Pulse.

Da plötzlich flammt, sichtbar zu unterscheiden,
 In Einem Wuth auf wider solche Gäste;
 Das Thierchen stürzt sich vor mit Blitzschnelle,
 Und feindlich, mit emporgehob'ner Kralle,
 Ergreift's und würgt's das vorderste der fremden;
 Es schießt sein Blut und färbt den Wassertropfen.
 Jetzt weicht das Staunen allgemeinem Grimme;
 Ein Kampf bricht los von allen gegen alle,
 Des' Ungeßüm mit Grauen mich erfüllte.
 Könnt' ich das Ohr bewaffnen, wie das Auge,
 Ich hätte Wuthgeheul vernehmen müssen,
 Und bald war's klar: des selten Kampfes Ende,
 Den Ungeheuer so an Form als Mordlust,
 Wahnsinnig mehr, als kühn, zu kämpfen schienen,
 Sey nur im Untergang des einen Theiles,
 Des angegriffnen, schwächeren, zu finden.

Da faßt' auch mich, nicht wußt' ich ihn zu zügel'n,
 Ein tiefer Grimm, mit tiefem Schmerz gepaaret.
 Ein grauser Spiegel schienen mir die Tropfen,
 Und ich bestimmte, den tollen Streit zu schlichten,
 Der in der Unsichtbarkeit engem Raume
 Das Gend eines Weltalls wiederholte.

Mit kräft'gem Finger fuhr ich durch den Tropfen,
Da war denn freylich hergestellt die Ruhe. —
Des andern Tags ward eine Schlacht geschlagen.
Gott ließ der Schlacht den Lauf bis an das Ende.

Correspondenz-Nachrichten.

Moskau, im Sommer 1835.

Ich habe in meinem letzten Berichte von der öffentlichen und Privaterziehung gesprochen und unter anderem gesagt, daß die Lehrer seit einiger Zeit einer genaueren Controlle unterworfen sind. Diese Controlle ist seitdem noch verschärft worden. Alle Hauslehrer und Erzieher stehen dem neuen Reglement vom 1. July v. J. zufolge in activem Staatsdienste, genießen die Rechte und Vortheile öffentlicher Beamten, haben Anspruch auf Classenrang, Verdienstmedaillen, Orden und Pensionen, sind aber dafür auch einigen neuen Verpflichtungen unterworfen. So müssen sie z. B. jährliche Berichte an die betreffenden Schuldirectoren über ihre Beschäftigungen erstatten, sich, in so fern sie noch nicht examinirt sind, einem strengen Examen in eigens bey Universitäten und Lyceen dazu gebildeten Comittéen unterwerfen, als Ausländer, in so fern sie von den mit dem Beruf eines Hauslehrers verbundenen Rechten und Vortheilen Gebrauch machen wollen, in russische Unterthanenschaft treten u. s. w. Beym Examen müssen sie nicht nur gründliche und vollkommene Kenntnisse in den Fächern, worin sie Unterricht ertheilen wollen, sondern noch überdies darthun, daß sie die für jeden Gebildeten nothwendigen Vorkenntnisse in der Geschichte, Geographie und Mathematik besitzen. Außerdem müssen sie in Gegenwart der Prüfungscomitté noch eine Probelection über irgend einen von dem Examinator zu bestimmenden Theil desjenigen Gegenstandes halten, in welchem sie Unterricht ertheilen wollen. Dieses letztere ist für Viele, besonders für Damen, ein Stein des Anstoßes, und es bedarf aller Nachsicht der Comitté, um manchmal ein schon glücklich bestandenes Examen nicht an dieser letzten Klippe scheitern zu lassen.

Der Zweck der Regierung bey dieser neuen Verordnung ist wohl der, die häusliche Erziehung inniger mit der öffentlichen zu verbinden und derselben durch Gewährung oben erwählter Vortheile mehr Pflege von Seiten der russischen Lehrer zu gewinnen. Bis jetzt war nemlich die Privaterziehung fast ausschließlich in den Händen von Ausländern. Zwar traf man auch bisher in herrschaftlichen Häusern häufig einheimische Erzieherinnen, aber äußerst selten einheimische Erzieher an; nur junge Leute widmeten sich nach Beendigung ihrer Studien und bis sie eine passende öffentliche Anstellung fanden, eine Zeit lang der häuslichen Erziehung, Personen aber, die ihre ganze Lebenszeit ausschließlich diesem Beruf gewidmet hätten, gab es fast gar nicht. Der Russe strebt einmal und muß der bestehenden Ordnung der Dinge gemäß nach Erlangung einer Rangclasse streben. Denn wer nichts ist, wer keinen Rang hat, gilt und bedeutet auch nichts.

Daher zogen auch bisher junge Russen der vortheilhaftesten Privatstelle die bedeutendste öffentliche Anstellung vor, und die größten Opfer, die übermäßigsten Anerbietungen waren oft nicht im Stande, einen jungen Mann von Talent und Kenntnissen zur Annahme einer Privaterzieherstelle zu bewegen. Der verstorbene Reichskanzler *Kotshubei* bot vor einigen Jahren zwey hier angestellten, jungen Gelehrten, wovon der Eine umsonst diente, der Andere 2000 Rubel Gage bekommt, jährlich 6000 Rubel Gage und nach Beendigung der Erziehung eine lebenslängliche Pension von 2 bis 3000 Rubeln oder eine entsprechende einmalige Gratification an, und konnte doch weder den Einen noch den Andern zur Annahme bewegen.

Ich diene bey der Universität zwar ohne Gage, sagte der Eine, aber ich diene und habe dadurch Anwartschaft auf Rang und Orden; bey Ihnen fällt das Alles weg. Der Andere, ein Dichter, war schon halb und halb entschlossen, zuzusagen; da machte ihm der Fürst die Bemerkung, daß er zum Dichten in seinem Hause natürlich wenig oder gar keine Zeit haben würde. Wenn das ist, antwortete der unpolitische Dichter, so sehen Sie sich nach einem andern Erzieher um. Meine Freyheit ist mir auch um eine Million nicht feil.

Andere Große konnten nur dadurch Hauslehrer bekommen, daß sie ihnen auf nicht ganz loyaltem Wege die Vortheile des activen Dienstes verschafften, indem sie dieselben

in ihre Kanzleyen eingeschrieben, wo sie jährlich ein paarmal erschienen, und nach Verlauf der bestimmten Zeit zu Rang und Orden vorgestellt und befördert wurden. Dem neuen Reglement gemäß sind diese Schleichwege nicht mehr nöthig, denn jeder Hauslehrer steht in activem Dienst und genießt alle Rechte und Vortheile der öffentlichen Beamten. Daher bemerkt man auch jetzt schon eine größere Concurrrenz zu solchen Stellen und es unterliegt keinem Zweifel, daß der doppelte Zweck der Regierung erreicht werden wird, die häusliche Erziehung inniger mit der öffentlichen zu verbinden, und dieselbe mehr und mehr national zu machen. Auch ist nicht zu läugnen, daß der Name Lehrer, der früher so viel unfähigen und unwürdigen Menschen bezugelegt wurde, hier durch dieses Reglement wieder zu Ehren kömmt und je länger, je mehr zu Ehren kommen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

L i t e r a t u r.

„Nachtstationen eines Reisenden.“ Von Dr. E. M. Selinger. Wien. Wallishausser, 1835. 8. S. VIII. und 198.

„Was der Verfasser bey Gelegenheit lebhafter Eindrücke gedacht oder empfunden, hat er gewöhnlich an den Nachtstationen seiner Reisen festzubalten gesucht und zur Darstellung gebracht.“ Dies ist der Grund, aus welchem der Titel des vorliegenden Buches seine Entstehung ableitet und man hat demnach keine Reisebeschreibung, sondern Reflexionen zu erwarten, welche übrigens „in keiner nothwendigen Beziehung“ zu den Orten stehen, von welchen sie sich datiren.

Wir wissen nicht, was der Verfasser damit meint, wenn er am Schlusse der Vorrede sagt: „um das Urtheil gemein oder niedrig denkender Leute habe er sich nie bekümmert, sey auch nicht gekonnen, sich jemals darum zu bekümmern;“ da es aber unmittelbar vor dieser Stelle heißt: „er würde das höchste Glück seines Buches in einer freundlichen Würdigung von wahrhaft gebildeten und edel denkenden Menschen finden,“ so leuchtet wohl von selbst ein, daß unter den gemein oder niedrig Denkenden alle jene verstanden sind, welche seine Nachtstationen nicht goutiren, und auf die Gefahr hin, in obige Kategorie gesetzt zu werden, müssen wir es nun wagen, unser Urtheil auszusprechen, bey welchem jedoch die Achtung für Wahrheit höher gelten muß, als die Rücksicht für die Meinung des Verfassers.

Die erste Nachtstation ist Gröz, welche dem Verfasser Anlaß gibt, zu bemerken, daß es unrecht sey, einen geselligen Kreis durch Mißmuth zu beirren; — in Laibach expectorirt er sich gelegentlich einer Tafel auf der Promenade, durch welche um Befestigung des lästigen Hutabnehmens ersucht wird; — Verona bestimmt ihn zu Betrachtungen über unglückliche Liebe und über die Vorsicht in der Standeswahl, wogegen Ischl ihn auf die Gewalt der Musik, auf Strauß und Lanner zu sprechen bringt u. dgl.; lauter Reflexionen, die weder auf Neuheit, noch auf hohen Schwung oder poetische Tendenz, noch auch auf Großartigkeit oder didactische Richtung irgend einer Art Anspruch machen dürften. Manche Abschnitte, z. B. Salzburg, Lindau, Weimar, Schönbrunn u. a. gelten hievon als beyfallwürdige Ausnahmen; allein die überwiegende Mehrzahl dieser Nachtstationen bewegt sich denn doch bloß um unbedeutende, uninteressante Gedankenansätze, welchen nur selten eine gelungene Darstellung höheren Reiz verleibt, und in denen wohl auch kleine sprachliche Versehen mitunterlaufen. Es ist das vorliegende Buch offenbar eine schriftstellerische Erstgeburt, mit welcher der Autor die Welt um ein originelles, sehr interessantes Werk zu bereichern hoffte und um dieser Zuversicht willen, dann weil dasselbe in der That recht unschädlich erscheint, mag der gute Wille des Verfassers immerhin Anerkennung finden, wenn gleich wir das „cui bono?“ herauszuklügeln nicht vermochten. Unseres Bedünkens reiste Hr. Dr. Selinger mit der Präoccupation, ein Poet zu seyn, und als solcher die Verpflichtung mitzubringen, allerorten von dichterischen Anlässen überwältigt zu werden und solche dann zum Heiß des Lesepublicums zu veröffentlichen; auch schöpft man hier und da wirklich auf Verse, die sich ganz bequem bewegen, ohne eben mit lyrischer Kraft überfrachtet zu seyn, und die aphoristische Haltung des Ganzen spricht deutlich für die Tendenz des Verfassers. Bisweilen läßt sich allerdings der wehende Fittig der Poesie über ihn hernieder; indessen, er weiß ihn nicht fest zu halten oder den Blütenstaub hinwegzuschauen; die dichterische Anwandlung gaukelt vorüber und versintert als prosaisches Nass in den Boden einer nüchternen, unanziehenden Betrachtung. Auf dem Thurme zu Cre-

mona späht ein Jüngling sehnlich in die weite Ferne, um einen Freund zu erspüren, mit welchem er sich verabredete, zur bestimmten Stunde einander durch das Fernrohr suchen zu wollen, und schmerzlich beugt es ihn nieder, daß er den Geliebten nicht erblicke — ein schöner, rührender Gedanke, der sich ungemein glücklich hätte ausbilden lassen; unser Autor aber gebraucht den zärtlichen Freund als Cicerone und knüpft zuletzt eine Beschreibung der Aussicht von jenem Thurme an den Abschnitt.

Ohne sonderliche Beschwerde ließen sich der Beispiele mehrere nachrechnen, wo der Verfasser im gleichen Falle ist; doch dürften die angeführten genügen, um den Beweis herzustellen, daß unser Reisender von jenem poetischen Gemüthe kaum inspirirt gewesen sey, das aus jedem Fels am Wege einen Quell zu schlagen, jeder Blume Rede abzugewinnen versteht. Außerdem aber gewähren die „Nachtstationen“ weder in geographischer, noch in statistischer oder in anderer wissenschaftlichen Beziehung Resultate von Gewicht; man wird uns daher nicht für übelwollend oder gemeindenkend erklären, wenn wir auf die Ansicht zurückkommen, daß uns der Zweck des Buches nicht klar werden wollte. Leichtfertige Reisebilder, „Pamphlets von Reisenovellen“ u. dgl. sind zwar heute an der Tagesordnung; allein zu Productionen solcher Art gebricht es Hrn. Dr. Selinger an Gewandtheit, Scharfsinn und — zu seiner Ehre bemerken wir dies — vorzüglich an Dreistigkeit und Arroganz, der eigentlichen causa movens ähnlicher Ephemeren, weshalb mir des freundlichen Dafürhaltens sind, daß sein Talent, in so fern er es einem feststehenden Zweige literarischer Wirksamkeit zuwenden wollte, in solchem, einem einzelnen, bestimmten Kreise gewidmeten Streben besser fahren, vielleicht auch in recht gelungener Ausbeute zu Tage brechen dürfte. Es fehlt ihm keineswegs an mannigfaltiger Vorkenntniß und gewiß wird es ihm gegönnt seyn, späterhin durch werthvolle Leistungen Leser und Kritik zu seinen Freunden zu werben. — Wir können von dem Buche nicht scheiden, ohne der Wallisshausser'schen Officin für die treffliche Auflage das verdiente Lob zu zollen.

— pp —

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 1. August „Osidor und Olga.“ Hr. Döbbelin als Gast stellte den Ossip dar.

Hr. Döbbelin bringt einen in der Theaterwelt ehrenhaft bekannten Namen mit, weshalb wir seinem Erscheinen mit günstigen Erwartungen entgegenzahn, ohne eben, rücksichtlich der nicht angebeuteten Provenienz, scrupulös zu seyn: der Erfolg blieb aber hinter jenen Hoffnungen leider sehr zurück. Hr. Döbbelin hat nur bescheidene Mittel, auch dürfte seine Auffassungsweise des Ossip Zweifel an dem Verufe des Gastes erwecken, in jedem Falle von Mangel an Selbstbeurtheilung zeigen, weil sonst eine dem Darsteller so wenig zusagende Rolle nicht gewählt worden wäre. Sentimental, windelweich, harmoyant dürfte Ossip wohl noch von keinem Schauspieler genommen worden seyn, und wenn demnach Hr. Döbbelin das Verdienst der Originalität für sich geltend machen wollte, so dürfte sie doch nur als eine — leidige anerkannt werden. Diesen Misariff in der Anlage des Charakters erwägend, läßt sich natürlich über den Werth der Durchführung kein Urtheil mehr fällen; wenigstens blieb sie consequent und Einiges wurde mit recht glücklicher Betonung gesprochen, weshalb wir Hrn. Döbbelin Besseres zutrauen wollen; übrigens hätte diesmal wohl Jeder weit eher einen Unlustmacher als den Lustigmacher Wolodimir's vor sich zu sehen geglaubt, so kläglich geberdete sich der gastirende Ossip. — Die Mitwirkenden leisteten Entsprechendes, besonders Mad. Pann, die nur gar zu viel declamirt, die H. Gehrig und Dietrich; Letzterem dürfte etwas mehr Adel der Haltung noththun.

Modell XXXII.

Ein Oberrock von silagrauem Foulard mit Gaze iris geziert, nach einem Original von Hrn. Th. Petto, bürgl. Damenkleidmacher, Spenglergasse Nr. 426.

Ein Gros de Naples Zeughut mit gleichen Blumen, nach einem Original von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 8. August 1835.

95

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die f. f. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Bilder aus Untersteyer.

1.

Cejeja-Gilli.

(Fortsetzung.)

Diese Erinnerungen an eine thaten- und einflussreiche Vorzeit sind Gilli's schönster Schmuck. Seine übrigen Merkwürdigkeiten beschränken sich, außer dem alten Grafenschlosse, auf die Stadtpfarrkirche, die deutsche Kirche, das Maximilianskirchlein und das Casernengebäude. Die im Übrigen höchst unansehnliche Stadtpfarrkirche zum heiligen Daniel besitzt einen schönen Marmoraltar, ein tüchtiges Kunstwerk eines wälschen Meisters, einige nicht uninteressante Grabsteine aus dem Mittelalter, und eine alterthümliche Seitencapelle, von der das 9. Heft der steyermärkischen Zeitschrift eine getreue Abbildung lieferte, welcher jedoch die versprochene Entzifferung einer dort befindlichen, langen gothischen Inschrift noch nicht gefolgt ist. Die deutsche Kirche besteht in der Hälfte der ehemaligen Kirche des aufgehobenen Minoritenklosters, welches nun einem stattlichen Wohngebäude entgegenreift. Der Hochaltar desselben birgt auf seiner Rückseite hinter einem Verschlage die Schädel einiger Gillier Grafen, darunter auch den, durch die Spuren des tödtlichen Sabelhiebes kennbaren Kopf des letzten Grafen Ulrich III., der unter des Ladislaw Hunyady Händen in Belgrad 1456 verblutete*). An das Maximilianskirchlein, welches außerhalb des Gräberthores liegt, knüpft sich ein frommer Glaube. Nebenan steht nemlich über einer Quelle ein Capellchen mit der Überschrift: Fons decollationis Sancti Maximiliani (Enthauptungsquelle des heil. Maximilian). Nach der Legende soll dieses die Stelle seyn, wo der Apostel von Noricum, Maximilian, am 12. October des Jahres 284 (283) auf Befehl des römischen Oberfeldherrn Gulasius (Gylasius) ent-

*) Die Aufschrift über dem Hochaltare enthält einen Anachronismus, indem sie die Erbauung der Kirche durch die Gillier Grafen in das Jahr 1241 verlegt, da doch Friedrich von Sannock vom Kaiser Ludwig erst im Jahre 1341 zum Grafen von Gilli erhoben wurde.

hauptet wurde. Er war, wie die Sage erzählt, zwischen den Jahren 226 und 236 zu Geleja auf dem nemlichen Abhange des Nicolaiberges geboren, welchen jetzt der Garten des Capuzinerklosters einnimmt; wurde seines frommen Lebenswandels wegen zum Bischöfe von Lorch (Laureacum) erhoben, und predigte, nach seiner Rückkehr von Rom, wo ihn Papsk Xystus bestätigte, in seiner Vaterstadt das Evangelium. Seine Weigerung, dem Mars im Tempel öffentlich Weihrauch zu opfern, machte ihn zum Märtyrer. Auf dem Flecke, wo sein blutendes Haupt hinrollte, soll jene, einst wunderkräftige Quelle entsprungen seyn. Das Kirchlein ward vor Kurzem wieder hergestellt, und erwartet seine Einweihung. Die Caserne, Cilli's größtes Gebäude, steht auf dem Grundsteine der ehemaligen unteren Grafenburg, welche, wie sich ältere Bewohner noch entsinnen, von Gräben umgeben war, durch deren Ausfüllung (mit Schutt) der jetzige Burgplatz (Schütt) entstanden ist. Sie ist geräumig genug, um ein Bataillon zu beherbergen.

Aus dieser ganzen Skizze geht also, wie die Leser sehen, hervor, daß die Hauptzierde, welche das kleine Cilli über viele größere Städte erhebt, in seinen Überbleibseln aus der Römerzeit besteht. Sonderbar ist es aber dießfalls, daß von den meisten Steinen und Inschriften, deren Grunder, Lazius, Weller, J. Aquilinus Cäsar, Kindermann, R. Mayer, A. Linhart u. a. erwähnen, fast eben so wenig mehr zu sehen und zu lesen ist, als von den vorhandenen Alterthümern *) in den genannten Schriften Erwähnung geschieht. Man kommt unwillkürlich auf den Gedanken, als habe unsere Stadt bereits mehrere archäologische Ernten geliefert, und die jedesmalige Ablegung ihres römischen Schmuckes durch Vorschlebung eines bisher noch unbekanntes ersetzt. Ein großer Theil der hier entdeckten Alterthümer ist schon in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts nach Wien abgeführt, und in der Vorhalle der k. k. Hofbibliothek aufgestellt worden. Auch das Joanneum in Grätz hat manches davon aufzuweisen. Wie viele kostbare Reste jedoch durch den Zahn der Zeit, durch Muthwillen, Unverständnis oder Achtlosigkeit zu Grunde gegangen, wie viele von Privaten und Liebhabern der allgemeinen Forschung entzogen, oder aus niedriger Gewinnsucht verschleppt und verbraucht worden seyen, läßt sich nur mit Wehmuth denken.

Aber auch das Vorhandene erleidet in Ermanglung eines förmlich aufgestellten Adils, der zur Bewahrung der gefundenen und zur Sicherung aufzufindender Alterthümer ermächtigt wäre, durch die eben erwähnten Einflüsse von Tag zu Tag eine beklagenswerthere Abnahme. Inschriftsteine, welche die Wiener Jahrbücher in den Beyträgen zu einem projectirten Codex Inscriptionum noch vor fünf Jahren angeführt hatten, sind jetzt zerbrockelt oder verworfen; das merkwürdige Bruchstück der Riesensäule vor der Minoritenkirche wurde zu den Säulenpygmäen verschnitten, welche nun den Altan des neuen Rathhauses stützen; ein anderer Römerstein prangt eben dort als Tischplatte im Gartenhause; ein Relief, welches an diesem Gebäude nach Weglösung der alten Verschalung sichtbar wurde, trat nur für einen kurzen Tag an's Licht der Welt vor, und verschwand schon am nächsten Morgen wieder hinter dem

*) Die wichtigsten Inschriften wurden neuerlich mitgetheilt in den Wiener Jahrbüchern der Literatur, 48. Bd., Anzeigebblatt Nr. 280—286 und 55. Bd., Anzeigebblatt Nr. 330—351; ferner in Dr. Ernst Zimmermann's allgemeiner Schulzeitung, 10. Jahrgang 1823, 7. Heft, 2. Abtheilung, Nr. 84.

neuen Risalit. Ein interessantes Thierstück, das einzige, welches man hier sah, ist bey Wiederherstellung des Maximilianskirchleins unter Kalk und Mörtel unsichtbar geworden. Auf dem Monumente mit dem Genius des ewigen Schlafes und dem nebenanlehrenden Inschriftsteine im Casernhofe liegen arglose Krieger ihre Armaturen blank. Ein Grabstein, mit einem altcektischen Namen (Mätzaris), welchen der alterthumskundige Prof. Muchar in seinem Notizium (I. Thl. S. 184) im J. 1825 anführte, mußte wieder in die Fauche einer Senkgrube wandern, um im Jahre 1831 als ein neuer Fund zu Tage gefördert zu werden, und jetzt bekleckst im Hofe eines öffentlichen Gebäudes zu liegen. Man ist beynahe versucht, in der Theilnahmlosigkeit, womit man das schöne Erbgut betrachtet, das die große Geleja ihren kleinen Ur-Urenkeln überließ, den Hohn des Schicksals zu erblicken, welches der Wiedervergeltung in die Hände arbeitend, das Andenken des Heidenthums austilgt aus der Erde der Lebenden, damit der Name desselben fürder nicht mehr erwähnt werde.

Wöchte doch Gilli dieses kostbaren Schatzes sowohl, als der wenigen Reste, die ihm noch aus dem Mittelalter blieben, sorgfamer wahren. Jeder Mensch, der einen Fremden empfangen will, wirft sich in seinen besten Staat, und richtet sein Haus oder seine Stube her, so gut er kann; warum wollte unser Städtchen absichtlich auf sein Bestes verzichten, da es doch auch dasteht an der Heerstraße, um den Reisenden zur freundlichen Abendruhe einzuladen? Und wie schön ist es, einen empfänglichen Wanderer, dem es nicht bloß darum zu thun ist, wie der Weizen steht, wie viel Trauben der Weinstock verspricht, wo man am behaglichsten und wohlfeilsten zehrt, und wo es ein solides Spielchen gibt, hinführen zu können auf eine Stelle, wo im Rosafener des Abendscheines die Schatten der Vorwelt ihm entgegentreten, und, wie ossianische Nebelgestalten, mit wehmüthigem Lächeln an den Trümmern ihrer ehemaligen Größe vorüberschreiten. In diesem Sinne gebe Gilli seinem Wapen, den drey Sternen, die schönste Deutung, deren es fähig, und auf die es durch seine Lage, durch seine Verhältnisse und Denkwürdigkeiten angewiesen ist, nemlich: Blühende Natur, friedliche Geselligkeit und Erinnerung an eine große Vorzeit!

2.

Deutschlands erste Karthause.

*Haec certe diserta loca et taciturna querenti,
Et vacuum Zephyri possidet aura nemus;
Hic licet occultos proferre impune dolores,
Si modo sola queant saxa tenere filium.
P. Ovidius.*

Es ist etwas Süßes, Erhebendes um die Einsamkeit! Sie führt den Menschen zu sich selbst zurück. Darum wählten die frommen Fürsten des Mittelalters, welche neue Klöster und Orden ins Leben riefen, so gerne den Schooß einsamer Thäler zum Standpunct ihrer wohlgemeinten Stiftungen.

Gründer solch' eines neuen der Einsamkeit gewidmeten Ordens war auch der heilige Bruno. Er war der Sohn angesehener Eltern in Cölln, besuchte beyläufig um die Mitte des eilften Jahrhunderts die Schulen zu Rheims und Paris, und erhielt wegen seiner ausgezeichneten Fortschritte auf Verwendung seines Lehrers Almonius, des Annalisten Frankreichs, bald eine Domherrnstelle in seiner Vaterstadt und nach dessen Tode ein Canonicat in der Stadt

Rheims, deren Bischof, Gervais, ihm die Aufsicht über sämtliche Lehranstalten des Sprengels übertrug. Was den gelehrten frommen Priester bewegen habe die Einsamkeit aufzusuchen, erzählt die Legende auf folgende Art. Man beging in der Kirche eben die Einsegnung eines im Rufe hoher Bildung und tadellosen Wandels verstorbenen Mannes. Da habe sich, heißt es, als man vom Chore die Worte: „Responde mihi, quantas habes iniquitates?“ absang, der Todte zum Staunen und Entsetzen Aller in seinem Sarge aufgerichtet, und mit hohler schauerlicher Grabesstimme gerufen: „Justo Dei judicio accusatus sum!“ — Man verschob das Begräbniß auf den kommenden Tag; fast die ganze Stadt strömte zusammen. Als man aber zu jenen verhängnißvollen Worten kam, erhob der Todte abermals sein Haupt und rief in ängstlich gepreßtem Tone: Justo Dei judicio judicatus sum! — Da sich Alles höchlich verwunderte, nahm man die Todtenfeier am folgenden Tage noch einmal vor. Wieder ertönte vom Chore jene Schreckensfrage und wieder krampfte sich der Leichnam empor und wimmerte gleichsam um Fürbitte stehend: Justo Dei judicio condemnatus sum! — Tief erschüttert von diesem Ereignisse eilte Bruno zum heiligen Hugo, dem Bischofe von Grenoble, und entdeckte ihm seine Absicht, in stiller Abgeschiedenheit mit sechs gleichgesinnten Freunden einen der Betrachtung geweihten Wohnsitz aufzuschlagen. Dieser war es zu Frieden, und führte die sieben Leidensbrüder selbst (1084) in ein wüstes, von zwey schneebedeckten Felsen begrenztes Engthal, vier Stunden außer Grenoble (Departement der Isère), wo sie sich abgesonderte Zellen und eine Kirche bauten, und 1086 einen Orden begründeten, welcher durch seine Kirche Aufmerksamkeit und Bewunderung erregte. Bruno gewann die Einsamkeit immer lieber, und selbst als Papst Urban II., sein ehemaliger Schüler, ihn nach drey Jahren zu sich berief, und ihm das Erzbisthum Reggio anbot, zog er es vor, seiner bisherigen Lebensweise getreu, in einer düsteren Gebirgsgegend Calabriens (zu della Torre), ein zweytes Kloster dieser Art zu gründen. Im Jahre 1628 wurde er heilig gesprochen.

Die von ihm gestifteten Klöster wurden nach dem Namen ihres Entstehungsortes (La grande Chartreuse) Karthausen, die Bewohner derselben Karthäuser genannt. Eine vollständige Ordensregel kam erst im Jahre 1581 zu Stande, welche Papst Innocenz XI. bestätigte. Die Kleidung der Karthäuser ist weiß. Ihr Prior oder Procurator allein darf das Kloster verlassen, nur im Falle einer Übersiedlung erleidet die strenge Clausur der Übrigen eine Ausnahme. Das härene Tuch, cilicium, kommt nie von ihrem bloßen Leibe. Enthaltung von Fleischspeisen (selbst, wenn der Christtag auf einen Freytag fällt), Fasten bey Wasser und Brot an allen Freytagen und ein fast immerwährendes Stillschweigen bilden ihre vorzüglichsten Entbehrungen. Die Zellen gehen alle nach dem Kloster heraus. Es sind kleine Häuschen mit einer Flur, einer Schlafkammer, einem Arbeitszimmerchen (weil fast jeder Mönch eines Handwerks kundig ist) und einem kleinen Blumengarten. Jeder speißt für sich allein in seiner Zelle, weßhalb die Thüren mit Öffnungen versehen sind, durch welche die Speisen verabfolgt werden, die aus Eiern, Hülsenfrüchten und Fischen, nebst etwas Wein bestehen. Nur Sonntags und an hohen Festtagen speißt man zusammen, wobey der Prior am Ende des Saales vor einem besondern Tische am Fuße eines großen Crucifixes sitzt. Um fünf Uhr im Winter, um sieben Uhr im Sommer geht man zu Bette. Gegen elf Uhr ruft die

Glocke zum nächstlichen Gottesdienste, welcher unter heiligen Gesängen bis ein Uhr dauert, worauf sich alle wieder zur Ruhe begeben. Jeder Gast wird in ihre geweihten Mauern freundlich aufgenommen, und so gut bewirthet, als es eine Karthäuserkirche nur immer vermag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Begegnung.

(Reisebild.)

Es war in der Fremdenstube, —
Nichts ahnend trat ich hinein;
Da saß, abseits in dem Winkel,
Ein schönes Mädchen allein.

Mir war's, wie eine Erscheinung,
Der Gruß erstarrt mir im Mund;
Sie blickte mich an, es drang mir
Zu tiefst in des Herzens Grund.

Ich weiß nicht, wohin mir, beim Blicke
Des Mädchens, die Fassung entfloß:
Ich sah noch nie — so ein schönes,
Oder nie ein schönes — noch so!

Dieser Zug unendlicher Wehmuth,
Diese Mahnung an's Welken im Blü'h'n,
Ließ, was ich gedämpft schon glaubte,
Von Neuem die Brust mir durchglüh'n!

Wir verloren kein Wort mit einander,
Ein Blick war's und ein Versteh'n;
Es glück im ersten Erkennen
Einem letzten Wiederseh'n. —

Da trat ein Mann in die Stube,
Ein blasser, verkümmertes Mann;
Der herrschte das sinnende Mädchen
Mit kurzem Nachtwort an.

Sie folgt' ihm mit einem Blicke,
Den ich so ganz verstand; —
Da rollte vor'm Haus ein Wagen,
Und Mann und Mädchen entschwand.

Ich träumte von diesem Mädchen
Noch manche — manche Nacht;
Sie hat wohl in ihren Träumen,
Ich fühl's, auch meiner gedacht!

Und wenn ich nun so erwachte,
Da forcht' es mich immer an:
Als wär' es mit diesem Träumen
Denn doch nicht abgethan.

Joh. Gabr. Seidl.

Correspondenz-Nachrichten.

Moskau, im Sommer 1835.

(Fortsetzung.)

Eine andere Verfügung des Ministeriums der Volksaufklärung, die indessen mehr ein örtliches Interesse für Moskau, als ein allgemeines hat, darf ich gleichfalls nicht mit Stillschweigen übergehen. Ich meine die der hiesigen Universität ertheilte Genehmigung, auf Kosten der Staatscasse für die Summe von 200,000 Rubel Bücher und

literarische Hilfsmittel zur Vermehrung der hiesigen Universitätsbibliothek anzukufen. Damit dieses Geld auf eine zweckmäßige Weise verwendet werde, so wurde eine besondere Commission unter dem Vorsitz des Hrn. v. Golochwaſtow, Gehülften des Curators der hiesigen Universität, errichtet, und von dieser wieder den einzelnen Facultäten aufgetragen, von jedem Mitgliede derselben ein Verzeichniß der für sein Fach nothwendigen, dem jetzigen Standpunct der Wissenschaft gemäßen, Bücher und literarischen Hilfsmittel mit ungefährender Anzeige des Preises und Angabe der Art und Weise, wie die Bücher am wohlfeilsten, kürzesten und sichersten zu beziehen wären, einzureichen. Der Entschluß der Commission nach Erwägung aller unmaßgeblichen Vorschläge von Seiten der Mitglieder der betreffenden Facultäten ist Referenten nicht bekannt. Am kürzesten und sichersten, vielleicht auch am schnellsten würde wohl die Commission ihren Zweck erreichen, wenn sie die Verschreibung der französischen Bücher z. B. einem französischen Buchhändler, so wie der deutschen dem hiesigen deutschen Buchhändler, Hrn. Ferdinand Hlzer, überliesse, die englischen und italienischen aber vielleicht unmittelbar aus England und Italien, etwa durch die dasigen Missionen verschriebe. Einige Mitglieder meinten, der Gegenstand wäre wichtig genug, um einen eigenen Abgesandten von Seiten der Universität damit zu beauftragen. Dieß möchte denn doch etwas zu kostspielig seyn. Am billigsten würden wohl namentlich die deutschen Bücher zu beziehen seyn, wenn die Commission das Anerbieten Hrn. F. Hlzers annähme, die Bücher mit Übernahme aller Transport- und anderen Kosten für 4 Rubel Banco-Alt. pr. Thaler hieher zu stellen. (Gewöhnlich berechnen die hiesigen Buch- und Musikalienhändler den Thaler zu 5—6 Rubel Banco-Alt.) — Auf jeden Fall wäre die Universität durch Annahme dieses Vorschlages aller Weitläufigkeiten überhoben und käme schnell und sicher in den Besitz der verschriebenen Bücher. Bey dieser Gelegenheit sey es mir erlaubt, einige Worte über die hiesige deutsche Buchhandlung des Hrn. F. Hlzer zu sagen, die einzige deutsche dahier, während wir gegen sechs französische und wohl über zwanzig russische zählen, von denen indeß freylich nur die Universitätsbuchhandlung von Schiracow und die drey Glasunow'schen einer Erwähnung verdienen. Die deutsche Buchhandlung ist eine Wohlthat für alle hiesige und im Innern lebende Deutsche. Durch sie werden wir in Verbindung mit der deutschen Literatur erhalten, und können uns das Beste und Interessanteste aus allen Fächern bald und wohlfeil kommen lassen. Schon lange vor dem Erscheinen der russischen Kalender und Almanache, von denen sich letztere, so wie auch die Journale, nicht besonders an die Schranken der Zeit binden, gewöhnlich schon Anfangs December, lächeln uns aus zierlichen Glaskästen diese freundlichen Gaben des Neujahrs mit ihren herrlichen Stahl- und Kupferstichen vom altfränkischen Gothaischen bis zu den elegantesten Vergißmeinnichten, Minerven, Tafelbüchern der Liebe und Freundschaft und den einfachen, mehr auf innern Gehalt als äußern Glanz Anspruch machenden Musenalmanachen entgegen. Im Juny und July kommen die Zeitlosen, die Blumen-, Frucht- und Dornenstücke der Literatur mit allem Zubehör von Kupfern, Karten und andern Kunstfachen an. Außer theologischen und juristischen Schriften, die man sich eigens verschreiben muß, findet nun jeder Gelehrte das Beste und Bediegenste für sein Fach, besonders der Arzt und Pädagog. Von homöopathischen Schriften, von Heinsius und Heise's Grammatiken, Schmid's russischem Wörterbuche und Schiller's sämmtlichen Werken kann Hr. Hlzer nie genug kommen lassen. Grimm's deutsche Grammatik war dagegen lange zum Ladenhüten verdammt, bis sich endlich Referent ihrer erbarmte und sie aus ihrer für die hiesigen deutschen Gelehrten nicht besonders ehrenvollen Gefangenschaft befreite.

Hr. Hlzer sorgt aber nicht nur dafür, daß der Freund der deutschen Sprache und Literatur hier Bücher kaufen, sondern auch lesen könne. Er hat nemlich außer seiner Buchhandlung noch eine Lesbibliothek, die er alle zwey Jahre mit den neuesten Werken vervollständigt, und die jetzt schon nahe an 7000 Nummern enthält. Die stets wachsende Zahl der Pränumeranten auch unter den Russen ist ein erfreuliches Zeichen, daß die deutsche Sprache und Literatur hier stets mehr Freunde findet, und Hrn. Hlzer gebührt das Lob, dieses Streben, sich mit beyden bekannt zu machen, erleichtert und befördert zu haben.

Die Jacotot'sche und Örtel'sche Unterrichtsmethode machen sich jetzt einander das Feld streitig. Der Verfechter jener ist ein Hr. Jegor Gugel, Redacteur des pädagogischen Journals, Verfasser mehrerer pädagogischen Schriften und Inspector des Erziehungshauses zu Gatschina bey St. Petersburg. Hier hat er in Verbindung mit einem Hrn. Guriew bereits seit 1831 die Jacotot'sche Methode für den Sprachunterricht in den untern Classen eingeführt und zu dem Ende Jacotot's

„Lehrmethode des Universalunterrichts“ mit den nöthigen Modificationen für die russische Sprache übersezt. Da ihm die Einführung dieser Methode bisher die erfreulichsten Resultate gegeben hat, so will er sie nun auch in den höhern Classen und nicht allein für den Sprachunterricht, sondern auch für die Geschichte, Geographie und Mathematik anwenden und anpassen. Hier hat sich ein junger Literator, Hr. Meschewitsch, durch Herausgabe der „Grundzüge der Lehrmethode des Universalunterrichts“ dieser Methode angenommen. Leider aber fand seine dankenswerthe Bemühung, wie es scheint, zu wenig Anerkennung, und so ließ er es bisher bey diesem ersten Theile bewenden, ob er ihn gleich nur als Vorrede zu den künftigen betrachtet wissen wollte. Nur in einigen Privathäusern hat man hie und da Versuche mit dieser Methode gemacht, so wie in der Erziehungsanstalt des Hrn. Dr. Küster. Doch haben sich in dieser Anstalt, so viel mir bekannt ist, keine besondern Resultate ergeben, da es Hrn. Küster an geschickten Lehrern dazu fehlt und er selbst vielleicht zu wenig in den Geist dieser Methode eingedrungen ist. Der Verfechter der Ortelschen Methode ist natürlich Hr. Ortel selbst, Übersetzer des letzten Bandes der Geschichte von Karasim, Verfasser des Romans „Harald und Elsbeth“, des Cursus der deutschen Sprache und Literatur, eines höchst brauchbaren Werkes in 3 Bänden, und mehrerer andern, theils belletristischen, theils pädagogischen Schriften in deutscher, russischer und französischer Sprache. Seine Methode ist eine Art Baselow'sche, indem sie durch Zugabe von Kupfertafeln zu seinen Leseübungen, eine Art Orbis pictus, das zu Erlernende anschaulich macht. Diese Methode wirkt also durch zwey Sinne, das Gesicht und Gehör, und nähert sich dadurch der Seidenstückerschen, daß sie, wie diese, die gegebenen Sätze auf alle Art modificirt und so lange wiederholt, bis sie der Schüler oder die ganze Classe inne hat. Die Beispiele in den Leseübungen sind sehr zweckmäßig gewählt und geordnet, und es läßt sich nicht läugnen, daß durch diese Methode unter Anleitung eines geschickten Lehrers, der in den Geist eindringt und nicht am Buchstaben klebt, (aber wo finden sich hier viel solche?) besonders in den untern Classen für den Sprachunterricht mehr geleistet werden kann, als nach dem alten Schlandrian. Fehlt es aber an einem thätigen und gewandten Lehrer, so wird der Unterricht nach dieser Methode ein tact- und maschinenmäßiges Abtönen auswendig gelernter Formeln ohne Gewinn für Geist und Herz. Der fähigere Schüler wird durch den stumpfen aufgehalten, und dieser haspelt sein Pensum ab, ohne sich etwas dabei zu denken oder zu fühlen. Übrigens ist diese Methode bereits in allen Classen des hiesigen Cadettencorps für den Unterricht in der deutschen und französischen Sprache, so wie in den untern Classen des Alexandrinen-Waisensinstituts eingeführt, und es muß sich bald ergeben, ob diese Methode mehr leistet, als die alte, und ob sie die Auszeichnung verdient, die ihr von oben her zu Theil wurde. Hr. Ortel war selbst hier, um sie in den obenerwähnten Anstalten einzuprobiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Seit dem Schlusse der italienischen Opernvorstellungen hat uns diese Bühne in Beziehung auf musikalische Neuigkeiten nichts geboten, was uns zu einem besondern und detaillirten Berichte hätte Veranlassung geben können. Von dem genannten Zeitpunkt an bis zum Ende des vergangenen Monats haben die Darstellungen des Hrn. Wild das hauptsächlichste Interesse unseres Opernpublicums in Anspruch genommen; Leistungen, deren Werth wir jetzt so wenig als jemals verkannt haben, deren wir aber einzeln keiner Erwähnung mehr thun konnten, da sie bereits sämmtlich bey früheren, wiederholten Gelegenheiten ausführlich besprochen worden, und wir es weder mit dem Wunsche unserer Leser, noch mit dem Zwecke dieser Zeitschrift verträglich fanden, die der Kritik gewidmeten Blätter derselben mit Wiederholungen oder Variationen eines schon bekannten Thema's anzufüllen. Nur um dem Fleiße des Künstlers und dem noch immer sehr bedeutenden Umfange seines Repertoirs Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, fügen wir ein Verzeichniß der vorzüglichsten, meistens durch mehrfache Wiederholungen bewährten Darstellungen des Hrn. Wild bey. Wir sahen ihn nemlich als Sever in Bellini's „Norma“, als Arthur in desselben Tondichters „Unbekannt“, als Orest in Gluck's „Iphigenie“, als Don Juan in Mozart's gleichnamiger Oper, als Zampa in Herold's Oper desselben Titels, als Licinius in Spontini's „Vestalin“, als Fritz in Auber's „Braut“, als Florestan in Beethoven's „Fidelio“, und als Robert in Mayerbeer's Oper „Robert der Teufel.“ Daß Hr.

Wild dieses Mal nicht in noch anderen, früher gesehenen Parthien, und namentlich nicht als Cardenio in Donizetti's „Wahnsinnigen auf St. Domingo“ auftrat, wo die Vergleichung mit seinem jüngst von uns geschiedenen italienischen Kunstgenossen gewiß höchst interessant gewesen wäre, muß wohl durch mancherley nicht zu umgehende Repertoireverhältnisse veranlaßt worden seyn. Die vorstehenden Leistungen des Hrn. Wild waren für den billigen und unbefangenen Zuhörer von großem, von zweifachem Interesse; sie gewährten ihm nicht allein ihrem absoluten, musikalischen Werthe nach einen wirklichen Kunstgenuß, sondern sie erfreuten ihn auch durch eine beynahe ungetrübte Erinnerung und Vergleichung früherer Zeiten, indem sie ihm ein Beyspiel seltener Ausdauer vor Augen stellten. Wenn man die Epoche des ersten öffentlichen Auftretens dieses Sängers und die seit jener Epoche verfloßenen Jahre großer, meist ununterbrochener Anstrengungen in Anschlag bringt und mit dem zusammenhält, was Hr. Wild an Kraft, Fülle und Wohlklang des Tones, so wie an Feuer und Ausdruck des Vortrages jetzt noch leistet, so wird man schwerlich umhin können, die Unverwundlichkeit dieser Tenorstimme zu bewundern und den Besizer derselben für ein Phänomen in der musikalischen Welt anzuerkennen. Diesen Vorzug der seltenen, bewunderungswürdigen Dauer eines vollen, klangreichen Organs wird ihm gewiß Niemand streitig machen. Um so mehr wäre es zu wünschen, daß der Künstler nicht selbst das ihm so reichlich gegebene, und so wunderbar erhaltene Geschenk beeinträchtigte, und seine Stimme nicht so häufig zu jenen höheren und höchsten Falsettregionen hinaufgezwungen, die an und für sich nur wenigen männlichen Kehlen leicht und geläufig sind, bey seinem von Natur aus tieferen Organ aber doppelt schwer, erzwungen, unnatürlich, also auch mehr oder minder unschön herauskommen. Daß dergleichen Kunststücke von manchen Opernbesuchern vorzugsweise, ja oft ausschließlich bewundert und beklatscht werden, sollte einen Künstler, der auf einer Höhe steht, wie Wild, nicht verlocken, der Mode des Tages auf Kosten seiner eigenen Überzeugung und mit Verläugnung seiner besseren Mittel zu huldigen; diese Mode verlangt gar manches, was dem wahren Kunstgeschmack geradezu entgegensteht und dem eben der Bessere sich nicht fügen sollte, damit die Wucherpflanze des Ungeschmacks noch zur rechten Zeit vernichtet werde, ehe sie das wahrhaft Gute vollends erdrückt hat; wer sich der lärmenden Applause erinnert, mit denen manche Stellen neuerer Opern bewillkommt wurden, die sich durch nichts Anderes auszeichneten, als daß sie entweder von den Sängern oder von den Chören recht ungemessen herausgeschrieen wurden, der wird nicht im Zweifel bleiben, was wir mit diesen Worten gemeint haben. Mit Ausnahme der obigen Bemerkung können wir den Leistungen des Hrn. Wild unsere volle Bewunderung nicht versagen, und wir haben die Gelegenheit seines am 31. July Statt gehaltenen, vor der Hand letzten Auftretens, mit wahren Vergnügen ergriffen, um dem hochverdienten Künstler ein, wenn auch nur allgemeines und summarisches, aber darum nicht minder herzlich gemeintes Wort der Anerkennung nachzurufen. Möge er neuerdings und überall in unserm deutschen Vaterlande den Beyfall finden, dessen er sich durch eine so lange Reihe von Jahren würdig bewiesen hat, und möge seiner Vaterstadt, von welcher er selbst und sein erster Künstlerruhm ausgegangen sind, die erfreuliche Aussicht bleiben, ihn bald und in ungeschwächter Kraft wiederzusehen.

In derselben Rolle, mit welcher Hr. Wild von uns geschieden war, nemlich als Robert in Meyerbeer's oft gesehener Oper „Robert der Teufel“, trat am 4. August Hr. Breiting nach einer längeren Abwesenheit von Wien wieder auf. Das Verdienst dieses Sängers, vorzugsweise in der genannten Parthie, ist in diesen Blättern bereits öfter und ausführlich gewürdigt worden, es erübrigt uns also nichts, als zu bemerken, daß die Stimme des Hrn. Breiting nichts von ihrer früheren Kraft und Geläufigkeit verloren, daß er die Rolle mit derselben Bravour und jener beynahe unbegreiflichen, nicht zu ermüdenden Ausdauer durchführte, und daß unser Publicum ihn bey dem Empfange sowohl als im Verlauf der Oper bey den einzelnen Musikstücken durch großen und wiederholten Beyfall auszeichnete.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 11. August 1835.

96

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung E. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Bilder aus Untersteyer.

2.

Deutschlands erste Karthause.

(F o r t s e t z u n g.)

Beyläufig achtzig Jahre nach Bruno's Abzug in die Einöde von Chartreuse erhielt Deutschland seine erste Karthause. Ein seltsamer Zufall bestimmte das einsame Thal St. Johann in Untersteyer, unweit von Gilli, dafür. Diese Gegend war gerade damals an Ottokar V. ^{*)}, Markgrafen von Steyer, gekommen, nachdem Bernhard, Markgraf von Kärnthen, der frühere Besitzer, auf einem Kreuzzuge in des edlen Traungauers treuen Freundesarmen kinderlos verschieden war. Auf der Reise durch sein neues Erbland (1156) kam Ottokar auch in die hohe Felsenburg Leopolds von Gunewitz (Gonowitz, Koinize), welcher, um seinen erhabenen Gast zu ehren, auf dem anstößenden Waldgebirge (Gora) eine Hirschenjagd veranstaltete. Der ritterliche Markgraf mochte sich das Waidwerk gefallen lassen. Vom Eifer fortgetrieben war er gar bald allen Jägern und Rüdnen voraus, und streckte sich auf der Höhe des Berges ins dichte Farrenkraut hin, um ein vorübereilendes Wild zu erspähen. Die tiefe Stille, nur manchmal von den gezogenen Tönen ferner Hifthörner unterbrochen, die schaurige Waldeseinsamkeit, das dämmernde Halbdunkel, in welches nur hie und da durch westbewegte Zweige ein flüchtiger Sonnenstrahl hereinzitterte, ließen seinen Geist in ernste Betrachtungen versinken. Sein Lieblingsgedanke, in abgelegenen wenig bewohnten Gegenden Klöster anzulegen, als Pflanzschulen der Gesittung, des Landbaues und des Unterrichtes, trat ihm hier wieder um so lebhafter vor die Seele, als eben dieser Punct seines neuen Besitzthums ihm für solch eine Stiftung am geeignetsten schien. Aber mitten in seinem Dichten und Sinnen störte ihn herantösender Jagdlärm und hallendes Rüdengebell. Ein schlanker schneeweißer Zwanzigender brach,

^{*)} Nach der Zählung Anderer, welche schon Ottokar IV. (gestorben 1122) für den ersten Markgrafen von Steyer erklären, führt er den Beynamen II.

von lechzenden Hunden verfolgt, durch das Dickicht so schnell, daß Ottokar kaum Zeit genug fand, ihn mit einem Pfeile zu zeichnen. In stürmischer Hast folgte er der Schweißspur des Verwundeten, immer weiter, immer tiefer, bis er ihn am Rande eines rieselnden Bächleins in kühler schattiger Thalschlucht sterbend fand. Ermattet warf er sich neben seiner Beute hin, lüftete den Jagdhut und versank, von säuselnden Lüftchen eingewiegt, in erquickenden Schlummer. Da war ihm mit einem Male, als sähe er den heiligen Johann den Täufer, der Kreuzritter mächtigen Beschirmer, den auch er auf seinem Kreuzzuge sich zum Schützer erkoren hatte, von himmlischer Glorie umleuchtet, vor sich stehen. Ein weißes, wallendes Mönchsgewand, dergleichen er noch nie gesehen, umfloß den Leib des Heiligen. Er schien mit dem Finger zu winken und ihm zuzurufen: „Was sinnst und grübelst du lange? — Hier wo du liegst, gründe das Kloster, dessen Stiftung dir am Herzen liegt; bevölkere es mit frommen Männern, deren Kleid dem meinigen gleicht, für den Namen wird der Himmel eben auch sorgen!“

Mit der Frage, wo solche Männer zu finden wären, erwachte der Markgraf. Hundegebell scholl näher und näher; ein Hase sahete, von seinen Verfolgern hart gedrängt, über das nächste Gebüsch und rannte, Schutz suchend, in Ottokars Arm. Dieser nahm ihn als ein Zeichen von oben freundlich auf und wies die nachkeuchenden Rüden zur Ruhe. Der Entschluß, hier ein Kloster zu errichten, stand nun bey ihm fest und bald war er auch mit dem Dynasten Leopold von Gunewitz über den Verkauf dieses Platzes einig. Der Bau begann im westlichen Winkel des Thales, welches Ottokar dem Heiligen zu Ehren, den sein Traumbild ihm gezeigt hatte, Johannesthal benannte, dem werdenden Kloster bestimmte er den Namen Seiz (Sithe, von dem slovenischen Worte Saiz, d. i. Hase *). Standort und Name des neuen Klosters waren nun wohl ermittelt, aber des frommen Stifters Streben, Mönche zu finden, deren Ordensstracht dem Ideale seines Traumbildes entspräche, blieb lange noch vergeblich. Aller Orten sendete er Schreiben aus, und hielt in den entferntesten Gegenden Nachfrage, bis endlich aus Frankreich ihm die Kunde kam, daß im oberen Delphinat (Dauphiné) ein neuer Orden unter strengen Säkungen entstanden sey, dessen Glieder ein, dem bezeichneten Gewande völlig gleiches trugen.

Der Erfüllung seines sehnlichen Wunsches innigst froh, sendete Ottokar zwey seiner ansehnlichsten Ministerialen nach Chartreuse zum Prior Basilus, mit der dringenden Bitte, ihm einige Mönche für sein Kloster überlassen zu wollen. Der Prior willfahrte dem frommen Eifer des steyrischen Markgrafen, die Mönche kamen unter Beremunds Leitung an, und bezogen, nachdem sie bis zur völligen Herstellung des Gebäudes, theils in Gunewitz, theils in Spitalitsch untergebracht worden waren, im Jahre 1165, Deutschlands erste Karthause, auf deren Altare Ottokar mit mächtiger Hand (potenti manu) ein ansehnliches Stück Landes als Schenkung niederlegte. Noch reichlichere Spenden von Besitzungen und jährlichen Zuflüssen aus dem Säckel des Landesfürsten kamen in der Folgezeit (1185) hinzu. Auch den späteren Herzogen, so wie den edlen Geschlechtern der Gunewitzer, der Gillier, der Hohenegger, Lindacker u. a. verdankte Seiz wichtige Vergrößerungen und Vorrechte.

*) In der Stiftungsurkunde ist diese Stiftungsgeschichte nicht aufgenommen.

Der erste Prior dieser (unter Papp Alexander III. entstandenen) Karthause war der früher genannte Beremund, ein Graf von Cornubien aus königlichem Geblüte, welchem Ottokar überaus zugethan war. Nach Beremund kam Johann I. als würdiger Nachfolger, welcher bis zum Jahre 1207 die Leitung des Klosters führte. Ihm folgte Nikolaus. Wie rühmlich dieser seinem Amte vorgestanden sey, beweist das Vertrauen, welches Papp Innocenz III. selbst in ihn setzte, indem er den ehrenvollen Auftrag an ihn erließ, den Herzog Leopold II. (VII. den Glorreichen) zu einem Kreuzzuge einzuweihen*).

Unter den nachfolgenden Klosterführern zählt die Geschichte (vom Jahre 1391—1410) auch drey Karthäuser-Generale. Der letzte derselben, der seine Würde freywillig niederlegte, war Stephan, welcher der heiligen Jungfrau Katharina von Siena mehrere Jahre hindurch zur Seite gestanden war. Im siebenzehnten Jahrhundert erscheint Vianus Grunelli als Prior daselbst und zugleich als Bisittator der Provinz Oberdeutschland (Provinciae Alemanniae superioris), zu welcher Seiz nebst achtzehn andern Karthäusern gehörte. Eine handschriftliche Chronik des ehemals berühmten Wallfahrtsortes Maria Raft im Marburger Kreise führt im Verzeichnisse der dortigen Zöglinge um das Jahr 1681 einen gewissen Johann Baptist Sartilion aus Reichenburg in Steyermark auf, welcher nachher unter dem Namen Melchior einheimischer Seizer Prior wurde.

Im Jahre 1782 wurde diese Karthause aufgehoben, und ihre beyden Herrschaften Seiz und Seizdorf fielen dem Staat anheim. Von ihm erkaufte

*) Nachdem nemlich dieser Fürst einen hoffnungsvollen Erben seines Namens erhalten hatte, beschloß er, um dem Himmel seinen Dank zu bringen, eine Wallfahrt nach Palästina zu unternehmen. Als er dem Papse seinen Wunsch bekannt machte, erhielt er (im Jahre 1208) folgendes Rückschreiben: (S. Chronologia incliti Ducatus Styriae ab Ottocaro duce I. ad excessum Leopoldi II. ducis etc. Graecii apud haer. Widmanstadii 1720, pag. 147, woraus der hier angeführte Brief getreu übersetzt ist.) „Im frommen Gemüth erwägend, was du Gott für all' das geben mögest, was er selbst dir gibt, schickest du dich an, Christo in Demuth nachzuahmen und verlangest, aus Liebe zu ihm, deine theure Gattinn, deinen süßen Sprossen, dein lustig Vaterland, deine liebe Sippschaft und die weltlichen Ehren hinterlassend, so wie Wir erfahren haben, dein Kreuz auf dich zu nehmen, und gürtest dich mit glühendem Eifer hinzueilen, wo dein Heil am Kreuze hing, um dich unter der Fahne des siegreichen Kreuzes dem Erkühnen der Ungläubigen entgegenzustellen, welche dich aus der Erbschaft des Kreuzes zum Theile schon verdrängt zu haben scheinen, und im Ganzen den Gekreuzigten zu vertreiben streben. Dein Vorsatz ist wahrhaft fromm und dir vom Himmel eingeeben. Denn du beabsichtigest durch Aufnahme des Kreuzes Christo zu vergelten, welcher deine Schwächen auf demselben erduldet und deine Schmerzen getragen hat. Aber der Unterschied zwischen Christi Kreuz und deinem ist doch groß; denn obgleich des Kreuzes Ruhm nur Einer ist, so ist doch des Kreuzes Strafe ungleich an dir und an dem Herrn. Denn du wirst ein süßes, angenehmes Kreuz auf dich laden, jener hat sich ein rauhes, hartes aufgebürdet; du wirst es nur auf der Oberfläche deines Kleides tragen, jener hat es in der Wahrheit des Fleisches erlitten; du wirst es dir anheften mit Leinen- oder Seidenfäden, jener ist mit eisernen Nägeln daran geheftet worden. Wir empfehlen also, in Unbetracht deiner aufrichtigen Ergebenheit und in Berücksichtigung der dringendsten Noth des heiligen Landes, dein Vorhaben in Gott, dich inständig bitrend und gemahnend, du mögest dich zum Schutze jenes Landes schnell und vorsichtig bereit machen. Und somit überfenden Wir dir nach deinem Begehren das Zeichen des heiligen Kreuzes durch Unsern geliebten Sohn Nikolaus, Prior des Karthäuserordens zu St. Johann, zur Aufnahme, indem Wir auch den erbetenen Ablass nebst Schutzbriefen unter Einem dir zugeben. Gegeben im Lateran, am 24. Februar im eiffsten Jahre unseres Oberhirtenamtes.“ — In Folge dieses Briefes ließ sich Leopold, Herzog zu Osterreich und zu Steyer, vom heiligen Eifer entflammt, nebst mehreren Edlen seines Landes zu Klosterneuburg mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes schmücken. Den Kreuzzug selbst jedoch hintertrieben unvermuthete Vorfälle in Deutschland.

sie (im Jahre 1828, nebst Gonowitz und Dplotnik) der nunmehrige Besitzer Fürst Werand zu Windischgrätz.

Wenige Jahre noch dürfen dahin rauschen und von Deutschlands ältester Karthause wird keine Spur mehr vorhanden seyn. Hierig nagt die Zeit an den letzten Resten, die nur schwach mehr nennen, was einst hier war. Es gewährt einen ganz eigenen überaus wehmüthigen Anblick, in dieser einsamen waldumrauschten Gegend die Ruine lehnen zu sehen, wie einen hülflos hinausgestoßenen, von Allen verlassenen Greis, in dessen blutlosen Adern das Gift der Zerstörung allein thätig ist. Jetzt noch hält er sich aufrecht, erinnert noch durch manchen halbverloshenen Zug an sein früheres Leben; aber vielleicht schon in der nächsten Stunde bricht er zusammen und von ihm bleibt nichts mehr als der Staub seiner Knochen und das Gedächtniß seines Namens. So oft ich die Ruine von Seiz verließ, nahm ich die tiefste Überzeugung mit, daß ich sie bey meinem nächsten Ausflug in diese Gegend nicht mehr finden würde. Noch steht sie aber und kämpft ihn noch immer, den schmerzlichen Todeskampf, seit mehr als vierzig Jahren täglich schwächer, täglich ohnmächtiger, bis die Epheuschlingen, mit denen sie sich so trennungsbang an den lieben Heimatboden festklammert, auch abmodern, und sie in sich selbst zusammenstürzt.

Wie man daher das Antlitz lieber Geschiedener, von denen man, so lange sie lebten, kein Abbild nahm, auf der Wache noch in Wachs oder Gyps abdruckt, um wenigstens eine Büste mit geschlossenen Augen zu erhalten, so will ich auch das Bild dessen zu geben versuchen, was ich von Seiz bey meinem letzten Ausfluge dahin noch vorfand.

Von Cilli führt östlich ein angenehmer Fahrweg (alte Sauerbrunnstraße geheißten) durch das Edelthum Tüchern an dem schöngelegenen Schloß Reifenstein vorbei, hinter dessen Teichen er sich zwischen dufstigen Tannenwäldchen in nördlicher Richtung nach dem Pfarrdorse St. Magdalena in Trennenberg hinschlängelt. Hier läuft er allmählig über sanfte Nebenhügel empor, auf welchen dem Auge die Kirchlein von St. Ägydi, Maria in Dobin und St. Ursula freundlich entgegenblicken. Der Rücken dieser Hügelkette bietet, besonders gegen Westen hin, wo die Sulzbacher Schneespitzen einen kräftigen Schlußstein bilden, reizende Ansichten dar; durch die Gemeinden Straßche und Ober-Slemene gelangt man in einen kühlen Wald, durch welchen ein melancholischer Fußsteig zu dem noch immer unsichtbaren Ziele der dritthalbstündigen Wanderung *) abwärts leitet. Immer tiefer und tiefer senkt sich der Weg, immer einsamer wird der Wald, immer näher rücken die Wände des Engthals, welchem man zueilt, zusammen. Schon glaubt man die gegenüberstehenden Berglehnen mit den Händen fassen zu können, da schimmert endlich durch die dichtbelaubten Bäume, welche den Fuß des Seizerberges beschatten, ein Thurm, dann ein Dach, dann eine Wand, bis der Wald zurücktritt und der überraschte Blick in das Innere eines Hofraumes fällt. Neben einem einsamen Wirthshause ganz vereinzelt am Wildbache steht die Karthause Seiz.

Der Weg zu dem mit der Kaiserfarbe bezeichneten Einfahrtthore führt an einer Kleinen an sich unbedeutenden Capelle vorüber. Oberhalb derselben

*) Seiz liegt seitwärts von der Triesterstraße $\frac{2}{3}$ Meilen, zwischen Cilli und Gunowitz, von Cilli 5, von Gunowitz $\frac{2}{3}$, von Grätz $\frac{16}{3}$ Meilen entfernt.

befindet sich in der Mauer eine schwarze viereckige Steintafel, auf welcher mit gothischen Goldlettern das Jahr der Stiftung und der Name des Stifters folgendermaßen eingegraben sind: Anno Domini MCLXV di(o)tata est ab Ottocaro marchione stirie hec prima cartusia germanie. Darunter auf einem gemalten flatternden Bände steht der die Jahreszahl 1765 enthaltende Chronograph: HaeC DoMV's per seX seCLa. An der Brücke vor dem Hauptthore stehen sechs Heiligenbilder von Sandstein (Johann Nepomuk, Bruno u. a.). über dem Thore selbst bemerkt man fünf Schilde. Der oberste unter dem Bilde der Gottesmutter enthält das Wappen von Osterreich, den Doppeladler, mit dem Buchstaben L als dem Namenszuge Leopolds IV. (IX.), (in dessen Regierung, der, im Inneren des Thorbogens angebrachten Jahreszahl 1688 zufolge, wahrscheinlich dieser Zubau fällt) nebst dem steyrischen Panther mit der Umschrift: Restituit. Seitwärts herab zeigt sich unter der Statue Johannes des Täufers die Legende: Monstravit Seizium 1165, dann ein Reiter, wahrscheinlich des Stifters Contersey, ebenfalls mit der Jahreszahl 1165; unter einer Statue des heiligen Bruno die Umschrift: Fundavit ordinem 1084. Links deutet das Gyllier Wappen mit den drey Sternen und mit der Devise: Adauxit 1444, auf die Vergrößerungen hin, die Seiz durch die Freygebigkeit Ulrichs III. von Gylli erhielt; rechts macht sich Ottokars Wappen mit der Jahreszahl 1165 bemerkbar.

Das Gebäude selbst hat vier Perioden aufzuweisen. Im ersten Hofe links befindet sich das Fremdenhaus (foresteria) neueren Ursprunges mit der Försterswohnung und einer bedeutenden Anzahl noch vollkommen bewohnbarer Zimmer und Stuben. Hier war auch die Amtskanzley und das Archiv; das letztere mag reich an den merkwürdigsten Urkunden gewesen seyn. Drey Lesen jedoch, die erste für die k. Hofbibliothek in Wien, die zweyte für das Joanneum in Grätz, die dritte für die Herrschaftsverwaltung, haben die Fächer so ziemlich gelichtet. Von älteren Urkunden ist außer einigen Freyheitsbriefen, Pacht-, und Kaufcontracten und ähnlichen, höchstens der vorkommenden Namensunterfertigungen wegen interessanten Instrumenten, nichts Merkwürdiges mehr vorhanden. Auffallend ist die Menge von Küchenzetteln, aus denen man nicht ohne Verwunderung ersieht, wie das Bedürfniß, selbst bey der größten Beschränkung an Stoff, erfinderisch macht und widrige Einförmigkeit vermeiden lehrt. Ubrigens kam mir auch in diesem aufgelassenen gelichteten Archiv ein Document in die Hände, das mir einen Augenblick seltsamer Rührung gewährte. Allein, ohne Aufsicht, wühlte ich in diesen bestaubten Pergamentblättern und Papierbündeln, mit den zerbröckelten Siegeln und den halbvermoderten Decken, und war des Suchens und Lesens wirklich schon müde, als mir ein Pergamentblatt in die Hände fiel, an welchem ein mächtiges Siegel, in grüne Leinwand genäht, an grüner und rother Seidenschnur herabhing. Sie trug von außen die Bezeichnung: Eisen und Salz mauthsfrey. 1362. Der Inhalt des fünfshalbshundertjährigen Documents mochte für einen lustwandelnden Poeten wenig Anziehendes haben. Als ich aber sah, daß es ausgestellt sey: „zu Wienn an sanct Kathreyntag nach Kristes gepurd dreyzehnhundert jar darnach in dem zwai und sechzigsten jare von Rudolph IV. Erzherzog zu Osterreich, zu Steyr und zu Fernten, seines alters in dem vier und zwainzigsten und seines Gewaltes in dem fünften jare;“ als ich am Schlusse von anderer Hand eingeklammert, zwischen zwey Kreuzen geschrieben fand: „Wir der vor-

genannt Herzog Rudolf sterken diesen prief mit herr vunderschrift unser selbs hant“ und in einer beygelegten nachträglichen Bestätigung dieser Urkunde mit gleichen Schriftzügen Rudolpfs wohlbekannte Fertigung: „Hoc est verum“ mit den gewöhnlichen Kreuzen (S. Spiegel der Ehren des Hauses Österreich 2c. von Johann Jacob Fugger. Nürnberg, 1668 III. Buch 8. Cap. S. 345) erblickte, da konnte ich nicht länger zweifeln, daß auf diesen Blättern einst dieselbe Hand geruht habe, deren Wink meinen lieben Stephansdom in Wien der Vollendung entgegenreisen hieß. Auf diesen Blättern ruhte noch das feurige Jünglingsauge des sinnreichen Stifters (Ingenuosus Fundator), welches schon im dritten Jahre darnach (in demselben, dessen Beginn durch die Begründung der Wiener Hochschule 1365 bezeichnet ist) sich für ewig schloß. Immer lebendiger gestalteten sich vor mir die schlichten Schriftzüge. Ein wunderbares Gemisch von Gefühlen ergriff mich. Bald beneidete ich dreyßigjähriges Schulmeisterlein den kräftigen Herrscherjüngling, der in seinem vierundzwanzigsten Jahre schon die rheinischen Besitzungen seiner Dynastie ruhmvoll verwaltet, seinem Hause den Erzherzogstitel verschafft, Tyrol erworben, Görz gesichert, durch Schenkungen und Stiftungen sich ein unvergänglich Denkmal gegründet hatte; bald bemitleidete ich ihn und pries mich glücklicher, weil mein Namenszug noch nicht meine Grabchrift, und weil es doch so schön ist zu leben; bald machte ich mir einen Vorwurf über die Kühnheit und Zusammenstellung solcher Betrachtungen. Des freundlichen Försters Ansprache weckte mich aus meinen Träumen. Er führte mich die Treppe hinab, über die ich jetzt auch im Geiste meine Leser führe.

(Der Schluß folgt.)

Aus meiner Reisemappe.

Venedig, July 1824.

Ich sah dein Aug' in Stolz und Kraft sich heben,
Den Kampf des Herzens las ich in den Bügen;
Da wußt' ich schon, daß deine Würfel liegen,
Und du in meine Ketten bist gegeben.

Von nun an dunkelt dir das helle Leben,
Die Ruhe wird der edlen Brust entfliegen,
Verborg'nes Leid des Auges Strahl besiegen,
Und bleicher Gram um deine Wangen schweben.

Und dennoch wirst du nimmer von mir lassen,
Wirst, da der Fluch schon kömmt an deine Lippen,
Den Becher mir zum süßen Danke nippen,
In Wonne glühen und in Angst erblassen,
Und naht der Tod, erhöhend deine Leiden,
Das Leben nur um seinen Schmerz beneiden.

Athen, August 1825.

Du schrittest einher — und Viele neben dir:
Gefolge war es, dir, der Schönsten, dienend.
Dein großes Aug' hing an dem Boden sinnend —
Jetzt blickt' es auf — ich aber stand vor dir.

Da zuckt' ein Glanz, schnell wie der Blitz und irr',
Dein Antlitz durch, und Fassung kaum gewinnend,
Mit süßem Mund viel gold'ne Fäden spinnend,
Singsst du, statt mich, dich selbst in dem Gewirr.

Ich aber stand ein Sieger dir zur Seite,
Der seines Kampfes immer sich erfreut,
Was mir verfällt, ist bösen Schicksals Beute,
Und meiner Liebe Brautgab ist das Leid.
Ich sah dich an, in meinem Auge Gram,
Der nun Besitz von deinem Herzen nahm.

Profess.

Correspondenz-Nachrichten.

Moskau, im Sommer 1835.

(Fortsetzung.)

Von literarischen Neuigkeiten habe ich Ihnen wenig zu berichten. Daß das Conversationslexicon übersezt oder eigentlich bearbeitet wird, ist gewiß in Deutschland schon längst bekannt. Wenn ich hier von einem so großen literarischen Unternehmen höre, so bin ich immer etwas besorgt. Es gibt in Rußland nemlich noch keinen gelehrten Mittelstand, keine stellenlosen Candidaten, Magister und Doctoren. Die Männer, welche diesem Unternehmen die Hand zu bieten versprochen, sind meistens Gelehrte von Profession, Professoren und Akademiker, so wie hohe Staatsmänner, denen von ihren Amtsgeschäften wenig Zeit zu literarischen übrig bleibt. Überhaupt wird in keinem Lande verhältnismäßig so wenig geschrieben, als in Rußland, nemlich in literarischer Hinsicht, — denn in Kanzleyen und Gerichtsbehörden gibt es Schreiber und Schreiberenen die schwere Menge, — und selbst diejenigen, die in Deutschland die rüstigsten Schriftsteller waren, hörten hier mit einigen Ausnahmen auf zu schreiben, sobald sie anfangen zu leben. So ging z. B. der gelehrte Schriftsteller Loder hier im gefeyerten Lebens- und Weltmann unter, und ich glaube, er schrieb hier in Jahren nicht so viel, als draussen in Wochen, wenigstens Monaten. Das Leben der beyden Hauptstädte hat etwas zu sehr Zerstreundes, und nicht in Saub und Braus, sondern in der Einsamkeit werden Gedanken und Schriften erzeugt und zu Tage gefördert.

Ein neues Journal hat sich seit dem 1. März hier den alten beygesetzt, „der Moskauer Beobachter,“ ein encyclopädisches Journal, für Literatur, Wissenschaften, Künste, Biographie, Industrie und Moden, herausgegeben von Androssow, einem kenntnißreichen und talentvollen jungen Gelehrten, der sich schon durch mehrere gehaltvolle satirische Werke und Aufsätze in Zeitschriften bekannt gemacht hat. Alle 14 Tage erscheint ein 8—10 Bogen starkes Heft in Octav. Bis jetzt sind zwey Hefte erschienen. Der Dichter Puschkin hat sich, seitdem er verheirathet ist, der Prosa zugewandt, und die Geschichte des Pugatschew'schen Aufstandes in zwey Bänden geschrieben. Polewoi dagegen, der Verfasser der Geschichte des russischen Volkes, hat die russische Geschichte einweilen auf sich beruhen und einen Roman unter dem Titel: „Abbadonna,“ eine Sittenschilderung unserer Zeit, vom Stapel laufen lassen. Hr. Dr. Sedersholm, während der Ferienzeit ambulirender Pastor der Gemeinden zu Tula, Twer, Orel und Kaluga, sonst hier als Lehrer privatirend, hat für erwähnte Gemeinden ein Gebeths- und Erbauungsbuch herausgegeben, welches denselben das Wort mündlicher Belehrung möglichst ersetzen und dabey das geistige Band zwischen Hirten und Herde fester knüpfen soll. Als Anhang ist diesem Gebethsbuche eine Sammlung von erbaulichen Betrachtungen, Gebethen u. s. w. von dem Kirchenvater Augustin, von Tauler, Thomas von Kempen, Luther, J. Böhme, Terstegen, Arndt, Spener und Novalis beygegeben. Da die meisten dieser Männer Mystiker sind, so nimmt Hr. Pastor Dr. Sedersholm in der Vorrede Gelegenheit, einige Worte „über diesen, wenn man es recht ist, Ehrentamen“ zu sprechen. „Wir sollen freylich, sagt er, trachten, Gott immer mehr zu erkennen; aber sein Herz von unwürdiger Weltliebe reinigen und

Gott ergeben, und sich hineinleben in die Liebe des Herrn, das ist doch die Hauptsache, und darin sind diese alten Mystiker unsere Meister.“ Das Buch, eine Frucht nicht der Mußestunden, sondern der Mußeminuten des Verfassers, ist ein neuer Beweis seiner unermüdeten Thätigkeit und seines steten Bestrebens, Gutes zu wirken und Segen zu stiften, wo er nur kann, in der Nähe und Ferne.

Ein anderes deutsches Buch erschien noch gegen Ende des vorigen Jahres hier, nemlich eine deutsche Chrestomathie zum Gebrauch beim Übersetzen ins Russische, mit einem vollständigen deutsch-russischen Wörterverzeichnisse, herausgegeben von Erhard Göring, Lector der deutschen Sprache an der hiesigen Universität. Dieses Buch war für die hiesige Universität Bedürfnis, da die bisher bey der Universität und andern öffentlichen und Privatanstalten eingeführte Ulrich'sche Chrestomathie selbst in ihren neuern Auflagen keine Notiz von der neuern Literatur nahm, sondern nach wie vor z. B.: Bruchstücke aus Dusch's Gedichte: die Wissenschaften, und Wieland's selbst nur Bruchstück geliebtem Cyrus zum Besten gab. In einer andern Chrestomathie von Leibracht, von der erst in diesem Jahre eine neue Auflage erschien, kommt sogar eine Fabel von Caniz vor. Die Chrestomathie von E. Göring nun hat, wenn sie auch kein anderes Verdienst haben sollte, wiewohl sich die russischen Journale recht vorthelhaft über sie ausgesprochen haben, wenigstens das, daß sie dem jetzigen Standpunct der Literatur mehr gemäß ist, als die erwähnten, und ohne ältere Classiker auszuschließen, die Leser auch mit den neuern und neuesten Schriftstellern bekannt macht. Es finden sich darin unter andern Stücke aus den Werken von A. v. Humboldt, W. Menzel, Luden, Raumer, Kottek, Thiersch, Schleiermacher und im poetischen Theile Krummacher, Fröhlich, Rückert, Justinus Kerner, Tieck, Uhland, G. Schwab, J. Mosen, Heine, Chamisso, Beckstein, Wilhelm Müller, Striegely, Anastasius Grün, Pfizer, Schenkendorf, Redlich, Wessenberg, Platen, der König von Bayern und mehrere andere. Manche der in dieser Chrestomathie aufgenommenen Gedichte sind seitdem metrisch ins Russische übertragen und von vielen Profaisen und Dichtern schon ihre sämtlichen Werke verschrieben worden. Besonders hat sich Uhland durch die Einfachheit seiner Sprache und den Adel seiner Gesinnung viele Freunde gewonnen.

(Der Schluß folgt.)

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 7. August zum ersten Male: „Die kleinen Wildddiebe.“ Vaudeville in einem Acte nach dem Französischen von L. Angely. Die Musik zusammengestellt von G. Ort.

Im Hofoperntheater hieß diese Piece „der lustige Felix,“ und wurde daselbst eben nicht glänzend aufgenommen. Es ist eigentlich gar keine Erfindung darin und der ganze Effect beruht so ziemlich auf der prompten Ausführung der militärischen Exercitien durch die Mädchen in Uniform. Diese waren denn auch recht gut eingeübt, die Musik charmant zusammengestellt und die hervortretenden Rollen nach Kräften besetzt. — Facit: beyfällige Aufnahme. Die Jazedé sang artig, auch den Tödler nicht übel, nur klingt die Prosa dieses jungen Frauenzimmers, als ob sie französisch spräche. Den geprellten Förster gab Hr. Koch mit Gewandtheit und genügte auch im Gesange, zumal in der Jagdarie aus dem Verschwender, die er wiederholen mußte. Von Dlle. Walter (Felix) läßt sich Fleiß und Fortschreiten rühmen; doch muß sie ihre Intonation sorgfältig überwachen. Das Binale aus dem Klausner am wüsten Berge trug sie beyfallswürdig vor. Die Chöre der kleinen Wildddiebe waren trefflich studiert und gingen sehr gut zusammen; besonders zeichnete sich der niedliche kleine Tambour aus, dessen Wirbel allezeit von Applaus begleitet waren. — Hierauf folgte „der Bräutigam in der Klemme.“

(Mit Nr. 32 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.
Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 13. August 1835.

97

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

An die Leser der Wiener Zeitschrift.

Die Unterzeichnete erfüllt die ihr gewordene schmerzliche Pflicht, den Abnehmern und Lesern der Wiener Zeitschrift den Tod ihres innigst geliebten Gatten, des bisherigen Herausgebers und Redacteurs dieser Blätter, Johann Schickh anzuzeigen. Er starb den 1. August d. J. Abends halb neun Uhr, im 64. Jahre seines Alters, zu Bad-Gastein, wohin er sich abermals in der Hoffnung begeben hatte, seine durch vieljährige, rastlose Anstrengungen geschwächte Gesundheit wieder herzustellen. Diese Hoffnung ist nicht erfüllt worden, und die bürgerliche Welt hat in ihm das Muster eines Wiedermannes, die literarische den Gründer und Erhalter eines ihrer geachtetsten Institute verloren. Durch zwanzig Jahre hat der Verewigte die von ihm gestiftete Wiener Zeitschrift mit unermüdeter Thätigkeit und mit einer in allen Beziehungen unwandelbaren Rechtlichkeit geführt; dieses öffentliche Zeugniß hat ihm die Welt jederzeit und willig gezollt, ihre Achtung ist ihm zum Lohne für das was er wirkte, in das Grab gefolgt. Was er als Mensch seinen Umgebungen war, wird fortleben in den Herzen derjenigen, die ihm nahe standen und entweder Zeugen oder Empfänger seiner Gutthaten waren; in ihren Herzen steht es geschrieben, wie er dem Bedrängten ein bereitwilliger Helfer, wie er oft dem mittellosen Talente eine ermunternde, belebende Stütze, wie er allen Freunden ein seltener Freund war. Die tiefgebeugte Witwe des Verewigten spricht in diesen Worten gewiß nur die Empfindungen aller derer aus, die sein Andenken segnen. — Über das fernere Bestehen der Wiener Zeitschrift und die dahin gehörigen Verfügungen, wird den Abnehmern und Lesern dieser Blätter in kürzester Frist das Nähere mitgetheilt werden.

Wien, am 13. August 1835.

Anna Schickh.

Deutschlands erste Karthause.

(S h l u f.)

Dem Hauptthore gegenüber gelangt man durch ein zweytes Thor in den zweyten (inneren) Hof. Rechts erblickt man die Kirche, an deren westliche Außenwand das heimliche Gerichtsgebäude sich lehnt. Es ist sehr verfallen, hin und wieder ragen baphometartige Köpfe hervor; auch zeigt man noch die Maueröffnung, aus welcher der Angeschuldigte zu den Richtern sprach, worauf er im Falle der Verdammung hinter dem Hochaltar begraben worden seyn soll. Links war ein Bassin, in welches durch steinerne mit Zinn überzogene Röhren das Wasser aus der Gora (Gonowitzerberg) hineingeleitet wurde. Die Steinplatten sind noch vorhanden. Im Jahre 1789 veräußerte ein Verwalter dieser Herrschaft das Metall, welches den Röhren der Wasserleitung zur schützenden Hülle diente, wodurch sie ihres Bandes beraubt, das Wasser durchließen. Als sich nun dieses in die Grundfesten des Gebäudes ergoß und sie so durchdrang, da stürzte ein Gewölbe um das andere ein und dieser Theil der Karthause litt dermaßen, daß er schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts gänzlich zerfallen war.

Hinter diesem Bassin führte eine Treppe hinauf in die Salzkammer. Gerade über stößt man auf die Trümmer der Apotheke. In der Mitte steht eine Capelle mit der Priorengruft, von welcher man sich eine Menge Spukgeschichten zu erzählen wußte; noch in der neueren Zeit ließ sich mancher abenteuerliche Schatzgräber hier bey seinem nächtlichen Werke betreten. Ringsherum im Viereck lief der Kreuzgang, wovon nur Schutt und Steingerölle noch übrig ist. Als nemlich Gonowiz im Jahre 1786 abbrannte, gestattete der damalige Verwalter den Bürgern auf ihr Ansuchen, sich aus der Karthause ihr Baumaterialie zu brechen, was sie denn nicht planmäßig und stufenweise, sondern ohne Wahl und nach Belieben thaten; dessen ungeachtet kann man auf der Nordostseite noch die einzelnen Zellenabtheilungen unterscheiden, so wie auch von den Hausgärtchen noch Spuren bemerkbar sind. An der nördlichen Ecke erhebt sich ein wohlerhaltener runder Thurm, zu welchem früher längs der Ringmauer ein ebener Holzgang geführt zu haben scheint. Jetzt kann man nur mittelst einer hohen Leiter zum Eingangspfortchen gelangen. Der Thurm dürfte zu einem Schüttkasten bestimmt gewesen seyn. Er hat drey Böden, zu deren oberstem eine freye steinerne Wendeltreppe ohne Geländer führt, welche für Leute, die am Schwindel leiden, eben nicht wohl erklimmbar ist. Die konische Bedachung, welche, wie die übrigen (älteren), aus breitem Glimmerschiefer besteht, ruht auf einem sehenswerthen, äußerst complicirten Spindelwerke.

Von hier aus geht man zurück, und kommt aus dem ersten Hofe rechts vom Hauptthore in den dritten. Hier trifft man links unter dem Eingange einen überaus merkwürdigen Keller, für drey riesige Fässer bestimmt. Massive säulenartige Pfeiler tragen das kräftige rundgeränderte Gewölbe. Unter dem Thorbogen sieht man die Klosterkerker, welche dormalen harmlosen Schweinen zum geräumigen Aufenthalte dienen. Auf einem Gange oberhalb hängt noch ein Gemälde, dessen einziger Werth darin besteht, daß man die Tracht der

Karthäuser aus demselben entnehmen kann. Mehrere andere wurden aus ihren Rahmen geschnitten und zur Unterbreitung auf dem Schüttboden verwendet.

In der einen Ecke dieses Hofes befindet sich die im sogenannten gothischen Styl erbaute Kirche, mit einem den Einsturz drohenden moderneren Blechthurme. Gut erhaltene Marmorstufen leiten zu dem schloß- und riegellosen Thore hinan, welches ein herrlicher Thürstock von weißem Marmor überwölbt. Einen überraschenden Anblick gewähren dem Eintretenden die freundliche Höhe, die hohen Bogenfenster, durch die nun wuchernder Ephen hereinströmt, und der leichte, durchaus nichts Drückendes oder Beklemmendes enthaltende Charakter des Ganzen. Allenthalben lehnen schöne Marmorplatten umher, welche ausgehoben wurden, um sie anderwärts zu verwenden, wie denn auch bereits der Flurgang des zweyten Stockes im Schlosse Triebeneck (Gonowitz) mit weißen und schwarzen Platten aus dieser Kirche gepflastert ist. Von den marmornen Weiskesseln trägt der eine die Zahl 178—v (?) eingehauen. Die schönen Kirchstühle des Presbyteriums, deren Sitze, gleich unseren Sperrsitzen, zum Aufschlagen gerichtet sind, werden, statt der Hermen, von Seraphim getragen. Links am Anfange der Stühle erkennt man die Spur des Kanzelpförtchens. Seitwärts davon hangen große halbverfallene Bilderrahmen, aus denen die Gemälde herausgelöst und verkauft worden seyn sollen. Aus dem Hofe führt eine Aufgangshalle zum Chor empor. Auch hier blieb die Schatzgräberey nicht unthätig, indem Einer der letzten Karthäuser einen länglichen Stein unter einem Crucifix als die Stelle bezeichnet haben soll, worunter ein Schatz verborgen liege. Im ersten Stockwerke dieses Flügels steht man nebst mehreren Gemächern einen halb eingestürzten niedrig gewölbten Saal. Einige halten ihn für den Capitelsaal, in welchem die Mönche stehend, umgeben von leeren Wänden, ihre Priorenwahlen hielten, Andere für eine Art Kleiderkammer, in welcher die Ornate aufbewahrt wurden. Er steht mit der Vorhalle in Verbindung, welche zum Chore führt. In diesem bemerkt man ein sehr schön gearbeitetes weiß marmornes Waschbecken, welches ausgehoben werden soll. Vom Chore aus, dessen rechtes Marmorgeländer noch ganz erhalten ist, hat man Gelegenheit, die Deckenmalerey zu betrachten. Sie füllt die einzelnen Felder der Bogenwölbungen aus, deren Knäufe von runden Schildern mit mysteriösen Emblemen in Hautrelief (geflügelte Pferde u. m. a.) gebildet werden. Die Gemälde tragen sämmtlich die scharfen Risse der altdeutschen Schule und stellen, in mystischen Zusammenstellungen, Gruppen der Cherubim, der Seraphim, der Principatus, Prophetae, Confessores, Martyres, Apostoli etc. dar. Der Altar fehlt; flüsternde Baumzweige und rankendes Immergrün bilden den Rahmen, aus welchem ein Strahl der Morgensterne statt des Hochwürdigsten dem Eintretenden entgegenschimmert. Das Waschbecken zur Seite des Altars ist ausgehoben. Rechts gelangt man in die höchst interessante Seitencapelle. Sie ist ebenfalls im gothischen Style erbaut; unter der Wölbung fallen bayhometähnliche Fragen auf. Vieles erinnert unwillkürlich an die Templer, von denen der Sage nach die alte Kirche des nahen Spitalitz herrühren soll. Die Bogenknäufe zeigen das Osterlamm, ein Christusbild u. dgl. in Relief, auch hier wurde das Marmorbecken abgelöst. Über einer Öffnung des Estrichs, die unterhalb eine Gruft vermuthen läßt, steht ein deckelloser Steinsarg. Als man denselben im verfloßnen Jahrhunderte eröffnete, fand man drey Todtenschädel darin, wovon der eine etwas kleiner

war. Ohne Zweifel gehörten dieselben dem edlen Stifter dieser Karthause, welcher auf seiner Reise nach Palästina zu Fünfkirchen in Ungarn starb und hieher zurückgebracht wurde, seiner weisen und milden Gattinn, Anna Kunigunde von Bohburg, und seinem unglücklichen Sohne Ottokar VI. dem letzten Traungauer an, der Steyermark Österreichs Fürsten an's Herz legte. Bey jener Gröfßnung that man die drey Todtenschädel und die wenigen Gebeine in einen kleinen eisernen Sarg, stellte diesen in das Steingrab, bedeckte es wieder, und setzte auf eine weiße Marmorplatte die Inschrift: *Hic jacet Ottocar marchio Styriae; Joanna Kunigunth conjux et Ottocar pius filius.* Im Jahre 1812 ließ der erhabene Freund des Alpenlandes, der durchlauchtigste Erzherzog Johann, das Grabmal öffnen, und, nachdem er den ehrwürdigen Resten den Tribut der Andacht und Verehrung gezollt hatte, es wieder verschließen. Die Besorgniß, daß dieß heilige Kleinod aus den Tagen der Väter in dieser halbzerstörten Umgebung bald gänzlicher Vernichtung anheimfallen könnte, veranlaßte die Stände Steyermarks, einen sichreren Bewahrungsort für sie auszuwählen. Im May des J. 1827 ließ sich daher der k. k. Kämmerer, Anton Graf von A t t e m s, als Übernahmsscommissär, die Gebeine der beyden Ottokare und Kunigundens verabsolgen, um dieselben nach Grätz zu überführen, wo sie am 27. des genannten Monats im feyerlichen Zuge nach der Stiftskirche zu Rein (Ruen) gebracht wurden. Als sich der Zug an Straßengel vorbeymbewegte, begrüßte frommes Glockengeläute die sterblichen Reste des verewigten Landesvaters, welcher einst der Kirche daselbst zwey Gegenstände mehr als sechzehnhundertjähriger Verehrung, ein Marienbild aus Jerusalem und ein wunderbares Kreuzbildniß, als Andenken an seinen Kreuzzug (1147—1151) mitgebracht hatte. Unter der andächtigen Nührung aller Anwesenden stiegen die edlen Fürstenahnen zum zweyten Male in ihr Grab, welches ihnen nun würdiger und sicherer zunächst dem Sarkophage Ernests des Eisernen bereitet worden war, und in welches ihnen Steyermarks lieblicher Sänger K. G. v. Leitner die stehenden Worte nachrief:

Jetzt auch, Theure, eine Bitte:
Bringt zu eurer Enkel Glück
Kraft, Geradheit, schlichte Sitte
Und die fromme Treu' zurück!
Doch das Thörichte, das Arge,
Willkür, Troß und Dunkelheit,
Laßt zurück in eh'rnem Sarge,
Laßt in eurer rauhen Zeit!"

Mich erfaßte, als ich so vor dem leeren Steinsarge stand, mächtig der Drang hineinzurufen: „Sarg, wo ist dein Inhalt?“ — Und eine Geisterstimme schien mir zuzustüßern: „Evolavit, non est hic!“ Sie dünkten mich mehr als übersiedelt, die guten Traungauer, sie dünkten mich auferstanden! Ergrißen eilte ich fort, und klomm die schmale, etwas bedenkliche Wendeltreppe hinan, die auf den Thurm führt. Ehe man in das Thurmhaus kommt, stößt man wieder auf eine kleine Capelle mit einem runden Fensterchen, in welches sich ein dicker Epheustamm hineingezwängt und der Rundung als natürlicher Rahmen angeschmiegt hat. Außerhalb bemerkt man noch die herrliche Hohlkehle von Stein.

Vor der Kirche gelangt man durch ein Gitterthor in einen Gemüsegarten, welcher zwischen den Resten einer zugebauten Capelle angelegt ist. In der

Oben steht ein viereckiger halbverfallener Thurm, in welchem einst die Fische an der Luft gedörrt wurden, welche einen großen Theil des Nahrungsbedarfes ausmachten, zu dessen Deckung dem Kloster einst vier Teiche *) dienten. Gegenüber befindet sich der, unter Maria Theresia gemachte Zubau, dessen Erdgeschoss ein geräumiger Keller einnimmt. Geradehin führt ein Pfortchen unter einem Crucifix in einen Garten hinab, wo man noch die Reste eines Treibhauses und unter einer schattigen Baumgruppe einen Steintisch mit der Jahreszahl 1656 bemerkt.

Dieses Plätzchen mag ganz geeignet seyn, um die Eindrücke noch einmal zusammenzufassen, welche sich der Seele bey Durchwandlung dieser stillen Klostersruine aufgedrängt haben. Hier von flüsternden Bäumen überwölbt, von nichts gestört, als höchstens vom Knarren der Wetterfahne auf dem alten Thurme, mag man mit dem Sänger der Trauerlieder wehmüthig ausrufen:

Ja, hier ist Verlassenheit zu Hause,
Hier ist's für die Trauer traurig g'nug;
In der abgeschied'nen Waldesklaufe
Regt sich schauernd nur des Windes Zug.
Hier mag ungekrast die Klage weinen,
Kein Verräther lauscht in diesen Steinen!

Den Rückweg von Seiz kann man zu Wagen oder zu Fuß auch über Gornowiz nehmen. Die Bezirksstraße führt an einer Denksäule vorbei, auf welcher die Stiftungsgeschichte der Karthause abgebildet ist, über Spitalitsch, Stadel, Seizdorf und Gornowizdorf in den nicht schlecht gebauten Markt Gornowiz (an der Drau), durch welchen die Commercialhauptstraße geht. Kürzer und angenehmer ist der Fußweg. Über den Seizbach gelangt man nordwärts von der Karthause in einen kleinen Wald, wo sich die Wege theilen. Man steigt rechts über eine ziemliche Anhöhe empor, auf deren Rücken der zu Seiz gehörige Gumminger Meierhof liegt. Von demselben genießt man einer herrlichen Außenwelt. Westlich erheben sich die Fahlen Seizbacher Felsgebirge; südwestlich erblickt man Gilli, das Schloß Neu-Gilli, und über die Kirchfättner Hügelreihen hinaus die Herrschaften Pragwald und Salloch; südlich schließen der Sattel des Kofal bey Steinbrücken und der ausgedehnte Woscher bey Montpreis, östlich der kegelförmige Donatiberg, bey Rohitsch der Wotsch und das Mazelgebirge den Gesichtskreis. Nachdem man hier den Blick ungehemmt bis an die Grenzen von Kärnten, Krain und Croatien schweifen ließ, tritt man gestärkt und erquickt in die ersten Waldeshallen der Gora, in dieselben, in deren heiligen Schauern vor fast sieben Jahrhunderten Ottokars Entschluß, hier ein Kloster zu stiften, gereift war. Der Gipfel läßt sich unmerklich übersteigen. Auf dem abwärts führenden Steige will man in einem Felsboden noch die Spur des Huftrittes erkennen, die ein Raubritter hier zurückließ, als er das Töchterlein seines Dynasten (Gospodizhna) durch das Dunkel des Bergwaldes entführte. Endlich oberhalb der Bergruinen von Gornowiz öffnet sich die Gegend wieder und überrascht erblickt man zu seinen

*) Der Kornagger (Kornader) Teich im Flächenmaße von 12 Joch 1,142 Quadratklaster, der Sczazoler Teich 6 Joch 68 Quadratklaster, der Schuppniker Teich 7 Joch 778 Quadratklaster und der Seneger Teich 5 Joch 1,045 Quadratklaster, welche bis 1791 von der Herrschaft selbst benützt, dann aber theils verpachtet, theils in Acker und Wiesen umgewandelt wurden. Ueberdies hatte das Kloster das ausschließliche Fischrecht in zahlreichen Gewässern und den Fischotterfang im ganzen Kreise.

Füßen den Markt; vor sich den mächtigen Rücken des Bachergebirges und ostwärts, jenseits bunter Hügel und Berge, das mit Dörfern besäete Pottauerfeld.

Wer den Ausflug von Gills nach Seiz zu Fuße gemacht hat, schlage sein Nachtlager in Gonowitz auf, und bringe den Abend mit einem Besuch in dem freundlichen, von freundlichen Menschen bewohnten Schlosse Triebenec oder mit Besichtigung des Marktes, welchen ein seitwärts vom Schlosse entspringendes (wie man sagt mineralisches) Bächlein durchrieselt, oder im traulichen Stübchen des Bräuhauses zu, wo besserer Gerstensaft quillt, als in irgend einem andern Orte des Kreises. Wer seine Fußparthie auch zu Fuße beschließen will, schlage am nächsten Morgen den kürzeren Weg über den Polanaberg ein, über welchen ehemals die Commercialhauptstraße geführt hat. Bei einem aus altem auffallend dicken Mauerwerk erbauten Bauernhause, einer halbzerfallenen Mühle gegenüber, kommt man wieder auf die Commercialhauptstraße, welche sich zur Seite des Engbaches durch ein schmales romantisches Thal an dem Schlosse Sternstein vorüberschlingt, und von dort aus den der freundlichen Seitenwege Kundigen in beyläufig zwey Stündchen nach Gills zurückführt.

Joh. Gab. Seidl.

Correspondenz-Nachrichten.

Moskau, im Sommer 1835.

(Schluß.)

Nach „Literatur“ folgt auf dem Titel Ihrer Zeitschrift das Theater. Ich will also auch einige Worte davon sprechen. Das deutsche Theater hat hier aufgehört zu existiren. Die Hoffnung, die Hr. Gebhard hatte, von der Krone mit der Zusammenfügung einer deutschen Gesellschaft beauftragt zu werden, ging nicht in Erfüllung. Wir haben kein Theater und doch werden manchmal deutsche Stücke aufgeführt. Wie geht das zu? Hr. Berkholz, vormalig Mitglied der Ohmann'schen und Gebhard'schen Gesellschaft, der sich bis jetzt vergebens um ein passendes Engagement in St. Petersburg bemüht, ist mit seiner Familie hier geblieben, und gibt nun mit derselben und mit Zuziehung einiger Theaterfreunde, dann und wann, so oft er von der russischen Direction Erlaubniß dazu erhält, wenn Noth in Holland und Ebbe in seiner Cassé ist, ein paar Lust- und Singspiele, sich und seiner Familie zu Nutz und Frommen, dem deutschen Handwerkspublicum dabier aber, da es zum Theil selbst mit agit und um so größeren Antheil an diesen Vorstellungen nimmt, zu absonderlichem Vergnügen und Befestigung. Das hiesige deutsche Publicum hegt den Grundsatz: man muß Gott für Alles danken, und ist deßhalb ein Muster der Nachsicht und Langmuth. Im russischen Theater wurde „Robert der Teufel,“ und „der Kaufmann von Venedig“ gegeben. Einstudirt wird die „Stimme von Vortici,“ natürlich mit großen Veränderungen. Diese Oper durfte in St. Petersburg zwar im deutschen, aber nicht im russischen Theater gegeben werden. Das Sommertheater ist von Njeskutschnoi nach Petrowsk in den neu angelegten Park verlegt worden und wird wahrscheinlich, da Petrowsk seit einiger Zeit, ja beynähe täglich sich verschönert und die Lieblingsumgebung der Moskauer geworden ist, sehr stark besucht werden. Schon voriges Jahr war Petrowsk an Sonn- und Feiertagen der Sammelplatz der fashionablen Welt; der Weg dahin war mit Equipagen aller Art, Reitern und Fußgängern bedeckt und gleich einer wandernden Stadt; dieses Jahr wird das Dahinströmen noch größer werden, denn nicht allein das Theater wird viele Menschen dahin ziehen, sondern auch die deutsche Bürgergesellschaft, welche für dieses Jahr das Landhaus des Fürsten Dolgorucki daselbst gemiethet hat.

Concerte wurden dieses Jahr während der Fasten weniger als früher gegeben. Außer den beyden Paganini's en miniature, den Gebrüdern Eichorn, waren gar keine fremden Künstler gekommen. Diese aber gaben vier Concerte, welche alle Moskauer zu Bewunderern ihrer Talente und Kunstfertigkeit machten. Der Vater dieser Kindervirtuosen hat Moskau ausgebeutet, so gut er konnte. Er nahm zwar nur 5 Rubel

für das Entréebillet, ließ sich aber — etwas hier bisher Unerhörtes — auch eben soviel von denjenigen bezahlen, die der Repetition beywohnten. Von Studenten nahm er die Hälfte. Ungeachtet dieses niedrigen Preises mag er doch wohl während seines kurzen Hierseyns so viel eingenommen haben, als mancher kaum während seines ganzen Lebens. Die voriges Jahr gebildete philharmonische Gesellschaft muß dieses Jahr nicht besonders harmoniren; sie gab nur einmal, so viel ich weiß, ein Lebenszeichen von sich, von dem indessen nicht viel verlautbarte. Dagegen gab eine andere Gesellschaft von Dilettanten aus dem Adel ein Concert, in der, das hiesige Publicum nicht weniger als den gefeyerten Künstler selbst ehrenden Absicht, den Erlös desselben zur Herausgabe der Compositionen des seit mehreren Jahren hier privatirenden Musikers Geibel zu verwenden. Da das Concert sehr besucht und der Erlös also bedeutend war, so darf das musikalische Publicum der Herausgabe der Compositionen dieses Tonkünstlers entgegensehen.

Die Promenaden während der Butterwoche wurden des eingetretenen Thauwetters wegen den Moskauern zu Wasser. Dagegen begünstigte der Himmel die Promenaden während der Osterwoche, und sie waren daher, obgleich kaum halb so viel Merkwürdigkeiten in den improvisirten Theatern zu sehen waren, als voriges Jahr, nicht weniger besucht.

Zum Schlusse erzählte ich Ihnen noch folgende Geschichte, die vor Kurzem den Einwohnern von Moskau viel zu reden gab. Ein hiesiger Kaufmann beerdigte seinen Bruder und fand ihn nach der Beerdigung gesund und wohl wieder. Die Sache ging natürlich zu und verhielt sich so: „In Njestsutschnoi fand man einen Erschlagenen unter der sogenannten Teufelsbrücke liegen. Dieß machte die ganze Nachbarschaft neugierig. Jeder ging hin, um ihn zu sehen. Auch zwey Diener des in der Nähe von Njestsutschnoi wohnenden Kaufmanns befriedigten ihre Neugierde. „Ach mein Gott,“ sagte der Eine, „das ist ja der Sidor Karpowitsch, der Bruder unsers Herrn.“ „Ja, bey Gott, er ist's,“ antwortete der Andere. — Man muß nemlich wissen, daß der Sidor Karpowitsch ein lustiger Zeisig war, der sich oft Wochen lang herumtrieb zum Argegniß seines Bruders, dessen Vorstellungen und Ermahnungen wenig oder nichts fruchten wollten. Die beyden Diener verkünden ihrem Herrn, was sie gesehen. Er geht selbst hin, sich zu überzeugen. Richtig, er ist's, es ist der gute Bruder, dasselbe Haar, dieselbe Größe, dieselbe Kleidung. Von Gesicht war wenig zu bemerken, denn es war ganz zerfchlagen; auch betrachtet der Kaufmann, der eine besondere Aversion vor Todten hat, den Erschlagenen nur von ferne. Aber Alles trifft zu: Haar, Bart, Größe, Kleidung. Es wird also eine Anzeige an die Polizen gemacht und die Bitte ausgesprochen, dem Erschlagenen, als leiblichen Bruder, die letzte Ehre erweisen zu dürfen. Er erhält die Erlaubniß und richtet ein reiches Begräbniß aus. Alle Verwandten und Bekannten begleiten die Bahre. Es werden Thränen in Menge vergossen. Der leidtragende Bruder ist gerührter als alle. Es drückt ihm fast das Herz ab, daß er oft unfreundlich und hart gegen den lockeren Zeisig gewesen. Kurz die Beerdigung wird so solenn als möglich ausgerichtet und man sieht noch bey'm Leichenschmaus, als sich ein Gerichtsdiener melden läßt, der durchaus den Leidtragenden sprechen will. Er wird zu ihm gelassen. „Ihr Bruder läßt Sie gehorsamst bitten, ihn doch aus dem Gefängniß zu befreien. Er sitzt schon seit 3 Tagen im Jakimanschen Polizenhause.“ „Kerl, bist du toll; mein Bruder liegt im Grabe, wir haben ihn ja eben beerdigt.“ „Wen Sie beerdigt haben, weiß ich nicht; aber Ihr Bruder hat Arrest, und läßt Sie um Gotteswillen bitten, ein gutes Wort für ihn einzulegen.“ Das Erstaunen des Bruders und aller Gäste läßt sich eher denken als schildern. Kurz die Sache hat ihre Wichtigkeit. Der Bruder Lustig sitzt wirklich im Loche und wird befreit; aber wer der Erschlagene war, ist bis jetzt nicht ermittelt. Das ehrenvolle Begräbniß hat er indessen weg. Ob dem Kaufmann diese Überraschung angenehm war oder nicht, darüber schweigt die Sama.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Concert des Herrn John Field.

Am 8. August wurde dem Wiener Publicum der Genuß, den berühmten englischen Pianisten John Field zu hören. Für den bey weitem größeren Theil der Anwesenden war es wohl ohne Zweifel das erste Mal, denn nur ältere Personen, wenn wir anders recht berichtet sind, mögen sich erinnern, vor länger als 30 Jahren den damals jugendlichen Virtuosen zugleich mit seinem weltberühmten, ehrwürdigen Lehrer Cle-

menti in Wien gesehen und gehört zu haben. Hr. John Field ist nicht allein seines weitverbreiteten Ruhmes und seines künstlerischen Standpunctes als Virtuose und als Componist, sondern sogar seines Vaterlandes wegen, eine merkwürdige, seltene Erscheinung. England ist, oder war wenigstens bis auf die neueste Zeit, in Beziehung auf Musik hinter allen kunstübenden und kunstliebenden Völkern Europa's in einer auffallenden Weise zurückgeblieben, eine Thatsache, deren Ursachen zu entwickeln wir einer tiefern Untersuchung, als uns hier vergönnt ist, überlassen müssen. Eben so arm als an Componisten (Ihr Dr. Arne muß ihnen für ein ganzes Jahrhundert ausreichen) sind die Engländer auch an Virtuosen geblieben, wenigstens an solchen, die sich einen Ruf über die Grenzen des eigenen Vaterlandes hinaus, einen europäischen, einen Weltruhm erworben hätten. Zu den zwar nicht überall bekannten, aber in England bewunderten, und unfreitig hochverdienstlichen Instrumentalisten gehört in neuerer Zeit Lindley, ein Violoncellist, der nicht viele seines Gleichen finden wird, Nicholson ein Flötist, der sich als Virtuose und als Componist für sein Instrument den besten seiner Zeit anreihen darf, und in neuester Zeit der auch den Wienern bekannt gewordene, wadere Violinist Durv. Die glänzendste Ausnahme aber von der oben bemerkten Erscheinung macht John Field, der Pianist, ein Künstler in der wahren, in der höchsten Bedeutung des Wortes. In seinem Spiele ist das Schöne, aber immer und allein das Schöne, das vorwaltende Element, und wenn der Name „Kunst“ unter andern Bedeutungen auch die der Alleinhererschaft, dieses Princip's des Schönen, in sich schließt, so verdient er vorzugsweise den Ehrentitel, den wir ihm so eben beygelegt haben. Sein Spiel scheint uns von seinen Compositionen beynahe unzertrennlich, und wir möchten behaupten, daß man die letzteren nur dann ganz zu würdigen wisse, wenn man sie von ihm selbst hat vortragen hören. In Beziehung auf das, was man brillant zu nennen pflegt, und was man in neuerer Zeit so oft mit dem Schönen für gleichbedeutend hält, machen beyde, Spiel und Composition, keinen ausschließlichen oder auch nur besondern Anspruch; aber beyde sind unbeschreiblich, unwiderstehlich schön. Die Composition ist originell, reich an Erfindung, an Gedanken und Melodien, voll der tiefsten Empfindung und in Beziehung auf Instrumentirung durchaus meisterhaft; der Vortrag dagegen ist gleichsam die Vollendung, die Grazie und Lieblichkeit selbst; der schönste Anschlag, die höchste Reinheit und Deutlichkeit der Passagen, eine unübertreffliche Vertheilung von Schatten und Licht in seinem Spiele, das überall durchschauende Gefühl des Künstlers, und dabey die Abwesenheit aller prunkenden oder kokettirenden Manieren, — kurz Alles, was man als das Bessere und Beste in der Kunst bezeichnen mag, findet sich in diesem trefflichen Künstler vereint. — So entzückend es war, Hrn. John Field zu hören, eben so erfreulich war es auch, die Aufnahme zu sehen, die ihm von Seiten des Wiener Publicums zu Theil wurde. Wir sind nicht gewohnt, die Beyfallstürme oder die Herausrufungen, mit denen ein Künstler für seine Leistungen belohnt wird, zu zählen; das aber können wir versichern, daß wohl noch keiner mit einer wärmeren Theilnahme empfangen und entlassen wurde, als er. Die Compositionen, mit denen er auftrat, bestanden in seinem sechsten Concert, und in dem Pastorale und Rondeau des dritten. — Unter den übrigen Leistungen des heutigen Abends haben wir einer Ouverture des Hrn. Vincenz Lachner, Capellmeisters an diesem k. k. Hofoperntheater, zu erwähnen, der ersten zur Öffentlichkeit gebrachten Arbeit des jungen Tonsetzers, der darin ein unverkennbares, für die Zukunft recht viel versprechendes Talent an den Tag gelegt hat. Zwischen den beyden Productionen des Hrn. John Field spielte Hr. Hartinger, Mitglied des Opernorchesters, Variationen für das Violoncello von seiner eigenen Composition und erfreute das Publicum neuerdings durch sein überaus fertiges, geschmackvolles und gediegenes Spiel.

Modell XXXIII.

Ein Kleid von Mull mit einer gestickten Lülle-Anglais Chemisette, nach einem Originale von Hrn. Th. Peter, bürgl. Damenkleidermacher, Spenglergasse Nr. 426.
Ein Basthut mit Federn und Band geziert, nach einem Originale von M. Langger, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 15. August 1835.

98

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Als Schickh starb.

Als sie haben
Einen braven Mann begraben
Und mir war er mehr.

So haben sie denn Dich auch eingescharrt,
Du wack'rer Mann von ächter alter Art,
Du Ehrenmann mit deiner deutschen Seele,
Die jugendlich für Recht und Wahrheit brannte,
Und den, so wie der Meister die Juwelle,
Der Bied're gleich als Biederer erkannte.
Der Gräber gräbt, die dumpfe Scholle fiel —
Uns blieb der Schmerz, Dir ward der Schmerzen Ziel!

Dem Vaterland herzinnig zugethan,
Geschwornen Feind von Neu'rungssucht und Wahn,
Dem Wissen und der Kunst getreu ergeben,
Kein Opfer für das Guterkannte scheuend —
So war dein schönes, wirkungsvolles Leben,
In später Frucht noch segensreich gedeihend,
Wie das Verdienst in anspruchsloser Kraft
Verborgen wirkt und prunklos sät und schafft.

Wiel des Frivolens rief die Zeit hervor,
Was der Geschmack, irgehend, sich erkor;
Du wanktest nicht in deinem guten Sinnen,
Bist immer klar, bist männlich stets geblieben,
Und selbst der Neider feindliches Beginnen
Es konnte Dir die treue Brust nicht trüben;
Die rechte Straße gingst Du redlich fort,
Nicht schwankend in der That und nicht im Wort.

An deinem Hügel steh'n sie nun betrübt,
Die Dich geehrt, die innig Dich geliebt;
Ein bitteres Weh' zuckt Allen durch die Herzen,
Denn wenn ein Mann, ein deutscher Mann gestorben,
Dann sind es tiefe, sind es heil'ge Schmerzen,
Auf die er sich ein hohes Recht erworben;

Berehrung, Liebe, rein und ungetrennt,
Sie baun ihm der Erin' rung Monument.

Dein Tod war sanft, Du starbest wie ein Christ,
Dem stets die Pflicht das Höchste, Letzte ist;
Er weiß ja, daß nach diesem Erdenwallen
Vergeltung naht im Liliengewande,
Daß, wenn des Grabes eh'rne Riegel fallen,
Der Lohn ihm winkt in bess' rem Vaterlande;
S' ist heil'ge Saat von Gottes Huld gesät,
Die einstens dort in reifen Garben steht.

Was Du gewirkt in deinem Erdenlauf,
Ein Engel schrieb's im großen Buche auf;
In allen Herzen wird es bleibend dauern,
Und deinen Heimgang zu des Jenseits Höhen
Wird jeder Bied're dankbarlich betauern,
Nicht wird der Thränen Oyster Dir entgehen.
Hab' denn in deiner Klausen gute Nacht,
Fortan sey nur mit Segen Dein gedacht!

E. Straube.

Der Jakobstag auf dem Hundstein.

(Erzählung.)

Schon seit mehreren Jahren brachte man von den salzburgischen Hochgebirgen bisweilen einige Gattungen Alpenpflanzen zum Verlaufe nach Salzburg. So war es auch diesmal. Als ich um die Straßenecke bog, sah ich den kleinen Wagen an dem Marmorbrunnen des Grünmarktes stehen, wo mir sorgsam mit Moos gepackt aus den Kisten die weißen, wolligen Sternblumen des *Leontopodium* (provinzial hier Edelweiß genannt), und die Edelkraute, *Artemisia glacialis*, entgegenwinkten.

Ich trat hinzu, kaufte einige Stöcke, deren wohlverwahrte Wurzeln ein gutes Fortkommen versprachen, und erhielt in dem treuherzigsten Tone den wohlmeinenden Rath, der Kraute eine sandige Erde, und den Blumen, wie allen Alpenpflanzen überhaupt, viel Schatten zu gönnen.

Der grüne Hut, der kurze graue Rock, der kaum das entblößte Knie erreichte, und die grünen Strümpfe ließen mich an meinem Verkäufer den Zillertthaler erkennen. Er war ein starker, blühender Mann von etwa vierzig Jahren, und hatte eine von jenen antiken Physiognomien, die in unsern Gebirgen, und besonders in Tyrol so angenehm überraschen, und an römische Abstammung mahnen müssen; allein ein Blick auf seinen linken Fuß zeigte, daß dieser krumm sey.

Da sich in den Gebirgen eigene Leute dem gefährlichen Geschäfte unterziehen, die Edelkrauten einzusammeln, und diese eigensinnige Pflanze nur die Ritzen der steilsten Felsenwände zu lieben scheint, so vermuthete ich in ihm einen verunglückten Rautensteiger, und ließ mich auch das gegen ihn merken. Er aber lächelte vor sich hin, klopfte auf sein krummes Bein und sagte: „O, von dem aus wäre ich gerade wie ein Tannenbaum; auf dem Hundstein hab' ich mir's geholt! — Freylich,“ setzte er nach einer Pause hinzu, „wenn ich's so recht überdenke, so sind doch die Rauten im Grunde auch Schuld daran.“

Ich war neugierig, fragte, und erfuhr eine zwar ganz einfache Begeben-

heit, die mir aber hinsichtlich der kühnen Volksspiele dieser Gebirgsländer nicht uninteressant zu seyn dünkt. Der gute Mann erzählte mir also, daß er als ein Bursche von neunzehn Jahren von seinem Geburtsort Zell im Zillertal nach Mittersill kam, wo er seinem alten Vetter in der nicht unbedeutenden Wirthschaft des Gutes helfen mußte, das nach dessen Tode sein Eigenthum werden sollte. Jung, gesund, und von schmuckem Aussehen, konnte es nicht lang an einem Liebchen fehlen.

Nachbars Kätchen, ein rundes, dralles Ding, mit schwarzen Augen, und von Wangen frisch, wie Borsdorfer Apfel, hieß ihn mit der lieblichsten Miene durch das Joch der Liebe gehen. Eine nahe Hochzeit, wobey sie Kranzjungfer werden sollte, bot ihm eine erwünschte Gelegenheit sich in ihrer Gunst festzusetzen. Er sammelte daher einen großen Strauß von Edelrauten zum Geschenk für seine Liebste; indem es auch ihm eine bekannte Sache seyn mußte, wie stolz alle Mädchen im Gebirge darauf sind, in solchen Fällen sich hinlänglich mit Edelrauten schmücken zu können.

Mit Bergeisen an den Füßen kamm er von Felsen zu Felsen; keine Klippe war ihm zu gefährlich, kein Steig zu schmal, und kein Bergabstich zu grauenvoll, wo er vom leichtesten Schwindel ergriffen in eine Tiefe von ein paar hundert Klaftern hätte hinunterstürzen können.

Alein er kehrte glücklich zurück, übergab die reichliche Ausbeute, und gewann dadurch wirklich dergestalt die Zuneigung seiner Auserwählten, daß sie bey der Hochzeit fast ausschließlich nur mit ihm tanzte. Alles sprang ganz munter nach der Geige, den Tönen des sogenannten Hackbrets und der Schwegelpfeife herum; nur der vierschrötige Steffen, der Sohn des Wirths, schien wegen der neuen Allianz unsers Pärchens großen Verdruß zu hegen, da er glaubte, seines Wohlstandes wegen die hübsche Dirne schon für sich gewonnen zu haben. Er schleuderte daher seine giftigen Blicke wie Pfeile auf die beyden harmlos scherzenden Liebesleute, und da dieß nicht wirken wollte, reizte er den gutmüthigen Burschen so lange mit stachligen Spottreden, bis diesem das junge, tanzehigste Blut vollends in Wallung gerieth. Nun kam es gar bald zum lauten, heftigen Wortwechsel, und als sie dadurch noch mehr entflammt, sich eben handgemein in die Zeit des Faustrechts zurückversetzen wollten, und man die allgemeine Ruhe zu sichern die Streitenden trennte, rief ihm Steffen mit geballter Faust und Hohnlachen noch die Worte nach: „Auf dem Hundstein sehen wir uns wieder!“

Dieß war der Fehdehandschuh, denn im ganzen Lande galt dieser Ausruf für eine Aufforderung zum Zweykampf; die dazu bestimmte Zeit war der Jakobstag, und der Kampfplatz der gegen zwey Stunden von Saalfelden gelegene Berg, der Hundstein genannt.

Die jungen Bursche, weit in der Runde herum, übten sich vielfältig zu diesem jährlichen Feste, und nahmen zum Theil auch ordentlichen Unterricht im Ringen, um Sieger auf dem Hundstein zu werden, der zwar keinen Kranz wie einst der olympische, aber doch den Ehrentrock bey dem darauffolgenden Festmahl, und überhaupt eine gewisse Auszeichnung erhielt.

Der Jakobstag erschien. Das gute Kätchen steckte nicht ohne heimliches Wangen einen Blumenstrauß auf den grünen Hut ihres Liebsten, der kampflustig ihr feinen Abschied brachte; denn eine Menge Volkes aus den umliegenden Gegenden, aus Zell, Klem, Saalfelden, Taxenbach, Goldeck, Leogang,

und selbst aus den entfernteren Gegenden Tyrols, zog schon in den verschiedenen, oft wirklich malerischen Trachten, und in bunten Rotten nach dem Hundstein hin. Unter lautem Jauchzen und fröhlichen Liedern stiegen sie den bis an den Kampfplatz vier Stunden hohen, romantischen Bergrücken hinan, der nach allen Seiten die schönsten Aussichten gewährt. Zell und der Zellersee scheint gerade an dem Fuße des Berges zu liegen; das weite, reizende Thal von Saalfelden, die schöngruppirten Gebirge, und die Eispassäße der hohen Gletscher bieten sich dem bezauberten Blicke dar.

Unser Athlet bestieg zum ersten Male den Hundstein, und blieb eben stehen, um in dem schönen Gemälde die heimische Gegend zu suchen, als er zwey Tragbahren bemerkte, die von Weidenstämmen zusammengeflochten, den Berg hinaufgebracht wurden, um die im Ringen Verunglückten darauf fortzuschaffen. Da er ihre Bestimmung zu gut kannte, um darüber zweifelhaft zu seyn, machte diese Erscheinung den guten Jungen bestürzt, und manche Erzählung solcher traurigen Ereignisse trat mit der Gestalt des massiven Steffen vor seine Seele. Gedankenvoll, von trüben Bildern erschüttert, ging er vorwärts, und die beyden Träger trottirten langsam, und als Warnungszeichen neben ihm den steiler werdenden Pfad hinan, bis sie an den Kampfplatz, das Ziel ihrer Wanderschaft, gelangten. Es ist eine schöne, große Ebene, wo sich unfern ein Wasserbecken, hier Bergsee genannt, befindet, in welchem, einer alten Sage gemäß, ein goldener Wagen versunken seyn soll.

Schon war es ziemlich lebhaft. Einige hundert Menschen strömten von verschiedenen Richtungen des Berges empor, und die Fischerknaben von Zell boten indessen aus ihren Körbchen treffliche Fische, wieder andere den so beliebten Kirchgeist und Obst zum Verkaufe unter die fröhliche Menge aus.

Endlich schritt ein stattlicher Pinzgauer mit zwey Kampfrichtern aus dem Volke, beschrieb mit einer langen Peitsche einen weiten Zirkel, um den sich die Zuschauer reichten, und das Fest begann.

Zuerst traten Knaben hervor, und machten mit mancherley Volksspielen, wie zum Beyspiel: Holztriften, Pürosselspringen, wobey ein Bursche dem andern über den Kopf springt, Bänderspringen u. dgl. den Anfang.

Dann kamen Erwachsene an die Reihe, es wurde ein Ziel gesteckt, und es fing das Sacklaufen an. Die Wettläufer ließen sich dabey bis an den Oberleib in Säcke binden, und liefen, oder sprangen vielmehr nach dem Ziele, dazwischen oft das helle Gelächter der Zuschauer und Händeklatschen erscholl.

Als auch diese den Kreis verließen, blieb er eine Weile leer, das zusehende Volk wurde stiller, denn jetzt erst kam es zum Ernstkampf, an das eigentliche Ringen. Die zwey Athleten, der Erzähler und sein Nebenbuhler, traten in den Circus vor die Kampfrichter hin, und diese erklärten ihnen, daß das Volk beschliesse, sie redlich im Zweykampfe zusammen zu lassen, und verboten zugleich, sich aller unerlaubten Angriffe und Bevortheilungen zu bedienen.

Die beyden Ringer warfen darauf Hut und Jacke weg, entblößten sich bis auf die Hüften, schritten in die Mitte des Kreises und reichten sich dann freundschaftlich die Hände.

Nun veränderten sich augenblicklich Miene und Geberden, ihre Blicke wurden dräuend, und sie stürzten mit Wuth gegen einander, gestatteten sich jedoch oft mitten im Ringen, wenn sie ermattet waren, eine Pause, um mit erneuertem Grimm wechselseitig wieder anzugreifen.

Der eifersüchtige Nebenbuhler war an Größe wie an Kräften seinem Gegner offenbar überlegen; dafür aber mochte ihm dieser eine gewisse Geschmeidigkeit und Gewandtheit entgegensetzen, da der Kampf so lange unentschieden blieb, und er den Feind unter lautem Zujuchzen des Volkes bey nahe schon auf den Boden gebracht hatte. Allein jener, eine Blöße seines Gegners benützend, sprang in einer geschickten Wendung in die Höhe, Zorn und Scham verdoppelten seine Stärke, er packte ihn mit Simsons Hand an den Schultern, und eh' man sich's versah, warf er den schwächeren Jüngling so gewaltig zur Erde, daß dieser einige Minuten regungslos liegen blieb. Er richtete sich endlich halb empor, und bot seinem Sieger zur Versöhnung die Hand, indem er ihm die bekannten Ergebungsworte zurief: „Ich habe genug.“

Ein Schrey des Entsetzens ward während dessen aus der Menge gehört. Käthchen, die sich unter den Zuschauern befand, wurde fast ohnmächtig von dem Schauspiel, und der Unglückliche, der sich das Bein gebrochen, auf einer Tragbahre nach Saalfelden gebracht. Die Übrigen aber setzten sich um eine große Steinplatte, und zechten lustig und des bösen Vorfalles unbekümmert mit einander.

Dem Sieger, fuhr der Erzähler fort, kam sein Triumph ebenfalls nicht wohlthun, denn er warf seitdem Blut aus und stochte lange; ihn jedoch heirathete das hübsche Käthchen nach seiner Herstellung, trotz seines krummen Beines, der ihm ein immerwährendes Andenken an den berücktigten Jakobstag auf dem Hundstein blieb. Er versicherte mir auch, daß die letzte Zusammenkunft zu diesen Volksspielen noch vor sieben Jahren stattgefunden, und da es hiebey nicht nur häufig Weinbrüche und blutige Köpfe, sondern sogar Todtschläge gegeben, die Polizey durch Verbote sowohl, als durch wirkliches Spähen der Gerichtsleute seit mehr als dreyßig Jahren dieses gefährliche Festspiel zu verhüten bemüht gewesen, obgleich es ihr so lange nicht gelang. Indessen kann ich zum Schluß bemerken, daß der Hundstein am Jakobstag noch immer besucht wird; aber nicht mehr, um sich einander die Hälse zu brechen, sondern sich der alten Sitte erinnernd, in fröhlicher Gesellschaft gütlich zu thun.

M. J. Sedlmayer.

Die Spielhäuser zu Paris.

Es gibt gegenwärtig zu Paris sieben öffentliche, von der Polizey geduldete Spielhäuser, sieben Raub- und Mordhöhlen, wo Tag und Nacht mit Erlaubniß der Oberbehörde geraubt und geplündert wird, — und diese Oberbehörde läßt einen armen Schlucker, der die Vorübergehenden um ein Stück Brot angesprochen, ins Zuchthaus sperren! Jeden Tag zeugen neue Verbrechen von den moralischen Verheerungen, welche die Spielhäuser anrichten. Lemoine, der bekanntlich der unglücklichen Kammerfrau der Mad. Dupuytren*) kürzlich den Hals abgeschnitten, versicherte hoch und theuer, er würde nie seine Hände in Menschenblut getaucht haben, wenn er nicht seine letzten sechzig Franken im Palaisroyal verloren. Nicht allein das drohende Glend, welches auf den Verlust folgt, sondern vorzüglich die fieberhafte Aufregung, die zornige Gemüthsspannung ist es, welche den Spieler oft zu den schrecklichsten Thaten antreibt. Manche, nachdem sie übermäßige Summen gewonnen, sind vor Freude wahnsinnig geworden, der Chevalier de Baumont, welcher

*) Dupuytren war in der neuern Zeit der erste französische Chyrurg.

sich nach einem Verluste von 400,000 Franken eine Kugel vor den Kopf schoss, hinterließ sein en Erben noch 25,000 Franken jährliche Einkünfte!

Ehemals waren in mehreren Badeanstalten Frankreichs, namentlich zu Bagneres de Bigorre Spielhäuser, die aber nun eingegangen. Auch in den Departementen gibt es deren hin und wieder, Dank sey es der sträflichen Nachsicht der Maires und Gendarmen! Zu Paris selbst ist zwar Frascati in der Straße Richelieu das Hauptquartier der Spielpächter, denn hier befindet sich die Casse, hier hat der Director seinen Sitz, indessen muß doch das Palaisroyal als der Centralpunct der Operationen betrachtet werden; hier sind die Hauptbatterien gegen die Börsen der gewöhnlichen Kunden und der Provinzialen gerichtet. Das Palaisroyal zählt allein vier Spieltische, sämmtlich im ersten Stocke; die Herren sind höflich, sie wollen denen, die ihnen so gutwillig ihr Geld zutragen, wenigstens die Mühe ersparen, hoch zu steigen, die erste Thür, von ziemlich schmutzigem Ansehen, öffnet sich, und rollt kreischend auf ihren Angeln; Sie sind in der Vorhalle des Tempels der Fortuna; hier finden Sie einige Garçons, denen Sie Ihren Stock oder Parapluie, gegen eine Nummer, die Ihnen zugestellt wird, aufzuheben geben, dafür werden zwey Sous entrichtet. In einigen Häusern, die von der roheren minder bemittelten Classe besucht werden, nimmt man in einer Ecke des düsteren Vorzimmers zwey oder drey Municipale (ehemals Gendarmen) wahr, welche Ordnung zu erhalten und nöthigenfalls die ungeschliffenen Gesellen, die rebellirenden Schlachtopfer, welche den Verlust ihres Geldes etwas zu lärmend bejammern, zur Thüre hinauszuspediten haben; darauf beschränkt sich übrigens die Zuverlässigkeit der Municipalverwaltungspächter nicht, jeden Abend werden die Cassen, welche aus den einzelnen Spielhäusern nach Frascati geschafft werden, von der Municipalgarde escortirt.

Ist Ihre Physiognomie zu jugendlich, stehen Ihnen die vollen zwanzig Jahre noch nicht auf der Stirne, so weisen Sie die Garçons mit einigen väterlichen Ermahnungen ab, es sey denn, daß Sie einen Paß bey sich haben, der Ihre Majorität constatirt.

Eine schwere, glühend heiße, erstickende Luft lastet Einem auf der Brust, sobald man in den Spielsaal getreten, obgleich man die Fenster häufig öffnet. Sobald Sie sich ein wenig daran gewöhnt haben, nehmen Sie die Möbel in Augenschein, welche im Ganzen nicht sehr brillant sind, ausgenommen die Stühle und die Spieltische; die Öffnung des Kamins ist durch ein enges Drahtgitter verschlossen, damit keine Banknote durch einen Zufall ein Raub der Flammen werden kann. An den Wänden steht man weiter nichts als eine Verordnung, welche unter andern verbietet, eine Summe auf Parole zu halten; zu Gunsten der Habitues, derjenigen, die als gut, d. h. als zahlfähig bekannt sind, läßt indessen die Bank wohl von ihrer Strenge nach. Ein Employé, der den Titel chef de partie führt, hat besonders die pünctliche Vollziehung des Reglements zu besorgen; er schlichtet auch die zwischen der Bank und den Spielern sich erhebenden Streitigkeiten.

Außer dem chef de partie besteht das Personale eines jeden Spieltisches aus zwey Bankiers, welche das Spiel leiten, und zwey Groupiers, welche mittelst einer Art hölzerner, mit Kupfer beschwerter Rechen das gewonnene Gold und Silber herbeholen, und die verlorenen Summen auszahlen; die Groupiers müssen stets den Rockärmel aufgeschlagen haben, dürfen nie aufstehen, noch mit den Fingern an ihre Taschen fahren, ohne vorher die Hände geschüttelt zu haben.

In den ersten Sälen wird besonders Roulette gespielt; in dem Spielhause der rue de Marivaux spielt man selbst nichts anders; bey der Roulette werden nicht bloß die Nummern besetzt, es gibt außerdem noch rouge et noir, pair et impair, passe et manque; die Roulette trägt der Bank ungefähr $8\frac{1}{2}$ Procent jede Stunde ein. Das trente et un ist minder ergiebig, und wirft höchstens $1\frac{1}{2}$ Procent ab. Am einträglichsten für die Bank ist die Wuth, der Starrsinn der Spieler.

Um 12 Uhr des Mittags werden sämmtliche Spieltische geöffnet; 24,000 Franken in Gold, Silber oder Banknoten werden auf einem jeden Spieltische vor den Augen des Publicums ausgebreitet. Außerdem behält der chef de

partie 24,000 Franken in Verwahr, als Nothbehelf, im Falle eines Unglückses. Selten findet sich die Bank gezwungen, die Reserve vorrücken zu lassen. Man erzählt sich indessen eine Anekdote, welche, im Vorbeygehen gesagt, den Anhängern des Fatalismus ein mächtiges Argument an die Hand gibt.

Man weiß, daß es in Paris etwas ganz Gewöhnliches ist, daß ein Bräutigam auf einige Stunden eine Mitgift borgt, die zur Schau auf dem Bureau des Notars figurirt. Da der Gemann ausschließlich Herr der Gütergemeinschaft ist, so schreibt er nach vollzogener Trauung die Summe ins Deficit und hat weiter keine Verantwortung. Ein Freund des Hrn. N., welcher chef de partie in einem Pariser Spielhause war, bat diesen eines Tages, ihm nur auf drey Stunden die 48,000 Fr. zu leihen, die er in der Cassé hatte. Es war ein Jugendfreund, und er brauchte ja das Geld nur auf drey Stunden! war es denkbar, daß die Bank gerade innerhalb dieser drey Stunden würde gesprengt werden. Kurz, Hr. N. lieh die Gelder aus. Was er für unmöglich gehalten hatte, traf unglücklichweise ein. Die Bank ward gesprengt. Man wollte die Reserve holen, sie war nirgends zu finden. Hr. N. erblickt und verliert den Kopf. Eine Stunde später ward das Geld gebracht, aber die Freundschaft kostete Hrn. N. seine Stelle.

A p h o r i s m e n.

Von Zauper.

Das Hemmendste für hohe Bildung ist die Abwesenheit, der Mangel an Gelegenheit, sich vor Gebildeten aussprechen zu können. Im Sprechen bildet sich der Mensch, ja er erfindet, was ihm durch bloßes stilles Nachdenken nicht geworden wäre. Es fehlt ihm im Denken der sinnliche Halt, der irdische Klang, das unentbehrliche Physische. So hätte sich Göthe wohl nimmer zu einer solchen Höhe sinnlicher Abstraction und Sublimität des Gedankens erschwungen, wenn er im Sprechen, im lauten Umgang nicht seine Gedanken erst geboren hätte. In seiner Seele lag wohl aller Keim der höchsten Geisteskraft, aber die gebildete Gesellschaft mußte sie erst befruchten, damit sie ins Leben, in die Erscheinung treten konnte.

Alle sentimentalischen Zustände sind in ihrem Anfange nur zart und angenehm; in der Folge verlieren sie ihren feinen Thauüberzug. Das ahnungsvolle Behagen hat sich in blasse Wirklichkeit aufgelöst, man hat sich mehr versprochen, als man zu halten im Stande war.

Jedes menschliche Bestreben, im Reich der Ideen das Höchste zu erreichen, in diesem Elemente allzulange zu verweilen, führt zu einem Faust'schen Wahnsinn. Hätte Göthe nicht so sehr am Realen sich gehalten, die sichtbare Natur nicht so leidenschaftlich umarmt, er wäre bey seinem hohen Streben diesem Schicksale nicht entgangen. Wozu führt der Jean-Paulismus? Wozu alles Sehnen, Verlangen nach dem Unbegreiflichen, Unergründlichen? Das Was ist uns gegeben, selbst an dem Wie mögen wir uns versuchen, aber das Warum! — — —

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 8. August zum ersten Male: „Wallenstein's Haus und Hof, oder der Edelknecht des Herzogs von Friedland.“ Schauspiel in vier Aufzügen nach einer Erzählung von *Tromlitz* für die Bühne bearbeitet von *Benedict Freyherrn von Pückler*.

Eine Novelle zu dramatisiren, ist keine so leichte Arbeit, als man wohl denkt — das haben bereits viele Beurtheiler ausgesprochen und viele Autoren erprobt — das heu-

tige Stück mag als ein neuer Beleg dafür gelten. „Wallenstein's Haus und Hof,“ so lautet der Titel, wer sollte da nicht eine Schilderung erwarten, wie es in jenes berühmten Mannes Familie, wie es in seinem Hofhalte zugeht? sein Leben als Gatte, Vater, Freund und Fürst, Blicke in sein Inneres, seine geselligen Verhältnisse! — Eine solche Darstellung hätte auch in der That recht anziehend werden können, denn ein Held im Schlafrocke, in seinen rein-menschlichen Beziehungen ist gewiß interessanter als der ungeberdige Coulissenstürmer, der in bombastischen Redensarten und mit gewaltsamen Verrenkungen des Körpers, Haupt- und Staatsactionen zur Anschauung bringt. — Hier findet sich weder das Eine noch das Andere; Wallenstein scheint sehr unter dem Einflusse seiner Schwester, der Gräfinn Terzky, zu stehen, handelt eigentlich gar nicht und tritt in der ganzen Piece, so zu sagen, nur als ein Figurant auf, dessen historischer Name und imposante Erscheinung lediglich als Aushängeschild gebraucht wird, um einer aus mehreren Episoden zusammengewürfelten Handlung etwas Pomp und Wichtigkeit beizulegen: Hauptperson ist der Edelknecht Georg, der eine Liebesintrigue mit der jungen Gräfinn Terzky unterhält, vom Hofe des Herzogs abgeschafft wird, zuletzt seinem Herrn das Leben rettet und stirbt; dal Quasto, Wangen und seine Tochter, Seni, Gustav Adolph und die Mehrzahl der übrigen Personen sind nicht nur überflüssig, sondern auch durch ihr zweckloses Kommen, Reden, Gehen, und durch ihre auffallende Incohärenz mit dem Vorwurfe des Stückes wirklich störend. Der Verfasser oder Bearbeiter hat außerdem so gar nichts für die Zeichnung der Charaktere und ihrer Seelenzustände gethan, es schwankt Alles in unbestimmten Umrisen an uns vorbei, ohne daß man begriffe, wo der Wirwar am Ende hinaus wolle: wir hören Wallenstein viel von Sefina, den Schweden, dem Kaiser, von den Sternen sprechen, Seni stellt Horoskope, ein Zweykampf und die Schlacht bey Lützen fällt vor, der große Schwedekönig und der Edelknecht sterben auf der Bühne und Mathilde nimmt den Schleier; allein wie, warum und wodurch das Alles gekommen, kann der Zuschauer allenfalls errathen, in dem Stoffe bedingt und vorbereitet ist es in keinem Falle. Die Tromliß'sche Erzählung, welche der Bearbeiter gewählt hatte, ist uns nicht bekannt; allein dieses Chaos von unzusammenhängenden Begebenheiten fällt dem Novellisten schwerlich zur Last, oder, wenn es ja auf seine Rechnung käme, so hat er sicher durch jene Mittel, die dem Erzähler zu Gebote stehen, wenigstens durch Andeutungen, einen Faden gezogen, an welchem sich all' dieses Wirrnis im Einklange fortbewegt; — der Dramatiseur vermochte dieses nicht zu leisten und so können wir seiner Arbeit auch mit dem besten Willen keinerlei Anerkennung zugestehen — sie ist Stückwerk, ohne Bedeutung, ohne Kraft und dramatisches Leben, ohne Wahrheit und Poesie, selbst die Sprache erhebt sich nicht über die hausbackenste Mittelmäßigkeit. — Wir erinnern uns, bey irgend einer Gelegenheit ein herbes Urtheil über Tromliß gelesen zu haben, worin des Selbstmörderclubs in London, dessen wöchentliche Zusammenkünfte Beratungen über neue Todesarten zum Gegenstande haben, erwähnt, und die Verwunderung ausgedrückt wurde, daß es noch Niemanden beygefallen sey, sich mittelst der Lecture Tromliß'scher Novellen durch Langeweile zu tödten: — der Scherz ist bitter und gegenüber des rüstigen Erzählers wohl zu streng; allein für das heutige Stück „Wallenstein's Haus und Hof“ dürfte er so ziemlich an seinem Platze seyn — sterben am Genuße eines solchen dramatischen Werkes — das wäre ein grausamer, schrecklicher Tod! — Darstellung und Aufnahme entsprachen dem Werthe der Novität. In der Rolle des Wallenstein gestirte Hr. Kunst, dessen Leistung zu seinem Hamlet sich verhielt, wie der Kürbis zur Ananas, sonst erschienen noch die H. H. Hock, Gämmerler, Strampfer, Spielberger, die Damen Weik, Fischer, Planer u. A. Hr. Bosard in seiner episdischen Parthie machte, obwohl wieder bedeutend manierirt, die Honneurs des Abends; die H. H. Hock und Gämmerler gaben sich Mühe, recht unverständlich zu seyn. Noch haben wir einer, vor dem Anfange der Piece aufgeführten Ouverture zu gedenken, von welcher wir nichts Weiteres zu sagen wissen, als daß sie von Hrn. Carl Haslingger war.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 18. August 1835.

99

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige ober durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Hahnhaus.

(Eine Begebenheit des dreißigjährigen Krieges.)

Die Saaten sind zermüht, die Rebe weint,
Der Fruchtbaum stirbt von mörderischen Streichen:
Die schöne Braut sieht ihren jungen Freund,
Den Blumen gleich, vom kalten Stahl erbleichen.

K l e i n.

Banner in Sachsen.

Am vorletzten May 1635 war der Prager Friede zu Stande gekommen. Zwölftausend Sachsen vereinigten sich mit ihren Bundesgenossen, und trieben die Schweden über Leipzig, Warby und Stendal bis in das Herzogthum Mecklenburg zurück. Bald darauf wurden sie aber von dem feindlichen General Banner bey Dömitz überfallen, und der erlangten Vortheile wieder beraubt.

Im nächsten Jahre lieferten die Verbündeten den Schweden ein günstiges Treffen unweit Rannstädt, und verfolgten sie bis an die pommerische Grenze. Allein am 24. September 1636 kam es zu der bekannten unglücklichen Schlacht bey Wittstock, wo Churfürst Johann Georg der Erste und der General H a s f e l d unterlagen, und außer ihrer Kriegscasse, Feldgeräthschaft und sämmtlichem Geschütz, an siebentausend Mann verloren. Johann Georg zog sich mit seinen geschwächten Truppen über Magdeburg nach Leipzig zurück, und langte von da am 2. Januar 1637 in Dresden an. Ihm folgte auf dem Fuße Feldmarschall Banner, welchem die Elbfestung Torgau nebst der unversehrt gebliebenen Brücke durch voreilige Übergabe des Schloßwachtmeisters in die Hände fiel. Kriegsdrangsale, Schrecken und Elend verbreiteten sich nun über Sachsen. Am 5., 6. und 7. Januar d. J. zählte man über achttausend Wagen aus den Gegenden zwischen Torgau, Großenhain und Meissen, auf welchen man in das Gebirge flüchtete. Zwar suchte Banner durch die gefangenen Generale Wilsdorf und Dehne und durch den Oberstlieutenant Gruppach, die er ohne Lösegeld entließ, mit dem Churfürsten das vorige Bündniß wieder anzuknüpfen, doch als dieß mißlang, gab er seinen Soldaten volle Freyheit, über das unglückliche Land herzufallen. Ausdrückli-

chen Befehlen zufolge durchzogen sie Städte und Dörfer, drangen in Schlösser und Hütten ein, zerschlugen die Geräthschaften, trieben das Vieh hinweg und marterten die Menschen durch die schrecklichsten Qualen. Ganze Gegenden wurden durch ihre Verheerung und durch das Abbrennen der Ortschaften menschenleer. Die Grausamkeiten dieser Wüthriche waren der Kannibalen Westindiens und der barbarischen Horden älterer Zeiten würdig.

Wildengrün.

Wildengrün, ein ansehnliches Dorf des sächsischen Voigtlandes, liegt in einer einsamen Waldgegend. Von Mittag führt die Straße dahin am steilen Taubenberg hinab, durch einen gedehnten Hohlweg, den zu beyden Seiten ein Kamm von Schwarzholz verfinstert. Hat man den Grund erreicht, und das unter Klippen sich hier hervordrängende Bächlein überschritten, so erhebt sich zur Linken der Wiedenknof, eine Reihe Felsen, wovon einige, Gekthürmen ähnlich, aus dem buschigen Abhange hervorspringen; zur Rechten die hohe Hirschkoppe, von deren Gipfel das nördlich gelegene flache Land auf zwanzig Stunden weit, bis jenseits Leipzig, überblickt werden kann. In der Schlucht zwischen diesen Alpen dehnt sich das Dorf gegen Mitternacht hinauf, wo es durch einen sumpfigen Forst von den benachbarten Orten geschieden wird.

Schon damals, wie jetzt noch, befanden sich Wildengrüns zahlreiche Bewohner, vermöge ihrer Waldbestuhungen, ihrer Pechbrennerereyen und Ruchhütten und ihres Spitzenhandels, in ziemlichem Wohlstande. Die Eigentümer der größern Landgüter hatten in dem nahen Waldgebirge Sennhütten erbaut, wo ihre Hirten einen Theil des Sommers zubrachten und Schweizergewerbe trieben.

Eine solche besaß auch der reiche Heimbürge Johann Kink in einem Bersteck des Steinrißs, wohin selbst Kundige bey einiger Unachtsamkeit den Weg verfehlten. Die Milchhütte war nach und nach zu einem vierflügelichen Wirthschaftsgebäude erwachsen, welches sich an Felsenwände lehnte und von überhangenden Fichten beschattet wurde. Seit einigen Jahren bewohnte es Andreas Seidel, Kink's Sidam, und es hieß damals der Meierhof. In Folge des hier erzählten Kriegsereignisses nannte man es später das Hahnhaus.

Achtzehn Jahre hatte der Völkerkampf bereits gewüthet, und immer noch war sein Würgengel an dieser Gegend schonend vorübergegangen. Flüchtige Haufen des bey Leipzig geschlagenen Tilly'schen Heeres, und später der Holkischen Jäger hatten in den benachbarten Städten und Dörfern schauerhaft gehaufet. Wildengrün war aber durch seine abgesonderte Lage und seine ungangbaren Wege verschont geblieben. Nur einzelne feindliche Reiter ließen sich zuweilen sehen. Doch gleich umringt von den kräftigen Burschen dieses Felsenlandes, angestarrt von ihren kecken Augen, und von ihren drohenden Fäusten eingeschüchtert, beschränkten sie ihre Forderungen auf einige Lebensmittel, die man ihnen willig verabreichte.

Nahendes Ungewitter.

Die Wildengrüner Kantenhändler David Mößel und Emanuel Kuns kamen nach kurzer Abwesenheit am frühen Morgen des 4. May 1637 uner-

wartet und zu Fuß zurück. Wagen und Pferd hatten ihnen die schwedischen Dragoner in Kesselsdorf bey Dresden genommen. Sie selbst waren mit ihren Spigenlästchen mühsam durch die Wälder entflohen. Ihre Nachrichten lauteten betrübt:

„Auf der StraÙe von Dresden bis Zwickau fand man in den meisten Dörfern die Hausthüren eingeschlagen, Schränke und Kisten herausgeworfen, das Vieh weggetrieben, die Obstgärten vernichtet, die Mühlen zerstört. Am schwersten war die nahe Stadt Schneeberg vom Feinde bedrängt. Oberst S l a n g e hielt sie seit mehreren Wochen besetzt. Zur Belohnung seiner Tapferkeit in der Wittstocker Schlacht war ihm von dem Feldherrn B a n n e r die Erlaubniß ertheilt worden, in dem obern Erzgebirge und im Voigtlande Zwangslieferungen einzutreiben. Vierhundert Mann Fußvolk und vierzig Reiter standen unter seinem Befehl. Gestern früh hatte er die Schneeberger Contribution publicirt und gefordert, dreyßigtausend alte Schock Groschen binnen drey Stunden zu schaffen, bey Strafe von Brand und Plünderung. Alle Vorstellungen und flehentlichen Bitten des Magistrats waren ohne Erfolg geblieben. Nur zwey Drittheile des Geforderten hatte man herbeyschaffen können, worauf der Oberste die Plünderung auströmmeln lassen, unter Jammergeschrey der Einwohner. Die Soldaten hatten Greise und gebundene Mädchen bey den Haaren über die Gassen geschleppt. Der Stadtrichter Martin Schön war unter seiner Hausthüre erschossen, andere Rathsherren geschlagen und eingesperrt worden. Des Bäckers Hanns Richter Weib und Tochter, von den Soldaten gejagt und zur Rettung ihrer Ehre fliehend, stürzten im Busch bey Neustädtel in einen versfallenen Schacht und kamen jämmerlich um. In die alte Bergzeche bey Schlune „Uffn Ritter,“ hatten sich viele Familien mit ihren Kostbarkeiten geflüchtet. Allein da sich unter den Schweden auch einige fanden, die vormals als Bergleute angefahren und mit der Gruben Beschaffenheit bekannt waren, so holten diese von den umliegenden Eisensteingehenden Bergseile und fuhren den Flüchtlingen nach, wurden aber bald von einem dicken Rauch, der ihnen aus den untern Schächten entgegenkam, zurückgetrieben. Ehe jedoch die Soldaten wichen, ließen sie zwey große Metzgerhunde, in dem Grubenkübel angebunden, zur Probe hinab, und erst als diese erstickt wieder herausgezogen worden, gaben sie das Unternehmen auf. Gegen Abend waren zwey Häuser am Lösniher Thor angezündet worden. Der Gerber Gulden, bey welchem der Oberst S l a n g e im Quartier lag, hatte einen Fußfall gethan und so viel erlangt, daß man statt des fehlenden Geldes Silberzeug, Uhren und Juwelen bringen durfte, worauf er den schrecklichen Befehl zurückgenommen. Erst um Mitternacht war das Feuer wieder gelöscht worden.“

„Ich und Kunz,“ setzte Mößel hinzu, „wir drängten uns gestern Nachmittags unter dem Bolke bis auf den Schneeberger Markt, und bis an Gulden's Haus, und sahen den Obersten mit seinen grauen rollenden Satansaugen, wie er wüthete und bald kauderwelsche bald plattdeutsche Worte herausstieß.“

„Dort erfuhren wir auch durch Gulden's Frau: Morgen solle Hauptmann Ankerström mit achtzig Hellebardiren und acht Reitern durch unser Dorf nach Plauen ziehen. Während wir noch da standen, kam der Ankerström vom Fürstenhause herüber. Ein kleines, haarbuschichtes, blondes Mann

chen, hurtig in Gang und Gliedern, immer höhnisch um sich blickend, Falschheit und Tücke lauscht ihm aus den Augen.“

B e r a t h s c h l a g u n g.

Der Richter Wappler und der Heimbürge Rink riefen auf diese erschütternde Bottschaft unverzüglich die Hausväter zu einer Berathung herbey. Unter den Birken, der Mühle gegenüber, kamen sie zusammen. Weiber und Mädchen standen händeringend vor den Hausthüren. Die jungen Burschen stellten sich bey der Wohnung des Schenkwrths Graupner an, jeder mit seinen Waffen, mit Säbeln und Feuegewehr, Holzärten und Sensen.

Auf des Heimbürgen Sohn, Gideon Rink, waren Aller Augen gerichtet. Er hatte schon bey Dömitz und Markrannstädt als sächsischer Eisenreiter tapfer gegen die Schweden gefochten, war aber, wegen eines Streiffschusses am Arm, von Dresden aus zurückgeschickt worden. Er und seine zwey jüngern Brüder, Daniel und Andreas, altdeutsche Blondköpfe von breiter Brust und Schultern, überragten wie Thürme die übrigen. An sie schlossen sich David Maul, Hans Schädlich, Salomon Arzt und zwanzig andere an. Selbst einige unbärtige Jünglinge, Seidel, Leistner, Lenk und die beyden Brüder Spizner hatten sich eingefunden. „Wetter,“ sagte der älteste Spizner zum Kürassier Rink und schwang seine Streitart, „wenn es zum Raufen kommt, wo du uns hinführst, wir folgen dir zu Leben und Tod.“

Von dem Birkenplage ertönt jetzt des Heimbürgen starke Stimme herauf: „Gideon, du sollst hieher kommen, Junge!“ Der Kürassier gehorchte und trat in den Kreis der versammelten 98 Hausbesitzer.

„Sag' uns deine Meinung,“ redete ihn der Richter an, „du warst drey Jahre Soldat und kennst die Feinde! Was ist zu thun, da sie uns so nahe stehen? Und wie verhalten wir uns, wenn sie hier einrücken? Lassen wir uns geduldig mißhandeln und plündern, und unsere Weiber und Töchter in Schande bringen? Oder nehmen wir die Flucht und retten unsere Habseligkeiten in die Wälder? Dann zünden sie unser Dorf an, und zertrümmern es zu einem Schutthaufen. Sag' uns deine Meinung.“

„Mit Eurem Verlaub,“ entgegnete Gideon, und trat mit kriegerischem Anstand vor. „Das Unglück ist groß, das auf uns heranzieht. Ich habe die Schweden kennen gelernt und ihre Teufelsart heym Einbrechen und Plündern. Unter ihrem Könige waren sie Lämmer, die kein Kind betrübten. Jetzt möchte man sie mit Iffissen und wilden Katzen vergleichen, die aus lauter Mordsucht auf alles Lebendige losbeißen und Blut saugen. Eurem Beschlusse greife ich nicht vor, aber mein Rath ist der: vorerst schickt zwey Kundschafter auf die Straße nach Schneeberg über Rothenkirchen und Bärenwalde, zwey andere über Stügengrün. Sie müssen ausforschen, wo der Feind herkommt, und wie stark er ist, und sich bis Schneeberg wagen, und mit eigenen Augen die feindlichen Soldaten ziehen sehen und zählen. Unterdessen schafft Weiber, Kinder und Greise fort. Versteckt eure besten Sachen in die Berghöhlen. Das Vieh laßt in's Dickicht treiben. Rücken sie an, so geht ihnen demüthig entgegen und bittet um Schonung. Stellt Tische vor das Wirthshaus, volle Schleißen des besten Branntweins darauf, hölzerne Becher daneben, Brot, geräuchertes Fleisch und andere Lebensmittel. Das lieben sie. Ihr könnt ihnen

auch etwas Geld bieten. Wollen sie dennoch barbarisch mit uns verfahren, so vertreiben wir Gewalt mit Gewalt. Dafür laßt mich sorgen.“

Gideons Rede fand ungetheilten Beyfall. Sein Vater und der Richter erboten sich zur Unterhandlung mit den feindlichen Anführern. Adam Kunz und Wolfgang Löscher, Immanuel Kunst und David Löscher wurden auf Kundschaft ausgesendet. Indessen musterte der Kürassier die streitbaren Männer, und übte sie ein in geschlossenen Gliedern anzugreifen, entstandene Lücken auszufüllen, ohne die Ordnung zu brechen, nach Art der Schweizer ein verkettetes Ganze zu bilden, die Befehle der Führer scharf zu beobachten, und sie eben so schnell als genau ins Werk zu setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ver schwiegene Liebe.

O könnt' ich nur ein einzig Wort
Zu dir, Geliebte, sagen!
O rauschten Wind' und Wellen fort,
Was ich dich möchte fragen!

O könnt' ich deinem stillen Traum
Mein innig Leid verweben,
O könnte den fernen, luft'gen Raum
Meiner Liebe Ruf durchbeben.

Du bist so weit, so fern von mir,
Die Stimmen all' verklingen;
Es will kein einziges Wort zu dir,
Zu dir, Geliebte, dringen.

O könnt' ich deiner Augen Strahl
Mein warmes Herz vertrauen;
O könnt' ich Leben und süße Qual
Aus deinem Blick mir schauen!

Und ewig fern! — Es ruht dein Bild
Tief in des Herzens Grunde,
Da flüstert tröstend, da neigt sich's mild
Zu mir in jeder Stunde.

H. Klette.

Correspondenz-Nachrichten.

München, im Juny 1835.

„Kurz, auf diesem Erdenballe
Träumen, was sie leben, Alle,
Ob es Keiner gleich erkennt.“

So auch träumt mir jetzt, ich stünde noch voll Erwartung vor dem Vorhange, um die Wiederholung des Grillparzer'schen dramatischen Märchens: „Der Traum ein Leben“ in unserm königl. Hof- und Nationaltheater zu sehen. Allein ich muß mit dem Prinzen von Posen, mit Sigismund, ausrufen: „Was ist Leben? Raserei! Hohler Schaum! Ein Gedicht, von Schatten kaum!“ Wir hörten und lasen schon im vorigen Jahre von dieser neuen, interessanten Schöpfung des hochgeachteten Dichters, der ruhig und besonnen schafft, ein dichterisches Werk an das andere sinnig reiht, bis er einen Tempel oder Dom vollendet hat, der sich einst wie ein herrliches Monument über seinem Namen wölbt. Es wäre überflüssig die Fabel des Stückes — vielmehr den Zusammenhang des Märchens — hier noch einmal aus einander zu setzen, da er in diesen Blättern bereits in einer klaren Übersicht gegeben und allen Gebildeten Deutschlands bekannt wurde.

Am 5. Juny sahen wir in München zum ersten Male „der Traum ein Leben“ und erwarteten mit Bestimmtheit die Wiederaufführung. Freylich war schon am 5. Juny, am Tage der ersten Darstellung, der Besuch ein wenig flau und lau, was sonst, sobald der Name „Grillparzer“ angekündigt wird, nie zu geschehen pflegt. „Ein dramatisches Märchen? Was ist das? Keine wahre Geschichte? Keine That — keine That-sache? Wo spielt das Stück? Im Orient — in Persien, in Samarkand — in Tibet — am Tigris, am Euphrat oder am Orus? Das liegt uns zu ferne! Dort sind die Menschen ganz anders — organisiert! Dort ist das Leben lauter Vision, und Namen, wie Massud, Mirza, Kustan und Zanga haben einen zu fremdartigen Klang, als daß wir an uns selbst, oder an unsere Nachbarn erinnert zu werden vermöchten. Nur ein Name ist, praktisch auf dem Theaterzettel, es ist Kustan!“ — Aber auch ein König ist in die Handlung verflochten! Der bildet gewiß den Mittelpunkt derselben, wie es bey dem spanischen Dichter, bey Calderon, nie anders seyn kann, der entweder den König, die Ehre oder die Liebe — oft alle drey zugleich, zur Achse seiner Tragödien oder Schauspiele machte. Es mochte der Umstand dem stärkeren Besuche einen Eintrag gethan haben, daß Calderon's berühmtes Stück: „das Leben ein Traum,“ von West für die Bühne bearbeitet, hier wie im übrigen Deutschland bereits zur Genüge gegeben wurde. — Die Darstellung war durchgehends vortreflich. Sie machte Eindruck, und es stand zu erwarten, daß das Stück, dessen Werth doch unmöglich nach dem ersten Zuspruch beurtheilt und entschieden werden kann, in den nächsten Tagen wieder in die Bühne gesetzt werde.

Welcher ungünstige Dämon schob es aus dem Repertoire hinaus? Man verständigt sich mit dem Dichter oft erst nach der zweyten Darstellung. Man muß ein Drama eben so gut mehrere Male hinter einander anschauen wie ein Tableau, wie eine Statue, eine Gruppe. Man muß es sich eben so gut wiederholen lassen, wie eine Ländlichkeit, um es ganz aufzufassen, und den Dichter zu würdigen. Ein Grillparzer hat volle Ansprüche, nicht wie eine flüchtige Erscheinung betrachtet und vergessen zu werden. Er beschritt seit der „Ahnfrau“ so mannigfache Bahnen, daß man ihm auf jeder mit gleicher Theilnahme folgt. Es möchte nicht ohne Interesse seyn, das Calderon'sche Drama als Gegensatz des Grillparzer'schen, nach dem Original, in seiner ganzen Gestalt, wie es der Spanier schuf, vergleichend zu durchgehen und auf diese Weise den richtigen, untrügerischen Maßstab zu finden, nach welchem der deutsche Dichter beurtheilt werden dürfte. Wer erinnert sich nicht, daß jenes ohne Interesse seyn, das Calderon'sche Drama als Gegensatz des Grillparzer'schen, nach dem Original, in seiner ganzen Gestalt, wie es der Spanier schuf, vergleichend zu durchgehen und auf diese Weise den richtigen, untrügerischen Maßstab zu finden, nach welchem der deutsche Dichter beurtheilt werden dürfte. Wer erinnert sich nicht, daß jenes ohne Interesse seyn, das Calderon'sche Drama als Gegensatz des Grillparzer'schen, nach dem Original, in seiner ganzen Gestalt, wie es der Spanier schuf, vergleichend zu durchgehen und auf diese Weise den richtigen, untrügerischen Maßstab zu finden, nach welchem der deutsche Dichter beurtheilt werden dürfte. Wer erinnert sich nicht, daß jenes ohne Interesse seyn, das Calderon'sche Drama als Gegensatz des Grillparzer'schen, nach dem Original, in seiner ganzen Gestalt, wie es der Spanier schuf, vergleichend zu durchgehen und auf diese Weise den richtigen, untrügerischen Maßstab zu finden, nach welchem der deutsche Dichter beurtheilt werden dürfte.

Wer erinnert sich nicht, daß jenes ohne Interesse seyn, das Calderon'sche Drama als Gegensatz des Grillparzer'schen, nach dem Original, in seiner ganzen Gestalt, wie es der Spanier schuf, vergleichend zu durchgehen und auf diese Weise den richtigen, untrügerischen Maßstab zu finden, nach welchem der deutsche Dichter beurtheilt werden dürfte. Wer erinnert sich nicht, daß jenes ohne Interesse seyn, das Calderon'sche Drama als Gegensatz des Grillparzer'schen, nach dem Original, in seiner ganzen Gestalt, wie es der Spanier schuf, vergleichend zu durchgehen und auf diese Weise den richtigen, untrügerischen Maßstab zu finden, nach welchem der deutsche Dichter beurtheilt werden dürfte.

trennen; wo sich ihre Idee berührt und wieder abstößt, und wo sie mittelst mehr oder weniger verwandter Motive sich in eigenthümlichen Formen einander nähern.
(Die Fortsetzung folgt.)

L i t e r a t u r.

„Alfonso.“ Novelle für Freunde der Tonkunst von C. U. Weiske. Zwickau. Gebrüder Schumann n. 1835. 12. 164 S.

Das vorliegende Büchlein läßt sich von zwey Seiten in Betrachtung ziehen und spricht gewissermaßen auch eine zweyfache Beurtheilung an. Der Verfasser scheint mit demselben eine Art Künstlernovelle beabsichtigt zu haben oder eine solche, in welcher irgend eine Kunst als Tendenz und leitendes Princip vorgesteckt ist — hier die Musik, die himmlische, welche nach Plutarch eine schöne, geistige, göttliche Natur hat. Nimmt man nun den Alfonso des Hrn. Weiske als ein Compendium für Musik, so wird das Urtheil über seine Arbeit sehr günstig ausfallen. Es findet sich darin viel glühender Enthusiasmus für die Kunst und ihr Streben nach einer höheren Bedeutung, viel Studium der musikalischen Literatur, viel praktische Kenntniß und manche eingreifende Wahrheit über Composition, Vortrag, Vocal- und Instrumentalmusik; im Grunde vielleicht eben wenig Neues, allein sicher herzlich gut Gemeintes und in jedem Falle die artistische Ausbildung des Autors vortheilhaft Bewährendes; Kenner der Musik und ausübende Künstler werden das Buch mit Nutzen und Vergnügen lesen, den letzteren dürfte es insbesondere als ein sehr beachtenswerthes Regulativ zu empfehlen seyn.

Anderß verhält es sich, wenn man das Werkchen als Novelle, als das Erzeugniß der epischen Dichtungsart dem Scrutin unterzieht; von dieser Seite wird das Urtheil minder günstig ausfallen. Eine Familie von Musikfreunden bringt den Sommer auf dem Lande zu; ein paar Liebesverhältnisse entspinnen sich und schließen mit ehelichen Verbindungen. Man macht Spaziergänge, erstattet und empfängt Besuche, kleine Abenteuer fallen vor, Unterhaltungen werden veranstaltet, Feste abgehalten und Alles bezieht sich auf Musik; fast jeder Athemzug ist musicalisch und man erwartet beynabe, daß die handelnden Personen auch nach dem Tacte essen oder andere alltägliche Bedürfnisse befriedigen werden. Dabey ist die Verwicklung ganz unbedeutend und das Interesse gar wenig in Anspruch genommen, Manches außerdem gesucht und zum Ganzen sehr entbehrlich. Doch ist es schwer, dießfalls mit dem Verfasser zu rechten, dem es offenkundig um die Darlegung seines musicalischen Glaubensbekenntnisses zu thun war und den die Form übermeisterte, in welcher er wahrscheinlich nicht geübt war. In so ferne man nun in einem Kunstwerke über dem Stoffe gern dessen Einkleidende nachsichtiger beurtheilt, darf das vorliegende Büchlein als ein Ganzes von befriedigender Wirkung erkannt werden — für Leser vom Fache ist es das auch gewiß — als Erzählung aber erscheint „Alfonso“ unbedeutend, in sprachlicher Beziehung sogar sehr mangelhaft. S. 15 z. B. „verweist man in einer mit Jasmin umgezogenen Laube,“ S. 46 reißt sich Alfonso von seinen Amtsgeschäften los und „die Sehnsucht beehrte seinen Weg,“ S. 134 fragt Guido den Helden der Novelle und dieser „ergagnete“ u. dgl. m. Hr. Weiske ist ohne Zweifel ein tüchtiger Musiker oder Kenner, der seinen Gegenstand in allen Richtungen erschöpfend studiert hat; für die Darstellung scheint er indessen noch einiger Vorbereitung zu bedürfen, wiewohl man immerhin, aus den angegebenen Gründen, nicht allzustreng in's Gericht gehen darf. — Die Auflage erscheint nicht brillant. — pp. —

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Fernere Concerte des Herrn John Field.

Nach dem ersten, in Nr. 97 dieser Blätter besprochenen Concerte, trat Hr. John Field noch zweymal, nemlich am Dienstag den 11. und zum letzten Male am Donnerstags den 13. August vor dem hiesigen Publicum auf. In beyden Concerten spielte er abermals nur seine eigenen Compositionen, eine Maßregel, für welche wir ihm ganz besonders dankbar sind, indem sie uns die beste Gelegenheit gab, den trefflichen Mann in dem ganzen Umfange seines künstlerischen Wesens und Wirkens kennen zu lernen. Was wir schon bey dem ersten Concerte gefühlt und ausgesprochen haben, das hat sich durch die ferneren Leistungen des Künstlers auf das entschiedenste bestätigt; Composition und Spiel sind bey ihm unzertrennlich, und beyde sind im edelsten Sinne des

Wortes schön, wir möchten sagen: künstlerisch rein; die Landsleute des Hrn. Field haben dafür die Benennung: chaste, ein Ausdruck, der, in seiner ästhetischen Anwendung, sich besser fühlen als übersehen läßt, der aber ganz und vollkommen das bezeichnet, was wir meinen. Überall, wo dieses ehrende Beywort einem Künstler mit Wahrheit zugetheilt wurde, hat es den Lobspruch der ächten Classicität in sich gefaßt, indem es eben andeutete, daß der Künstler nicht nöthig hatte und zugleich es unter seiner Würde hielt, den Genieser seines Kunstwerkes durch irgend etwas Außerliches, Fremdartiges, nicht unmittelbar in den Bereich des Schönen Gehörendes, zu blenden, zu zerstreuen oder zu besetzen. Daher kommt denn auch den Zuhörern Field's jenes befriedigende und überaus wohlthuende Gefühl der Sicherheit, daß ihm nichts mißlingen könne, eben weil er nichts unternimmt und nichts seinem Instrumente zumuthet, was er nicht in der vollkommensten Schönheit auszuführen im Stande ist. Daß die Technik des Fortepianospielles in neuester Zeit vorgeschritten ist, daß man unendlich schwierigere, unendlich brillantere Sachen darin zu leisten im Stande ist, das wird niemand läugnen, der nur mit der Tagesgeschichte fortgegangen ist; aber Keinem wird es auch einfallen, zu behaupten, daß in dieser erweiterten Technik allein der Vorzug oder der Sieg über das früher Bestandene und früher Bewunderte liege. Für alle diejenigen, die auf solche Weise das Äußere von dem Inneren zu unterscheiden, und das Ewige, über alle Gattungsunterschiede Erhabene in der Kunst herauszufinden wissen, werden die Concerte des Hrn. John Field noch lange eine erfreuliche und dankbare Erinnerung bleiben. — Bey seinem zweyten Auftreten spielte er Stellen aus seinem dritten, so wie das Notturmo und Rondeau aus seinem fünften Concerte. Wir schreiben es einer Unpäßlichkeit des Künstlers zu, die bey seinem scheinbar leidenden Körper wohl erklärlich ist, oder einer zufälligen Störung beim Blattumwenden (indem Hr. Field aus der Partitur spielte), daß der Künstler an diesem Abende verstimmt und gleichsam ungeduldig erschien, wodurch ein Theil der sonst gewiß unausbleiblichen Wirkung seines Spieles verloren ging. Auch mögen die für den heutigen Abend gewählten Compositionen weniger dankbar und für einen Theil der Zuhörer weniger verständlich als die früheren gewesen seyn. Um so glänzender war der Triumph, den der vortreffliche Künstler in seinem dritten und letzten Concerte davon trug. Alle Schönheiten seiner Composition und seines Spieles traten hier siegreich hervor und wirkten mit jener Allgewalt, die der wahren Kunst immer gewiß ist. Bey dieser Gelegenheit können wir eine Eigenthümlichkeit in dem Spiele des Hrn. Field nicht unbemerkt lassen, die zwar an und für sich gleichgültig oder von geringem Belang, für unsere Ansicht von seinem Spiele aber nicht ohne Wichtigkeit ist. Wir erinnern uns kaum einen Pianisten gehört zu haben, der den Dämpfer so wenig und so selten gebraucht als er, dessen Spiel gerade durch den zartesten und klarsten Ausdruck aller Nuancen und Übergänge so ausgezeichnet ist. Wer selbst die erlauten und durch die neuere Mechanik so vervollkommeneten Steigerungsmittel, wenigstens zum Theil, entbehren und doch eine so herrliche Wirkung hervorbringen kann, der muß mit seiner Kunst und ihrem Wesen ganz ins Klare gekommen seyn. Die Stücke bestanden in einem neuen Concert und ebenfalls neuen Notturmo und Rondeau. Das Thema des letztern, eine wunderschöne Composition, die er mit unwiderstehlichem Zauber vorzug, wiederholte der Künstler auf den einstimmigen Wunsch der Versammlung mit gefälliger Bereitwilligkeit. — Vor den Productionen des Hrn. Field und während der Pause hörten wir bey dem zweyten Concerte die recht lebendig und correct ausgeführte Ouverture zu Weber's „Corymbanthé“ und ein neues Lied von Hrn. Heinrich Proch in Musik gesetzt für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte und des Waldhorns; eine zwar nicht unverdienstliche Composition des talentvollen Tonsetzers, die aber in der Wirkung, besonders durch das monotone, refrainartige Wiederkehren der Strophenchlüsse, hinter seinen früheren Arbeiten zurückblieb. Daß übrigens der Vortrag vortrefflich war, läßt sich von den Hrn. Staudigl und Lewy voraussehen. In der Pause des dritten Concertes wurde Beethoven's Sinfonia eroica ausgeführt, eine für den größeren Theil der Zuhörer gewiß erfreuliche und bey ähnlichen Gelegenheiten sehr nachahmenswerthe Maßregel, da solche Werke nicht oft genug gehört werden können, und doch leider noch immer selten genug gehört werden.

(Mit Nr. 33 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 20. August 1835.

100

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Hahnhaus.

(Fortsetzung.)

Veränderter Zug der Feinde.

Der Tag verging in langer Erwartung. Von den Ausgesandten kehrte keiner zurück. Bey Eintritt der Finsterniß erblickte man nordöstlich einen breiten Feuerchein am Himmel in der Richtung nach Schwarzenberg und Grünhain. Die Waldflüchtlinge beobachteten ihn von der Hirschkoppe bis um Mitternacht. Bald sank er, schwächer werdend, zusammen, bald schossen neue Flammen auf und leuchtende Rauchwolken wallten heftiger in die Höhe. Eine halbe Stunde hindurch erschien der hervorragende Waldgipfel des Auerberges mit Glutchein übergossen, von schnell auflodernden, gefüllten Scheuern, wie man meinte. Am gestirnten Himmel glänzte weißlich die Mondsel. Aber dicke Dämpfe zogen schwarz und schwer von Zeit zu Zeit über sie hin.

Auf Gideons Gebot blieben die Wehrmänner unausgekleidet in ihren Häusern, jeden Augenblick bereit, sich am Fichtenhügel zu sammeln. Eine kleine Abtheilung hielt die nahegelegene Valentinschütte besetzt, um sich auf den Wachposten abzulösen. Je zehn Mann folgten einem Unterführer.

Für die Nacht waren Zeichen gegeben. Gideon, der die Gewandtheit und den wilden Muth der Feinde kannte, suchte bey seiner kleinen Truppe alle Kriegsmaßregeln anzuwenden, die er in den Feldzügen erlernt und bewährt gefunden hatte. Dennoch schien ihm ein etwaiger Kampf ohne dreysache oder vierfache Überlegenheit höchst ungleich, und wenn nicht eine Begünstigung des Augenblicks und der Umstände eintrat, fürchtete er für seine braven aber unerfahrenen Landleute ein trauriges Schicksal. Zwey und achtzig Bewaffnete war die ganze Zahl. Acht mit Feuergewehren, wozu die Jagdberechtigten aus den vier großen Bauerhöfen des Oberdorfs gehörten. Drey und zwanzig mit aufwärts geschmiedeten Sensen, zu Stoß und Hieb vorgerichtet. Die übrigen mit eisenbeschlagenen schweren Keulen, welche er bey diesen Kämpfern, dem Tagewerke gemäß, für die beste Wehr achtete.

Endlich graute der gefürchtete Morgen. Die im Walde versteckten Mädchen horchten zugend auf jedes Geräusch von der Schneeberger Straße her. In den entlegensten Schluchten des Gebirges lagerten die Hirten. Kleidungsstücke, Vorräthe, Schmuck und Vaarschaft hatte man in Sicherheit gebracht, einen großen Theil nach Rink's Meierhofs. Was von den Wildengrüner Einwohnern im Dorfe zurückgeblieben war, stand in unruhigen Gruppen auf den freyen Plätzen besammeln. Sie vermutheten, daß den Kundschaftern ein Unfall begegnet sey. Als sich eben die Ältesten wegen Nachsendung Anderer unterredeten, wurde gemeldet, Löscher und Mößel kämen so eben, doch nicht auf der Schneeberger Straße, sondern aus dem Dickicht am Hirschberg herunter. Es scheine gute Bottschaft zu seyn, denn sie winkten von weitem fröhlich mit ihren Taschentüchern. Ein Theil der Jünglinge lief ihnen entgegen und führte sie unter dem Ruf: „Gute Nachrichten! Die Nordbrenner kommen nicht, sie ziehen vorbey!“ zu dem Richter und seiner Versammlung. Von Jung und Alt umringt, erzählte hier Löscher:

„Noch ehe wir gestern wieder nach Schneeberg kamen, war schon der Hauptmann Ankerström mit seinem Fähnlein ausgerückt. Nach Aue, wie uns Gulden's Tochter sagte, und weiter nach Lößnitz, Elsterlein und bis Schlettau, um Kriegsgelder einzutreiben. Unsern gefährlichen Auftrag haben wir erfüllt. In Schneeberg hielten wir uns nicht auf. Wir eilten ihnen nach. Jeder von uns hatte sich mit einem Brotkober und einer Pechkrage versehen. So liefen wir durch den Pfannenstieler Wald über den Muldensteig und kamen ihnen vor. Hätten sie uns entdeckt, so waren wir friedliche Harzer. Die Sonne stand schon tief am Abendhimmel, als die Schweden mit Beute beladen von Aue wieder herauszogen. Die beyden Kunze stiegen auf hohe Bäume, wo sie die Straße übersehen konnten und wir lugten durchs Gebüsch und zählten die Soldaten. Es waren mit den Officieren 86 Mann. Fünf Hakenbüchsen, sechs Reiter, das übrige Fußvolk mit Hellebarden und Schwertern. Auf der Höhe am Kreuzwege theilten sie sich. Der Lieutenant von B ö g i s ging mit dreyßig Mann nach Grünhain, der Hauptmann mit den übrigen nach Lößnitz. Hier blieben sie und wir. In der Nacht kam Feuer aus, durch Verwahrlosung der Dragoner, die bey Jackellicht Stroh geholt hatten. Die ganze Reihe Scheuern links der Straße von hier dorthin ist niedergebrannt und zwey Häuser in der Vorstadt. Auch sah man Schadenfeuer um das Städtchen Zwönitz. Heute morgen vertraute mir der Stadtschreiber Muhlzig: sie zögen bis Schlettau und dann zurück über Johannegeorgenstadt, Eibenstock und Auerbach nach Plauen. Wir sind umgekehrt, um euch das eiligst zu melden. Weil die Feinde aber nach Verlauf von fünf bis sechs Tagen hier so nahe vorbeystreifen, so blieben die beyden Kunze zurück, wegen weiterer Nachforschung.“

Dieser Bericht entseelte die Hoffnung, daß das Ungewitter vorüber sey. Der voreilige Jubel verkehrte sich in neues Bangen. Die Alten wiegten die grauen Häupter. Einige aber achteten den mehrtägigen Aufschub, und daß sie nicht in halber Vorbereitung überrascht würden, für einen bedeutenden Vortheil.

Gideon und Marie.

Das reizendste Mädchen in Wildengrün und G i d e o n s Braut war Marie Schönberg. Eine neunzehnjährige Blondine mit dunkelblauen Augen und lieblicher Gestalt, obschon von mehr als gewöhnlicher Frauengröße, und in

einer Fülle und Blüthe, wie sie nur die Landluft erschafft. Schon in ihrem vierzehnten Jahre wandte sich auf die halbensfaltete Rosenknospe Jedermanns Auge. Der Ruf ihrer Schönheit zog in der Umgegend von Mund zu Mund. Ihre Eltern, bemittelte Landgutbesitzer des Ortes, starben, als sie noch ein Kind war. Bey ihrem Vormund, dem Heimbürgen Rink, wurde sie erzogen.

Gideon zeigte bereits im Knabenalter eine feurige Anhänglichkeit an sein Schwesterchen, wie er Marien nannte. Er brachte ihr die schönsten Blumen und Waldbeeren, und verfertigte ihr mancherley Spielzeug. Zur Frühlingszeit richtete er für sie ein Beet im Hausgarten, umpflanzt mit Buchsbaum, vor, und zum Christabend ein Tannenbäumchen, beladen mit goldenen Früchten. Gegen die Rohheiten anderer Knaben schützte er sie mit kräftiger Faust. Auch Marie hielt sich immer zu Gideon. Sie lächelste und winkte ihm mit freundlichen Blicken, und ihr Engelsgesichtchen verklärte sich, wenn sie ihm nahe stand. Kehrete er aus der Stadt zurück, so lief sie ihm eine weite Strecke entgegen und hing sich an seinen Hals.

Eines Mittags kam sie aus der Schule, hüpfte am Mühlenbach hinunter, und ließ ihre Bücher auf einem Rähnchen, von Gideons Arbeit, lustig neben sich her schwimmen. Da stürzte aus Gündel's Hofthor, kaum zwanzig Schritte fern, dessen wilder Stier auf sie zu. Die zersprengte Kette rasselte um seine kurzen Hörner, und schlug ihm den kugeligen aufgeborsteten Kopf. Er brüllte dumpf wie aus einem unterirdischen Gewölbe, und trampelte und scharrete, die Hörner in Stosrichtung gesenkt, mit den plumpen Klauen. Marien, die ein scharlachrothes Leibchen trug, verfolgte er in wüthenden Sprüngen. Sie suchte sich zwar in das enge Zaungäßchen zu retten, aber ehe sie es erreichte, hatten seine Hörner ihr Kleid gefaßt, und sie neben Gündel's Scheuer auf einen Mooshügel geschleudert. Das erboßte Thier wendete sich, und die Hülflose würde in einem neuen Anlauf unstreitig ihr Leben verloren haben, wenn nicht der siebzehnjährige Gideon, der an seinem Hause ihrer harrete, pfeilschnell dazwischen gelaufen wäre, und mit einer aufgegriffenen Holzart den Bullen so heftig an die Stirn getroffen hätte, daß er taumelnd zu Boden sank. Marie war errettet. Gideon trug sie auf seinen Armen in des Vaters Haus. Sie schlang sich ihm um den Nacken, und bedeckte seine Wangen mit feurigen Küssen.

Dieses Ereigniß machte auf das zwölfjährige Mädchen einen unverilgbaren Eindruck. Was ihrem jugendlichen Herzen bisher nur dunkel geahnt, Liebe zu Gideon, gedieh dadurch mit einem Male zur vollen Reife und Klarheit, und Gideons Leidenschaft für Marien loderte nicht weniger heftig empor. Beyde waren von nun an unzertrennlich, und die Eltern redeten oft heimlich, doch ohne Mißfallen, über dieses so eng geknüpfte Freundschaftsband.

Drey Jahre später wurden aus den voigtländischen Ortschaften die zwanzigjährigen Bursche vor die Kreishauptmannschaft entboten und Gideon, einer der stärksten und schönsten, als ausgehobener Eisenreiter eingeschrieben. Bis zu seinem Abgange nach Dresden waren ihm vierzehn Tage Zeit gegönnt. Noch ehe er aus der Kreisstadt zurückkam, hatten seine Eltern die Unglücksbotschaft schon empfangen. Der alte Heimbürge fiel in tiefe Betrübniß. Mutter und Geschwister weinten. Marie raufte sich verzweiflungsvoll das Haar.

Gideons Rückkehr verzog sich, durch die weite Entfernung und den sumpfigen Frühlingsweg, bis tief in die Nacht. Niemand in seinem Hause war noch wach, außer Marie. Sie empfing ihn mit Wehklagen. „Du verläßt mich,“ sagte sie weinend, „und suchst den Tod! Wer kann dein Leben aus der Gefahr retten, und wer wird mich schützen, wenn der Feind hereinbricht? Lieber möchte ich sterben, als dich von mir scheiden sehen.“

Gideon nahm das reizende Mädchen in seine Arme und drückte es mit Inbrunst an sein Herz. „Glaubst du,“ erwiderte er, „daß ich mich so leicht von dir trennen kann? Wo ich bin, denke ich nur an dich. Wenn ich allein bin, stehst du vor meinen Augen. Für dich gehe ich in die größte Gefahr, in den Tod. Ach schon lange wollte ich dir es sagen, Marie, wie ich dich über alles liebe.“

Sie sank, von Entzücken durchglüht, an seine Brust. Ihr Bund war geschlossen. Sie gelobten sich ewige Treue in Glück und Leid. Die wenigen Tage, die sie noch heysammen zubrachten, verschwanden ihnen wie Augenblicke. Die Mutter flüsterte ihrem Liebling zwar einige Male zu, er solle sich dem gewissen Untergange durch die Flucht entziehen, und Marie horchte mit freudiger Erwartung auf seinen Entschluß, und hatte schon den ihrigen gefaßt, ihm zu folgen. Doch Gideon erwiderte: „Nein! und stünde mein Leben auf dem Würfelspiel. Solche Feigheit würde mich in euren Augen verächtlich machen, und in meinen eigenen, und bey allen meinen Bekannten.“

Marie, stolz auf den Geliebten, der an Glanz und innerm Werth, wie ein Diamant gemeine Steine, die andern Jünglinge überstrahlte, fühlte das Gewicht seiner Rede, und stillte ihr unruhiges Herz. Beym Abschied versprachen sie einander in jugendlicher Schwärmerey, unter tausend Küssen, sich im Traume zu erscheinen, und von ihren fröhlichen und traurigen Begebnissen ungesäumt Ahnungszeichen zu geben.

Es konnte nicht fehlen, daß nach Entfernung des schirmenden Netzes Wespen und andere Insecten in dichtem Gedränge dem lieblichen Fruchtbaum zuslogen, um Honig zu naschen und Besitz davon zu nehmen. Nicht nur Lüstlinge, sondern auch ernstliche Freyer belagerten das fünfzehnjährige Mädchen, dessen Schönheit sich von Tag zu Tag schimmernder entfaltete. Unter erstern konnte man den Jagdjunker von Ortleben zählen, der auf einer Reise über Wildengrün dieses edle Wild in Rink's Hausgarten ausgespürt hatte, und seitdem dessen Spur emsig verfolgte. Niemand stellte ihn von dieser Zeit an in seinen Wirthschaftsbedürfnissen so zufrieden, als der Zainhammermeister, der Hufschmied und Wagner zu Wildengrün. Er hatte dort auch Spizen für seine Tante zu kaufen, oder ein Ackerpferd zu beschäftigen, oder Breter in der Mühle zu bestellen. Unter mancherley Vorwand drängte er sich in Rink's Haus, und an Marien. Eben so der reiche Wollhändler Lampe aus Reichenbach und der dortige Schösser Krusius, so wie mehrere Vornehme der umliegenden Ortschaften. Wirkliche Heirathsanträge ergingen an sie von dem jungen Gutsbesitzer Weit, von dem Müller Große, einem bemittelten kinderlosen Witwer des Ortes, und von verschiedenen Landwirthen für ihre Söhne.

Allein jene Näscher verscheuchten Gideons zurückgebliebene Jugendfreunde. Die ernstlichen Freyer hingegen mehrten Mariens Pflegeeltern, in Beziehung auf ihr zartes Alter, ab. Sie selbst lebte weniger in der Wirklichkeit

als in Nachträumen und Tagbildern, und achtete kaum auf die ihr so häufig dargebrachten Huldigungen.

Als endlich, nach einer Prüfungszeit von drey langen Jahren, Gideon eines Tages unverhofft, doch mit verwundetem Arm zurückkam, so entzündete sich die Flamme der Liebenden höher als jemals. Der Heimbürge und seine Frau willigten in ihre Verbindung. Die jungen Leute sollten das Gut übernehmen, und nächstes Michaelisfest ihre priesterliche Einsegnung erfolgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die blasse Maid.

Jüngst lud man mich zum Hochzeitschmaus,
Ich kam mit frohem Sinn;
Dem Freunde galt das schöne Fest,
Drum ging ich freudig hin.

Und in dem Saal, ganz überfüllt
Von Gästen, trat ich ein;
Es glänzte rings ein bunter Schmuck
Beym hellen Kerzenschein.

Auf jedem Angesichte lacht',
Aus jedem Aug' die Lust;
Des Jubels laute Stimme schallt'
Aus aller Gäste Brust.

Nur eine Maid sah' ich so bleich
Und still vorübergeh'n;
Ich schaur' ihr nach, ich folgte ihr,
Nicht konnt' ich widersteh'n.

Sie schien so mild, sie war so schön,
Und gar so traurig still;
Ich faste mich und sprach mit ihr;
Die Maid mir wohlgefiel.

Da kam ein And'rer ungestüm
Und riß sie von mir fort;
Nur einen Blick noch sandte sie
Als süßes Abschiedswort.

Sie tanzte nun die ganze Nacht
Mit jenem fremden Mann;
Ich aber schlich nach Hause mich
Und grübelte und sann.

Und immer noch liegt mir im Sinn
Die schöne blasse Maid
Mit halb gebrochnem Augensicht
Im weißen Todtenkleid.

München, im Juny 1835.

(Fortsetzung.)

Calderon läßt den von seinem Vater, dem König Basilius ängstlich bewachten Sohn Sigismund mittelst eines Schlafrunkes aus dem einsamen, schauervollen Gefängnisse, das nur der Nar umschwebt, dem nur der Ur sich nähert, in die Residenz bringen, um sich zu überzeugen, ob die von ihm so sehr gefürchtete, von den Sternen angedeutete Wildheit des Gemüthes, die Anlage zum Tyrannen, der seinem eigenen Vater auf den Nacken tritt, ihn wirklich der Thronfolge unfähig mache? Erwacht aus dem künstlichen Schlummer, überrascht von der ganz neuen, ungewohnten, blendenden Umgebung der Herrlichkeit läßt Sigismund die angekamme, großartige, nur durch Zwang unterdrückte Löwenatur, die Macht seines Geistes und die Gewalt seines herrischen Willens — kurz jede Neigung, wie sie in großen Menschen sich selbst entwickelt, wie einen verheerenden, rächenden und strafenden Bergstrom losbrechen. Sein Zünnen ist eben so fürchterlich als seine Liebe glühend, schmelzend, biegsam, sanft; und schnell wieder, sobald sich ihr ein Hinderniß in den Weg stellt, fürchterlich, und jermahnt, wo sie kurz zuvor die Arme sehnuchtsvoll um den theuern Gegenstand der Neigung schlingt. Angst, Furcht vor der Erfüllung der angekündigten Drohungen aus den seltsamen Constellationen, bewegen den eingeschüchterten, alten König Basilius, den Sohn, den Thronfolger, wieder entschlafen zu lassen und in die Bergschlucht zurückzubringen, wo Klotald, der ausersehene Wächter, den jungen Löwen jähmt und hütet. Sigismund erwacht in seinem Gefängnisse; er erblickt sich wieder in seinen alten Fesseln und Ketten, und hält seinen vorigen Zustand in der Residenz seines Vaters für eine Täuschung, für einen Traum, und verbreitet sich mit jener tiefergreifenden, tragischen Wehmuth über das Leben des Menschen, die den höchsten poetischen Zauber dieser dramatischen, tiefen Dichtung bildet. Immerfort schwankt er in seinem Berggefängnisse zwischen Wirklichkeit und Traum; er reflectirt über sich selbst und über seine Seelenzustände in den beyden so schroff entgegengesetzten Situationen; er findet sie mitten im Zweifel übereinstimmend, bis allmählig die Dämmerbinde sich von seinen Sinnen löset, um dem königlichen Geiste den freyen Aufschwung zu geben, und in der zur Ruhe gebrachten Flut der Empfindungen und Gefühle in vollster Klarheit sein sonnenhelles Ich wie den aufstrahlenden Hesperus zu schauen. Die Wirklichkeit tritt mit ihrer ganzen Macht heran. Das Volk interessirt sich für ihn, und er erkennt die Menschen und ihre Stimmen, die an sein Innerstes anklingen; die Armee bereitet sich vor seinen Augen zur Schilderhebung und die schöne, im Anfange mysteriöse Rosaura hebt den Schleyer der Täuschung; sie, die er im Pallaste, von ihrem Liebreiz gefesselt, schon als Braut an seine Brust schließen wollte, wird ihm gleichsam zum Spiegel der Wahrheit; sie führt ihn aus dem Gewebe, das ihn den Geist verwirrend umstrickt; alle Nebel fliehen und der ganze helle Morgen bricht mit seinen Strahlen nicht nur in das Gefängniß, sondern auch überzeugend in seine Seele. Klotald, sein Wächter und Lehrer, Estrella, Astolfs Braut, Klarin, Rosaura's treuer, taunigter Gefährte, der heitere, witzige Gracioso, der mitten im Gewirre dieser Traumwirklichkeit seine Scherze muthwillig gaukeln läßt und doch ein tragisches Ende nimmt, und endlich der König Basilius selbst, dem die Fülle der Jahre die Locke bleichte, bestätigen ihm, daß er nicht geträumt, daß die Wirklichkeit nur wie Traumgestalt auf ihn eingewirkt habe. Mit der Entwirrung lösen sich auch und enthüllen sich die früher dunklen Beziehungen Klotald's zu Rosaura und Estrella's zu Astolf, über welche sich, so zu sagen, der Silberschein einer träumerischen Mondnacht wie ein magisches, die ganze Welt phantastisch umstrahlendes Licht ausgoß. Sigismund hat den Kampf mit sich selbst und mit der Außenwelt vollendet, er söhnt sich mit Klotald aus, den er als Verräther an seiner königlichen Würde und an seinen Erbfolgerechten verderben wollte, und mit seinem greisen, erhabenen Vater Basilius, dem er in der Raserey der Leidenschaft den Untergang geschworen. Er erkennt die Wahrheit, die Klotald früher, als er im Zwielfichte des Lebens schwankte, mit Beziehung auf den vorausgegangenen Zustand ausgesprochen hatte:

„Denn auch in des Traums Gefilden
Darf man Rechtthun nicht entbehren.“

Der Zustand des Prinzen Sigismund ist eine Realität, die nur eine von äußern Einwirkungen absichtlich herbengeführte Illusion in die Traumwelt hinüberspielt, so

daß Leben und Traum von der erkennenden, sich selbst beschauenden Besonnenheit wie ein doppelter Lichtstrahl sich in einen einzigen verschmelzen. Wer erinnert sich nicht dieses Wechselspiels aus dem Kreise des eigenen Seyns? Oft wünscht sich Einer, den tiefes Leiden traf: wenn es doch nur Traum wäre!! Und mancher Träumende, dem im Schummer Unheil widerfährt, tröstet sich, als erschlösse sich mitten im Traumzustande die Erkenntniß, daß es doch nur ein Träumen sey. Man möchte versucht werden, ein Paradoxon aufzustellen: Traum und Leben verhalten sich zu einander wie Zeit und Raum — sie bedingen sich wechselseitig, sie durchdringen sich, eines das andere. — Ich bin bereits schon zu weit gegangen, und muß zum deutschen Dichter umlenken, der dieses bedeutsame Thema umkehrt und das Träumen zur Potenz des Lebens, der Realität, erhebt, und mit allem dichterischen Schmucke, mit dem Feuer der Lyrik und mit den Farben einer reichen Phantasie ausstattet. Wer von der spanischen Dichtung ganz durchdrungen ist, wird natürlich nicht vergessen, daß er im Lande der Hesperiden schweifte; allein damit sey nicht der leiseste Tadel angedeutet. Grillparzer bietet uns auch eine reiche Poesie, die aber unter einem andern, kälteren Himmel aufblüht.
(Die Fortsetzung folgt.)

L i t e r a t u r.

„Sagen aus dem Morgenlande,“ von Ludwig August Frankl. Leipzig bey Leo. 1834.
92 S.

Hr. Frankl ist einer von jenen Glücklichen, die durch ein günstiges Debut sich gleich von vorne herein eine gebahnte Straße für ihre literarische Laufbahn zu sichern wissen; seit dem Erscheinen seines „Habsburgliedes“ hat er rüstig fortgewirkt und wir können nicht anders als uns darüber freuen, denn das wahre Talent fühlt ein Bedürfnis, zu schaffen und weiter zu streben — Resultate einer durch wirklichen Verus herbeigeführten Wirksamkeit können aber nicht anders als dem Gutmeinenden willkommen, hochwillkommen seyn, wäre am Ende vielleicht auch in Einzelheiten, z. B. in der Form, nicht Alles so, wie es wohl seyn sollte.

Daß Hr. L. A. Frankl Talent besitzt, ist außer Zweifel gestellt, unseres Erachtens tritt dieses schöne Eigenthum in keiner seiner früheren Arbeiten so sprechend hervor, als in diesen Sagen, denn hier gewahrten wir zum ersten Male, daß Frankl das Bild zu bewältigen anfangt, daß er neue, obschon nicht immer richtig durchgeführte, Bilder erschaffe, und das ist etwas, dem nur wenige jüngere Poeten unserer Tage gewachsen sind, dem überhaupt nur die Begabten entsprechen können. So finden sich z. B. gleich in dem ersten Gedichte des vorliegenden Büchleins ein paar sehr gefällige Bilder, es ist eine gewisse Plastik darinnen, die recht anmuthig wirkt, eben so trifft man in „Anahid“ — „Beduinen-Gastfreundschaft“ u. a. Stücken der Sammlung, ähnliche Spuren von schöner Anlage, und wenn Hr. Frankl einmal mit dem Depurierungsprozeß der Form völlig in's Klare gekommen seyn wird, mag ihm eine ehrende Stelle unter den Sängern des Vaterlandes nicht ausbleiben. Die meisten der zu besprechenden Sagen (es sind deren dreizehn) gehen von einer recht poetischen Idee aus, mehrere davon verdeutlichen sie auch kräftig, und die Gesamtwirkung würde ohne Zweifel vortheilhaft seyn, wenn nicht ein Paar der Sagen fast ohne Pointe wären und nicht viele Härten in der Darstellung den Effect beeinträchtigten. Von dem ersten Gedichte „die Brautwerbung“ haben wir bereits Erwähnung gethan, es ist voll gelungener Einzelheiten, doch ist uns der Schluß ziemlich kalt vorgekommen, ja wir glauben beynähe, daß, gleichwie so viele Kraftanstrengungen um ein Stündchen der Liebe, eines Helden unwürdig sind, auch der Dichter es verschmähen sollte, derley Schwächen großer Charaktere, insofern sie nicht einen edleren Hintergrund haben, durch das Lied zu verewigen. — Die nächstfolgende Sage „der Todtenkopf“ entschädigt indessen reichlich dafür und ist in jedem Falle ein tiefgedachtes, sinniges, werthvolles Gedicht, dem sich die beyden andern, Alexander den Großen betreffenden, recht würdig anschließen. Dagegen verdient wieder „Anahid“ durch Klarheit des Gedankens und frische Darstellung warmes Lob. „Richard Löwenherz“ gefällt durch Laune und in den übrigen Sagen fehlt es nicht an artigen Wendungen oder tieferer Bedeutung; vorzüglich haben wir nur noch „die Erschaffung des Menschen“ gefunden, womit unser Dichter seine orientalische Ausbeute sehr gehaltvoll schließt. Was noch weiter in dem Bändchen enthalten ist, besteht aus einer guten Verdeutschung des bekannten Moore'schen Gedichtes „das Paradies und die Peri,“ einer so herrlichen Mythe, daß sie wohl in jeder

Bearbeitung interessiren muß. — Nachdem wir nun die Sammlung durchgegangen, ersübrigt uns noch, Hrn. Frankl, eben weil wir ihn zu den Berufenen zählen, auf seinen Gebrauch der Feile zu verweisen, die man, wie schon gesagt, his und da fast störend vermischt. So z. B. begegnen wir S. 25 der Stelle:

Und wie er 1c. 1c.

So in der Seele tüchtet(?).

S. 77 heißt es:

O, es war eine Zeit, so ruft er mild

Mit herzgedemüthigter Stimme, wo

Ich so wie du rein, glücklich war und froh 1c. 1c.

und dergleichen fatale Details ließen sich noch mehrfach aufzählen. Hr. Frankl weiß die Sprache zu behandeln, es ist also nur seine eigene Schuld, wenn er Blößen gibt, an denen ihn die Kritik, zum Nachtheile der höheren Würdigung seines unverkennbaren Talentcs, auf unliebame Weise anfassen kann. — Die Auflage des Büchleins ist brillant, die Zahl der ärgerlichsten Druckfehler — Legion. — pp. —

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 14. August zum ersten Male und zum Benefice des Hrn. Kunst: „Nurredin der Löwe, oder die Belagerung von Tabaria.“ Großes Schauspiel in 5 Aufzügen.

Wallhorn und Compagnie haben hier eine sogenannte Bearbeitung des bekannten Kogebue'schen Stückes „Heinrich Reuß von Plauen“ geliefert, dem ein neuer fünfter Act angeschweift wurde, zum Ganzen passend wie die Faust auf das Auge. — Über die Zweckmäßigkeit einer solchen Procedur in Details einzugehen, verlohnt sich nicht der Mühe; ob es aber schon jetzt an der Zeit, Kogebue's Arbeiten zu appretiren und ob die bisher für das k. k. priv. Theater an der Wien producirenden Scribenten berufen seyen, diese Umgestaltung vorzunehmen, gehört auf ein anderes Blatt; ein Adaptiren, wie das uns heute gebotene, wird jedoch dem ernstlichen Schauspieler, für welches die Direction, dem Vernehmen nach, recht löbliche Maßregeln ergriffen hat, kaum einigen Aufschwung zu geben im Stande seyn. Beispielsweise, in welchem Geiste der neue fünfte Act geschrieben sey und anstatt aller weiteren Erörterung, führen wir, aus dem Gedächtnisse, eine Stelle an, die ungefähr also lautete:

Geh' hin und sage dem Tyrann, (!)

Was du allhier gesehen;

Und er wird freudig dann gestehen:

Die Lieb' ist doch kein leerer Wahn! (!!)

Beschäftigt waren Mad. Fischer, die mit recht großer Innigkeit spielte, die Hh. Bosard, Spielberger, Strampfer, Gämmerler, Hoch, der Beneficiant und andere, auch etwas Weniges an Pferden. Hr. Bosard verfällt leider mehr und mehr in seine schluchzende, mit dem Organ kokettirende Manier, seine Greife nehmen allmählig fast stereotype Formen an; doch spielte er am besten. Hr. Spielberger war durchaus unverständlich, Hr. Kunst hatte eine höchst unbedeutende Rolle.

Modell XXXIV.

Ein Oberkleid von Foulard dessiné mit Vorschüssen von Tulle illusion und ähnlichen Streifen zu den Rücken. Der Beutel ist von Null und gestickt, nach einem Originale von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher, Dorotheergasse Nr. 1108.

Ein Organdinhut mit gleichen Blumen und Band, nach einem Originale von M. Panger, Annagasse Nr. 986 im ersten Stocke.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 22. August 1835.

101

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

V e r s e,

C. E. dem türkischen Bothschafter

Fethi Ahmed Pascha,

bey Gelegenheit seines Besuches im bürgerlichen Zeughaufe am 19. August 1835,
in der Wohnung des Herrn Bürgermeisters und Regierungsraths von Leeb überreicht.

ایکی دفعہ کلوب عسکر اسلام
چک فتنی دکل ایش در امان
سپہسار ثالث فتنی پاشا
قلوبک فتنی ایدر لر ادمان

Zweymal vor Wien osmanisch Heer erschien,
Doch ward Eroberung ihm nicht verlieh'n;
Der dritte Feldherr kam Fethi *) Pascha:
Die Herz-Erob'ung übt er ein zu Wien.

5.

*) Feth heißt die Eroberung, Fethi der Eroberungshafte, Fathih der Eroberer.

D a s H a h n h a u s.

(Fortsetzung.)

Täuschung.

Am dritten Abend nach jener Meldung der Kundschafter, bey herannahender Dämmerung, erhob sich im untern Dorfe ein ungewöhnlicher Lärm. Die spielenden Kinder auf dem Gemeindeanger liefen erschrocken aus einander, zum Theil von ihren Müttern fortgezogen. Hausthüren und Fensterläden

wurden zugeworfen. Leute mit Betten eilten nach dem Walde. Einige, die ihr Vieh wieder zurück in die Ställe gebracht hatten, zerrten es durch die Hintertür. Andere sprangen nach den obern Häusern, und riefen hastig in die Fenster: „Wie wird's uns ergehen! Noth und Jammer bricht herein. Jetzt kommen sie. Das ganze Thal herauf ist voll schwarzer Reiter. Hinten nach zieht das Fußvolk, Mann an Mann. Sie hauen alles nieder, und sen- gen und rauben Leben und Kinder und was wir haben.“

Die Ältesten waren bestürzt. Von einer Gegend sollte der Feind anrücken, woher man nicht das Mindeste befürchtet hatte. Mit den benachbarten Dörfern war eine Nothsendung verabredet, aber keine Nachricht angelangt. Erst diesen Vormittag hatten Reisende versichert, daß man in den voigtländischen Ortschaften zwischen der Elster und der Göltz weder von schwedischer Ein- quartirung noch von Durchzügen wisse.

Gideon führte die Bewaffneten zurück in das Gebüsch. Wappler und Rink nebst drey hochbejahrten Gutsbesitzern gingen dem Feinde entgegen. Doch ehe sie ihn trafen, kam ein einzelner Reiter im Dorfe heraufgesprengt, zwar bewaffnet mit einem krummen Säbel, mit einem Carabiner und Pistolen, aber nicht in schwedischer Kriegstracht, sondern in einem grünen Jagdanzuge. Er grüßte die Landleute, und fragte nach dem Kürassier Rink. „Sein Herr der Graf G z e t t e r i k wünsche ihn zu sprechen. Sie wären bey einem Regimente und Rink unter seiner Compagnie gewesen, auch beyde zu gleicher Zeit, im Gefecht bey Perleberg, verwundet worden.“

Die Dorfverordneten erholten sich wieder. Der Heimbürge gab sich als Vater des Gefuchten zu erkennen und setzte hinzu: „So war es wohl ein Irrthum, daß man euch für Schweden hielt, und eure Zahl auf mehrere Hundert angab. Kamt ihr im Göltzthal herauf, und wie viel Mann?“

„Acht Reiter,“ erwiderte der Jäger, „und zwey Bothen zu Fuß. Mit Verwunderung sahen wir die Knaben aus dem Walde vor uns fliehen und nach dem Dorfe laufen, wo in den nächsten Häusern Unruhe entstand. Von den Schweden ist hinter uns keine Spur. Hier, wie überall jetzt, wo der Feind erwartet wird, trifft das Sprichwort ein: Dem Kriegeszug gesellt sich Trug. Ruft euern Sohn. Dort kommt mein Herr.“

An der Spitze des Trupps ritt auf einem brausenden Rappen der Graf G z e t t e r i k, ein blühender Mann. Seine schwarzbraunen Locken fielen nach damaliger Weise bis auf den zierlich gestickten breiten Spigenkragen herab. Unter dem Sammetbarett, beschattet von Reihersfedern, blickten die schwarzen Augen feurig hervor. Der dunkle Schnauzbart und das Zwickelbärtchen erhöhten den Glanz seiner braunrothen Wangen. Er trug einen spiegelnden Brustpanzer, über welchen an einer goldenen Kette ein schillerndes Kreuz schaukelte. Sein Mantel, seine Waffen und der Schmuck seines Rosses deuteten auf Reichthum und Prachtliebe.

Ihm zur Rechten ritt auf einem ungrischen Pferdchen H e r m i n e von D ö r i n g. Ihr lichtbraunes üppiges Haar, in Zöpfe geflochten, vereinigte sich nach englischer Sitte auf dem Scheitel in eine Krone mit goldenen Schnüren durchwebt. Das purpurrothe Hütchen mit Schwungfedern war auf der linken Seite befestigt und schirmte die azurblauen Augen gegen das Sonnenlicht. Ihre Pfirsichblüthwangen, die gebogenen Augenbraunen und die Perlen, die der halbgeöffnete Purpurmund erblicken ließ, erregten Bewunderung.

Aber mehr durch den unbeschreiblichen Ausdruck von Sanftmuth und Güte rührte ihr schönes Antlitz jedes Herz. Die edle Gestalt war von einem grünen Damastkleid umhüllt und an den Hüften durch ein rosenrothes Leibchen gegürtet, in Form eines Korbes mit Speichen, welche über dem vollen Busen an einem breiten gleichfarbigen Ringe zusammenkamen. Goldene Ketten, an denen eine Kapsel und darin die Spindel hing, wanden sich von ihren blendenden Schultern herab, mit schweren Perlengehängen.

Die übrigen Diener glichen dem ersten in Waffen und Kleidung, und alle ritten schwarze oder doch dunkelfarbige Pferde, unstreitig um nicht durch's Gebüsch oder in der Dämmerung dem Feinde sich zu verrathen.

Herminens Mißgeschick.

Jetzt kam Gideon herbey. Als ihn der Graf erblickte, sprang er vom Pferde, und sagte: „Kriegscamerad, ich wollte zu dir. Laß meinen Leuten das Wirthshaus zeigen, und hier, meines Onkels Tochter, kann bey deiner Mutter oder bey deiner Marie verweilen. Du siehst, ich weiß deine Angelegenheiten von damals noch genau, wo wir in Perleberg bey dem Bäcker Simon zusammen im Quartier lagen.“

„Mein Herr Rittmeister,“ erwiderte der Kürassier fröhlich, „das waren gefährliche, aber schöne Tage. Die Kriegszeit schwebt mir immer lebhaft vor den Sinnen. Oft habe ich den Meinigen erzählt, wie feurig Sie uns gegen den Feind führten und zuerst einhieben. Wären wir nur bey der Schlacht gewesen und das Schleinich'sche Regiment, es hätte sich schon anders wenden sollen. Genugmal haben wir ja die tapfern Schweden gejagt.“

„Allerdings,“ meinte der Graf, „konnten bey der Gleichheit der Streitkräfte ein paar tausend tapfere Soldaten das Waggüangelchen auf unsere Seite ziehen. Doch komm, Gideon,“ flüsterte er, „führe mich an einen Ort, wo uns niemand belauschen kann.“

Als sie in des Heimbürgers Wohnung allein waren, hub der Rittmeister leise an: „Ich erinnere mich, daß du mir von deinem Waldhaus erzählt hast, wie versteckt es im dicksten Gebüsch und zwischen den Klippen liegt. Dort mußt du meine Hermine verbergen, meine Braut, die der Oberst Slangewie ein Habicht verfolgt.“ — „Oberst Gricht Slangewie?“ unterbrach ihn Gideon, „doch nicht der Räuber und Presser Schneebergs und unserer Gegend?“ „Kein anderer,“ erwiderte der Graf, und gab ihm Aufschluß über das erwähnte Verhältniß:

Herminens Vater, der Major von Döring, war im vorigen Jahre bey Rannstädt geblieben. Seine Witwe, Muttterschwester des Grafen Szeckerrich, verließ kurze Zeit darauf ihr Schloß Raizenhain bey Gera und zog nach Zwickau, wo sie vor den feindlichen Schwärmen sicherer zu seyn glaubte. Sie miethete sich eine abgelegene Wohnung, und entzog sich fast aller Gesellschaft. Auch Hermine hatte strengen Befehl, Bekanntschaften zu vermeiden und nie ohne Schleyer auf der Straße zu erscheinen.

Im Monat April besetzten die Schweden Zwickau und seitdem lebte Hermine mit ihrer Mutter noch eingezogener. Der Bürgermeister Siedler hatte sich durch einige Geschenke von köstlichen Weinen und böhmischen Fasanen bey dem Obersten Slangewie beliebt zu machen gewußt. Das geforderte Kriegsgeld ging nicht über die Kräfte der Bürgerschaft, und die Plünderung

und das Eindringen der Soldaten in die Häuser wurde dadurch abgewendet. Überhaupt bezeugten sie sich, von ihren Vorgesetzten im Zügel gehalten, hier milder, als vorher in Altenburg und Borna und später in Schneeberg.

Schon war der Termin bestimmt, wo die Schweden nach letztem Orte abziehen sollten. Zwey Tage zuvor gab ein unglücklicher Zufall die schöne *Hermine* den lüsterne Blicken des Obersten preis. In dem Hause neben der Majorinn wohnte ein Kleiderkünstler, dessen Arbeiten für Männer eben so gesucht wurden, als die seiner Frau für das schöne Geschlecht. *Hermine's* spanischer Anzug war bey der Künstlerinn in Arbeit, und diese durch einen beschädigten Fuß verhindert, das Kleid zur letzten Anprobe zu bringen. Auf der Gasse herrschte eben ungewöhnliche Stille, weil die Soldaten aus der Stadt gerückt, in dem fernen Teichanger Übungen hielten. Die Majorinn erlaubte daher der Tochter den Gang von wenig Schritten in das Nachbarhaus.

Hermine, entzückt über das gelungene Kunstwerk, trat nach dem Wiederankleiden hinter der spanischen Wand hervor und gegen die Stubenthüre. In demselben Augenblick öffnete sich diese, und Oberst *Slange* stand vor ihr, Aug' in Auge. Das seinige starrte die himmlische Erscheinung an. Kaum hatte er sich aber von dem ersten Staunen erholt, so faßte er ihre Hand und sagte schmeichelnd: „Mein Fräulein — denn daß Sie dieß sind, errathe ich — wie freue ich mich dieses Augenblickes. Wenn ich das Glück Ihrer nähern Bekanntschaft noch entbehre, so ziehe ich doch den Vortheil von Ihrer Gegenwart. Die Wolken, die seit heute Morgen meine Seele verhüllen, hat der Sonnenschein zerstreut.“ *Hermine's* Antwort war eine tiefe, stumme Verbeugung und eilige Flucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

W o m G e b i r g e *).

3.

Auch mich dünkt, Landmann! würdig und schön dein Loos:
Aus brauner Scholle furchest du Segen auf, —
Den Deinen Segen und den Städtern,
Die, deines Schweifes nicht achtend, schweigen;

Zwar schaust du fürchtend oft in's Gewölk empor,
Das, hagelschwanger, Fluch deinen Saaten droht;
Doch nicht nur du, die ganze Menschheit
Blickt zu Gewölken, die dräuend hangen.

Dir werde, Guter! endlich die Segnung auch,
Dereinst mit aufgehelltem Geistes Blick,
Freu deiner Erde, die Natur als
Mensch zu betrachten und zu beherrschen!

4.

In einem ausgehauenen Forste.

Vor dem Gebirge steigt der blaue Qualm auf,
Arte klingen am Fuß uralter Fichten, —
Auf den Rumpf enthaupteter Brüder stürzend,
Dröhnen sie weithin;

*) S. d. Blatt Nr. 52, Mayheft 1834.

Klagend durchwühlt der Sturm die geliebten Kronen;
Abschied rauschen sie ihm; er braust von dannen;
Und mit ihm verläßt der verjaagte Geyer
Krächzend die Heimat.

Heiliger Tempel der Natur! so falle
Denn auch du: weil der Mensch sich Hütten bau'n will.
Urkraft schwinde! heiterer wird's auf Erden,
Aber auch flacher.

Ernst Freiherr von Feuchtersleben.

Gemälde aus Indien.

I. Madras.

Sobald ich meine Großjährigkeit erreicht hatte, schickte ich mich an, meine längst gehegten Reisepläne auszuführen. Indien zu sehen, war von je her mein sehnlichster Wunsch gewesen. Ich schiffte mich ein auf dem Ostindienfahrer „der Atlas.“ Nach einer glücklichen Überfahrt von zwey Monaten befanden wir uns im Angesichte der Küste von Asien. Bey Tagesanbruche erschien uns das Cap Comorin am fernen Horizonte wie eine düstere Wolke. Wir umschifften es am Nachmittage und glitten bey einem frischen Landwinde längs der Küste von Coromandel, indem sich unsere Augen an den pittoresken Ansichten weideten, welche diese Gegenden so berühmt gemacht. Die blendenden Lichtströme, welche sich über die kleinsten Details der Landschaft ergossen, schimmerten in stets wechselndem Farbenspiele, so wie die Sonne sich am Himmel erhob. Dieses für den Europäer ganz neue Schauspiel hat etwas so Erhabenes und erweckt so unbefchreibliche Gefühle, daß der schmelzende Genuß allmählig in beklemmende Wehmuth überging, und das Vaterland mir vor die Seele trat, und ich es schmerzlicher als je empfand, fern von den Meinigen unter fremden Menschen zu seyn. Wir setzten unsere Reise fort, indem wir stets in einer Entfernung von vier Meilen von der Küste lavirten. Wir segelten an der Insel Ceylon vorbei, die mit grünbuschigen Hügeln, mit ihren zackigen Ufern, welche hohe Palmbäume und dichte Cocosbäume umkränzten, allmählig in der Ferne verschwand, und bald nur noch als ein weißer Punct zu sehen war, den zuletzt die Schatten des Abends verschlangen. Nach einer viertägigen Fahrt bey dem köstlichsten Wetter gingen wir an der Rhede von Madras vor Anker. Sie bietet dem ankommenden Fremden ein herrliches Schauspiel dar. Die Pracht der Gebäude, die hohen Verandas^{*)}, die terrassenförmigen Dächer, die weißen, schlanken Colonnaden, welche sich an dem heiteren Blau des Himmels abzeichnen, die imposante Masse des Forts, die schäumenden Meerreswellen, welche an einer unabsehbaren Küstenstrecke in mächtigen Sähen über die Klippen brausen, alles vereinigt sich, um den nach neuen Eindrücken sich sehnenden Reisenden mächtig zu ergreifen. Von der Seeseite gesehen, scheint die Stadt sich weit über ihre Ringmauern auszubreiten und überrascht durch einen Anschein von Größe. Nachdem man beynähe drey Monate auf der einförmigen Ebene des Oceans zugebracht, ergötzt man sich am Anblicke der mannigfaltigen Fahrzeuge im Hafen, von dem leichten Fischerkahn bis zu dem einförmigen Catamaran, von dem Massoulah mit seinen plumpen Formen bis zur schlanken Jacht und dem noch zierlicheren Wherry.

Sobald der Atlas den Anker ausgeworfen, begab ich mich in Begleitung mehrerer meiner Reisegefährten an Bord eines Massoulahschiffes, welches uns an's Ufer führte. Diese Fahrzeuge haben eine höchst seltsame Bauart. Der Grund ist flach, sie sind ohne Zimmerwerk und bestehen bloß aus zusammengefügtten Brettern, welche man mit der äußern Rinde des Cocosbaumes verkleidet hat. Sie sind mit zwey Reihen großer länglicher Ruder versehen. Das Ganze ist so biegsam, daß die Seitenbretter leicht dem Schlage der Wellen

^{*)} Verandas bedeutet Balcons oder vielmehr die äußeren Gallerien der Häuser.

nachgeben, welche durch die Verringerung des Widerstandes einen großen Theil ihrer Stärke verlieren. Auch trogen diese Fahrzeuge der Flut, sie mag noch so heftig, noch so furchtbar seyn, während eine europäische Schaluppe sich nie derselben ausgesetzt, ohne auf der Stelle in Stücke zerrissen worden zu seyn. Die Ruderer wissen mit bewundernswerther Geschicklichkeit dem Stoß der Wogen auszuweichen, und leiten diese dem Anseine nach so schwerfällige Maschine sicher und leicht durch das stürmische Meer. Ubrigens werden die Massoulahschiffe fast immer von Satamarans begleitet, damit, wenn allenfalls eines derselben umschlüge, welches sich zu Zeiten ereignet, indem es durch ein ungeschicktes Manövriren auf eine Klippe geräth, man sogleich den Passagieren zu Hülfe eilen könne. Glücklicher Weise besuchen die Hayfische die dem stürmischen Andrang der wachsenden Flut ausgesetzten Küsten sehr selten. Sie halten sich vorzugsweise in den stilleren Gewässern der Rhetde auf. Auch befinden sich auf den Satamarans sehr gewandte Seeleute, welche die allenfalls verunglückten Reisenden sogleich wieder aus dem Meere ziehen. Ein Satamaran besteht aus drey großen Balken, welche wie ein Floß zusammengebunden sind. Das mittlere ist etwas länger als die beyden andern und bildet einen Vorsprung. An einem Ende desselben befindet sich der Schiffer, der die Maschine leitet. Das Ganze hat 10 Fuß in der Länge und ist 18 Zoll breit.

Am 15. October wurde die Flagge aufgesteckt, welche sämmtlichen Schiffen zur Warnung dient, sich nicht von dem Passatwinde überraschen zu lassen. Am Morgen hatte man einige Zeichen wahrgenommen, welche den bevorstehenden Kampf mit den Elementen verkündeten. Dünne, flockenartige Wolken waren von Zeit zu Zeit am Horizont erschienen und hatten sich bald in einen auf dem blauen Grunde des Himmels fast unmerklichen Dunst aufgelöst. Ein leichter Nebel schwebte über dem Wasser, und schien sich allmählig zu verdichten, ohne jedoch die Strahlen der Sonne zu brechen, welche fortwährend eine einformige Lichtmasse über den Ocean ausgoß. Eine erstickende Hitze erfüllte die Atmosphäre; sie lag erdrückend auf der schwer athmenden Brust, und wirkte entmuthigend und niederschlagend auf das Gemüth. Gegen Nachmittag begann der Anblick des Himmels sich zu ändern, der Horizont verhüllte sich immer mehr und mehr. Schwarze, Unheil verkündende Wolkenmassen schienen von dem Meere aufzusteigen unter plötzlichen Windstößen, auf welche augenblicklich die tiefste Ruhe folgte. Indessen nahmen die untern Luftschichten eine röthliche oder vielmehr bronzegelbe Farbe an, in Folge der Brechung der Sonnenstrahlen durch das Gewölke, welches das Gestirn umlagerte. Um 4 Uhr bedeckte sich der Himmel gänzlich, der Regen stürzte in breiten Strömen herab. Zugleich mischte der Sturm sein schreckliches Brausen in das donnernde Wolkengewühl; es war ein unausgesetztes, betäubendes Getöse.

Da unsere Wohnung die Aussicht auf das Meer hatte, so konnten wir dieses Schauspiel in seiner ganzen, schreckenerregenden Größe ansehen. Mit unwiderstehlicher Gewalt beugte der Wind die buschigen Wipfel der hohen und schlanken Cocosbäume bis zur Erde. Rollende Sandwirbel flogen vor ihm auf. Blasse und breite Blitze durchfurchten die Wolken, und da sie zu gleicher Zeit von allen Punkten des Himmels herausfuhren, so hätte man glauben mögen, daß alle Elemente sich in Feuer verwandelt, und die Welt stehe in Gefahr, der Raub eines ungeheuren Brandes zu werden. Die Donnerschläge, welche augenblicklich auf das Blitzen folgten, krachten wie die Explosion eines Pulvermagazins oder wie das Getöse von unzähligen in einer Gebirgsschlacht abgefeuerten Kanonen. Die Flut, vom Winde aus dem Meeresbette gehoben, wurde gegen die von schäumigem Wasserstaube ganz weiße Esplanade geschleudert. Man fand auf den Dächern 3 Zoll lange Fische, die entweder das Meer ausgeworfen, oder welche von Wasserhosen mit fortgerissen worden. Tausenderley Insecten krochen die Wände hinan, ekelhaftes Gewürm wand sich über den Boden hin. Ganze Schaaren von Eidechsen und Ameisen, welche die Wasserströme aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben hatte, überfüllten unsere Wohnung. Scorpionen, Kröten, Tausendfüße, ja selbst Schlangen drangen in unsere Gemächer.

Der Sturm dauerte auf diese Weise von Tag zu Tag mit einigen Zwischenträumen, während welcher man sich wechselseitig besuchte. Die Eingee-

bornen, welche an das Klima des Landes gewohnt waren, schienen in diesem Aufreiß der Natur eine ganz alltägliche Erscheinung zu erblicken. Wenn in manchen andern Gegenden der Erde eben so heftige Orkane herrschen, als der Mousson in Ostindien, so kann man dreist behaupten, daß nirgends in der Welt der Regen solche gewaltige Wasserstürze bilde, Bliz und Donner ein so schrecklich erhabenes Schauspiel gewähren. Der Mousson dauerte beyläufig zwey Monate und hörte gegen die Mitte des Decembers auf. Die Signalfolge wurde aufs Neue aufgezoagen, um den Schiffen anzukündigen, daß sie fortan ohne alle Gefahr in der Rhede vor Anker bleiben konnten.

Correspondenz-Nachrichten.

München, im Juny 1835.

(Fortsetzung.)

Der feurige, kühne und thatendurstige Ruslan, hochanstrebend, um die höchsten Gipfel des Lebens zu erklimmen, kündet sich uns schon vortheilhaft in den ersten Expositionsscenen an. Mit der lebenswürdigen Mirza weht uns der schöne Orient wohlthätig an, und Massud, Ruslan's Oheim, erinnert uns an die einfache patriarchalische Würde einer schönen Vorzeit, während Zanga, der Negerfclave, uns in die glühenden Sandhügel Libyens, in die Heimat der Leidenschaft, versetzt. Das Gemälde der Schlacht, mit welchem er Ruslan's Phantasie noch mehr befeuert und aufregt, ist voll Kraft und Schwung. Nicht Mirza's zärtliche Liebe, nicht des edlen, weisen Oheims Rath, nicht das nahe Glück, Mirza in das Brautbett zu führen und im glücklichen Besitze zu leben, fesseln den ungeduldigen Jüngling, der von einem Kampfe als Sieger zurückkömmt. Zu schmal und zu eng ist ihm dieser idyllische Wirkungskreis. Der mächtige Geist zersprengt das Gehäuse dieses ruhigen, gleichförmigen Lebens, er braucht eine Welt, in welcher sein Arm und sein Geist Raum genug finden. In dieser Stimmung läßt ihn der Dichter vor den Augen der Zuschauer entschummern und träumen. — Wir sehen mit dem glücklichen Träumer die neue Welt, die ihn umgibt. Der träumende Ruslan macht sich auf, eilet von That zu That, von einer Stufe des Glückes und Ruhmes zur andern; besudelt seine Hände mit Blut, wird Thronerbe und König — kurz, durchläuft den Kreis der Handlungen, wie sie der Dichter bekannter Weise mit großer Wirksamkeit zu einem dramatischen Ganzen verflocht. Was Ruslan in diesem Thatenraume übt und thut, ist das Werk eines träumerischen Zustandes, in welchem die Seele nicht fessellos handelt. Der Zuschauer kann vielleicht getäuscht werden und hält die ganze Thatenreihe für eine Folge des Traumes (während sie nur fortgesetztes Träumen selbst ist), bis die Laufbahn vollendet wird, bis Ruslan, verbannt vom königlichen Throne, verflucht, geächtet und hinausgeschoben, auf der nemlichen Stelle wieder einschläft, wo er die erste Traumerscheinung hatte, dort erwacht und im wachen Zustande noch vor sich selbst erschrickt, sich von sich selbst zu trennen bemüht ist, und endlich die Überzeugung gewinnt, daß Alles, Ruhm, Glück und Kronen, Liebe und Herrschaft, Verbrechen und Schmach nur — Traum waren. Der Übergang aus dem Traumzustande — die Emancipation des selbstthätigen, moralisch-freyen Willens, der Wendepunct, wo der volle Sieg über die Macht der Täuschung eintritt, stellt sich uns im letzten Acte dar. Wir erfreuen uns zwar mit dem Jünglinge, daß er nur geträumt und nicht wirklich gehandelt, daß der Dichter die glühenden Traumbilder durch äußere That und Handlung an unserm Auge vorübergeführt, und sympathisiren mit ihm eben so sehr wie mit jedem tragischen Heros, der sich entweder durch alle Lebensstürme durchkämpft oder groß dem Schicksale unterliegt. Allein, halten wir Grillparzer's Dichtung gegen jene Calderon's nach dem Gange der Handlung, nach den Motiven und nach den Charakteren, so erregt freylich der Spanier ein größeres Interesse. Man wird bey ihm mehr in die Handlung hineingezogen, da sie nicht auf dem ätherischen Raume der Vision, sondern auf der breiten und festen Grundlage einer reellen Welt, auf dem sicheren Gebiete der Empirik beginnt und bis zur Katastrophe fortschreitet. Selbst der Wahn Sigismunds, daß sein kurzer Lebensmoment im väterlichen Pallaste Täuschung war, — der Hauptpunct, um welchen sich die Idee des Spaniers wie um eine Ase dreht, um sie als Wahrheit mittelst einer Reihe organisch sich an einander schließender Handlungen durch dichterische Form zur Anschauung zu bringen — stellt sich vor dem Leser und dem Zuschauer als ein Phänomen dar, das wie eine Magie momentan gleichsam zwey Welten aus einander hält.

Der deutsche Dichter, der, wie der spanische, dem inwohnenden Genius gemäß aus eigener Kraft Charaktere erschafft und bildet, gab uns nicht bloß Ideale, die wie Luftgebilde körperlos an uns vorbeyschwimmen, sondern organische Wesen — und sie schreiten auf der Bühne vorüber mit dem Schwerpunkt des wirklichen Lebens. Beide Dichter verfolgten auf entgegengesetzten Wegen dieselbe Idee und finden dort, wo sich der Ring der Handlung schließt, als zwey verwandte Genien den gemeinschaftlichen Kranz eines glänzenden Sieges. Der Negerselave Zanga, das Princip des Bösen, der Mephistopheles des Orients, ist eine glückliche Erfindung und gewährt dem Drama einen mächtigen Impuls. Mirza, Rustan's Braut, ist eine zarte, liebenswürdige Gestalt, die, wie alle weiblichen Charaktere Grißparzer's, unwiderstehlich anzieht. Am „Könige von Samarkand“ läßt sich zwar nichts Neues entdecken. König Basilus, der mit seinem Aberglauben zu den Sternen, um Rath fragend die Hände hinausschleudert und am Schlusse, nachdem er vorher dem Sohne geflücht, reuevoll zu den Füßen des gefürchteten und dann ausgesöhnten Thronfolgers — noch immer groß, stehend sich niederläßt, sichert sich eine bey weitem größere Theilnahme. Gülmare, des Königs Tochter, ist eine Mirza mit dem königlichen Diadem um die königlich leuchtende, schöne Stirne. Der Dichter führte uns in die reiche Welt des herrlichen Orients, in das leichtgezimmerte Haus des Landmanns, in den schimmernden Pallast eines orientalischen Königs und ließ uns in die Herzen jener Menschen schauen, die nach den Sagen, wie wir sie aus tausend und einer Nacht kennen, unter höheren Einflüssen stehen. — Zu viel Raum nahm schon diese Relation ein und ich erlaube mir nur noch dem Dichter Calderonisch zuzurufen:

„Magst du denn das Ew'ge suchen,
Jenen Ruhm, den wandellofen,
Wo das Glück kein Schlummer ist,
Und kein Traumgebild die Dichterkrone.“
(Der Schluß folgt.)

K. K. priv. Theater in der Josepstadt.

Am 17. August: „Die vier Charaktere,“ komisches Ballet in vier Abtheilungen vom Balletmeister Hrn. Fabbrì.

Eine junge Witwe stellt ihre Freyer auf mancherley Weise und in vielen Verwicklungen auf die Probe, bis sie, nach manchen Mystificationen, mit der Wahl in's Reine kömmt; — um diese Handlung dreht sich das neue, recht gelungene Ballet des geschickten Fabbrì, der mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln wirklich das Auserste leistet, was sich billigerweise von so beschränkten Kräften erwarten läßt. Die Erfindung ist gut, die Verwicklung verständlich, die eingewebten Tanzstücke passend und anziehend, die Ausführung sehr genügend; man hat also volle Ursache zufrieden zu seyn, besonders, wenn man bedenkt, daß das eigentliche Ballet an dieser Bühne doch nur eine Crotete ist. Die zweite Abtheilung gehört zu dem Drolligsten, was in diesem Genre noch vorkam, nicht minder komisch sind die Scenen des Quäkers, auch die Musik erscheint sehr zweckmäßig; mit einem Worte: das neueste Ballet des Hrn. Fabbrì verdient vollkommen den Beyfall, den es erhielt, und den Zuspruch des Publicums. Von den Beschäftigten muß Mad. Springer zuvörderst genannt werden, weil sie ihre anstrengende Rolle mit Geschick und Laune, nur bisweilen fast ein Bißchen zu derb, durchführte; die hübsche Frau ist so ziemlich die Stütze des Ballets; auch Ull. Lin, die H. Korn, Babitsch, Kolosanzky und Lafina waren an ihrem Plage, der Letztere excellirte wieder im Tanze. An Costumes und Decorationen zeigte sich nichts Neues; doch war das Vorhandene so genügend, daß weitere Anschaffungen in der That überflüssig gewesen wären. Ob übrigens der Tanz sich mit den Ansichten der Quäker vertrage, ist uns etwas problematisch geblieben. Vor dem Ballete hörten wir den Paganini des Holz- und Strohinstrumentes, Hrn. Guskow, dessen staunenswerthe Leistung mit stürmischem Beyfalle aufgenommen wurde.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 25. August 1835.

102

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von M. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

Das Hahnhaus.

(Fortsetzung.)

Nachstellungen.

Dem Tyrannen der Stadt konnte das Künstlerhepaar die verlangte Auskunft nicht vorenthalten. Zu Hause angekommen, rief der Oberst unverzüglich seinen Kammerdiener und Liebesvertrauten, Adlerklaus, einen listigen, freundlichen, gewandten Bösewicht, Kenntnißreich und mehrerer Sprachen mächtig, dabey aber dem Trunke und Spiel ergeben, und belastete ihn mit dem Auftrag, Herminen um jeden Preis in seine Arme zu liefern.

Unter den schwedischen Officieren herrschte damals die ausschweifendste Wollust. Der Vorgesetzte findet immer bey dem Untergebenen eifrige Nachahmung, am geneigtesten in Untugenden, die sein Beyspiel adelt. Von dem Feldmarschall Banner weiß es aber die Welt, wie brünstig er jenen Göthen verehrte, und wohin ihn dieser in Halberstadt (1641) führte, unter Martern des eiternden, von Grabwürmern, noch lebend, benagten Körpers, und unter den Qualen des erwachten Gewissens.

Adlerklaus lächelte über die Leidenschaft seines Herrn, wie Satan, wenn er die Hand an den Schlingenzug legt. Er wußte schon alle Verhältnisse der Majorinn und ihrer schönen Tochter; wem das Haus gehörte, dessen innere Anlage, die Zugänge in der Fronte und im Rücken, seit wann es die Witwe bewohnte, Hermine's Alter, ihrer Mutter Lebensgeschichte, kurz alles, was sein Herr zu erfahren wünschte. Seine Hand voll Gold war sein Lohn. Denn Slang, sonst karg und geldgierig, sprang in diesem Punct auf das Extrem über.

„Die Bahn zum Siegeskranz,“ meinte Adlerklaus, „ist keine andere, als daß Sie die Majorinn in diesen zwey Tagen, und dann von Schneeberg aus, durch wiederholte Besuche übertäuben, Herminen zum Schein mit einem Heirathsantrag verfolgen, und an jeder Schlüpföffnung des Garnes Wachen stellen. Lassen Sie mich hier zurück mit vier oder fünf listigen Leuten, die ich mir aus dem Bataillon aussuchen will.“

Der erbißte Oberste genehmigte alles. Denselben Nachmittag noch ließ er sich bey der Majorinn anmelden, die in ihrer Bestürzung dem lauschenden Kammerdiener kaum eine deutliche Antwort zu geben vermochte. Auf der Treppe begegnete Adlerflau dem niedlichen Hannchen, der einzigen Bedienung im Hause, und knüpfte ein Liebesverständniß an. Das schwache Mädchen herauschte sich in seinen Schmeicheln, und stand noch gefesselt, Lüsterheit im Blick, als er aus der Thüre schlüpfte und sein Herr eintrat.

Slangens große Gestalt, von dem feurigen Geiste zwar etwas vermagert, aber durch den militärischen Glanz des Federhutes, der goldenen Achselbänder, des schimmernden Ordens und der Uniform hervorgehoben, machte keinen unangenehmen Eindruck. In französischer Sitte bewandert, konnte er dem Umgang, besonders mit Damen, einen ungewöhnlichen Reiz verleihen. Mit Leichtigkeit überging er das verlegene Wesen der Majorinn und Hermine's, und wußte sie bald in ein lebhaftes Gespräch zu verwickeln. Auch brach er nach kurzer Zeit, welche sehr angenehm vergangen war, wieder auf, und ließ die Majorinn von Döring in einem Gemüthsstreit zwischen Neigung und Widerwillen zurück.

„Die Verdorbenheit dieses Mannes,“ sagte sie zu Hermine, „scheint, wie so vieles in der Welt, an der Übertreibung Anderer zu leiden. Was er auch äußerte, es war edel, fein, menschenfreundlich, die Härte mit der Kriegsnoth entschuldigend. Er müßte ein Meister der schrecklichsten Verstellungskunst seyn, wenn die Grundlage seines Herzens nicht gut wäre.“

Hermine aber wiegte das Lockenköpfchen, und schickte ohne Aufenthalt einen Boten nach Naumburg mit einem Brief an den Grafen Czetterig ab, welchen sie von dem Vorfall unterrichtete.

Zeitbild.

Seit vier Monaten waren Hermine von Döring und Graf Eduard Czetterig Verlobte. Ihre nahe Verwandtschaft hatte ihnen von Jugend an näheren Umgang gestattet, und bey gegenseitig gefaßter heftiger Zuneigung dieses Band geschlungen. Als Eduard noch auf der Leipziger Universität den Studien oblag, reiste er häufig nach Naizenhain, und brachte hier größtentheils die Ferien zu. Sein Vater, Geheimrathspräsident in Cassel, widmete ihn, den ältesten von vier Söhnen, der Rechtsgelehrsamkeit. Aber in jenen stürmischen Tagen, wo sich die Wissenschaften vor der Kriegskunst demüthigen mußten, erschien ihm die Akademie schal. Er verließ die erstorbenen Hörsäle, trat zu der herrschenden Parthey über, und kämpfte anfangs für die Schweden, später gegen sie. Bey Perleberg verwundet, nahm er den Abschied. Die damaligen Weltverhältnisse hatten eine seltsame Zeit geboren. Glück und Unglück schaukelten unter den Gewalten wie im Privatleben. Wer heute die Oberhand behauptete, unterlag morgen, und erhob sich bald darauf vom Sturz mit frischer Kraft. Banner's und Torstensohn's Feldzüge in den Jahren 1635 bis 1645 bieten davon auffallende Beyspiele, nicht minder einzelne Schlachtopfer des Krieges. Eine Stadt glaubt sich verloren, und der gefürchtete Augenblick des Untergangs entreißt sie aller Gefahr. Andere, die sich geborgen wähnten, überrascht grenzenloser Jammer. Verfolgte werden wenig Schritte von den blutdürstigen Feinden errettet. Ein Glender, durch Plünderung und Brand mit den Seinigen an den Abgrund getrieben, greift nach dem Bettelstab

und plötzlich überschüttet ihn das Glück mit neuen Reichthümern. Auf Sicherheit des Eigenthums, des Lebens, der Freyheit konnte niemand bauen, aber eben so wenig war im Gegentheil der Hoffnung zu entsagen.

Auch Graf Czetterik lebte, durch des Kriegskobolds hämisches Wirken, in widersprechenden Verhältnissen. Sein Vater und seine Familie, nebst den Gütern in Hessen, standen unter schwedischem Schutz. Er selbst hingegen war ihr verhafter Widersacher. Leopold, sein jüngster Bruder, genoß die besondere Gunst des feindlichen Obersten Liliensfern, als dessen Adjutant. Ihm aber drohte Gefangenschaft, weil er nach seinem Abgange vom Kriegsheere das Schloß Scharfenberg bey Meissen wider die Plünderer des General Wrangel vertheidigt, und diese abgetrieben hatte.

Bisher war das unbezwungene Dresden sein Wohnort gewesen. Im Monat März begab er sich nach Naumburg, da der Feldherr Banner von Leipzigs Belagerung zurückgeschlagen und das nördliche Thüringen durch Hagfeld wieder erobert war. Das südliche behaupteten aber immer noch die Schweden. Ihre Plänkler durchzogen, außer Sachsens Gebirge, auch das Altenburgische, die Neußenlande, und selbst das Markgraftthum Bayreuth bis an des Mains und der Saale Quellen.

F l u c h t.

Stangens Bescheidenheit verminderte sich nach einigen Besuchen. In den nächsten Wochen kam er gewöhnlich um den dritten Tag von Schneeberg geritten, stieg bey dem Obersten Pfuhl ab, und versäumte nie der Majorinn seine Ehrerbietung zu bezeigen. Hatte er der Mutter die Fingerspitzen geküßt, so setzte er sich zu Herminen an den Nähtisch, und plauderte dem geängsteten Mädchen entweder französirte Süßigkeiten vor, oder deutete von weitem auf das Glück, das er einer künftigen holden Gattinn (unstreitig war er, wie sein Vorbild Banner, schon damit versehen) in seinem Vaterlande bereiten könne. Er besang die Tollheit der Völker, und das ewige Blutvergießen, und schilderte die Schönheit seines Schlosses Rosenholm aufs anziehendste. „Dort herrscht tiefer Frieden,“ sagte er, „die Wellen plätschern an seinen Mauern und spielen um die Wurzeln der Lilien und Rosen in den blühenden Gärten. Die Umgegend zaubert nach Italien. In der Ferne glaubt man den rauchenden Vesuv, und jenseits der blauen Gewässer die appenninischen Felsengipfel zu erblicken. Meine Bauern sind freye Männer. Ihr Wohlstand ist sichtbar. Sie nennen mich Vater. Unsere Gutsnachbarn stehen dem Adel Frankreichs an Bildung nicht nach. Wechselseitige Besuche erhalten ungekrübt die angenehmsten Verhältnisse. Der Winter vereinigt uns in der genußreichen Residenz. Eine Reise dahin ist in zwey Tagen zu vollenden, und auf dem malerischen Wege vermehren Freunde und Freundinnen, die sich in gleicher Absicht anschließen, von Schloß zu Schloß den Zug. Durch ein inneres Band der Liebe würde sich mein künftiger Wohnsitz in ein Elysium verwandeln.“

Die Majorinn verschwieg aus Furcht das Verhältniß zu Czetterik. Herminen aber befiel bey seinen Andeutungen jedesmal der Starrkrampf, und setzte sie ganz außer Stand, ihm die Wahrheit zu eröffnen.

Endlich eines Abends brachte er mit dreygespitzter Zunge und lüstern glänzenden Augen den förmlichen Heirathsantrag hervor. Die Majorinn

jinna nannte er seine Mutter, und Herminen die Heißgeliebte, von deren Auspruch es abhinge, so viel Glück ins Leben zu rufen. Erstere hatte die Explosion vorausgesehen, und entwickelte mit Besonnenheit ihr Bedenken, ohne dem Bewerber zu nahe zu treten. „Wolle man in jehiger schwankender Zeit,“ äußerte sie, „nicht offenbar dem Unglück verfallen, so müsse ein solcher Schritt von allen Seiten geprüft werden. Die Verbindung mit einem Krieger, mitten in der Kriegsflamme, wie der Oberst selbst nicht verneinen werde, könne anstatt Glück, wohl nur Traurigkeit und Angst erzeugen.“ Solange aber wick nicht. Er berief sich auf die schwedischen Gesetze, die ihm keinen Augenblick den Abschied verweigerten, weil er in Pohlen und in Deutschland schon zehn Feldzügen beygewohnt habe. Eben der drängende Zeitlauf, um diese Wendung seines Lebens festzustellen, veranlasse ihn zu der Bitte einer bestimmten Entscheidung mit Ja oder Nein binnen sechs Tagen.

Beym Abschied umarmte er, scheinbar gerührt, die Majorinn, und raubte Herminen einen Kuß von den Sammtlippen, der sein Flammenfeuer noch heftiger anfachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

L o g o g r i p h.

Wie heißt das Land, das wunderschöne,
Der Zaubergarten der Natur?
Das Land der Liebe und der Töne,
Der Erde allerschönste Flur?

Dort ist's, wo meiner Ersten Welle
Melodisch durch die Haine klingt,
Bis sie, ein Strom, durchrauscht die Schwelle,
Wo ihn des Dogen Braut verschlingt.

Siehst du der Laute letzten schwinden
Von meinem ersten Sylbenpaar,
Wird sich ein großer Mann verkünden
Aus Malta's tapftrer Ritterschaar.

Der Völker Schmach trug er nicht länger,
Gedankenfreiheit war sein Ziel —
Kennst du den Mann und seinen Säger?
Und auch das Volk, für das er siel?

Willst du der Zweyten letzten tauschen
Mit meiner Ersten leerem Schall,
Hörst du die Zweytr' und Dritte rauschen,
Ein Strom, durch ein romantisch Thal. —

Ich rede mit metallnem Munde;
Gleich Stimmen aus der Geisterwelt,
Mahn' ich dich an die grause Stunde,
Wo aller Trug und Schein zerfällt.

Franz von Erco.

Correspondenz-Nachrichten.

München, im Juny 1835.

(S c h l u ß.)

Die königliche Hoftheater-Intendanz, die geniale Schöpfungen immer begünstigt, wird für eine geeigneteren Saison das besprochene Drama aufbewahren. Sie läßt es sich nicht zur Pflicht machen, eine solche dramatische Dichtung zu wiederholen, sie übt sie freiwillig, weil sie mit sicherer und geschickter Hand die Bühne leitet. Unter die nicht unbedeutenden Neuigkeiten des Juny-Repertoires zählen wir das Lustspiel „Sohn oder Braut“ von H a r r y s, das uns der Zeit und dem Orte gemäß, wo die Handlung spielt, nahe liegt und darum schon anspricht, wenn wir auch die Verletzung der Wahrscheinlichkeit selbst nicht übersehen wollen. Der Verfasser, der entschiedene Anlage besitzt, kann nicht zur Lösung kommen; er scheint sich zu sehr darin zu gefallen, sie hinauszuspähen und schadet dadurch dem wohlthätigen Eindrucke, den er lange mit Erfolg übt. Selbst einige Zweideutigkeiten lassen wir ihm gerne hingehen, da das Pit a n t e ein so lautes Bedürfnis unserer Zeit ist. Ich theile Ihnen das Wesentliche der Handlung mit. In Lauterburg lebt — es ist das berühmte Jahr 1815 — ein Schulmeister, der ein kleines Knabeninstitut hat, und sich Meister Stadir nennt. Niemand existirt aus seinem Familiengirfel mehr neben ihm, als eine hübsche Nichte, Namens Caroline, die eine französische Kosmopolitinn ist, vom Wirbel bis zur Sohle, aber dennoch die Reinheit der Sitten bewahrt. Ein junger Mann, Wahlberg, bethet das lebenswürdige Mädchen mit deutscher Gemüthlichkeit an und fühlt sich oft tief gekränkt, wenn seine Angeberbete mit französischer Laune über seine Herzenergießungen wie über ein Blumenbeet leichtfertig hüpfte. — Im Jahre 1813 — wer denkt nicht an jenes schwere und folgenreiche Jahr? — brachte ein französischer Wachtmeister, Namens Gilbert, ein aus den Flammen gerettetes Kind nach Lauterburg. Menschliches Gefühl, dem französischen Krieger besonders eigen, kettete ihn mit Vaterliebe an den verlassenen Waisen. Das fürchterliche Loos des Krieges gestattet ihm nicht, dem unglücklichen Kinde Vaterpflege zuzuwenden. Er lieft in einer der Straßen Lauterburgs über dem Portale eines Hauses: „Séminaire pour l'éducation“ u. s. w. Der edle Wachtmeister Gilbert trägt auf den Armen den lieben Pflögling in die Wohnung des Schulmeisters Stadir, und übergibt ihn vertrauensvoll dem Maître d'école zur Erziehung und Bildung, als wär es sein eigenes Kind. Einige 20 Louisdor mußten für den Augenblick hinreichen. Er versprach, Meister Stadir binnen kurzer Zeit eine ähnliche Summe zu schicken und band ihm das Heil des Kindes, das etwa 7—8 Jahre zählte, auf's Gewissen. Die Schwadron sibt wieder zu Pferde und jagt mit ihm im Sturme davon. Stadir nahm das Kind in Kost und Schule, allein bald sah er ein, daß der Bögling nicht für seinen Unterricht passe, am wenigsten für die lateinische Sprache, denn er erfuhr von seiner Frau, daß der kleine Pensionair ein — Mädchen sey. Die Frau Schulmeisterinn mußte nun die Erziehung übernehmen. Sie starb und der weibliche Bögling wurde mit der Nichte des Lehrers Stadir, mit Caroline, in ein Mädcheninstitut gegeben. Der Zustuß der Louisdor dauerte noch geraume Zeit fort. Stadir vertrat indessen Vaterstelle; das Mädchen wuchs mit Carolinen, seiner Nichte, heran, und galt wie das Kind im Hause. Der Wachtmeister rückte inzwischen zum Officier vor, gerieth in russische Gefangenschaft und kam erst acht Jahren mit dem Range eines Rittmeisters wieder zurück. Er hatte seinem Adoptivsohne vor seiner Ankunft die Husarenuniform geschickt, und hoffte ihn in dieser Gestalt in seine Arme zu schließen. Er kömmt in Lauterburg an und erkundigt sich nach seinem Gabriel, den er mit sich nach Paris bringen will, um ihn dort als Soldaten in seinem Regimente einreihen zu lassen. Als er durch die Straßen von Lauterburg jagt, wird ihm das Pferd scheu und hätte ihn bald abgeseht. Während dieses Unfalls bemerkt er ein Mädchen von seltener Schönheit, das einen so tiefen Eindruck auf ihn macht, daß ihn ihre Gestalt unablässig verfolgt. „Wo ist mein Gabriel?“ fragt der Rittmeister, „ich will ihn als Husaren sehen.“ „Wir wollen sehen, er wird sich finden,“ entgegnete der verlegene Schulmeister Stadir und treibt sich in tausend Verlegenheiten herum, wie der bekannte Hofmeister in tausend Ängsten. Nach vielen lustigen Irrthümern und Mißverständnissen, nach vielen Debatten, nach manchen irreleitenden Aufklärungen und Widersprüchen, nach vielen Drohungen und Anträgen erscheint endlich die junge, hübsche, schlanke Gabriele und präsentirt sich als Husar seinem lebenslustigen, noch jugendlich-frischen Pflegevater und soll sogar wegen eines unangenehmen Vorfalles im Hause seiner Erzieher ein Duell bestehen. Endlich klärt es sich auf, daß der schöne Husar Gabriel ein Mädchen ist, daß

dies dieselbe blühende, weibliche Gestalt ist, welche der feurige Rittmeister ins Auge gefaßt hatte, daß der vermeintliche Knabe, den er den Flammen entriß — eine Gabrielle und kein Gabriel sey, den er zum Soldaten bestimmt hatte. Der Husar wird die Braut des Ketters, und Caroline, die wider ihren Willen in die launige Intrigue verwickelt wurde, gibt ihrem Wahlberg die Hand, dem die lange obwaltenden Irrungen manchen sauren Augenblick und sogar eine Ohrfeige von der Hand des jungen Husaren gekostet hatten. — Zu lange zerrt der Verfasser des Lustspiels an der Erkennung, und schadet dadurch dem günstigen Totaleindruck, so heiter auch die Laune durch das Lustspiel sprudelt. Noch zwey artige Neuigkeiten reihen sich an die obigen: „Die Ehren-dame,“ Lustspiel und „die reisende Balletgesellschaft,“ ein Ballet. Das Schokkisch-von Plöschsche Lustspiel: „Das Abenteuer in der Neujahrsnacht,“ machte seinen lustigen Spuk mitten im Heumond, als wollten wir das Jahr um einige Monate in den Schnee zurückdrängen, den wir Alle so gerne vom Halse haben. Das schöne Ballet: „Danina“ entrückte uns am Schlusse nach — Paragauy oder Buenos-Ayres!

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Den 20. August zum ersten Male: „Gleiche Wahl.“ Lustspiel in zwey Aufzügen nach dem Französischen von E. L. Costenoble. Vorher, neu in die Scene gesetzt: „Albrecht Dürer in Venedig.“ Schauspiel in kleinem Aufzuge von Eduard von Schenk.

Der Inhalt des ersten Stückes besteht ungefähr in Folgendem: Der junge Baron Breiten hat sich wider den Willen und ohne Vorwissen seines Vaters mit einem eben, aber armen Mädchen verheirathet. Von seinem Vater verläugnet und schonungslos verstossen, sucht er mit seiner jungen Frau Schutz und Hülfe bey seinem Freunde Linden, einem Landedelmann. Dieser verspricht alles anzubieten, um eine Versöhnung mit dem Vater zu Stande zu bringen. Die plötzliche Ankunft des letzteren heist ihn seine dahinzuziehenden Maßregeln beschleunigen. Im Einvernehmen mit der alten, schlauen Erzieherinn der Frau von Linden, wird der junge Baron einstweilen in den Bildersaal gesperrt, die junge Frau aber dem Vater als Linden's unverheirathete Nichte vorgestellt. Des letzteren gutmüthige, aber etwas neugierige und schwatzhafte Frau durfte, eben dieser Eigenschaften wegen, nicht mit in's Complot gezogen und mußte, wie der Baron, über den wahren Stand der Sachen getäuscht werden. Der alte Herr ist, obwohl über die fünfzig hinaus, doch noch rüstig, lebenslustig und besonders für weibliche Reize überaus empfänglich. Auf diesen Umstand hatten die Verschwornen gerechnet, und wirklich, kaum angelangt, fühlt sich der Baron durch Louisens Schönheit, Sanftmuth und Liebenswürdigkeit so entzückt, daß er zum galanten, schwachtenden Liebhaber verjüngt wird. Louise, der natürlich alles daran liegt, den erzürnten Vater ihres Gatten zu versöhnen, kommt ihm, ohne die Natur seiner Zärtlichkeit zu ahnen, mit kindlicher Offenheit entgegen, die Verschwornen helfen nach, namentlich die alte Frau Schneller trägt immer neuen Brennstoff zu der Liebesflamme des alten Herrn zu, besonders, indem sie diesem durch die, hierin selbst getäuschte Frau von Linden zu verstehen gibt, Louise habe ihn schon früher in der Residenz gerne gesehen und verzehre sich jetzt in Liebe für ihn. Dergestalt ermutigt, rückt der alte Herr mit einer förmlichen Erklärung und einem Heirathsantrage hervor; Louisens Antwort auf diese unerwartete Werbung hätte natürlich den Knoten vor der Zeit zerhauen, allein die Schlaueit der alten Schneller und die voreilige Neugierde der Frau von Linden geben der Sache eine andere Wendung. Das Geheimniß des Bildersaales, von Linden's Frau nur halb erpäßt, wird zur Anklage gegen den alten Baron umgekehrt, als wäre er selbst hier auf heimlichen, unerlaubten Wegen ertappt worden; so von den beyden Frauen auf der einen, von seiner eigenen Liebesqual und Louisens zärtlichen Witten auf der andern Seite in die Enge getrieben und recht eigentlich mürbe gemacht, ist er für die Katastrophe hinlänglich vorbereitet; die Entdeckung erfolgt, der Baron kann seinem Sohne, der ihm eine solche Schwiegertochter zuführt, nicht ewig zürnen; kurz, wie die alte Schneller vorausgesagt hatte, „der Alte muß wollen,“ er verzeiht und segnet seine Kinder.

Wir sind in der vorstehenden Inhaltsanzeige viel ausführlicher gewesen, als wir anfangs gewollt und als es der sehr einfache Stoff verlangt; allein man wird uns diese Weitläufigkeit gerne verzeihen, wenn wir bekennen, daß wir mit wahrem Vergnügen uns den Gang dieses artigen Stückes in's Gedächtniß zurükdriefen. Unser wackerer Costenoble, der den Wienern als Darsteller so werth und als dramatischer Schriftsteller durch manche frühere Gabe vortheilhaft bekannt geworden ist, hat in diesem französischen Lustspiele nicht bloß einen recht glücklichen Fund gethan, sondern auch das

ihm anvertraute fremde Eigenthum mit sorglicher Gewissenhaftigkeit verwaltet, und so einen doppelten Anspruch auf unsern Dank erworben. Das ist wenigstens einmal wieder ein französisches Lustspiel, bey dem man nicht erst nöthig hat, mit seinem Sittlichkeitsgeföhle hin und her zu parlamentiren, bis man sich mit demselben nothdürftigerweise abgefunden hat; das sind doch einmal wieder Menschen, deren Bekanntschaft man sich nicht zu schämen braucht und in deren Kreise es Einem wohl und heimlich wird; das ist doch einmal wieder eine Scene aus dem Leben, vor deren Porträtähnlichkeit man weder zu erschrecken noch zu erröthen hat! Wolte Gott, daß alle französischen Lustspiele der neueren Zeit in ihrem inneren Kerne nicht schlimmer aussähen, als das heutige; dann könnte man sich ihre Verpflanzung auf den vaterländischen Boden gern gefallen lassen; die etwaigen äußeren Mängel würde man leicht ertragen, und, wenn nur der rechte Mann darüber käme, eben so leicht verbessern können. — An Neuheit der Idee und eigentlicher Erfindung macht das Stück keinen ausschließlichen Anspruch; eine heimliche Hetzraß, ein zürnender Vater, der sich in die eigene Schwiegertochter verliebt und am Ende verzehrt, eine verschmißte Haushälterinn oder Erzieherinn, welche die Intrigue leitet und ausführt — das alles sind Materialien, die schon hundertmal da gewesen sind und durch Neuheit freylich nicht mehr in Erstaunen setzen können. Allein dieses, oft sehr verdächtige, Erstaunen macht hier einem andern, bessern Eindrucke Platz, und sind die genannten Erscheinungen auch nicht geradezu neu in der Erfindung, so sind sie es wenigstens in ihrer wechselseitigen Stellung und Wirkung gegen einander; sie unterhalten uns durch die eben so treue als edle Wahrheit, mit der sie uns das Familienleben der gebildeteren Stände vor Augen führen; sie erheitern uns durch den gesunden Frohsinn, von dem sie selbst durchdrungen sind und der dann unwillkürlich auch auf den Zuschauer übergeht; sie befriedigen endlich auch unser besseres Gefühl durch den reinen, edlen Zweck, zu dem alle diese Hülfsmittel der Intrigue, selbst die Täuschung, in Bewegung gesetzt wurden. So läßt das Stück, im Einzelnen wie im Ganzen, einen durchaus wohlthuenden Eindruck zurück; man hat ein Vergnügen genossen, ohne dasselbe mit dem Opfer einer edleren, ernsteren Empfindung bezahlen zu haben. Als Charakterzeichnungen verdienen die beyden jungen Frauen, Louise und Caroline, wahrhaft trefflich genannt zu werden; die einfache, kindliche, rührende Sanftmuth der einen bildet zu der lebendigen Geschwähigkeit und der zwar immer gutmüthigen, aber voreiligen Neugier der andern einen überaus wirksamen, erfreulichen Gegensatz. Auch der alte Baron und die Frau Schneller sind ganz gelungene Theaterfiguren. Wenn wir an dem niedlichen Stücke irgend etwas ausstellen sollten, so wäre es höchstens die für den gewöhnlichen Conversationston etwas zu bilderreiche Sprache, die dadurch zuweilen schwerfällig klingt. Ein paar Federstriche würden genügen, diesem geringen Uebelstande abzuhelfen; besonders hätten die allzuhäufig wiederkehrenden Metaphern der Frau Schneller mit ihrem Strickstrumpfe wohl eine Decimirung verdient.

Eben so bereitwillig, als wir das Stück selbst gelobt haben, müssen wir auch die Darstellung desselben auf unserem Hoftheater loben. Alle Beschäftigten scheinen recht eigentlich ihrem Collegien Ehre machen zu wollen. Die ernste, sanfte Louise ward von Ulr. Pöche und die heitere, sprechlustige Caroline von Mad. Fichtner mit einer solchen Wahrheit repräsentirt, als wären die Rollen eigens für die Darstellerinnen, oder diese eigens für die Rollen geschaffen worden; es war ein Gegensatz, der nicht anziehender gedacht werden kann. Mad. Koberwein spielte die Frau Schneller ohne Ubertreibung und doch so wirksam, daß wir diese Rolle zu ihren besten Leistungen rechnen können. Nicht minder belustigend als wahr im Charakter der Rolle gab Hr. Wilhelm den alten Baron Breiten. Daß die kleineren Parthien der H. H. von Linden und des jungen Breiten sich in den Händen der H. H. La Roche und Fichtner befanden, spricht hinreichend für die Sorgfalt der Direction, wie für den regen Kunstseifer, der die Mitglieder dieser Anstalt befezt.

Dem neuen Lustspiele ging an dem heutigen Abende voraus eine Vorstellung des bekannten, nach längerem Zwischenraume wieder aufgenommenen, Schauspiels: „Albrecht Dürer von Venedig“ von Eduard von Schenk. Da das Stück bereits zu seiner Zeit ausführlich in diesen Blättern besprochen worden, und die Besetzung der Hauptrollen durch die H. H. Anschütz, Korn und Fichtner die nemliche wie in früheren Jahren geblieben ist, so dürfen wir uns wohl mit der allgemeinen Bemerkung begnügen, daß wir die Theaterfreunde unserer Hauptstadt auf diese höchst gediegene, in allen Beziehungen tadellose Leistung unserer Hofbühne aufmerksam machen.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Den 20. August zum ersten Male: „Das blaue Barett.“ Komische Oper in einem Acte, aus dem Französischen.

Die Hauptrolle in diesem Stückchen (dessen Original, wenn wir uns anders recht erinnern, einer vor mehreren Jahren bekannt gewordenen Erzählung aus: *Entre onze heures et minuit* nachgebildet scheint) spielt ein blaues Barett, das der Herzog von Alagon auf dem Kopfe einer Dame, deren Gesicht er übrigens nichts erkannte, bey einem zärtlichen Rendezvous mit ihrem Galan erblickt hat. Von der Entdeckung der Trägerinn dieses blauen Barett's verspricht der Herzog sich und seinen Vertrauten viel Spaß. Unter diesen Vertrauten ist der junge Don Rodrigo, ein Verwandter der Herzoginn, der in einer Unterredung mit der letztern das gefährliche Barett auf dem Kopfe seiner Muhme sieht. Unter allerlei Vorwänden beredet er sie, ihren Puz abzulegen, und das Barett wandert nun als Geschenk auf den Kopf der Donna Inez, der Geliebten Rodrigo's, obwohl von dem Herzoge einem andern spanischen Großen zugesprochen. Mit dem verhängnißvollen Schmuck bekleidet, wird sie natürlich von dem Herzoge und seinen Vertrauten für die Heldinn des Rendezvous gehalten, folglich auch die beabsichtigte Verbindung mit dem Marchese abgebrochen. Rodrigo, der allein die Umstände des Abenteuers kennt, weiß den wirklichen Helden des Rendezvous geschickt zu entfernen, und gibt sich selbst und Inez für das von dem Herzoge betauschte Pärchen aus, ja als die Herzoginn, die von der Kundwerdung ihres Geheimnisses nichts ahnet, sich als die ursprüngliche Trägerinn des blauen Barett's bekennt, und so, ohne es zu wissen, ihre Strafbarkeit gesteht, weiß Rodrigo dennoch ihre Ehre zu retten, indem er dem Herzog weiß macht, er selbst sey es gewesen, der vor der Herzoginn auf den Knien gelegen, um ihren Beystand zu seiner Verbindung mit Inez zu ersehen. Der Herzog glaubt das, und die fatale Geschichte nimmt für alle Parteyen ein fröhliches Ende.

Von der Seite der theatralischen Wirkung betrachtet, läßt sich dem Stückchen eine gewisse Gewandtheit und Eleganz, gleichsam eine feinere Appretur, als wir sie in den meisten der bisherigen Vorspiele und Operetten gewohnt waren, nicht absprechen. Tiefer hineingehen in das Innere des Stückes oder gar seine sittliche Tendenz untersuchen, darf man freylich nicht, denn da würde sich wohl gegen die Trivialität, mit der hier eine strafbare Frau in ihren galanten Abenteuern geschickt und besärgt wird, Manches einzuwenden finden. Wer sich dagegen mit dergleichen Bedenklichkeiten nicht befassen mag, der wird als Zuschauer dieser Neuigkeit ein Stündchen wenigstens nicht schlimmer hindringen, als er es früher oft zu thun gezwungen war. — In der Vorstellung war der Fleiß der Beschäftigten und ihr guter Wille nicht zu verkennen. Dlle. Henkel als Herzoginn spielte mit Zartheit und Anstand, obwohl ihre Persönlichkeit zur Repräsentation einer Dame dieses Ranges nicht vorzugsweise geeignet scheint. Dlle. Ghnes sang ihre Schlusstrophen mit Ausdruck, und mit jener musicalischen Verdienstlichkeit, die alle ihre Leistungen bezeichnet. Hr. Jusf, dessen Spiel überhaupt mit jeder Vorstellung an Sicherheit und Gewandtheit zunimmt, gab den Herzog recht geschickt und braucht weiter nichts als auch in seiner körperlichen Haltung den spanischen Granden etwas mehr durchblicken zu lassen. Das letztere gilt auch von Hrn. Weiß, der, so vielseitig und wahrhaft verdienstlich er auch in jeder andern Beziehung ist, doch in seinen Marchese Mercado sich nicht ganz hineinzufinden wußte. Hr. Swoboda, als neu engagirtes Mitglied dieser Bühne, gab den Don Rodrigo mit jenem Grade von Gewandtheit und Bühnenroutine, dessen wir schon öfter, zur Zeit seiner früheren theatralischen Verhältnisse, gedacht haben. Von seiner Eigenschaft als Sänger hatten wir heute keine Gelegenheit uns näher zu unterrichten, da er nur in unbedeutenden Ensemblestücken, wo sein Mitwirken kaum vernehmbar erschien, beschäftigt war. Die Musik, die diesem Lustspiele zu dem Titel, *Oper* verholten hat, besteht außer den schon erwähnten von Dlle. Ghnes gesungenen Schlusstrophen, in ein paar nicht ungeschicklichen, aber auch nicht bedeutenden Ensemblestücken, welche ohne besondere Sensation bey dem Publicum zu machen vorübergingen.

(Mit Nr. 34 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 27. August 1835.

103

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Hahnhaus.

(Fortsetzung.)

Unterdesseu hatte Graf Szetterig seinen Jäger Schwerdt, einen gebornen Zwickauer, vorläufig abgesendet, um der Majorinn Hülfe zu leisten. Das Slang'sche Bataillon war nach Schneeberg abgezogen, aber das Pfuhs'sche Regiment hielt die Thore besetzt, und Adlerklau mit seinen Gehülften belauerten Tag und Nacht die Wohnung der Majorinn. Nur ein Schlaufkopf, wie Heinrich Schwerdt, von der genauesten Ortskenntniß unterstützt, vermochte ihn zu hintergehen. Vermuthlich war der Plan, entweder Hermineu durch den Heirathsantrag zu einer gefährlichen Vertraulichkeit zu verlocken, oder auf erfolgende Weigerung, sich ihrer zu bemächtigen, und sie in Slang's Gewalt zu bringen.

Szetterig durfte sich nicht in die Stadt wagen und hielt sich daher in dem benachbarten Schlosse Schönfels verborgen. Durch die Thore war die Flucht unmöglich, aber Schwerdt fand einen andern Ausweg. Das kleine Gebäude, welches die Majorinn bewohnte, hatte neben dem Hofe einen an den Zwinger angrenzenden Garten. Zu der innern Stadtmauer führte dort eine Thüre, die durch einen Nachschlüssel zugänglich wurde. An der äußern Mauer fand der Jäger in einem Hollundergebüsch eine verfallene Stelle, und arbeitete bis auf eine schwache Scheidewand eine Öffnung hindurch, wo man bequem auf die Maserwand dahinter treten konnte. Der Stadtgraben, ein Arm der Mulde, war hier tief, aber nur zwölf Fuß breit, und Schwerdt ließ in einem jenseits gelegenen Hause, dessen Besitzer er durch Geld gewonnen hatte, eine Leiter mit aufgebundenen Brettern zu einer Brücke vorrichten. Hannchen, die sich dem Spion Adlerklau ergeben hatte, und ihm die Hausgeheimnisse verrieth, wurde nach Mosel geschickt, und mit einer dorfgen Kammerfrau vertauscht.

Am Spätabende des zweyten May begünstigte ein regnigter Himmel die Flucht. In größter Stille betrat zuerst die Majorinn, geführt von dem Jäger und ihrer Dienerinn, den Garten. Bald war der Stadtzwinger geöffnet

und überschritten. Aber nur mit Mühe half man der etwas beleibten Dame durch die Mauerhöhle und über die vom Regen schlüpfrig gewordene Brücke. Hermine folgte behender, nachdem sie alle Thüren des Hauses geräuschlos verschlossen hatte. Dann trug Schwerdt die Sachen hinüber, setzte die äußern Steine wieder ein, zerlegte die Brücke und vertilgte jede Spur der Flucht. Die Koffer hatte er schon einige Tage vorher verdeckt auf Kohlenwagen nach Schönfels bringen lassen. Slang's Kammerdiener, der im Weinhaufe saß und noch um elf Uhr das Nachtlcht in dem Schlafzimmer der Majorinn brennen sah, hegte keinen Argwohn, daß seine Gefangenen sich schon außerhalb der Stadt, und auf freyer Straße befänden.

Unfern des Dorfes Mülsee wartete der Majorinn ein Cabriolet, womit sie am folgenden Morgen in Waldenburg ankam und bey ihrer Freundin, der verwitweten Hauptmann Römer, eine Zuflucht fand. Szetteritz und seine Braut nebst den Dienern, letztere immer eine weite Strecke auf Kundschaft voraus, schlugen den Weg nach Raumburg ein. Aber dort hatten die Schweden den Ausgang durch eine gezogene Postenkette versperrt. Ehe noch die Flüchtlinge Eisenberg erreichten, nöthigte sie dieses Hinderniß sich gegen Neustadt zu wenden, um von da über Ziegenrück und Lobenstein in das Markgrathum Bayreuth zu entkommen. Allein überall streiften schwedische Parteyen zu Fuß und zu Ross umher. Am vierten Abend gelangten sie nach der vom Feinde bis jetzt freygebliebenen Stadt Plauen, und hier faßte Szetteritz den Entschluß, da er weder die Pfalz noch Böhmen erreichen konnte, einen Zufluchtsort in Wildengrün zu suchen.

Adlerklay, als er früh die Flucht entdeckte, tobte wie ein zorniger Tiger, dessen Krallen sich die Beute entrisßen hat. Eilig schickte er Kundschafter nach allen Gegenden aus, und benachrichtigte Slangen, der seinen Unmuth den armen Schneebergern durch harte Einforderung der Kriegsgelder entgelten ließ. Auf die Straßen nach Dresden, Altenburg, Raumburg und ins Thüringische wurden Dragoner gesendet. Das Erzgebirge und Voigtland glaubte man durch Ankerström genugsam bewacht. Es erging aber Nachricht von der Sache und ein besonderer Befehl an ihn.

Das Hahnsfeld.

„Wir sind umstellt,“ endigte der Rittmeister seine Erzählung, „und wären verloren, wenn wir bey dir nicht die gehoffte Freystatt fänden. Adlerklay ist überzeugt, daß uns der schwedische Soldatenkreis noch einschließt, und um seinen Obersten zu veröhnen, hat er die Grenzen gegen Böhmen, Bayreuth und Thüringen selbst unritten, die Wachen und Dorfleute ausgeforscht, und in jedem Orte zu unserer Gefangennehmung Anstalt treffen lassen. Indessen steht uns die Hoffnung zur Seite, daß sich die Gefahr binnen wenigen Tagen verlieren wird. Zwischen Leipzig und Torgau hat unser Hahnsfeld eine kräftige Wetterscheide aufgerichtet. Banner wird von ihm hart bedrängt, und die Schweden sind dort größtentheils auf das rechte Elbufer getrieben. Ueberdies haben die Generale Marazin und Gallas Befehl, mit ihren Völkern Hahnsfeld's Kriegsheer zu verstärken. Wenn sich ihre Vereinigung auch noch eine Zeitlang aufschiebt, so ist es doch wahrscheinlich, daß Banner, auf die Nachricht davon, seine zerstreuten Truppen um Torgau sammelt, und dadurch die hiesige Gegend vom Feinde gereinigt wird.“

Gideon theilte dem Grafen die Meldung der Kundschafter mit, und sie berathschlagten gemeinschaftlich die fernern Maßregeln in dieser bedrängten und gefährlichen Lage.

Wenn die Schweden nicht Eile hatten, so suchten sie unbezweifelt auch das reiche Dorf Wildengrün mit der Kriegszange zu fassen, da es nur eine Stunde von der Heerstraße zwischen Eibenstock und Plauen ablag. Von dort führte aber kein anderer Zugang herein, als durch den Hohlweg am Taubensberge, und auch kein näherer zurück. Gideon hatte daher die Veranstaltung getroffen, die am Hohlwege zu beyden Seiten anstehenden Schwarzholzstämme so weit zersägen zu lassen, daß man sie im Nothgefechte mit Reissighacken umstürzen konnte. Der Rittmeister fand diese Vorkehrung eines Anführers würdig, und faßte Vertrauen zu dem glücklichen Ausgang. Die Pferde wurden gerüstet in die Waldhütten vertheilt, und sollten nicht nur zum Kampf gegen die schwedischen Dragoner, sondern auch zur Einholung der Flüchtlinge gebraucht werden. Denn wenn die Wildengrüner siegten, so mußte die feindliche Niederlage vollständig seyn. Jenseits Tod, oder dießseits Untergang. Jeder Entkommene war ein Verräther, der den Keim ihres Untergangs in der Hand trug. Der Graf und seine Bedienten verkleideten sich als Bauern, und machten sich unkenntlich. Die Übungen der jungen Bursche wurden mit neuem Eifer betrieben und auf Gideons Geheiß verschafften sie sich für Brust und Haupt breite gefütterte Wollbinden. Beym Herannahen des Feindes, den man anfangs schalten lassen und ihm ausweichen müsse, wurde ihnen der strengste Gehorsam eingeschärft. Zurückgehen, auf Befehl, ohne Laut. Voreilige Tapferkeit war der Verrätherey gleich geachtet. Jeder sollte ein willenloses Werkzeug darstellen, unbeweglich oder thätig, wie es der Werkmeister verlangte.

Hermine, schwer ermüdet von der Reise, wünschte sich in Rin's Meierhof zu begeben, wo Marie schon seit mehreren Tagen wohnte. Graf Czeteritz begleitete sie. Gideon diente ihnen durch das Labyrinth des Forstes zum Wegweiser.

Ein schmaler Moospfad stieg an der Mittagsseite des Hirschberges durch Nistendickicht hinauf, dann krümmte er sich um eine Felsenwand und lief zwischen Steinklippen in eine dunkel überschattete Schlucht hinunter. Fast eine Viertelmeile weit ging man hier in wechselnden Windungen bald auf, bald niederwärts fort, und gelangte zuletzt an den thalschließenden kolossalen Varenstein, eine pyramidenähnliche Masse übereinandergethürmter Granitklumpen voll Höhlen und Durchgänge. An diesen lehnte sich das Hauptgebäude des Meierhofes. Aus dem Schoppen daneben war in das Steinicht ein Gang nebst einem geräumigen Milchkeller eingehauen, worin jetzt Wildengrüner Fahrniß versteckt lag hinter vorgewälzten Felsstücken. Den kleinen viereckigten Hof verschlossen auf den übrigen Seiten die Stallgebäude. Außer dem Steige von Wildengrün her gab es keinen freyen Zugang. Theils gedrängt stehende Waldbäume, theils Gesträuch und Sümpfe hinderten ihn.

Marie und Hermine in strahlender Schönheit beleuchteten diese graue Wildniß, wie Aurora eine gothische Capelle. Mädchen und junge Gattinnen aus Wildengrün, die eben jetzt in ihre Wohnungen zurückgekehrt waren, sollten überdieß noch in größerer Anzahl hier Schutz finden, wenn die feindlichen Wüsthlinge gegen das Dorf anrückten.

Plünderungssystem.

Ankerström's Zug durch's Gebirge glich einem Hagelschauer. In der Breite des Streifens, wo er auftrat, wurden die Fluren verwüstet, die Häuser zerschlagen, das Vieh getödtet, die Menschen beschädigt. Seine Soldaten brachten die Kinder um, und erwürgten die Mütter, oder schlangen einen Knopf von deren eigenen Haaren und hingen sie an die Bäume. Dem Todschlag, Martern, Gliedabreißen thaten die Befehlshaber, wenn sie es auch nicht ausdrücklich billigten, doch keinen Einhalt. Solche Gräueltthaten fielen so häufig vor, daß sie unter dem Volke nicht mehr Aufregung erzeugten, als vielleicht heutzutage ein geringer Hausdiebstahl. In jeder Ortschaft mußte die Seelenzahl angegeben, und eben so viel alte Schock Silbergroshen entrichtet werden. Für die Reise von Stadt zu Stadt forderten die Officiere überdieß besondere Vergütung ein. Es fehlte nur, daß sie gleich den Janitscharen Zähnegeld beygetrieben hätten, für die Mühe, die gelieferten Lebensmittel zu zermalmen. Den plündernden Soldatentrupps zog eine Anzahl Juden nach. Die geraubten Kleidungsstücke, Leinwandvorräthe und Schnittwaaren verkauften sie augenblicklich wieder um einen geringen Preis, entweder an die Eigenthümer, welche den Vorzug hatten, oder, wenn diese mangelten, an die Juden. Aus Politik beobachtete man hiebey eine strenge Handelsehrlichkeit. Dieser Ruf ging vor ihnen her, und wurde von allen Kriegscameraden aufrecht erhalten.

Ankerström nahm seine Richtung von Schneeberg bis Schlettau östlich, von da nach Johannegeorgenstadt südlich, und ferner über Eibenstock nach Plauen gegen Abend. So umschloß sein verwüstender Streifzug das Dorf Wildengrün in der Ferne von drey Seiten. Auf der Grenze zwischen dem Erzgebirge und Voigtlande, bey dem hochgelegenen Dorfe Schnarrtanne drängte sich die Bahn des unglückschwängern Kometen am nächsten gegen dessen Gebiet. Rinl's Meierhof lag von den letzten Schnarrtanner Häusern eine gute Viertelmeile entfernt, und von da bis an die nächsten Häuser Wildengrüns war ungefähr eine gleiche Strecke.

Die zwey Rundschafter, welche am 13. May eintrafen, versicherten: Ankerström's Nachtquartier sey heute in Eibenstock, und auf morgen in Plauen bestimmt. Der Tagesmarsch von sieben Stunden werde ungefähr um zehn Uhr Vormittags Schnarrtanne betreffen und gegen Mittag nebst der Gefahr vorüber seyn. Ankerström beschleunige, wie es scheine, seinen Zug. Solchemnach gewann es die höchste Wahrscheinlichkeit, daß Wildengrün diesmal noch unbelästigt bleiben werde. Aber das Schicksal lenkte es anders.

Das Gefecht im Eisenhammer.

Die Schweden rückten auch wirklich am 14. May von Eibenstock aus, und kamen Vormittags bey dem Schönheider Hammerwerke an. Dieses liegt malerisch zwischen hohen Gebirgen im Muldenthale, durch einen waldigen Hügel von dem großen Dorfe Schönheide getrennt. Das Herrenhaus, einen massiven Pallast, umringen lange Eisenhütten und Werkstätten. Ein Gasthof und die Wohnhäuser der Arbeiter füllen den übrigen Theil der Schlucht. Die Straße kommt von Eibenstock herab, rechts Wald, durch hochragende Felsenriffe unterbrochen, links die schäumende Mulde an hervorstehenden eingestreuten

Steinflöhen vorüberrauschend. Der Weg führt über eine bedeckte Brücke, und dann neben dem Hammerschloß vorbey bergauf nach Schönheide. Hier machte Ankerström Halt, und verlangte durch ein in das Herrenhaus abgeschicktes Commando einen Morgenimbis, eilig, weil er Nachmittags in Plauen einzutreffen gesonnen sey. Einige Körbe mit Brot, geräuchertes Fleisch, Würste, Butter und Speck und ein Fäßchen Brantwein war augenblicklich herbeygeschafft und die friedliche Einkehr schien in Zufriedenheit sich endigen zu wollen.

Anderer Gewerbstätten, Papierfabriken, Klöppelschulen, Bleichen, Wandmanufacturen und selbst Mahlmühlen schonte der Feind nicht. Von diesen verlangte man das Loskaufen, anstatt Plünderung oder Abbrennen. Allein die Eisenhämmer waren durch höhere Verordnung bevorzugt, in Rücksicht des unendlichen Verbrauchs der Waffen. Wenn der übrige bürgerliche Verkehr zu jener Zeit stockte oder ganz still lag, so erfrühten sich dagegen die Hammerwerke des lebhaftesten Umtriebes. Hier loderte der hohe Ofen. Die Riesenhämmer donnerten. Die Bäuche der ungeheuern Blasbälge heulten in die Sonnenflamme. In kurzen Zwischenräumen warf man frische Haufen zermalmter Eisensteine mit Holzkohle vermengt in den Thurmofen, und zeigte die Anzahl der Schichten durch weiterschallende Glockentöne an. Die schwarzen halbentkleideten Hammerschmiede liefen mit gewaltigen Zangen umher und schleppeten, wie Ameisen, große Metallbalken. Dann zogen sie den Zapfen aus dem Feuerkessel und ein glühender Lavaström schoß in die lange Sandform und erhärtete knisternd und Funken sprühend zur festen Masse. Die feurige Gese wurde abgeschöpft und als Schlacke zum Straßenbau hinausgeworfen. Der gemeine schwedische Soldat fand Vergnügen an dem Hammerfeis, der ihm neuen Stoff zu dem blutigen und einträglichem Gewerbe lieferte. Indes kam eine niedliche Hammerschmiedsfrau in die Frischhütte getrippelt und brachte ihrem Geliebten ein wenig Frühstücksuppe. Ein schwedischer Hellebardier, etwas berauscht, lehnte seinen Spieß an die Mauer und fing das Weibchen auf, so daß sie ihren Krug zerbrach, den Blechloß weggeschleuderte und laut aufschrie. Der lusterne Kriegsmann ließ sich aber nicht stören, sondern drängte sie nach einem Winkel und erlaubte sich die ungezogenste Behandlung. Aber eifersüchtig und wild sprang der berusste Hammerschmied herbey, stieß den Soldaten zurück und befreyte sein Liebchen, das augenblicklich entfloh. Der betrunkene Hellebardier griff nach dem Gewehr und stach auf seinen Gegner. Dieser zerschlug ihm mit einem Eisenstabe den Spieß wie eine Kinderruthe. Im Nu eilten zwanzig Soldaten ihrem Cameraden zu Hülfe, und eben so fast eine gleiche Anzahl Hammerschmiede, mit heißen Metallstäben bewaffnet. Sie verwickelten sich in ein hitziges Gefecht, worin anfangs die Soldaten einige Schritte wichen, dann aber, auf herbeygekommene Verstärkung, die Eisenmänner in die Flucht schlugen. Von beyden Seiten lagen Todte und Schwerverwundete auf dem Wahlplatze.

Der Hauptmann Ankerström, entrüstet über den unnöthigen nachtheilbringenden Kampf, um so einfältiger Ursache willen, ließ den verwundeten Urheber als Gefangenen abführen, erlaubte aber die freche Auslehnung durch Plündern und Anstecken der Gebäude zu züchtigen. Dieß verzögerte seinen Aufenthalt bis in die Nachmittagsstunden, wo der Ausbruch geschah. Er wünschte das Städtchen Auerbach zu erreichen. Allein eine Stunde vorher, im

Dorfe Schnarrtanne brach die Dämmerung herein und nöthigte ihn, hier zu übernachten. Das Dorf war von allen Einwohnern verlassen, und die leeren Hütten offen, in welche sich die Mannschaft vertheilte.

Entdeckung des Meierhofes.

Gideon ließ seine bewaffneten Bursche auf dem Taubenberge zusammenrücken, und Ezzetrix die sechs Veritlenen sich ihnen anschließen, um hier zu weilen, bis Feind und Gefahr vorüber wäre. Zur Beobachtung der Schweden erwählte man ältere Männer, welche während der Nacht alle Stunden abgelöst werden, und Nachricht bringen sollten. Die Mädchen und Weiber blieben in Wildengrün, bis auf das verabredete Zeichen zur Auswanderung. Rinl's Meierhof hatte Andreas Seidel inne mit seiner Familie nebst Marien Schönberg und Herminen von Döring. Gegen Abend kam auch Eva Heroldin, Gideons Mutter = Schwester, von Lichtenau bey Schneeberg geflüchtet, weil durch Slanges Volk dem Dorfe Plünderung bevorstand. Ein hochbeladener Wagen brachte ihre Habe, und der Heimbürge Rinl wies ihr den Meierhof zum Aufenthalt an. Es dämmerte bereits, als man die Sachen dahin trug. Unter andern auch eine Steige mit sechs weißen Hühnern und einem seltsam buntgesiederten Haushahn, welche die Muhme, des geringen Werths unerachtet, als ihre Lieblinge zuerst gereitet hatte. Gideon, abwesend und ohne Ruhe beschäftigt, erfuhr davon nichts. Er hatte den Bewohnern des Meierhofes dringend angerathen, in der Nacht die größte Stille zu beobachten. Die Hunde waren fortgeschafft und das Hornvieh auf den jenseitigen Abhang des Hirschberges getrieben worden.

(Der Schluß folgt.)

G h a s e l e n.

I.

In meinem Herzen war es dunkle Nacht in frühern Tagen,
Da hast du mir als Liebestern gelacht in frühern Tagen.
Ich war ein Baum, entlaubt vom Wetterstrahl;
Als Epheu hast du ihm das Grün gebracht in frühern Tagen.
Ich war ein Rosenstrauch im Gangesthal;
Du hast als Nachtigall ihn treu bewacht in frühern Tagen.
Ich war ein Lied voll Blut, doch rauh und wild;
Du hast's melodisch als Gesang gemacht in frühern Tagen.
Ich lag im Schlaf ein steinern Remmonsbild;
Auf deinen Sonnengruß bin ich erwacht in frühern Tagen.
Ich war ein Ring aus Gold getrieben auch,
Da hobst du als Rubin der Fassung Pracht in frühern Tagen.
Ich war ein Meer, bewegt von Sturmeshauch,
Aus dem als Perle Liebe dich gebracht in frühern Tagen.
Ich war ein Kranker, dem das Glück gefehlt;
Du nahmst als Arzt mich liebend da in Acht in frühern Tagen.
War ein Kometenbrand — Brand einer Welt;
Du warst die Windsbraut, die ihn angefacht in frühern Tagen.
Ich war ein Traum — ein Traum von Ghinnistan,
In dem ich dich mir als Peri gedacht in frühern Tagen.
Ich war ein Gott, wenn auch dein Unterthan —
Zu Beyden hatte mich dein Kuß gemacht in frühern Tagen!

2.

Du schreibst mir kalt mit wohlbekannter Hand: „Wir sind geschieden;
 „Zerissen ist das aufgewobne Band — wir sind geschieden.
 „Zerfoben ist der Traum, der mich berückt,
 „Und dicke Asche deckt den Flammenbrand — wir sind geschieden!
 „Die Blume, die ich einst für dich gepflückt,
 „Gib mir zurück; was soll der Treue Pfand, da wir geschieden?“
 „Wohl hast du Recht; ich fühlte selbst es tief,
 „Todt sey das Herz — so spricht nun der Verstand, wenn man geschieden.
 „Wenn das Gefühl in deiner Brust entschlief,
 „Was soll mir der Erinnerung lust'ger Tand, da wir geschieden?
 „So nimm es hin, des Frühling's welkes Kind,
 „Das deusam deine Liebe mir gestand, eh' wir geschieden;
 „Sein Dufst ist lange schon verweht im Wind,
 „So wie dein Schwur, der nicht für's Leben band, weil wir geschieden.
 „Doch gib mir auch zurück, was ich — o Schmerz —
 „An dich verlor, und nimmer wiederfand, wenn auch geschieden!
 „Was hat die Südnatur — mein heißes Herz
 „Bei dir zu thun im winterlichen Land? Wir sind geschieden!

Levit'sch nigg.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 22. August zum ersten Male und zum Vortheile des Hrn. Spielberger:
 „Kaugraf Diether von Dassel, genannt der Kühne, oder der schwarze Ritter aus dem
 Morgenlande.“ Romantisches Ritterchauspiel in fünf Aufzügen.

Dieser sehr lange Titel ist doch nur eine dünne Nebelstappe, um ein altes Klingemann'sches Stück (wenn uns recht ist, „Heinrich der Löwe“ genannt) zu verbergen; warum ist man nicht wenigstens so offen, durch den Beysatz: nach Klingemann bearbeitet, oder durch irgend einen ähnlichen dem Autor sein Recht widerfahren zu lassen? Das Publicum fängt bereits an, dergleichen namenlose Stücke zu verdächtigen, und es soll uns gar nicht wundern, wenn nächstens eine solche Novität (?) ohne Firma ein leeres Haus bewirkt; indessen erspart mindestens die Kritik die Mühe eines Referats, denn es ist nicht zu verlangen, daß man altbekannte Dinge einer Erörterung unterziehe, die sine fructu gemacht und sine lactu unterlassen seyn würde. Übrigens ist das Stück nicht übel geschrieben und hat einige wirksame Scenen; doch erscheint es durch Breite, Episoden u. dgl. langweilig, die Sinnesänderung des Herzogs aber unmotivirt und deshalb die Katastrophe matt. Die Aufführung zeugte von allmähligem Vorschreiten zum Besseren, und wir können nicht anders als beyfällig erwähnen, daß wenigstens die kleineren Rollen nicht mehr so störend besetzt waren, als dieß seit Langem der Fall gewesen. Die Hauptrollen hatten die H. H. Spielberger und Kunst, ersterer spielte gut, doch viel zu monoton, Hr. Kunst würde noch Entsprechenderes geleistet haben, wäre er mit seinem Gedächtnisse besser im Reinen gewesen. Sonst dürfen noch die Schauspielerinnen Planer und Fischer, Hr. Bosard, welcher diesmal besonnen und natürlich sprach, und Hr. Hopp genannt werden, dessen Scene sich recht verdienstlich gestaltete und vielen Beyfall erhielt. Überraschend kam es uns vor, daß, während man sonst die Affiche mit einem Heer von stummen Personen überfüllt, diesmal eine Sprechende, nemlich der Abgesandte Jütlands, gar nicht auf dem Zettel erschien. Unter den neueren Individuen, welche für Nebenrollen verwendet werden, möchte Hr. Bergmann das beachtenswerthe seyn.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 19. August zum ersten Male: „Der Seecadet,“ komische Oper in zwey Aufzügen, nach dem Französischen von Kupelwieser, Musik von Labarre.

Wenn wir uns recht entsinnen, so ist diese Oper in der Ursprache bloß einactig gewesen, als Vorspiel aber zu lang erfunden und deshalb recht zweckmäßig in zwey Acte abgetheilt worden, die den Abend zur Noth ausfüllen. Die Operette hat, wie es Buch und Musik verdienen, in Paris gefallen, gleicher Erfolg ward ihr auch hier, und wir glauben nicht zu fehlen, wenn wir annehmen, daß sie sich mehr und mehr in der

Gunst des Publicums festsetzen werde, zumal, wenn das Zusammenspiel der beschäftigten Individuen sich vollends abgerundet haben wird.

Von dem Inhalte bemerken wir in Kürze Folgendes: Der Consul Hr. v. Coulange in Neapel hat den jungen Seecadeten Leon, welcher aus einem Schiffbruche entkam, aufgenommen, ihm wohlgethan und wählt ihn zu seinem Brautwerber bey der jungen Witwe Angela, die er zu lieben vermeint. Angela aber fühlt Neigung für Leon selbst und legt ihr Gefühl auch ziemlich offen an den Tag; sie hat es sogar auf ein Stelldichein mit dem Jünglinge abgesehen, welches aber durch das Mißverständniß eines Pedanten, des alten Professors Turbino, seinen Zweck verfehlt. Abends kömmt es indessen wirklich zu Stande, nur daß ein zweyter Seecadet, ebenfalls ein geborgener Schiffbrüchiger und des vorigen Bruder, das Dunkel benützt, der Witwe eine feurige Liebeserklärung macht und mit ihr ein Ehebündniß verabredet. Durch das Behorchen Turbino's gelangt der Consul zur Kenntniß des anscheinend von seinem Verrathen geübten Verrathes, weist ihn von sich und Leon findet in seiner Noth kein anderes Auskunftsmittel als das Geständniß, er heiße eigentlich Leontine und sey nicht mehr und nicht weniger als ein Frauenzimmer. Der ächte Seecadet wird nun Angela's Gatte, der verkleidete aber erscheint zum Schlusse als Frau von Coulange.

Im Grunde wäre es wohl nothwendig, daß Bruder und Schwester, zur Förderung der Illusion, eine frappante Ähnlichkeit besäßen; da aber die Verwechslung im Dunkel der Nacht geschieht, so bleibt die Wahrscheinlichkeit ziemlich unverletzt, dürfte jedoch durch eine etwas tiefere Haltung des Abends auf der Bühne noch um ein Bedeutendes vermehrt werden können: übrigens gestalten sich die Irrungen der andern Personen in dem Geschwisterpaare recht drollig, der Dialog ist lebendig, voll guter Einfälle, das Sujet macht sich durchgehends ergötzlich und ansprechend. — Was die Composition betrifft (zwey Stücke derselben scheinen fremden Ursprunges, vielleicht von Hrn. Kreuzer), so ist sie von der Art, um für Hrn. Labarre, dessen Talent uns hier zum ersten Male vorgeführt wurde, eine sehr günstige Meinung zu erwecken. Seine Musik ist reich an gefälligen Motiven, wacker gearbeitet, dankbar für den Sänger; das Genre der komischen Oper findet darin eine sehr glückliche Repräsentation, mehrere Nummern würden auch in dem Producte eines Componisten ersten Ranges mit Erfolg figuriren, mittelmäßig ist eigentlich gar keine Piece im „Seecadet,“ wiewohl die Haltung des Ganzen mit bescheidener Resignation auf eine glänzendere Wirklichkeit, sich immer in jenen Grenzen bewegt, von denen die eigentliche komische Oper umschlossen ist. Wir freuen uns in der That, mit dem Werke des Hrn. Labarre bekannt worden zu seyn und empfehlen seine Partitur besonders den Provinzbühnen, welchen die Besetzung gewiß nicht schwer fallen kann, unser Publicum aber erlauben wir uns auf die Novität des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt aufmerksam zu machen, mit welcher sich die Opernfreunde ein recht heiteres Stündchen machen können. — Die Aufführung genügte fast ohne Ausnahme: trefflich war Mlle. Tazédé im Vortrage ihrer Gesangsnummern, besonders der ersten Arie, in welcher sie stürmischen Beyfall erhielt; Mlle. Walter überraschte in musicalischer und mimischer Beziehung auf das angenehmste; entsprechend wirkten noch die H. Kreipl und Meltinger im Gesang, Hr. Koch im Spiel, welches sich vorzüglich in der Duellscene effectvoll gestaltete. Hrn. Dobrowsky lag die Parthie des Coulange stellenweise zu hoch, erst in den letzten Ensembles vermochte er sich zu einiger Bedeutung zu erheben. Nach dem Fallen des Vorhanges mußten die sämmtlichen beschäftigten Individuen noch einmal erscheinen.

A u f l ö s u n g

des Logogriffs in Nr. 102: Posaune.

M o d e b i l d XXXV.

Der sitzende Herr trägt einen dunkelrothen Rock mit Sammt besetzt, einen schwarz und grün quadrillirten Casimir-Pantalon, ein schwarz und grau quadrillirtes Atlas-Hütle; der andere Herr einen königsblauen Frack mit Tuchtragen, einen weißen Beavertings-Pantalon; ein schottisch schwarz und weiß quadrillirtes Toisnette-Gilet à Shawl, nach Originalen des Hrn. Joseph Gunkel, bürgl. Kleidermacher, am Graben Nr. 1144.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 29. August 1835.

104

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

Das Hahnhaus.

(Schluß.)

Zwey schwedische Helikardiere, Skarl und Tellegrod, lagen im letzten Schnarrtanner Hause, seitwärts nach der Gegend von Rinl's Meierhof und Wildengrün. Mitternacht war vorüber, als Skarl erwachte, vor die Hausthür trat, und zu seinem Vergnügen, wie er öfters zu thun pflegte und täuschend konnte, zuerst den Flügelschlag und dann das Krähen des Hahnes nachmachte. Bald antwortete ihm vom Thal herauf ein natürlicher Hahnruf. Er weckte seinen Kameraden und wiederholte die Kunst. Jedesmal gleiche Antwort. Hierauf meldeten sie dem Hauptmann die Entdeckung. Dieser beorderte zwanzig Mann zum Durchsuchen des Waldes. Skarl voran, kräht von Zeit zu Zeit, und die Erwiederung des wirklichen Haushahns leitet ihre Schritte. Durch das Dickicht bahnen sie sich einen Weg, der Sumpf wird umgangen, und das Steineicht überklettert. Die Morgendämmerung war noch schwach, als sie den Meierhof fanden. So weit es möglich war, umstellte man ihn, und zugleich wurden zwey Mann zurückgeschickt, den Capitän zu benachrichtigen. Ankerström, gute Beute vermuthend, entschloß sich mit seinem Fußvolk nachzuziehen. Fuhrwerk hatten sie nicht mit sich. Den sechs Reitern aber befahl er auf der ersten gangbaren Straße in derselben Richtung rechts abzureiten, und bey den nächsten Häusern, die sie träfen, Bothen nach dem Waldhause zu senden.

Andreas Seidel ward den Überfall zuerst gewahr. Er weckte die bis zum Tod erschrockenen Frauen. Das Hofthor polterte von wiederholten Pfahlschlägen, und kaum hatten Marie und Hermine Zeit, sich aus dem Bodensfenster in eine Kluft des Bärensteins zu flüchten, so wurde der Eingang gesprengt. Die Schweden waren im Auffinden der versteckten Sachen geübt. An die Mauern klopften sie und brachen auf der Stelle des hohlen Schalles ein. Im Keller gossen sie Wasser auf die Sohle. Wo es eindrang, grub man nach. Aufstreuen von Lumpen oder Schmutz täuschte sie nicht mehr. Verborgene

Fächer wurden zerhauen, die Brunnen ausgeschöpft, in der Ofenasche gewühlt, alle Kammerwinkel und Balken besichtigt, keine Mauerpalte blieb undurchsucht. So fanden sie sehr bald im Meierhofs alle dort geborgenen Kostbarkeiten. Von dem Schuppenkeller wälzten sie die Steinklumpen ab, und brachen in ein wieherndes Gelächter aus, als sie das dort aufgehäuften Fahrniß mit räuberischer Hand hervorzogen.

Andreas Seidel entfloß durch einen ihm bekannten niedrigen Stollen des Bärensteins. Seine zwey Knaben kletterten wie Gamsen an den Klippen hin und entkamen. Auch seinem Weibe und der Eva Heroldin gelang dieß durch einen Fensterladen des Hintergebäudes unter den überhängenden Felsen.

Die beyden Jungfrauen aber erlitten Todesangst in der Steinklaufe, wo sie das Poltern des Kriegsvolks Trepp auf Trepp ab vernahmen. Marie wollte sich umschauen, ob sie nicht am Felsenrand hinuntersteigen und das Freye gewinnen könnten. Da gewahrte sie ein Kriegsmann und schrie dem nahe stehenden Hauptmann lustig zu: „Da oben sitzt noch ein schönes Mädchen, die möchte gern in meine Arme. Nur schämt sie sich und es fehlt ihr der Muth. Wenn ich recht locke, wird sie schon von Zweig zu Zweig hüpfen und auf den Kloben fliegen.“

Herminie suchte sich zu fassen. „Nun ist kein Ausweg,“ flüsterte sie, „wir müssen uns ergeben. Da der Hauptmann gegenwärtig ist, so haben wir keine Mißhandlung zu fürchten. Er kennt mich und ich berufe mich auf seinen Obersten. So muß er uns Beyde in Schutz nehmen.“

Als sie wieder in den obersten Hausboden hineingestiegen waren, kamen einige Soldaten die Treppe herauf, nahmen sie gefangen, und führten sie vor den Hauptmann.

Ankerström, von ihrem Anblick betroffen, verwandelte sein barbarisches Gesicht in ein süßlächelndes. Marie bat ihn um Schonung. „Du schmucke Dirne,“ hub er an, „wer wollte dir zürnen! Wer so gestaltet ist wie du, hat den Haß der Männer nicht zu fürchten. Ehe das Gegentheil. Und Sie, mein schönes Fräulein, welche angenehme Surpriße bereiten Sie mir! Durch Sie bin ich der Gunst meines Obersten auf immer sicher. Niemand soll Ihnen ein Leid thun.“

Die reizenden Arrestanten wurden abgeführt.

Während dessen ritten die Dragoner, dem Gebot des Anführers zufolge, auf der Heerstraße von Schnarrtanne nach Auerbach fort, schlugen den ersten rechter Hand führenden Dorfweg ein, und kamen am Taubenberg hinab bis an die Wildengrüner Häuser. Hier fingen sie einen ältlichen Mann mit seinem Sohne, die in das Gebüsch entfliehen wollten. Der Anführer fragte sie aus und erfuhr, daß das Waldhaus dem Heimbürgen Kink gehöre und eine Viertelmeile weit im Walde läge. Er beorderte zwey von seinen Leuten abzusitzen, und die beyden Aufgefangenen als Bothen zu dem Hauptmanne mitzunehmen. Noch nicht weit waren sie am Hirschberge hingegangen, so hörten sie schon das Trommeln und Lärmen und Jauchzen des Fußvolks um den Meierhof, und trafen sie in voller Arbeit, die erbeuteten Sachen herauszuschleppen.

Ankerström empfing die Meldung und befahl: „Durchsucht noch einmal alle Winkel und schafft alles, was für uns Werth hat, heraus. Dann brennt das Rattenest nieder. Wir ziehen nach Wildengrün.“

Gideon und Szetteritz lagerten im Walde des Taubenberges und erfuhren durch ihre Vorposten den Aufbruch der Schweden in den Wildengrüner Forst. Dann erschienen die sechs Dragoner, welche sie im Hohlwege überfallen und tödten konnten, allein in der Ungewißheit, dadurch mit dem feindlichen Fußvolk in ein unvorhergesehenes Gefecht zu gerathen, wurde es verschoben. Bald darauf erhielten sie von dem Vorgange die genaueste Kunde; von dem verrathenden Hahngeschrey, worüber die Feinde laut triumphirt hatten, von Plündern und Abbrennen des Meierhofs und von Mariens und Hermine's Gefangennehmung. Seidel's vierzehnjähriger Sohn, in einer Höhle versteckt, war von Allem Augenzeuge gewesen. Die feurigen Jünglinge, Andreas Rink, Daniel Rink, Martin Spigner und andere verlangten augenblicklich gegen den Feind aufzubrechen. Gideon und Szetteritz, entbrannt ihre Verlobten zu befreyn, schienen im ersten Augenblick dafür gestimmt. Allein nach einiger Berathung, daß sie sich und die Mannschaft so wie die Gefangenen durch diese Übereilung unglücklich machen, dem Feinde aber einen leichten Sieg bereiten würden, behielt der Entschluß die Oberhand, die Schweden mit der Beute hier zu erwarten, bis dahin aber jeden ihrer Schritte zu belauern.

Aufenthalt der Schweden in Wildengrün.

Der Richter und der Heimbürge, von dem Beschlusse ihrer Waffenbrüder, und von der Nothwendigkeit einstweiliger Demüthigung in Kenntniß gesetzt, trafen mit bangem Herzen Anstalt zu dem Empfange. Neben Graupner's Schenke wurden eine Reihe Tische geordnet, und mit einer Masse von Lebensmitteln belastet. Für die Officiere standen Krüge mit Wein da, für die Gemeinen große Gefäße voll zubereiteter gebrannter Wässer.

Endlich kam Ankerström aus dem Walde herabgezogen. Ein Trommelschläger voran. Die Hellebarden bligten in der Morgenfonne. Durch das Dorf herauf sprengten die Dragoner. Tief gebeugt trat ihm der Richter und der Heimbürge nebst dem Müller Groß und dem Gutbesitzer Damm entgegen und flehten, er möchte gnädig gegen sie seyn, sie wollten seinen Befehlen nach ihren Kräften Genüge leisten. Der Hauptmann ließ von den Soldaten einen Kreis um sie schließen und donnerte ihnen Schimpfreden entgegen. „Ihr hegt in eurem Walde einen Spigbubenversteck,“ sagte er, „wir haben ihn aber glücklich gefunden. Das Krähen eures Hahnes war goldeswerth. Die Höhle ist zerstört. Was dort umherlag an Ringen, Ketten, Nürnberger Ebern, Ohrgehängen, Henkelgeld u. dgl., gehört unser nach Kriegsrecht und Gebrauch. Eben so eure Kleider, Betten, Leinwand, alles was euer ist, eure Weiber und Kinder, ja selbst euer Leben. Weil ich aber in eurem Weichbilde zwey solche schöne Mayrosen gefunden habe, wovon die Eine meines Obersten Busen zieren soll, die Andere den meinigen, so wird euch Hausplünderung und Leben geschenkt, wenn ihr dreytausend alte Schock Silbergrofchen binnen einer Stunde schafft.“

Die erschrockenen Landleute bestritten die Unmöglichkeit. „Nun, so nehme ich euch,“ fuhr er fort, „als Geißeln mit, heute nach Plauen, morgen nach Zwickau, und wenn das Geld bis zum Lucianstage nicht ins Hauptquartier gebracht wird, so müßt ihr Alten nach Stockholm als Pfand, bis euch euer Dorf einlöst. Wir aber kommen wieder und nehmen von euern Häusern,

Vorrathskammern, Kellern und Ehebetten als rechtmäßige Kriegseigentümer Besitz.“

Der Heimbürge bat, mit den übrigen Hausvätern reden zu dürfen, und es wurde erlaubt, unter Begleitung von Wache. Die Forderung war aber nicht zum vierten Theil aufzubringen. Als sie dieß dem Hauptmann vortrugen, und ihn um Erlaß demüthig angingen, so schlug er es zornig ab und übergab die vier Abgeordneten den Diensthabenden zur Bewachung.

Schlacht am Taubenberge.

Nach Verlauf einer Stunde hatten die feindlichen Soldaten wie Heuschrecken die Brote und die Speck- und Fleischhaufen, die Schinken und das Getränke rein aufgezehrt, und es wurde zum Abmarsch getrommelt.

Voran ritten vier Dragoner. Dann kam ein kleines bedecktes, mit zwey Dragonerpferden bespanntes Wägelchen, worin Hermine und Marie saßen. Wappler, Rink, Damm und Groß, die ausgehobenen Geißeln, gingen, mit einem Stricke an einander gebunden, hintendrein. Alle Wildengrüner, die es sahen, weinten bey diesem Anblick. Ihnen folgten zwey Hakenschilder und zwölf Hellebardiere. Hierauf die übrigen Soldaten. Ankerström in der Mitte, der Lieutenant von Jögis zuletzt.

Ungefähr zehn Schritte vom Ausgang des steil hinanlaufenden Hohlwegs, wo sich der Raum erweiterte, war von Gideon die Stelle zum Angriff zu sehen. Ezetterik's Reiter hatten ihre Garabiner an die schußgeübten Landleute abgegeben. Sie selbst, sämmtlich erercirte Cavalleristen, waren bestimmt mit Säbel und Pistolen die schwedischen Dragoner anzugreifen. Die Bauern mit Feurgewehr wurden in zwey Hälften abgetheilt, wovon eine um die andere zum Abbrennen vorrückte.

Durch den Hohlweg herauf trappten die schwedischen Pferde. Der kleine Wagen rasselte, herumgestoßen, hinter ihnen drein. Das Fußvolk trampelte. Durch das Gemurmel hörte man die Spieße klirren. Jetzt gab ein dumpftönendes Horn das Zeichen, und der Musketenknaß erscholl. Die beyden Hakenschilder hinter dem Wagen, auf welche der Schuß gerichtet war, und drey Hellebardiere stürzten. Eine zweyte Salve that nicht weniger Wirkung, und die Übriggebliebenen wichen auf den Hauptzug zurück, von einem Kugelregen verfolgt. Die feindlichen Dragoner hielten ihre schnaubenden Rosse an, und sahen sich nach dem unerwarteten Vorgang um. In demselben Augenblicke griffen die Ezetterik'schen Reiter an, und hieben nach einem kurzen Gefecht die Dragoner herunter. Gideon stach die Wagenpferde nieder, zog die Mädchen über das Geländer des Karrens und hob sie auf die Sättel. Zwey Jäger sprengten mit ihnen auf dem angewiesenen Wege davon. Andreas Rink zerschnitt den Strick der Geißeln und diese entflohen ins Dickicht.

Ezetterik stand an der Spitze der Landleute und beobachtete die Feinde, wo sie am Hohlwegrand herausdringen würden. Ankerström, anfangs überrascht, fand seine Geistesgegenwart schnell wieder, und zeigte seinen Leuten eine niedrigere Stelle der Erdwand, wo auch unverzüglich alles hinströmte, ein Soldat den andern hob, und durch Hülfe der Gesträuche in wenig Minuten heynah ein Drittheil schlagfertig oben stand. Die andern kletterten nach. Ankerström ordnete sie zum Angriff und als er die herranna-

henden Bauern sah, kreischte er wuthentbrannt: „Verdammtes Meuchelvolk! auf euch lauert Marter und Tod.“ Die Schweden machten durchs Gebüsch einen stürmischen Anfall, tödteten mehrere Bursche mit Hellebardstichen und drängten die bestürzten Landleute an zwanzig Schritte zurück, bis an die Steinmauer. Nun wären sie verloren gewesen. Ihre geschlossene Ordnung bekam Lücken. Aus der letzten Reihe sahen schon einige sich nach der Flucht um. Das Feuegewehr war wegen des Buschwerks nicht weiter zu gebrauchen. Die Schweden, von dem Hauptmann und dem Lieutenant von Bögis geführt, schoben sich immer zahlreicher vor, und ein Theil war schon aus dem Bereich der zubereiteten Bäume.

Gideon mit seinen Brüdern, Gzetterik und eine Anzahl der Beherztesten schlossen sich an einander. Sie fühlten, daß der entscheidende Augenblick des Lebens oder Untergangs gekommen war, und fochten mit übermenschlicher Anstrengung und Feuer. Gideon hieb den Lieutenant von Bögis nieder; Gzetterik, selbst verwundet, brachte dem Hauptmann einen Streich bey. Die tapfern Landleute gewannen wieder einige Schritte Feld. Plötzlich prasselten die Riesentannen über die Feinde zusammen, schlugen mit ihren langen Armen andere kleine Bäume zu Boden, und warfen die Schweden unter schrecklichen Schlägen verstümmelt in den Hohlweg zurück, oder begruben sie unter ihren Leibern auf dessen Rand. Was noch von den Feinden aus dem Reisig hervorkroch, ward ohne Schonung getödtet. So erging es auch dem Jährich Pfuhl, der durch den Hohlweg nach dem Dorfe zurückfliehen wollte, und den zwey Gzetterik'sche Reiter, die ihn verfolgten, mit Pistolenschüssen niederstreckten. Von den Schweden blieb keine Seele übrig. Die Landleute hatten acht Todte, und ein großer Theil von ihnen war verwundet.

Schluf.

Noch eilf Jahre tobte der Krieg, Wildengrün ward aber nicht ferner beunruhigt. Zu derselben Zeit, als die Räuberhorde auf dem Traubenberge ihren Lohn empfing, gelangte die erste Nachricht an den Feldherrn Banner, daß die feindlichen Generale Gallas und Marazin aufgebrochen wären, um zu dem ihm schon jetzt überlegenen Hagfeld'schen Kriegsheere zu stoßen. Er ließ deßhalb alle schwedischen Soldaten, die im südlichen und östlichen Sachsen zerstreut lagen, schleunig nach seinem Hauptquartier Torgau einberufen. Oberst Slange verließ das Erzgebirge zur Freude der geplagten Einwohner den 18. May 1637. Auch dem Hauptmann Ankerström ward eine Ordre nachgeschickt, die aber keine andere Bottschaft zurückbrachte, als daß dieser mit seinem Trupp von Eibenstock nach Plauen gezogen, und vermuthlich in die Gefangenschaft der von Thüringen herandrängenden Verbündeten gerathen sey. Im Monat Juny desselben Jahres (d. 22.) trat Banner seinen Rückzug an, und wurde durch Hagfeld unter wiederholten Schlägen und Verlusten von Torgau bis auf die pommersche Insel Usedom getrieben, dann aber, als er sich wieder verstärkt hatte, im Treffen bey Tribsee den 20. October d. J. vom Generalmajor Bredau nochmals zurückgeworfen.

In den nächsten Jahren drangen zwar die Schweden nach Sachsen und Böhmen wieder vor, und einzelne Trupps durchzogen auch das Voigtland; doch Wildengrün entging ihrer Zuchtruthe. Ankerström's Niederlage, wäre sie zur Kunde des Feldherrn Banner gekommen, würde die gräuelvollste Zer-

förung der ganzen Gegend nach sich gezogen haben. Die eiligen Hin- und Herzüge, das Gedränge der Kriegsvorfälle, und die stete Unruhe, in welcher damals Soldat und Bürger lebten, verscharrten die gefährliche That.

Graf Eduard Szetterich und Hermine von Döring wurden kurze Zeit nach jenem Vorfalle in der Kirche zu Marienthal bey Zwickau getraut, und begaben sich mit der Majorinn in die Schweiz, woher sie erst nach geschlossenem westphälischen Frieden zurückkehrten, und ihre Bekannten in Wildengrün mit Freuden wiedersahen. Gideon und Marie verbanden sich, noch vor dem bestimmten Termin, zu einem glücklichen Ehepaare, und bewirthschafteten das elterliche Gut.

Rinl's Meierhof erstand erst im Jahre 1645 aus seiner Asche wieder. Zum Gedächtniß an die traurige Begebenheit befestigte man auf dem höchsten der Dachgiebel einen eisernen Hahn. Bis auf den heutigen Tag steht dieses Wahrzeichen, und das Gebäude heißt deshalb allgemein, sowohl in kirchlichen als gerichtlichen Urkunden (nach alter Schreibart): Das Hahnenhaus.

Noch jetzt erblickt man am Taubenberge jenen berühmten Hohlweg. In finstern Herbstnächten gaukeln zuweilen Irrlichter über seinen Moosrand. Der Aberglaube hält sie für die Geister der Erschlagenen. Er hört in dem Rauschen der sturmbewegten Zweige das Geschrey der Kämpfer und in dem Kreischen der schwankenden Waldbäume das Winseln der Sterbenden.

Georg Wehner.

Die Soldatenwitwe.

Nach Southen.

Mühselig Wandernde, matt und im Herzen krank,
Kummervoll wankst du dahin auf dem rauhen Pfad,
Fremd bist du überall, ach, welch' ein hartes Loß!

Wund sind die Füßchen des Kleinen, den fort du zerst,
Starr ist das Kind, des gebogenen Rückens Last,
Mager und todtenbleich, wimmernd sein Mißgeschick!

Mutter durch Schmerzen! verdrossen und bang zugleich,
Wie du dich umsiehst, zu stillen dein weinend Kind,
Schlagen die Knochen in's hagere Angesicht.

Nie aus dem Kriege mehr kehrt dir der Mann zurück,
Kalt ist dein trostloses Herz, sonst die Milde selbst,
Hungierend erfrieren die Kinder, Gott helfe dir!

Joseph Emanuel Hilscher.

L i t e r a t u r.

„Ästhetisches Lexicon.“ Ein alphabetisches Handbuch zur Theorie der Philosophie des Schönen aus den schönen Künsten. Nebst Erklärung der Kunstausdrücke aller ästhetischen Zweige, als: Poesie, Poetik, Rhetorik, Musik, Plastik, Graphik, Architectur, Malerey, Theater u. s. w. Von Ign. Jetteltes. Erster Band, A bis K. Wien bey Carl Gerold, 1835.

Unaufhaltsam wächst die Flut ästhetischer Lehrbücher, so daß der Überfluß nach und nach lästig zu werden droht. Unter den Gefahren dieser Überschwemmung für die Bedürfnisse des größern und gemischten Publicums, ein ästhetisches Lexicon abzufassen, in der Absicht, den reinen Ertrag wissenschaftlicher Vorbemühungen selbstständig auszumitteln und nach Maßgabe seiner Brauchbarkeit summarisch anzudeuten, die wesentlichsten Begriffe festzustellen, die gangbaren Kunstausdrücke zu erklären, nicht im Wege

eines schulförmigen Unterrichts, sondern in der Form belebender Mittheilung, wobei die Gegenstände mehr für das weitere Nachdenken und Studium angeregt als eigentlich erledigt werden sollen, ist ein eben so zeitgemäßes als verdienstliches Unternehmen. Da dasselbe im Kreise der Gesellschaftsliteratur vermöge seiner Organisation einem längst gefühlten Mangel abzuhefen verspricht, so dürfte es sich schon deshalb einer günstigen Aufnahme zu erfreuen haben. Gegenwärtiges Vericon ist nach den Grundsätzen der geistigen und pecuniären Diätetik auf zwey mäßige Theile angelegt, wovon der letzte laut gegebener Versicherung bald nachfolgen wird. Jeder Vericograph hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, bewährte Vorarbeiten zu seinem Nutzen zu verwenden und sie seiner besondern Absicht anzupassen. In der Auswahl, der Verbindung, der Bearbeitung des vorgefundenen Stoffes zeigt sich Kenntniß, gesundes Urtheil und ein practischer Blick, der die Wünsche der theilhaftigen Leser zu errathen weiß. Diese richtige Sehergabe ist auch in der Behandlungsweise, in dem Ebenmaße der Theile nach ihrer verschiedenen Wichtigkeit, überhaupt in dem wohl überlegten Plane zu erkennen. Wie derselbe aus einer eigenthümlichen Erkenntniß des Zweckmäßigen und unmittelbar Nothwendigen her vorgegangen ist, so bleibt er sich auch in der Art der Ausführung gleich. Es versteht sich von selbst, daß damit nicht die Strenge einer systematischen Abgeschlossenheit gemeint ist, sondern jene Einheit des Zusammenhanges, nach welcher der Verfasser auf seinem Standpuncte zunächst streben mußte. Der abstracten Kunstphilosophie, die nach abgetauntem Stillstande von Neuem zuversichtlicher als je ihr Haupt erhebt, ist mit Recht keine Folge gegeben worden. Ehemals, als Schelling's Lehre ihre Jubelperiode feierte, schwangen einige begeisterte Jünger den Thyrfus gar zu mächtig und ließen sich nicht selten in Dithyramben vernehmen. Jetzt sind umgekehrt auf dem Gebiete kunstwissenschaftlicher Speculation Musenkränze aus dürrem Reiskraut abgebrochen vom schärfsten Nadelholz; je tiefer dasselbe mit seinen abstracten Spizen in die Schläfe der denkenden Stirn eindringt, desto mehr gewinnt es das Ansehen der Gründlichkeit. Es ist eine besondere Art von Adlerlaß, die wahrscheinlich auch bald von den Blutigen verdrängt werden wird. Mit Vorliebe und gutem Geschmack sind dagegen die Ansichten philosophisch-dichterischer Naturen aufgenommen worden. Dabey scheint dem Verfasser das treffende Wort Jean Paul's als Ziel der Annäherung vorgeschwebt zu haben: „Die rechte Aesthetik wird nur erst von Einem, der Dichter und Philosoph zugleich zu seyn vermag, geschrieben werden, er wird eine angewandte für den Philosophen und eine angewandtere für den Künstler geben.“ Was solchergestalt von dem Systeme der Aesthetik gilt, läßt sich mit gehöriger Unterordnung auch auf ein ästhetisches Vericon zurückdeuten. Wie weit wir nun auch von dem Puncte der bezeichneten Vollendung noch entfernt sind, so bleibt das bescheidene Streben, auf denselben in der Stille hinzuweisen, so weit es der Stand der Dinge für jetzt erlaubt, dennoch befallswert. Für die Bestimmung einzelner Begriffe sind häufig die Schriften populärer Aesthetiker mit Geschick und Vortheil zu Rathe gezogen worden. Philosophen für die Welt stehen im Rufe angenehmer Gesellschafter, werden für die Genüsse geistiger Unterhaltung allenthalben fleißig gesucht, mußten also billig auch in einem Vericon, wo die Wissenschaft des Schönen offene Tafel hält, Sitz und Stimme haben. Unser Verfasser räumt ihnen glücklicherweise nicht zu viel ein, bekämpft sie hin und wieder mit Erfolg, achtet und benützt ihren Umgang, wie ein verständiger Freund, ohne darum ihr Diener zu werden; wenn die Leser seinem Beispiele folgen, wird die Anregung geistiger Selbstthätigkeit in ihren Fortsetzungen erwünschte Früchte tragen. Mehrmals läßt er einzelne Schriftsteller mit ihren eigenen Worten reden, offenbar mehr zum Gewinn des Publicums als aus Bequemlichkeit. Die Gedanken genialer Geister vernimmt man am liebsten von ihnen selbst; auch ist es schwer, dasjenige, was sie vortrefflich gesagt haben, ohne Verlust umzuschmelzen, meistens kommen dabey Übersetzungen zum Vorschein, die, um mit Don Quixotte zu reden, umgewendeten Tapeten gleichen. Daher ist es zu loben, daß bevorrechtete oder sonst geschätzte Schriftsteller ihre Bistkarten offen abgeben; sie laden dadurch zu weiterer Bekanntschaft ein, gewähren den Reiz der Mannigfaltigkeit und fordern unvermerkt zur vergleichenden Prüfung auf. Mitunter sind die Begriffe nicht scharf genug aus einander gehalten, wie z. B. in dem Artikel, welcher das Allegorische betrifft, in Beziehung auf das Symbolische. Sind wir aber mit diesem Unterschiede schon völlig auf dem Reinen? Hapern darin nicht selbst strengere Werke, sogar eines der bessern und besten, die ästhetischen Vorlesungen des für die Wissenschaften und seine zahlreichen Verehrer zu früh verstorbenen Solger? Einer allein kann unmöglich überall leisten, was so vielen und zum Theil ausgezeichneten Kräften noch nicht hat gelingen wollen. Verschiedene Erklärungen aus dem Fache

der Rhetorik hätten füglich wegleiben können; sie schmecken nach abgestandnen Lebensessenzen, und dürften deshalb wenig Nachfrage erregen. Betrachtungsweise und Ton verbinden eine würdige Gesinnung mit besonnenem Ernst, der aber bey Gelegenheit keinem anständigen Scherze ausweicht. Anhaltende Feuerwerke des Witzes finden in einem Lexicon nicht wohl Platz, dafür dienen reichlich ausgestreute Leuchtkugeln zur Unterhaltung der Liebhaber. Der Vortrag ist klar, gedrängt, lebhaft. Mehrere Artikel könnten mit Auszeichnung hervorgehoben werden, wäre hier der Ort dazu. Der musicalische Theil ist von einem Freunde des Verfassers, dem Freyherrn von L a n n o y, abgefaßt worden, Comité-Vorsteher des Wiener Conservatoriums, einem unter seinen Kunstgenossen ehrenvoll bekannten Manne. Referent darf sich als Ungeweihter kein Urtheil über den Werth des Geleisteten erlauben, doch bürgt der Name des Bearbeiters hinlänglich dafür, daß dieser seine Aufgabe in wissenschaftlicher Hinsicht glücklich gelöst hat. Im Interesse der Laien möchte übrigens eine größere Popularität wünschenswerth seyn, die freylich ganz besondere Schwierigkeiten haben mag. Gerade auf die Nichtkenner der Musik soll aber ein Lexicon in dem Maße, als billigerweise verlangt werden kann, ausdrücklich Rücksicht nehmen. Mit Beziehung auf die frühern Bemerkungen läßt sich gegenwärtige Schrift Studierenden, Künstlern, Kunstfreunden, Dilettanten, endlich allen Geistesverwandten einer leichten, mannigfaltigen Conversation nachdrücklich empfehlen.

„Die Erde und ihre Bewohner.“ Von R. F. Bollrath Hoffmann. Dritte Auflage. Stuttgart bey C. Hoffmann und Wien C. Gerold.

Für den innern Inhalt dieses Werkes und die Zweckmäßigkeit seiner Einrichtung spricht schon die in der That ungewöhnliche Theilnahme des Publicums und die so schnell auf einander folgenden starken Auflagen. Denn warum sollte nicht auch hier, wie bey so vielen andern Dingen, gelten, was dort geschrieben steht: „Aus den Früchten sollet ihr sie erkennen.“ Der Verfasser glaubte dies mit Recht nicht besser, als durch eine auf sein Werk verwendete, immer steigende Sorgfalt erwiedern zu können. Die gegenwärtige dritte Auflage steht in der That den beyden ersten weit vor, im Inhalte sowohl, als auch in der Ausstattung. Besonders sind hier die außereuropäischen Theile der Erde, die früher offenbar zu kurz bedacht waren, mit mehr Ausführlichkeit gegeben worden. Daß auch diese dritte Auflage, ob schon 9000 Gr. stark, bereits einer vierten entgegensteht, spricht für die Zweckmäßigkeit der Unternehmung und zugleich für den Geist der Leser, der an Darstellungen dieser Art Genuß und Nutzen findet. In der That weicht diese Schrift von den meisten ihrer Art in vielen Dingen ab, manches Unerwartete wird angetroffen, manches Gewöhnliche, und daher Erwartete, wird nicht gefunden — aber im Ganzen kann man nicht anders als zufrieden seyn, und gerne läßt der Leser die alten Formen fallen, wenn ihm dafür so viel treffliches Neue geboten wird. Das Streben des Verfassers nach Anschauung durch Karten, Tafeln und andere Bildmahlstellungen wird überall, besonders aber bey einem Lehrvortrage in der Geographie lobenswerth seyn, wo jeder der Anschauung entbehrende Unterricht todt und unfruchtbar ist. Daß Ritter's treffliche Ideen, die der Verfasser nach ihrem ganzen Werthe würdiget, hier nicht aufgenommen wurden, liegt in dem Plane des Werkes, und daß am Ende desselben das schon lange gewünschte Inhaltsverzeichnis gegeben wurde, wird seinen Gebrauch erleichtern und erhöhen. Vertheilung und Behandlung der Gegenstände ist im Allgemeinen dieselbe, wie in der früheren Auflage, daher sie hier keiner Anführung bedürfen. Unter den schönen Stahlstichen, die das Werk zieren, zeichnen sich der höchste Theil des Alpengebirges, der Rheinstein und der Stierfang in Südamerika aus, so wie die der Schrift beygelegten Karten über die Vertheilung der Temperatur und der Pflanzen in Europa, und über die Größe und Bevölkerung der europäischen Staaten, die eine bequeme und, wie aus mehreren darüber angestellten Vergleichen folgt, auch zugleich eine sehr sichere Übersicht gewährt.

Mit einer Musik-Beylage.

„Der Pilot.“ Von Anton Guido Grünes, in Musik gesetzt von Joseph Desfauer.

Canon. Von Göh, in Musik gesetzt von Simon Sechter, k. k. Hof-Organisten.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 1. September 1835.

105

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland besendet.

E i s i n k a.

(Novelle.)

„Lebe wohl, mein treuer, mein einziger Freund,“ rief Emil Dorville, ein junger französischer Officier, während Thränen seine dunklen Augen füllten. „Ich überlasse dir mein höchstes Kleinod,“ fuhr er fort, „du wirst meine geliebte Rosalie schützen, wenn ich ferne bin, wirst mir ihr schönes Herz bewahren, wirst sie, wenn ich glücklich wiederkehre, in meine Arme führen, oder, wenn ich fallen sollte, ihr Freund, ihr Tröster seyn!“

„Mein Wort darauf!“ entgegnete François Delcourt mit kaum verhehlter Rührung, „ziehe nur immer hin auf die Bahn der Ehre, bringe nur immer neue Lorbeern in die Heimat zurück, die Liebe soll dem Sieger dann die Myrthenkrone reichen, soll ihm der schönste Lohn für Opfer und Gefahren seyn.“

„Dem Sieger?“ wiederholte Emil sinnend, und fügte dann nach einer kleinen Pause lebhaft hinzu, „mir ahnet nichts Gutes von diesem Feldzuge — ich sehe Rußlands öde Steppen schon im Geiste vor mir liegen, sie gähnen mich an wie ein offenes Grab, das unermessliche Reich des Selbstherrschers wird sich aufthun, um uns zu verschlingen, wir werden vergebens die sieggewohnten Waffen erheben und — doch genug,“ unterbrach er sich selbst, „die Zukunft wird entscheiden, mir ziemt es nicht ihren Schleyer mit voreilliger Hand zu lüften und die trüben Bilder meiner Phantasie früher, als es ohnehin geschehen wird, in das Daseyn zu rufen.“

„Woher diese finsternen Ahnungen?“ fragte François verwundert, „so sah ich dich noch nie!“

„Laß das!“ entgegnete Emil ernster als zuvor, „es gibt ja wohl zuweilen Augenblicke im menschlichen Leben, wo die innere Stimme lauter als gewöhnlich zu uns spricht. Gelobe mir dafür über Rosalien zu wachen, denn wenn ich auch das Wort ihres Vormunds, sie dereinst die Meine nennen zu dürfen, besitze, so kenne ich doch diesen Dummenil zu gut, um nicht zu wissen, daß er eben so charakterlos als gewinnsüchtig ist und über einem Vor-

theil, den ihm die Gegenwart gewährt, gar leicht vergessen könnte, was er dem Entfernten versprach.“

„Du kennst meine Treue, deßhalb sey ruhig,“ fiel François lebhaft ein, „ich schwöre dir —“ er wollte fortfahren, aber in diesem Augenblicke hörte man Trommelgewirbel auf der Straße, das Signal zum Abmarsch der Krieger war gegeben, von allen Seiten eilten sie herbey, sich in ihre Reihen zu stellen; auch Emil riß sich aus den Armen des Freundes und flog an seinen Posten; bald tönte das gewichtige Commandowort, das Hunderttausende in Bewegung setzen sollte, und dahin zogen die muthigen Schaaren, nicht ahnend, daß auf den ungeheuren Schneegebirgen Rußlands der Lorbeer erstarrten werde, den sie ewig unverwelklich glaubten. —

Emil Dorville war der einzige Sohn eines ziemlich begüterten Edelmannes aus der Provence; schon als Knabe äußerte er die Neigung Soldat zu werden, und da auch sein Vater kein höheres Verdienst kannte, als unter Frankreichs Fahnen zu dienen, so brachte er den Sohn nach Paris, um ihn daselbst für seinen künftigen Stand gründlich ausbilden zu lassen. Kaum achtzehn Jahre alt, machte Emil schon mehrere Feldzüge mit, erwarb sich sowohl durch seine Kenntnisse, als durch die ausgezeichnete Tapferkeit, welche er bey allen Gelegenheiten bewies, die Gunst seiner Vorgesetzten und lehrte voll erneuerter Begeisterung für seinen Beruf nach Paris zurück, woselbst er jedoch seinen alten Vater schwer erkrankt fand, der auch nach wenig Wochen in den Armen des geliebten, ruhmgekrönten Sohnes verschied. — Emils Schmerz über den Verlust des edlen Greises war tief und anhaltend; er besaß zwar die ganze Lebhaftigkeit, das reizbare, leicht bewegliche Gemüth seiner Nation, allein er verband auch damit einen so seltenen Ernst, eine solche Stärke und Innigkeit der Empfindung, daß man ihn deßhalb nur um so höher achten mußte, weil man gewiß seyn durfte, daß sein Wort ihm heilig, seine einmal geschenkte Freundschaft unwandelbar sey.

Eines Abends konnte Emil dem gutmüthigen Eifer mehrerer seiner Kameraden, die ihn mit Gewalt zu zerstreuen versuchten, nicht länger ausweichen, er mußte es sich daher gefallen lassen, daß sie ihn in ein sehr besuchtes Kaffehhaus führten, ja später sogar in ihn drangen, das etwas entlegene Spielzimmer daselbst zu besuchen, was er ihnen zwar endlich auch versprach, jedoch nur unter der einzigen Bedingung, daß er selbst keine Karte berühren dürfe; man gestand ihm das zu, und so sah er sich denn zum ersten Male in seinem Leben an einen Ort versetzt, der für so Viele schon ein Abgrund des Verderbens geworden war. Da das Spiel selbst seine Theilnahme nicht zu gewinnen vermochte, so beobachtete er mit um so größerer Ruhe die Gesichter der Anwesenden, welche die Empfindungen mehr oder minder deutlich aussprachen, von denen sie bestürmt waren. Unter allen den Verblendeten, die hier Glück, Ruhe, Ehre und Gewissen einem falschen Götzen opferten, zogen jedoch zwey Personen Emils ganze Aufmerksamkeit so sehr auf sich, daß er bald nur mit ihnen allein beschäftigt war und jede ihrer Bewegungen von nun an mit rastlosem Eifer verfolgte.

Der Eine dieser Beyden mochte ein Mann von ungefähr acht und zwanzig Jahren seyn; die Züge des bleichen, eingefallenen Antlitzes verriethen den hohen Grad von gewaltsamer, alle Nerven erregenden Spannung, in welcher der Unglückliche sich befand; weit aus ihren Höhlen hervorgetreten, folgten

die stieren, glanzlosen Augen gierig den Goldhaufen, welche wie Ebbe und Flut bald dem aufgehäuften Schatz des Banquiers zustossen, bald von diesem den Gewinnenden hingeschoben wurden; das dünne, schwarze Haar hing wild um die tiefgefurchte Stirne, auf welcher große Schweißtropfen standen; kein Geld, wohl aber eine zerknitterte Karte lag vor ihm auf dem Tische, mit der er zuweilen fast gedankenlos spielte.

Der Andere jener Beyden, die Emils Theilnahme fesselten, mochte ein kaum siebzehn- bis achtzehnjähriger Jüngling seyn, der etwas entfernt von dem Tische stehend, nur als Zuschauer hier verweilte, jedoch keinen seiner brennenden Blicke von dem bleichen Spieler abwandte, dessen leiseste Bewegungen er mit der ängstlichsten Sorgfalt zu verfolgen schien. Die Vorsicht, mit der er sich übrigens den Augen des von ihm Beobachteten zu entziehen suchte, die Schüchternheit, welche über sein ganzes Wesen verbreitet war, vor Allem aber die Thränen, die in seinen Augen standen und die er trotz aller angewandten Mühe nicht zu unterdrücken vermochte, bewiesen Emil, daß der Jüngling jenen Unglücklichen kennen, ja noch mehr, daß er ihm näher angehören müsse, und vielleicht nur hieher gekommen sey, ihn von irgend einer That abzuhalten, die Verzweiflung und Lebensüberdruß als letzten Ausweg erlaubt finden.

Inzwischen hatte eine neue Taille begonnen; das Glück schien heute einen jungen Engländer besonders zu begünstigen, er gewann die meisten Sätze, vor Allem aber war es die Coeurdame, die stets zu seinem Vortheile umschlug; diese Karte von Neuem mit einer bedeutenden Summe besehend, bot er dem Banquier eine Wette an, daß sie gewinnen werde, und war eben im Begriffe, die Höhe derselben zu bestimmen, als der bleiche Spieler heftig aufsprang, eine große goldene Schaumünze aus der Brusttasche seines Überrockes zog, sie auf den Tisch warf und die verhängnißvolle Coeurdame damit zu besetzen beehrte.

In dem nemlichen Augenblicke hörten die Anwesenden einen lauten durchdringenden Schrey; derselbe Jüngling, welcher sich bisher so schüchtern verborgen hatte, stürzte jetzt mit wilder Hastigkeit hervor, faßte den ausgestreckten Arm des Mannes und rief in halberstickten, herzzerreißenden Tönen: „Halt ein, Unglücklicher! was willst du thun? Sieh, du hast mir alles geraubt, hast mich ärmer gemacht als eine Bettlerin, unser ganzes Vermögen ging an diesem schrecklichen Orte verloren, dennoch kam keine Klage, kein Vorwurf über meine Lippen, nur dieß einzige Andenken einer besseren, glücklicheren Zeit, das Vermächtniß meines sterbenden Vaters, auf dem sein letzter Segen ruht, darfst du mir nicht entreißen! nein André! nein, mein Gemahl, so grausam wirst, so grausam kannst du nicht gegen mich seyn!“

Es war natürlich, daß diese Scene eine bedeutende, wenn auch sehr verschiedene Wirkung auf die hier gegenwärtigen Personen machen mußte; das Überraschende derselben erhöhte den Eindruck, den sie hervorbrachte, der Gemahl der Unglücklichen schien wie vom Blitz getroffen, er stand beynähe unbeweglich in ihren ihn fest umschlingenden Armen; lautlos starrten die Übrigen nach der sonderbaren Gruppe hin; ungewiß, ob er lachen oder fluchen sollte, runzelte der Engländer die Stirn, der Banquier aber, den die Störung des Spieles im höchsten Grade erbittert hatte, erlaubte sich einige so beleidigende, ja fast pöbelhafte Äußerungen gegen die junge Frau, er sprach

so laut vom Hinauswerfen armseliger Bettler, daß Emil, seiner tiefen Empörung nicht länger Meister bleibend, mit Eifer erklärte: er werde die Dame gegen jede Beleidigung zu schützen und den Beleidiger auf das nachdrücklichste zu bestrafen wissen.

Demungeachtet würde es vielleicht noch zu sehr ärgerlichen Aufsitzen gekommen seyn, wenn nicht ein junger Mann, der bisher ebenfalls nur Zuschauer gewesen war, sich den beyden Gegenständen des Streites genähert hätte; er nahm den noch immer bewußtlosen Mann am Arm, winkte Emil der Dame den seinigen zu reichen, versicherte ruhig, daß sein Wagen unten vor der Thüre warte, und daß er sich glücklich schätze, sie so schnell als möglich dieser unangenehmen Lage zu entziehen, und schritt dann, von Emil begleitet, mit seinen Schülern so unbefangen durch das Zimmer, daß Niemand ihn aufzuhalten, oder auch nur die leiseste Bemerkung über sein Verfahren zu machen wagte.

Man war an der Wohnung des unglücklichen Paares angekommen; Emil und sein Gefährte, der ihm schon während des Weges seinen Namen, François Delcourt, genannt hatte, glaubten ihr gutes Werk nicht halb thun zu dürfen, sie stiegen daher ebenfalls aus, baten um Erlaubniß den beyden Gatten auf ihre Zimmer zu folgen, und betheuertem, daselbst angelangt, mit dem edelsten Eifer, daß sie gerne bereit wären, den Zufall, der sie heute zusammengeführt, für einen Wink des Himmels zu halten, und deßhalb alles thun würden, um ihren neuen Bekannten auch ferner nach Kräften nützlich zu seyn.

Die Geschichte, welche sie jetzt aus dem Munde des tief zerknirschten Mannes, der sich endlich von seiner Betäubung erholt hatte, erfuhren, war eine ganz gewöhnliche. Durch die Revolution reich geworden, glaubten die Eltern des jungen André Renaud, so hieß der Erzähler, ihren einzigen Sohn mit allen Studien verschonen zu dürfen, die seinen Geist anstrengen, oder seinen Körper ermüden möchten, er erhielt daher kaum von den alltäglichsten Dingen einige oberflächliche Kenntnisse, brachte, als er zum Jüngling gereift war, seine Zeit mit jungen Müßiggängern zu — verliebte sich später in die Tochter eines alten, pensionirten Kriegers, der die Verbindung mit dem reichen Renaud für das größte Glück seines Kindes hielt, und lebte mehrere Jahre in einer ziemlich zufriedenen Ehe, da die seltenen Reize der jungen Gattinn, verbunden mit einer Fülle von Wit und Frohsinn, den Wüstling zu fesseln und mindestens eine Zeitlang von den gewohnten Ausschweifungen abzuhalten wußten.

Der kurz auf einander folgende Tod ihrer beyderseitigen Eltern gebot Jeannettes Unglück! Ihr Gemahl, nicht gewohnt einen Schmerz zu ertragen oder nur eine trübe Miene um sich zu dulden, fing an das Haus der Trauer zu meiden; die Thränen, welche seine Gattinn den theuern Abgeschiedenen nachweinte, waren ihm lästig; das Bedauern bekannter oder befreundeter Menschen, die ihn zu besuchen kamen, fiel ihm unerträglich; er wollte heiter seyn, wollte Leben und Lust um sich verbreitet wissen, daher suchte er seine früheren bis jetzt vernachlässigten Gefährten wieder auf, ward mit offenen Armen von ihnen empfangen und stürzte sich bald wieder in den Strudel jener betäubenden Genüsse, dem nur die Liebe ihn auf kurze Zeit zu entreißen fähig gewesen war.

Jeannette gewährte die veränderte Lebensweise ihres Gemahls nur allzubald! Allein alle ihre Bitten und Vorstellungen vermochten nicht ihn von seinen Ausschweifungen zurückzuhalten; die fürchterliche, erst neu in ihm erwachte Leidenschaft des Spieles machte ihn taub gegen die Warnungen seiner Freunde, fühllos gegen das Flehen Jeannettes; der grüne Tisch war jetzt seine Welt, das Klingen des Goldes die einzige ihm lieblich tönende Melodie, der Anblick der Karten seine höchste irdische Seligkeit, er konnte die Nacht kaum erwarten, weil sie ihm die heißersehnten Freuden brachte, und er betäubte sich bey Tage im Kreise seiner Gefährten durch berauschte Getränke, um den weinenden Augen seiner unglücklichen Gattinn und den Vorwürfen seines Gewissens zu entgehen. Es war leicht vorauszusehen, daß sein ansehnliches Vermögen durch diese Lebensweise gänzlich zerrüttet werden mußte; dennoch konnte selbst der Mangel, der sich nach und nach immer drückender zeigte, den Verblendeten nicht von dem Abgrunde zurückreißen, dem er unaufhaltsam entgegeneilte.

Längst hatte er Alles, was die arme Jeannette Werthvolles besaß, seiner unerfättlichen Leidenschaft geopfert, längst waren alle Andenken einer besseren glücklicheren Zeit, womit er selber sie einst schmückte, dahin; nur eine goldene Medaille, die ihrem Vater über Alles theuer war, weil er sie auf dem Schlachtfelde von einem feindlichen Officier, dem er das Leben gerettet hatte, erhielt, und die er seiner Tochter sterbend als ein heiliges unveräußerliches Kleinod überreichte, war der Raubgier ihres unwürdigen Gemahls bis jetzt entgangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Meine Lieb.

Als der Frühling vergangen war,
Bleichte mein braunes, lockiges Haar,
Sie senkten hinab
In das tiefe Grab
Meine Lieb! —

War noch so jung und morgenschön,
Frisk, wie die Blüthe im Frühlingsweh'n;
Da bleichte zur Nacht
Mit der Blüthen Pracht
Meine Lieb! —

Über des Grabes grünem Kleid
Dufte die blühenden Rosen weit,
Und hüllen nun ein
Mit Duft und mit Schein
Meine Lieb! —

Aber wenn Alles abgedüht,
Durch schwanke Blätter der Herbstwind zieht,
Dann komm' ich hinab
Zu dir in das Grab,
Meine Lieb! —

D. Klette.

Gemälde aus Indien.

II. Die Pagoden.

In der Nähe von Mohabalipuram, d. h. die Stadt des großen Bali, der eine so große Rolle in der Mythengeschichte der Hindu's spielt, befinden sich die Ruinen eines indischen Tempels, den die Gewalt der Seestürme seit längerer Zeit zerstört hat. Die Alterthumsforscher haben sich viel damit zu schaffen gemacht, um die Epoche, wo dieser und die benachbarten Tempel entstanden, festzusetzen. Ihre Bauart hat durchaus keine Ähnlichkeit mit der Architektur der übrigen indischen Denkmäler. Einige behaupten, vormalig habe eine ägyptische Colonie diese Ufer bewohnt. Andern Gelehrten zu Folge haben die Hindu's früher als die Egyptier eine regelmässige kolossale Architektur gehabt. Der Hauptcharakter der sogenannten sieben Pagoden ist ein Gemisch des einfachen und des geschmückten Styles, welcher einen höchst merkwürdigen Effect hervorbringt. Überall sind Bildwerke von der feinsten zierlichsten Arbeit mit Verschwendung angebracht. Noch interessantere Denkmale sind die eine Viertelmeile vom Ufer bey Mohabalipuram befindlichen Felsen mit wunderbarer Sculptur. Diese Basreliefs, welche den Stempel des Genius tragen, geben wichtige Nachweisungen über die älteren Costüme von Hindostan. So ist die Kleidung der Frauen gerade so abgebildet, wie man sie noch heut zu Tage an der Küste von Malabar findet, wo die schönen Indianerinnen ihre herrlichen Formen, so rein, so vollendet, wie die schönsten Modelle der Antike, bis zum Gürtel enthüllen. Auch die Turbane, welche die Männer tragen, sind den heutigen ziemlich ähnlich. Diese Zierathen, die Ohrringe der Frauen sind so wie die Ringe, womit sie Kopf und Füße schmücken, Beweise des hohen Alterthums der bey den heutigen Hindu's noch gebräuchlichen Tracht. In einer Höhlung dieser berühmten Felsen sieht man ein Kunstwerk, welches Durga auf einem Löwen reitend und gegen Mahishasur kämpfend darstellt. Es ist ein Symbol des Kampfes der Tugend und des Lasters und kann den Hervorbringungen des Mittelalters bis zum siebzehnten Jahrhundert an die Seite gesetzt werden. Der größte dieser ausgehauenen Felsen hat 90—100 Fuß Länge und ungefähr 30 Fuß Höhe. Auf seiner Oberfläche sind Basreliefs, mehrere bizarre Scenen aus der indischen Mythe vorstellend, mit kühnem Meißel gehauen. Die vielfachen Abbildungen, die man davon hat, sind unrichtig. Zwey Elephanten fallen besonders in diesem kolossalen Tableau auf. Der größte ist 70 Fuß 2 Zoll lang, der andere etwas kleiner, ein Weibchen, steht mehr nach hinten. Zwischen ihren Beinen steht man einige Junge, die mit einander spielen. Man kann die natürlichen, leichten, lebendigen Stellungen, die richtige Zeichnung dieser riesenhaften Gruppe nicht ohne Staunen betrachten, es ist ein in seiner Art unvergleichliches Kunstproduct. Überall, wo man heilige Stiere ausgehauen sieht, findet man stets die Spuren einer, zu einer hohen Stufe der Vollendung gestiegenen Kunst, zu einer Zeit, welche der europäischen Civilisation lange vorhergegangen.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Ende July 1835.

Umgegend von Paris.

Seitdem der Frühling seine lockenden Farben über die Natur gebreitet, seitdem der Sommer sein üppiges Füllhorn über diese Lande geöffnet, ist Jedermann, der da konnte, in seine Villa oder in eine der reizenden hiesigen Umgebungen gewandert, um die Stadt zu vergessen und die Wirbel des aufgeregten Lebens, um der Nachtigall zuzuhorchen und die Rosen zu pflegen. Montmorency, wo Rousseau starb, gehört zu den freundlichsten Gegenden um Paris, und der schöne Forst mit seinen Hügeln und Abhängen, Weinbergen und köstlichen Ausichten wird Sommers nach allen Richtungen von zarten Engländerinnen und eleganten Pariserinnen, von jungen Stutzern und ehrsamem Bürgerkleuten karavanenartig durchzogen. Hier reitet Jedermann auf Eseln, setzten auf Pferden umher, und das berühmte Exemplar Bileams hat nicht mehr Berühmtheit erlangt, als die im Dorfe Montmorency schaarenweise für die Besucher zu-

sammengetriebenen, gefattelten und gezäumten, aber zum Erbarmen abgemagerten Thiere. In Montmorency leben auch Sommers viele junge Dichter, die ihre Arbeiten hier vollenden; hier wurde ein Theil der Puritani von Bellini vollendet, hier erscheint auch oft mit ihrem Hofstaate die berühmte französische Schriftstellerin, Mad. Dudevant, die unter dem Namen George Sand, Indiana, Valentine, Lelia, André, Maltha u. s. w. geschrieben, und jetzt nicht allein die erste französische, sondern vielleicht die erste jetztlebende Schriftstellerin ist. Lady Morgan hat nie den poetischen Geist gehabt, den Mad. G. Sand in so reichem Maße besitz. Mistress Trolope ist nur eine unbedeutende Reisebeschreiberin, Lady Esther Stanhope bloß eine originelle Erscheinung; in Deutschland sind einige geschickte Novellenschreiberinnen und Verkünsterinnen, hier in Paris ist Mad. Tasty eines der lieblichsten, sentimentalsten Talente, Mad. Desbordes Valmore die Sängerin der Frauenleiden, Mad. Melanie Waldor sehr beliebt, Mad. la duchesse d'Abrantes eine gute Memoirenerzählerin u. s. w., aber nur Mad. G. Sand ist eine kolossale, zugleich anziehende und abstoßende Erscheinung, anziehend durch ihren himmlischen Farbenschmelz, durch ihre glühende Beredsamkeit, durch ihre tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens, durch ihre originelle Bergliederung der geheimsten Regungen, abstoßend durch ihre blasirten, bacchantischen, alles läugnenden Grundfäße. Im Auslande sind diese Werke bis jetzt nur den Erwählten bekannt, hier in Frankreich, so wie in England, ist Mad. Sand die ächte Repräsentantin einer zerrissenen Gesellschaft, ein Talent aus Gold und Schmutz, aus böhmischen Steinen und Diamanten zusammengesetzt.

In Montmorency werden viele Vaudevilles, Melodramen, politische Artikel und Musikstücke für den Winter bearbeitet, die Dichter, Schriftsteller, Componisten oder jungen Enthusiasten begegnen sich oft in den abgelegensten Theilen des Forstes, wie sie sich Winters in einem Salon der liebenswürdigen Gräfinn Merlin begegnen, der ersten französischen Salonfängerin, von der Ule. Sontag einst sagte: „Es ist ein Glück, daß Mad. Merlin nicht neben mir auf dem Theater singt.“

Während in Montmorency die Pariser Welt eine Sommereinsiedelung sucht, locken die Parks von St. Cloud und von Versailles eine neugierige, lebenslustige Zuschauerschaft herbei. Wenn die Wasserkünste hier springen, wimmelt es von Fremden und Provinzialisten, Grisetten und schmachtenden Commis, die in St. Cloud auf die Lasterne klettern und das reizende „Seine-Panorama“ beschauen, dieses prachtvolle Exemplar der Schöpfung, die ungeheure französische Hauptstadt mit ihrem goldenen Dome der Invaliden und mit ihren gothischen Thürmen von Notre Dame. In Versailles schaffen jetzt Hammer und Kelle das alte Schloß zu einer reichen National-Bildergallerie um, die Statuen berühmter Helden erheben sich im Hofraume, die Zimmer Ludwigs XIV. werden mit prunkenden Rahmen geschmückt und die Arabesken und Boiserien neu vergoldet und verziert. Einige Säle im untern Stockwerke, wo alle Bilder der französischen Marschälle, Helden, Schlachten, Seegefechte, Hauptgeschichtsmomente aufgestellt werden sollen, sind bereits beendet, das Ganze wird jedoch höchstens in anderthalb Jahren beendet seyn und hat bis jetzt schon eine Million gekostet, ohne die Bilder zu rechnen, womit acht Maler beauftragt sind, diese goldenen Hallen zu schmücken. Wenn man nun von der steifen Pracht von Versailles, von den beschnittenen Buchsbaumalleen und den marmornen mythologischen Gruppen zu dem eine Meile davon gelegenen St. Germain en Laye fährt, so findet man hier das alte Schloß, wo Ludwig der XIV. geboren wurde, auch mit Arbeitern angefüllt, um dort eine Militär-Sträflingsanstalt zu gründen, während die berühmte Terrasse von St. Germain (eine französische Meile lang) noch immer zu den schönsten Spaziergängen der Welt gehört. Die Aussicht von der Bastey in die sächsische Schweiz und die von der Brühl'schen Terrasse ist unstreitig schön, ich ziehe jedoch die Pariser Landschaft vor, welcher die Perspective auf die Häusermassen von Paris einen besondern Reiz verleihen. Wie ein silbernes Band auf grünem Sammet schlängelt sich die Seine durch die Ebene, und nach allen Seiten zu entdeckt man die reizendsten Orter, Landhäuser, Waldbüschel, Wiesenparthien, rechts auf der Höhe die romantischen römerartigen Wasserleitungen von Marly, welche Millionen Eimer Wasser in die Umgegend hinableiten, links der nackte Calvarienberg, üppige Weinberge, Schlösser und Kirchen, zierliche Brücken und lebendige Chaussees, wo die rothen Lanciers neben der besetzten Diligencen vorbeigaloppiren, wo die Landleute mit ihren Körben voll Früchten, Geflügel und Blumen in die Stadt ziehen, wo die hochaufgebürmten weißen Dome der Frachtwägen langsam dahinschleichen, während die stattlichen ungarischen Gespanne des Grafen Apponyi aus den Steinen der Chaussee Funken schlagen.

St. Germain ist der von den Engländern am meisten besuchte Ort, es ist aber jetzt still und öde in der alten Königsresidenz; desto mehr werden aber in dieser Jahreszeit die meistbesuchten Sommerwohnungen gesucht, wo viele Familien, die in Regent-Street oder Piccadilly glänzende Hotels haben, mit einer mäßigen Zimmerreihe vorlieb nehmen und die milden Lüfte Frankreichs segnen, während die kleinen Kinder im Park spielen und sich an den balsamischen Düften der Waldblumen und Kräuter in einer gesunden, reinen Atmosphäre groß saugen.

(Der Schluß folgt.)

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Den 25. August neu in die Scene gesetzt: „Welcher ist der Bräutigam?“ Lustspiel in vier Aufzügen von Johanna Weissen thurn, k. k. Hofschauspielerinn.

Die Wiederaufnahme guter, wenn auch seit Jahren liegen gebliebener Originalstücke ist für eine Bühne, welche nicht nöthig hat, dem Bedürfnisse des Augenblickes oder dem Zuge der Mode zu huldigen, die vernünftigste und zugleich dankenswertheste Maßregel; sie bewahrt dadurch den eigenen Sinn für vaterländisches Kunststreben und räumt zugleich dem Publicum das billige Recht ein, in unbesangener Wahl zwischen dem Fremden und dem Einheimischen zu unterscheiden. Das heutige Stück gibt uns eine abermalige Gelegenheit, dieß Verfahren gebührend anzuerkennen; es ist, obwohl seiner interessanteren Namensschwester: „Welche ist die Braut“ an Erfindung und Charakterzeichnung bey Weitem nachstehend, doch immer ein gutes, wirksames Lustspiel, das seinen Weg über die Bühnen des deutschen Vaterlandes durch eine Reihe von Jahren mit Ehren gemacht hat, und das, ein paar nicht ganz passend angebrachte, politisirende Rasonnements abgerechnet, durch seine gediegene Ausführung immer befriedigen wird. Die würdige Verfasserinn hat diesen neuerlichen Beweis der Achtung, den Bühne und Publicum ihr dargebracht, um beyde redlich verdient, und bereitwillig stimmen wir in dieses ehrenvolle Doppelzeugniß ein. Die Aufführung geschah mit einem Fleiße, wie er unserer Hofbühne würdig und der Veranlassung geziemend war. Unter den Rollen des Stückes ist die des Langers die dankbarste und, was sonst nicht immer zugleich der Fall zu seyn braucht, auch als Charakterzeichnung die gelungenste; Hr. Löwe gab sie mit jener Wahrheit, Frische und Innigkeit, durch welche er seine Zuhörer eben so unwiderstehlich als dauernd zu fesseln weiß. Er gehört unter die Darsteller, die sich eines Charakters so ganz zu bemächtigen und ihn in eine so eigenthümliche, gleichsam unwidersprechliche Gestalt zu kleiden verstehen, daß man selbst später sich denselben nicht anders denken und noch weniger anders wünschen mag. Das ist die eigentliche wahre Sehergabe des Schauspielers, und in ihr besteht vielleicht die größere Hälfte der ganzen Mimenkunst. Vortrefflich war auch Hr. Costenoble als Vilau. Die beyden Extreme des Herben, Polsternden, Ectigen und des natürlich Weichen, Herzlichen und Gemüthlichen weiß er überhaupt sehr geschickt zu vereinigen, und viele seiner Rollen sind eben durch diese Vereinigung seine besten geworden. Hr. Herzfeld gab den etwas untergeordneten Charakter des Ferdinand Vilau lebendig, frisch und doch dabey mit jener Mäßigung und Selbstbeherrschung, die hier so gut steht, und durch welche er namentlich in neuerer Zeit seine besseren Erfolge gewonnen hat. Verdienstlich war Hr. Moreau als Grundmann. — Unter den weiblichen Darstellerinnen hatten wir Mad. Löwe in der kleinen Parthie der Käthinn Etmen, als die immer anmuthige und würdevolle Erscheinung zu begrüßen, die in den Conversationsstücken unserer Hofbühne so erfreulich wirkt. In den beyden Töchtern der Käthinn, Julie und Rosalie, sahen wir durch die gelungene Darstellung der Dlle. Pistor und der Mad. Anschütz jenen scharfgezeichneten Gegensatz der schüchternen und schweigsamen Sentimentalität mit der lebendigen und witzigen Geschwähigkeit auf das überzeugendste verwirklicht. Nicht minder ausgezeichnet und natürlich auch mit jener Wirkung, die Charakteren solcher Art am wenigsten zu fehlen pflegt, auch wenn ihre Natürlichkeit bis an die letzte Grenze getrieben ward, gab Mad. Richter die Rolle der Bäuerinn Käthe.

(Mit Nr. 35 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 3. September 1835.

106

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

P i s i n f a.

(Fortsetzung.)

Nun aber trat der Zeitpunkt ein, den Jeannette längst vorausgesehen. André hatte nichts mehr zu verpfänden, alle bisherigen Hülfquellen waren erschöpft; mit heißen Thränen beschwor sie ihn den Ort jetzt gänzlich zu meiden, an dem er ja doch nur als müßiger Zuschauer erscheinen könnte; sie erbot sich, ihn mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren und entlockte ihm endlich den Schwur, sich von nun an ihrer Leitung unbedingt zu überlassen, vor allem aber seine ehemaligen Gefährten meiden zu wollen, deren Spott er zum Glück eben so sehr fürchtete, als ihre Nähe seinen Entschlüssen gefährlich war.

Hoch erfreut über das Versprechen ihres Gatten, fand der erste Strahl des Morgenlichtes Jeannetten schon am Nähpult, so wie ihr Lämpchen auch das letzte war, das in der Straße, worin sie wohnte, erlosch. Mehrere Wochen gingen vorüber, ohne daß André das Haus verließ; er saß meistens in stilles Hinbrüten versunken, nahm wenig Theil an dem eifrigen Treiben seines edlen Weibes, und schien mit einem Entschluß zu kämpfen, über den er noch nicht völlig mit sich einig geworden war. Schon hoffte Jeannette, die Unmöglichkeit der Befriedigung habe seine Leidenschaft besiegt, schon wäunte sie, der schöne Trieb nach Thätigkeit werde in ihm erwachen, werde einen neuen Menschen aus ihm bilden und ihr eine freundliche Zukunft bereiten: da mußte sie am Abende eben dieses Tages eines dringenden Geschäftes wegen ihre Wohnung verlassen. So sehr sie auch eilte, war es ihr doch nicht möglich, früher als nach Einbruch der Nacht in dieselbe zurückzukehren; allein wer beschreibt ihren Schrecken, als sie André nicht nur nicht zugegen fand, sondern auch nach angestellter Untersuchung die Medaille, das theure Erbtheil ihres Vaters, vermist? Jetzt wurde der Unglücklichen alles klar! Ihre Hoffnungen waren vernichtet, ein einziger unbewachter Augenblick riß den Unwürdigen aufs Neue in den Strudel des Verderbens, sie wußte, wo er mit seinem Raube hingeflohen war, aber sie beschloß auch, wenn es noch nicht zu spät sey, ihr letztes Kleinod um jeden Preis zu retten. Wie sie ihren Entschluß aus-

führte, wie sie, ihr Geschlecht verbergend, sich in den Kleidern ihres Mannes an jenen Ort begab, und was sie daselbst mit kühnem Muthe wagte, war ihren beyden edelmüthigen Beschüzern bekannt. —

Renaud, der durch dieses sein aufrichtiges Geständniß den gerechten Unwillen der Fremden besänftigt hatte, schwieg hier tief beschämt. Sowohl François als Emil fühlten zu zart, um durch wohlverdiente Vorwürfe den Reuigen noch mehr zu erniedrigen und das Herz der leidenden Gattinn noch schmerzlicher zu verwunden. Mit der festen Zusicherung, auf Mittel denken zu wollen, die sie vor einer ähnlichen Lage schüzten sollten, verließen die beyden jungen Männer Jeannette, jedoch nicht ohne ihrem Gemahl vorher sein Ehrenwort abgenommen zu haben, daß er sich allen Maßregeln, welche man zu seinem Besten ergreifen werde, unterwerfen, und bis zu ihrer Wiederkehr kein neues, verderbliches Unternehmen wagen wolle.

Diese Begebenheit, so alltäglich sie auch seyn mochte, hatte dennoch einen tiefen Eindruck auf Emil gemacht; die Stufe der Erniedrigung, zu welcher das Laster der Spielsucht den verblendeten Renaud hinabsinken ließ, Jeannettes aufopfernde Zärtlichkeit, das edle liebenswürdige Benehmen Delcourts, das diesem schnell sein ganzes Herz gewonnen hatte, alles dieß vereinigte sich, um die Seele des schwärmerischen Jünglings mit ganz neuen Bildern zu erfüllen, und ihn, der seit dem Tode seines Vaters in ziemlicher Abgeschiedenheit lebte, wieder zu thätigem Antheil an dem, was um ihn vorging, zu bewegen.

Die Berührung, in welche Emil von nun an mit Delcourt kam, da Beyde in der That beschloßen hatten, das Schicksal der bedauernswürdigen Jeannette so viel als möglich zu erleichtern, führte natürlicherweise ein öfteres Beysammenseyn und in Folge desselben die innigste Freundschaft herbey, die jemals zwey gleichgestimmte Herzen verband.

Man hatte jetzt das zweckmäßigste Mittel gefunden, Renaud von seiner unseligen Leidenschaft zu heilen, und die Zukunft seiner Gattinn zu sichern; auf einem von François Gütern erhielt er vor der Hand eine kleine Anstellung, dort sollte er sich an Fleiß und Arbeit gewöhnen, sollte, den verführerischen Lockungen der Hauptstadt entzogen, ein neues Daseyn beginnen und auf diese Weise dem bürgerlichen Leben wieder gewonnen werden. Mit Thränen des heißesten Dankes, mit Bethuerungen der aufrichtigsten Reue und der strengsten Befolgung seiner neuen Pflichten, schieden Renaud und Jeannette von ihren Wohlthätern. Emil und François aber, die von nun an unzertrennlich waren, priesen noch oft den sonderbaren Zufall, der sie zusammenführte und ihnen im Genuß ihrer Freundschaft ein seltenes, beneidenswerthes Glück bereitet hatte.

Das Théâtre Français war zu Ende; eine ungeheure Menschenmenge drängte sich aus allen Thüren, Wagen rasselten, Lakayen schrien, Kutscher fluchten, jeder strebte sich in dem Getümmel Luft zu schaffen, so gut er konnte, und jeder bemühte sich den Ausgang zu erreichen; auch Emil und François versuchten es, sich Bahn zu brechen durch den gewaltigen Menschenknäuel, da hörten sie auf einmal ganz in ihrer Nähe eine weibliche Stimme um Hülfe rufen, blickten um sich und gewahrten eine junge Dame, die von einem fre-

den Kerl in das dichteste Gedränge geschoben ward, ohne Zweifel in der Absicht, sie ihrer kostbaren Ohrringe zu berauben. Emil erkannte die Gefahr zuerst, ein derber Stoß warf den Verfolger der Dame zurück, er bat um ihren Arm, theilte, von François unterstützt, die wogende Menge und gelangte endlich glücklich ins Freye, woselbst die schöne Unbekannte ihrem Beschützer mit den verbindlichsten Worten für seinen Beystand dankte.

Bald sollte jedoch eine neue Verlegenheit die frühere beynähe noch übertreffen; die Dame sah sich nemlich vergebens nach ihrer Begleiterin um, die im Gewühl von ihrer Seite gerissen worden war, eben so wenig konnte sie ihren Wagen auffinden; es blieb ihr daher nichts anders übrig, als sich dem Schutze der beyden Freunde zu vertrauen, die auch sogleich ein Fuhrwerk herbeyzuschaffen eilten, und voll Entzücken über die angenehme Abenteuer ihre schöne Schutzbefohlene in die von ihr bezeichnete Wohnung brachten, woselbst sie ihr ängstlich besorgter Pflegevater, der die Vermisste bereits überall suchen ließ, mit dankbarer Freude empfing.

Daß Emil und François die Erlaubniß erhielten, sich recht bald nach dem Wohlbestinden ihrer schönen Geretteten erkundigen zu dürfen, daß diese Erlaubniß besonders von Emil benützt ward, so oft es der Anstand zuließ, bedarf wohl keiner weitern Versicherung. Rosalie, so hieß die junge Dame, war Emils erste Liebe, der Zauber ihrer Anmuth hatte ihn gefesselt, ein neues, nie gekanntes Gefühl, erfüllte seine Brust und machte ihn zum glücklichsten Sterblichen, als er nach wenig Wochen das süße Geständniß einer ähnlichen Empfindung aus ihrem Munde erhielt. François, dem Emils Leidenschaft nicht entgangen war, hatte sich gleich im Anfange von Rosalien zurückgezogen, um seinem Freunde nicht unzeit im Wege zu seyn; er freute sich daher innig, als dieser ihm die Neigung der Geliebten, so wie seinen Entschluß, nun unverzüglich bey ihrem Vormund um ihre Hand werben zu wollen, vertraute.

Es geschah! — Duménil, so hieß Rosaliens Pflegevater, nahm Emils Bewerbung zwar nicht ungünstig auf, allein sein Benehmen zeigte, daß er in seinen Erwartungen getäuscht worden, indem er den weit reicheren, durch Rang und Verbindungen weit wünschenswertheren François als den künftigen Gemahl seiner Mündel betrachten zu dürfen geglaubt hatte. Indessen was war zu thun? auch Emil besaß Vermögen genug, um seine Gemahlinn anständig zu versorgen, auch sein Rang als Officier sicherte ihr eine ehrenvolle Stellung in der Welt; er gab daher seine Einwilligung, versprach den Hochzeittag zu bestimmen, sobald Emil sich die Heirathserlaubniß erwirkt haben würde, und versetzte die Liebenden durch diesen Ausspruch auf den Gipfel des Glückes.

Nur noch wenige Wochen sollten bis zu dem heißersehnten Zeitpunkt verstreichen, an welchem Duménil die Verbindung festgesetzt hatte; — alle Vorbereitungen waren bereits getroffen, alle kleinen Hindernisse besiegt, selig im Vorgefühl der nahen Erfüllung ihrer Wünsche, schwammen Emil und Rosalie in einem Meere von Wonne, das sie die ganze übrige Welt vergessen ließ: da trat das Schicksal grausam zwischen sie und ihre gehoffte Seligkeit, der Krieg mit Rußland ward erklärt, die Armee erhielt Befehl zum Aufbruch. Emils Regiment befand sich unter den ersten, die marschfertig seyn mußten; nur kurze Zeit blieb dem unglücklichen Bräutigam, seine Angelegenheiten zu

ordnen, und nur mühsam gelang es ihm diejenige Fassung zu erringen, deren er in diesem Augenblicke so nothwendig bedurfte.

Rosalien's Schmerz überstieg alle Grenzen. Der Gedanke, sich gerade jetzt von Emil trennen zu müssen, jetzt wo sie auf ewig mit ihm vereinigt werden sollte, brachte sie zur Verzweiflung; sie war überzeugt, daß sie ihn nie, nie wiedersehen werde, daß er in jenem ihr ohnehin schrecklichen Lande den Tod finden müsse. Natürlicherweise vermehrte dieser Zustand der Geliebten Emils Leiden; vergebens boten er und François alles auf, sie zu trösten, umsonst stellten sie ihr vor, daß die strengen Pflichten des Kriegers diesen zwar oft den Armen der Gattinn entrissen, ohne daß man deßhalb an seiner glücklichen Wiederkehr verzagen dürfe: sie folgte nur den Eingebungen ihres Schmerzes, hörte nur die innere Ahnungsstimme, die ihr den Verlust des Geliebten verkündete, und verfiel nach dem endlich erfolgten Abschied desselben in eine so schwere Krankheit, daß sowohl ihr Pflegevater als François ernstlich für ihr Leben zu zittern genöthigt waren.

Emil zog indessen an der Spitze seines Regimentes immer weiter und weiter dem Norden zu. Je größer aber der Raum ward, der sich nach und nach zwischen ihn und die ihm so theuren Wesen legte, desto höher stiegen Wunsch und Sehnsucht, sie wiederzusehen, in seiner Brust. Er kam sich oft selbst wie ein Träumender vor; zu plötzlich war der Wechsel seines Schicksals, zu nahe stand er an der Schwelle des höchsten Glückes, als daß ihn dieß unerwartete Zurückschleudern in eine für sein Ziel unabsehbare Ferne nicht tief erschütterte und sein Herz mit bangen Ahnungen erfüllt hätte.

Es ist nicht die Absicht dieser Erzählung, den Weg der französischen Armee zu verfolgen, oder die schon oft beschriebenen Begebenheiten jenes merkwürdigen Feldzuges aufs Neue zu schildern; nur in so fern letzterer mit Emils Schicksal in Verbindung steht, muß eine flüchtige Erwähnung desselben hier Platz finden.

Emil, der alle Gefahren und Beschwerden eines Marsches von sechs hundert Meilen in einem wenig gebahnten Lande, unter theils ernsthaften Gefechten, theils unaufhörlichen Scharmücheln mit den Schwärmen der Kosaken, bis jetzt bestanden hatte, war einer von denjenigen, die krank und erschöpft in Moskau, der prachtvollen Hauptstadt des unermesslichen Szaarenreiches, Ruhe und Erholung zu finden hofften. Freylich zerrann diese Hoffnung nur allzubald, als er nach so mancher blutigen Schlacht nun endlich mit seinem Regimente in die Stadt einzog, dieselbe gänzlich verödet fand und Niemand ihnen begegnete, als hie und da einige zerlumpte Gestalten, die eher das Ansehen von Räubern als von friedlichen Bewohnern zu haben schienen. Er ward in einen stattlichen, jedoch von seinen früheren Besitzern verlassenen Palast gewiesen, in dem er sich nun so gut als möglich einzurichtete und die nothwendigsten Bedürfnisse zu verschaffen suchte.

Es war Abend. Von einem heftigen Fieberanfalle ermattet lag Emil auf seinem Ruhebetto, er dachte an Rosalie, an den treuen Freund, an die schöne Heimat, die bängsten Besorgnisse erfüllten seine Brust, denn er hatte seit langer Zeit keine Nachricht von dorther erhalten; tief bekümmert blickte er in die Zukunft und fragte sich, ob er seine Lieben wohl jemals wiedersehen

werde, — da war es ihm mit einem Male, als vernehme er ein leises Gewimmer, das von Zeit zu Zeit sich wiederholend, den aufmerksam Lauschenden zuletzt überzeugte, daß er sich nicht geirrt habe, sondern daß sich wirklich hier irgendwo ein menschliches Wesen befinden müsse, dessen leidender Zustand jene Töne veranlassen möge.

(Die Fortsetzung folgt.)

S a p p h o

an ihren Flüchtigen.

Fliehend die Treue, die dir redlich nachseufzt,
Schlingst du, Phaon, den Arm um Tänzerinnen!
Lieb' um Gold, und heuchelnde Augen locken
Siegend den Spröden!

Werden sie auch die Treue dir gewähren,
So dir Sappho, die Unbeglückte, bietet,
Die Verlaß'ne? Werden sie wahr dich lieben,
Wie die Verschmähte?

Irrender Jüngling, zeigt ein Andern ihnen
Mehr Talente, sie spotten dein, und küssen
Deffen Wange. Sappho begehrt dein Gold nicht,
Sappho kann lieben!

Entdeckt und überseht von
Joh. Rud. Wolf, dem ältern.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Ende July 1835.

(Schluß.)

In St. Germain sieht man eine freundliche Abgeschlossenheit; die 2 Meilen bis Paris (4 lieues de poste) rollt man in weniger als anderthalb Stunden für geringes Geld (30 Sous bis 2 Franken) hin, von einer halben Stunde zur andern gehen die Wagen nach Paris ab und kommen an Meudon, das königliche Lustschloß, wo sonst Don Pedro mit seiner überaus liebenswürdigen, geistreichen, so trefflich ausgebildeten Gemahlin, der jetzigen Herzogin von Braganza, und der jungen Donna Maria wohnte, ist mehr ein Belustigungsort der Pariser, weil es näher der Stadt liegt. Hier sind im Sommer überall ländliche Bälle für die geringeren Stände, und die elegante Welt wagt sich nur incognito in diese bunte Menge von Contratänzen und wilden Galoppaden, denn ich muß Ihnen auch melden, daß seit einem Jahre die Galoppe bis in die untersten Classen der Gesellschaft gedrungen ist, nur nicht in ihrer heimatischen Reinheit, sondern nach französischer Gewohnheit umgeändert und verunstaltet. Der Franzose und die Französin tanzen die Contratänze reizend, Galoppe und Walzer aber gerathen ihnen ungemein schlecht.

Villeville, Passy u. s. w. gehören auch zu den Ballplätzen der Sommerszeit, denn nie, seitdem Paris besteht, ist so viel getanzt worden als seit anderthalb Jahren, Winters im Carneval, Sommers auf grünem Rasen, unter blauen Zelten oder auf dem lehmbeschlagenen Boden. Alle Sonntage glänzen aller Orten in Villeville, in Passy, von den Barrieren, die bunten Lampen von den Ballhäusern und lustige Töne locken die leichtsinnigen Pariser herbey. Nie ist so viel getanzt, nie ist so viel Vergnügen gesucht worden wie jetzt, aber nie auch liest man so viel Anzeigen von Selbstmorden aus Liebe, aus Lebensüberdruß, aus Eifersucht, aus getäushtem Ehrgeize; es scheint, als ob der Pariser selbst bis in die Arme des Knochenmannes tanzt, und wenn er dann müde und angegriffen ist, dem Vater Hein in die Arme sinkt. — Blumen und Töne, Wein und Genuß heute, die nassen Breter der Morgue (des Todtenausstellungshauses) morgen. Es gibt keine Stadt, wo die Contraste so grell sind wie hier, und in einem Augenblicke kann auch Ihr Correspondent von der heitersten Laune in die bitterste

Wehmuth verfehlt werden. Wandern wir also lieber rasch durch Paris und werfen wir einen Blick auf die Umgebung nach der burgundischen StraÙe zu, wo längs den Seine-Ufern, in einer wenig bevölkerten Gegend die Pariser Bankierwelt ihre Landstüge aufgeschlagen hat, vor allen der spanische Finanzier Ag u a d o, den einige theilhaftige Journalisten hier zum Mäcen machen wollen, weil er einige Brosamen von seiner Tafel fallen läßt. Ag u a d o's Vermögen ist eben so kolossal, wie sein Landstüg bey Villejuif bezaubernd schön. Niemand besitzt um Paris etwas Ähnliches, des Königs Schloß in Neuilly ist wohl größer, aber nicht so ausgestattet, Rothschild's Sommerwohnung ist auch nicht mit Ag u a d o's Park und Villa granda zu vergleichen, Lafitte's Haus ist jetzt in fremde Hände gerathen: Ag u a d o, der Besitzer des Messager des Chambres, der Hauptleiter der spanischen Renten, der Millionär, versammelt in seinem Schlosse Rossini und Mayerbeer, Auber und Adam, Bellini und Herz, Kalkbrenner und D a m o r e a u = C i n t i. Im Winter ist sein schönes Hotel, nahe dem Boulevard des Italiens, der Sammelplatz aller Künstlerwelt, im Sommer sind die Pforten von Villejuif gastlich aufgethan. Es gibt auch keine Gegend bey Paris, die so wahrhaft ländlich ist, wie die Seine-Ufer von Paris bis Corbeil. Wenig Pariser kommen in jene Regionen; die Tanzsäle, die Gartenvergnügungen, die Speisehäuser (guinguettes) sind hier fast nirgends zu finden, über 2 Meilen jedoch reißt sich ein schöner Park, ein stattliches Lustschloß an das andere, dicht an den Ufern der Seine gelegen, jenseits der Ebenen von Villeneuve St. Georges. Hier hat die reiche Welt ihre Colonie aufgeschlagen, ihre frischen Boulingrins lagern sich vor reinlichen, weißen Säulenportalen, durch helle Spiegelscheiben sieht man auf Baumgruppen, wo die Cypresse neben der Pinie, die Tanne neben der blätterreichen Buche gepflanzt sind, malerische Gruppen, Veranda's à l'italienne, Treibhäuser, wo die schönsten Blumen duften, Orangenbäume, die ihre weißen Blüthen abschütteln und die Luft würzen, Reseda und Nachtsviolenbüschel, die Abends ihren Weihrauch ausgießen, kurzum die Natur mit ihren frischen, holden Kränzen und die Kunst, die sich der Natur in die Arme geworfen und mit ihr ein Bündniß geschlossen hat, das beyden vortheilhaft ist.

Wenn jedoch das Landleben nicht mehr Stuch halten will, wenn das Pariser Prisma aus der Ferne schimmert, wenn die Taglioni vorgestern wieder aus England heimgekehrt ist und mit ihren entrecchats und ronds de jambes, mit ihren mouvements onduleux und mit ihrer grace enchanteresse im Kings-Theater in London mehr Guineen eingesammelt hat, als ein halb Duzend Generale jährlich Einnahme haben, wenn Franconi seine Reiter in den Champs-Élysées in einer türkisch-gebauten Bude (cirque) umhersprengen läßt, wenn trotz der Hitze die komische Oper uns „Michelle“ von Adam und die Porte S. Martin das Ballet „Faublas“ aufstischen, wenn trotz der seit einigen Tagen arabischen Hitze die armen Theaterdirectoren sich alle mögliche Mühe geben, um ihr Publicum in die 22 Theaterfälle zu locken, und einer: „Hieher, hier ist was Neues,“ der andere: „Hieher, hier ist was Altes aber Gutes,“ ein dritter: „Hieher, hier ist was Altes und was Neues“ rufen, so rutscht man mit einem Cabriolet, wer eins hat, zurück in die einzige Stadt, setzt sich Abends bey Tortoni auf den Boulevardsstühen und verzehrt sein Glas Eis mit Staub gezuckert, dejeuner im Café de Paris, wohnt dem Leichenbegängnisse der vom Dr. Spazier hier gegründeten Revue du Nord et principalement des peuples germaniques, die niemand hat lesen wollen, bey, sieht sich die Vorbereitungen, die zu dem Julyfeste gemacht werden, an, hört einige Mordgeschichten, scandatöse Prozesse und Entführungsepisoden erzählen, und wenn man alles das verdaut oder nicht verdaut hat, so sehnt man sich wieder ins Freye und fährt mit dem Dampfboote die Seine hinauf bis Montereau, wo bekanntlich 1814 die blutige Schlacht geliefert wurde. Entschuldigen Sie für diesmal Ihren Correspondenten, die Rauchsäule steigt schon aus dem Rauchfang empor, der Capitän ruft: les passagers à bord, auch ich schiffe mich ein, um stromaufwärts zu pilgern. — Ich erzähle Ihnen später davon.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Den 26. August neu in die Scene gesetzt und zum Vortheile des Hrn. Gramolini: „Oberon, König der Elfen.“ Romantische Fäenoper in drey Aufzügen. Nach Planchés Text übersetzt von Th. Hell. Musik von C. M. v. Weber.

„Oberon,“ der Schwanengesang unseres deutschen Meisters Weber, war seit mehreren (wenigstens 6 oder 7) Jahren vor dem Wiener Publicum nicht erkungen; wir

wissen es daher dem künstlerischen Gedächtnisse des Beneficianten nicht weniger Dank, als der Bereitwilligkeit der Direction, daß dieses vielfach interessante Werk einer Vergessenheit entrissen wurde, die es wenigstens von Wien aus nicht verdient hat. Weber gehört auch mit zu denen, die einst das musicalische Wien verherrlichen halfen; darum gefällt es sich wohl, daß sein letztes Kind, welches man im wahren Sinne das Kind seiner Schmerzen, das mit dem eigenen Leben bezahlte Kind nennen kann, nicht für immer verstoßen oder verläugnet werde. Man muß sich die Entstehung dieses Tonwerkes ins Gedächtniß zurückrufen, um die spätere Geschichte desselben natürlich, und um es begreiflich zu finden, wie es seiner innern Organisation nach gerade so wie es ist, werden konnte, ja vielleicht werden mußte. Es war eine bestellte Arbeit, bestellt für ein Klima, für einen Boden, zu dem der Meister nicht weniger als Alles selber hintragen und anpflanzen mußte, wo er nichts vorfand, als — den bloßen Glauben an seine Unfehlbarkeit. Er sollte es den Engländern recht machen, er sollte von ihnen das Urtheil über sein Werk als Signal über Europa ausgehen lassen, und doch wollte er zugleich als deutscher Tondichter seine in Sachen der Musik etwas tiefer eingehenden Landsleute befriedigen, und ein Werk von dauerndem Gehalte für die Welt zurücklassen. Mit den musicalischen Kräften bey den Nationaltheatern Londons sah es aber zu Weber's Zeit nicht viel besser aus als jetzt; von dem einst Erträglichem oder Guten war nur Wenig und Veralteteres übrig geblieben, und aus diesen Resten hatte nun Weber die kümmerliche Lese zu halten! Zu dem Mismuth über das Vorgefundene oder eigentlich über das nicht Vorhandene kam eigene Verstimmung, Kränklichkeit, kurz alles, was den Flug des Genius mit bleyernem Gewichte niederdrückt — und so entstand nun diese Oper, der es wahrlich nicht an Verdienst und Schönheiten vielfacher Art fehlt, der man aber von Anfang bis zum Ende jenes fränkeltnde Hemmnis der doppelten Absicht, und das in aller Kunst ertödtende „Rücksichnehmen“ auf widersprechende Forderungen ansieht. Das Schicksal dieser Oper seit ihrer Entstehung hat denn auch, vielleicht nur früher als bey anderen, ihr Urtheil gesprochen. Die Engländer bewunderten sie eine Zeit lang, weil sie für sie geschrieben und von Weber geschrieben war, den man seines „Frenschühens“ wegen vergötterte; man bewunderte den „Oberon,“ ohne das, was eigentlich daran zu bewundern ist, herausgefunden oder auch nur verstanden zu haben. In Deutschland empfing man das Vermächtniß des in fremder Erde ruhenden Meisters mit frommer, dankbarer Ehrfurcht, man studierte, man lernte und man hörte sich förmlich hinein in das Werk, bis man das Hochverdienstliche daran getunden und genossen hatte, aber — in das Fleisch und Blut unseres Volkes ist es nicht übergegangen, und wird es schwerlich jemals übergehen. Die Ouverture, wie überhaupt alles, was zur Instrumentalausstattung der Oper gehört, ist und bleibt für alle Ewigkeit des deutschen Genius und der deutschen Tiefe würdig, und Weber gehört in dieser Beziehung zu den trefflichsten der neueren Zeit; den Gesangparthien dagegen merkt man jenes Hemmnis an, von dem wir oben gesprochen, und dem die mit der Lebenskraft entschwindende Schöpfer- und Erfindungskraft des Meisters nicht mehr gewachsen war. An die Stelle jener einfachen, faßlichen und klaren Melodien, die Weber's früheren Arbeiten den Weg in Aller Ohren und zu Aller Herzen gebahnt hätten, ist eine unendlich schwierige, künstlich combinirte, gleichsam metaphysisch gründliche Tonmalerey getreten, die sich am liebsten in grellen und schneidenden Contrasten gefällt, und so dem nacheilenden Verstande des Zuhörers allerley überraschende Probleme zu lösen, aber seinem Gemüthe, seinem eigentlich künstlerischen Sinne nicht mehr jene wahre, wohlthuende, erheiternde Befriedigung gibt. So hat das Werk auf den Verfasser dieser Zeilen bey der ersten Aufführung, der er beywohnte, gewirkt, eben so unverändert ist dieser erste Eindruck bey der heutigen Wiederholung geblieben, und er glaubt aus der nicht leicht zu verkennenden Stimmung des versammelten Publicums die Folgerung ziehen zu dürfen, daß wenigstens ein großer Theil desselben einerley Meinung mit ihm ist. Von allen Kunstansichten ist die über musicalische Gegenstände die subjectivste; möge darum die hier ausgesprochene für das genommen werden, was sie ist und seyn kann. — Was die Aufführung betrifft, so haben wir zuvörderst allen denen zu danken, die das vaterländische Werk mit Eifer und Liebe, mit möglichster Decenz, ja mit Glanz und Geschmack wieder ins Leben riefen. Der Capellmeister Felle, so wie der verdienstvolle Decorations- und Costumedirector von Stubentrauh verdienen hier besonders ehrenvoll genannt zu werden. Die Decorationen der letzteren, namentlich die Schlussscene des zweyten Actes, sind eben so schön als überraschend. — Unter den Mitwirkenden zeichnete sich besonders Mlle. Löwe durch den sehr correcten, mit großer Bravour durchgeführten Vortrag der Parthie der Regia aus. Das gute Spiel und die

imposante Erscheinung dieser fleißigen und geschickten Sängerin erhöhten den Werth ihrer heutigen Leistung. Als Oberon und Fatime erschienen die Schwestern, Ulles, Fanny und Marie Fur; beyden ist das Geschenk einer schönen, klangvollen Stimme verliehen, sie brauchen daher nur den glücklich betretenen Weg mit Fleiß und Ausdauer zu verfolgen; in Beziehung auf Dialog und Spiel läßt sich von dramatischen Anfängerinnen billigerweise nichts Vollendetes erwarten. Ulle. Botgorschek als Puck hatte diesmal weniger zu singen als zu sprechen; ein Tausch, bey dem weder sie selbst noch das Publicum im Vortheil war; ihre schöne Stimme verläugnete sich indeß auch in dem Wenigen nicht. Recht gut gab Hr. Just den Almansor, so wie Ulle. Bondra die Namuna. Ulle. Hölzel dagegen spielte die Sultaninn Koshana. Die sehr schwere Parthie des Huon sang Hr. Vinder, statt des anfangs angekündigten Hr. Dreising, mit so viel Glück, mit so viel Feuer, Geschmack und Ausdruck, daß wir ihn recht eigentlich an seinem Platze fanden. Könnte Hr. Vinder sein Spiel seinem Gesange gleich stellen, so würden wir seine heutige Leistung in jeder Beziehung eine vortreffliche nennen. Eine äußerst erfreuliche Erscheinung war Hr. Gramolini als Scherasmin; für seine Geschicklichkeit als Schauspieler hat diese Rolle einen neuen, mit allgemeiner Theilnahme aufgenommenen Beweis geliefert. In musicalischer Hinsicht ist sie nur dürftig ausgestattet. Weber fand in England keinen Sänger, der dieser, von Natur gleichsam zur Vasparthie bestimmten Rolle, genügen konnte, er mußte sie also einem tiefen Tenor oder Bariton, und diesem nur sehr spärlich an Musikstücken bedacht, zutheilen; daher eben der auffallende Umstand, daß in der ganzen Oper eigentlich gar keine Vasparthie vorkommt. Um die Anmuth der Parthie in Etwas zu verbessern, legte Hr. Capellmeister Telle dem Scherasmin im dritten Acte eine Arie ein, welche von Hrn. Gramolini ungemein hübsch vorgetragen wurde. — Ein Pas de six im dritten Acte wurde von den gegenwärtigen Haupttänzerinnen des Ballets mit vielem Erfolg ausgeführt.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 28. August: „Hans Sachs.“ Ulle. Reimbeck, vom Theater in Lemberg, trat als Kunigunde auf.

Ausnahmsweise führte man wieder einmal, da die Operngesellschaft in Baden verwendet wurde, ein Schauspiel und in diesem zugleich einen Gast vor; die Wahl des einen wie des andern war gut. Ulle. Reimbeck ist eine noch ganz jugendliche Darstellerinn, in Bezug auf Gestalt, Organ und Benehmen sehr vortheilhaft ausgestattet, ihr Spiel zeigt eine gewisse Innerlichkeit und Wärme, die zwar schon gegenwärtig recht wohlthut, von ihrer Zukunft aber noch viel Schöneres erwarten läßt. Die Anfängerinn blüht hier und da unverkennbar hervor, das Organ verträgt, wie es scheint, wenig Anstrengung; allein dessen ungeachtet wirkte Ulle. Reimbeck durch unverfälschtes, natürliches Spiel so ansprechend, daß sie schon jetzt, besonders an subalternen Bühnen, als eine recht willkommene Erscheinung betrachtet werden darf; mehrere Einzelheiten gab sie allertieft. Die Aufnahme sowohl des Gastes als der schönen Dichtung war durchaus beyfällig, wiewohl die Rollenbesetzung mit Ausnahme des Hrn. Dietrich (Sachs) und allenfalls des Hrn. Koll (Maximilian), unbillig viel zu wünschen übrig ließ. Wenn es sich um das vortreffliche Werk eines vaterländischen Meisterängers handelt, dürfte die Rücksicht auf möglich beste Vertheilung der Parte ganz besonders an ihrem Platze seyn, auch wäre es nicht übel, wenn dergleichen Stücke wenigstens — unverstümmelt blieben.

Modell XXXVI.

Ein Oberrock von lilagrauem Gros-Grain mit Posamentirarbeit verziert, nach einem Originale von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidmacher, Spenglergasse Nr. 426.

Ein Hut mit Gazeband und Blumen geziert, nach einem Originale von M. Langger, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 5. September 1835.

107

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein coloriertes Modestück, welche hier gegen Vorabbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Poetische Aeußerungen osmanischer Diplomaten über Wiens Schönen; aus der Geschichte der osmanischen Dichtkunst, von Joseph von Hammer.

Im Gefolge Ibrahim Pascha's, des Großbothschafters nach dem Frieden von Passarowitz i. J. 1719, befand sich Ali aus Brusa, der Musti von Kallipolis, welcher in den Biographien osmanischer Dichter *) unter dem Dichternamen Kaghib d. i. der Verlangende aufgeführt ist; zu Wien sehr wohl empfangen, brachte er bey seiner Wiederkehr seinen Freunden die folgenden Verse als Reiseandenken mit:

Die Donau ist Verein der Ströme nicht,
Die durch die deutschen Gauen fließen,
Verein der Thränen nur, die liebendem Gesicht'
Zu lieb aus meinen Augen fließen;
Im schönen Wien ist solcher Überfluß
Von Schönen und von kurzer Weile,
Daß, wann ich sprech' von tausend Einem Ruf',
Nur jeder Einer wird zu Theile.

In dem Gefolge des Internuntius Ibrahim, welcher die Thronbesteigung Sultan Ahmed's III. fünfzehn Jahre früher (i. J. 1704) kündete **), befand sich der Dichter Nahifi, Verfasser mehrerer poetischer Werke, in dessen Biographie aber nur gemeldet wird, daß er sich zu Wien mit Geistlichen und Bischöfen in theologischen Streit eingelassen habe. Natib Chubekr Cefendi, der außerordentliche Internuntius nach dem Frieden von Sistow i. J. 1792, hinterließ der kais. orientalischen Akademie zehn im ersten Bande der Fundgruben des Orients im Text und Übersetzung mitgetheilte Distichen. Fethi Ahmed Pascha, der dormalen noch zu Wien anwesende außer-

*) Salim Bl. 98, Esafaji Bl. 114 auf der kais. Hofbibliothek.

**) Geschichte des osmanischen Reichs, VII. Bd. S. 100.

ordentliche Botthschafter, von Rhodos gebürtig, wo sein Vater eine öffentliche Bibliothek gestiftet, ist der Verfasser der folgenden Verse auf Wiens Schönen:

نه دگلو لطف بچوق اولسه انامه بوق بچ ياره
که هر جای طبیعتدر قتی مائلدر اغیاره

Frau! nicht, so anmuthsvoll sie auch, der Schönen, die von Wien,
Sie neiget sich, nach Landesbrauch, zu Nebenbuhlern hin.

Der Botthchaftssecretär Fethi Ahmed Pascha's ist Enveri Efendi, der Enkel des gleichnamigen Reichshistoriographen, welcher die Reichsgeschichte des russischen Krieges bis zum Frieden von Kainardsche und die des letzten österreichischen Krieges bis zum Frieden von Sistow geschrieben*). Der geschichtlich merkwürdigste aller osmanischen Botthchaftssecretäre, welche jemals nach Wien gekommen, ist der große Reisende Gwlia Efendi, welcher der Secretär der i. J. 1664 nach dem Frieden von Vasvar gesandten Großbotthschaft, von dessen ins Englische übersehter Reisebeschreibung zu London bereits der erste Theil auf Kosten des Übersetzungsausschusses der asiatischen Gesellschaft erschienen ist.

*) Geschichte des osmanischen Reichs, IX. Bd. S. XXI.

E i s i n f a.

(Fortsetzung.)

Emils Zimmer lag im Erdgeschos; er hatte vermöge seines Unwohlseyns die Wohnung noch nicht weiter untersucht, die er völlig verodet glaubte, jetzt aber schien es ihm zu seiner eigenen Sicherheit nothwendig den Urheber jener Klage laute ausfindig zu machen; er stand daher ohne Zögern von seinem Lager auf, versah sich aus Vorsicht mit einem Paar geladener Pistolen, ergriff das Licht und befand sich, nachdem er sein Zimmer verlassen hatte, auf einem langen schmalen Gange, der nach dem Hofe des Hauses zu führen schien, in dem jedoch, außer einer kleinen Vertiefung in der Mauer, keine Thüre oder sonstige Öffnung angebracht war, die auf ein verborgenes Behältniß hätte schließen lassen.

Unentschlossen, ob er weiter gehen oder wieder umkehren sollte, vernahm er jenes Wimmern jetzt plötzlich deutlicher als zuvor; es schien ganz in seiner Nähe zu entstehen, dennoch konnte er nicht errathen wo? da er auch nicht das Geringste entdeckte, was ihn auf eine Spur zu leiten vermochte.

Langsam an der Wand fortschreitend und sie genau untersuchend, kam er jetzt abermals an jene Vertiefung, die er schon früher bemerkte, und eben hier war es, wo der verstärkte Schall ihm bewies, daß er auf dem rechten Wege sey, das Räthsel, welches sich ihm so unerwartet aufdrang, zu lösen. Er trat in die Nische, beleuchtete sie von allen Seiten, gewahrte jedoch nichts Auffallendes; unmuthig über das Bergbliche seiner Bemühungen, wollte er sie so eben wieder verlassen, da glitt sein Fuß aus, er besorgte zu fallen, stemmte sich mechanisch mit der Hand an die Mauer, empfand einen heftigen Schmerz, den ihm ein Kleiner, kaum merkbar aus der Wand hervorragender

Nagel verursachte, in dem nemlichen Augenblicke erhob sich ein leises Geräusch, wie das Rässeln ein's Räderwerks, die Mauer theilte sich allmählig aus einander, und ein enges Gewölbe ward sichtbar, in welchem der stauende Emil ein weibliches Wesen am Boden liegend erblickte, dessen immer schwächer werdendes Wimmern den bejammernswürdigen Zustand erkennen ließ, in dem die Unglückliche sich befinden mochte.

Emil versuchte es nun sie aufzuheben; nur mit vieler Mühe gelang es dem selbst Ermatteten, sie aus dem Gewölbe in den Gang zu bringen, woselbst die frischere Luft auch sogleich ihre wohlthätige Wirkung äußerte, indem die Leidende sich nicht nur nach und nach zu erholen, sondern auch sogar sprechen zu wollen schien. Da sie unmöglich hier verweilen konnten, so forderte er sie mit freundlichen Worten auf, ihm, wenn es ihre Kräfte erlaubten, in seine Wohnung zu folgen, woselbst ihr alles zu Gebot stehen sollte, was sie zu ihrer vollkommenen Erholung bedürfen werde.

Das Mädchen verrieth durch Zeichen, daß sie ihn verstanden habe; mit sichtlichlicher Anstrengung suchte sie sich emporzurichten, Emil, von Mitleiden durchdrungen, ergriff ihren Arm, um sie zu unterstützen, und so gelangte er denn endlich mit ihr in sein Gemach, woselbst sie kraftlos niedersank und die Hände mit stehender Geberde nach einem Tischchen ausstreckte, auf dem sich die Überreste von Emils Abendessen befanden. Emil errieth aus dieser Bewegung, daß die Unglückliche wohl schon seit langer Zeit die nothwendigsten Nahrungsmittel entbehrt haben müsse; er eilte daher, ihr dieselben, jedoch mit gehöriger Vorsicht, zu reichen. Die Begierde, mit welcher sie das Dargebotene verschlang, der Ausdruck des Entzückens in ihren bleichen Zügen, das Lächeln der Freude, womit sie jede Labung aus seinen Händen empfing, rührten Emil tief; als sie aber, nachdem sie sich einigermaßen erholt hatte, ihrem Retter zu Füßen sank, als sie sein Gewand an ihre Lippen drückte, seine Hände mit heißen Thränen benezte und in französischer Sprache die Worte stammelte: „Lisinka dir danken, Lisinka ewig deine Selavinn seyn will!“ — da fühlte er sich von dem innigsten Wohlwollen für das arme, hilflose Geschöpf erfüllt und beschloß, sobald er näher von ihrem Schicksal unterrichtet seyn würde, für sie zu thun was er vermöge, da der Himmel selbst ihn auf eine so wunderbare Weise zu ihrem Retter und Beschützer auserkoren zu haben scheine.

Lisinka, wie die junge Russinn sich nannte, hatte sich nach dem Genuß der Speisen so unglaublich schnell von ihrer Schwäche erholt, daß Emil sie getrost sich entfernen und in dem Hause, in dem sie genau bekannt zu seyn schien, sich ein Nachtlager suchen lassen durfte; — er selbst überließ sich nun ebenfalls der Ruhe und würde am folgenden Morgen die ganze Begebenheit vielleicht für einen Traum gehalten haben, wenn das Mädchen nicht mit einem sorgfältig bereiteten Frühstück in sein Zimmer getreten wäre, seine Knie abermals umfaßt und Worte des glühendsten Dankes für ihre Rettung gestammelt hätte.

Lisinka war nicht schön, allein es lag eine gewisse Amuth in ihrem Wesen, die allem, was sie that und sprach, einen besonderen, ganz eigenthümlichen Reiz verlieh; jezt erhöhte das Gefühl für Emil, den sie wie eine himmlische Erscheinung betrachtete, die leidenschaftliche Aufregung, in welcher sie sich befand. Ihr Auge ruhte mit Entzücken auf seinem Antlitze; sie beobach-

tete jede Bewegung, jede Miene von ihm, um den noch unausgesprochenen Wunsch zu erfüllen; der leiseste Ton seiner Stimme war hinreichend sie zu seinem Dienst herbeizurufen, und Emil hatte oft Mühe genug, sich den Äußerungen einer Dankbarkeit zu entziehen, deren stürmische Heftigkeit er an dem sonst so schüchternen Wesen mit Staunen gewahrte. Ihre Geschichte, die sie ihm freylich in nicht ganz geläufigem Französisch erzählte, war folgende:

In Tobolsk, früher die Hauptstadt Sibiriens, von einer leibeigenen Mutter geboren, kam sie schon als kaum zwölfjähriges Mädchen in das Haus des dortigen Generalgouverneurs, woselbst sie der einzigen Tochter desselben, einem eben erst aufblühenden Kinde, theils als Gesellschafterinn, theils als Dienerinn, beygegeben ward. Hier hatte sie Gelegenheit, sich sowohl in geistiger als körperlicher Hinsicht eine höhere Ausbildung zu verschaffen; ihre Begriffe entwickelten sich durch den Unterricht, an dem sie Theil nehmen durfte, immer mehr; Dankbarkeit und Treue fesselten sie deshalb mit unzerreißbaren Banden an ihre junge Gebieterinn. Als daher der Generalgouverneur nach mehreren Jahren von der Regierung zurückberufen ward, folgte Lisinka ihrer Herrinn nach Europa, blieb während der ganzen Reise an ihrer Seite und kam endlich wohlbehalten in Moskau, dem Orte ihrer Bestimmung, an.

Aber ach! nur kurze Zeit sollte die arme Lisinka sich ihres neuen Aufenthaltes in der prachtvollen Szaarenstadt erfreuen. Schon nach wenig Monden erkrankte ihre Gebieterinn an einem, leider unheilbaren Übel; umsonst verschwendeten die Ärzte ihre Kunst an der geliebten Herrinn, vergebens flehte sie den Himmel um deren Rettung an, das schöne, blühende Leben der zarten Jungfrau ward nur allzubald ein Opfer der verheerenden Krankheit, und in trostlosen Schmerz versunken, stand Lisinka an dem Sarge derjenigen, der sie ihr ganzes irdisches Heil verdankte, die ihr bisher Freundin und Beschützerinn gewesen war.

Der Gouverneur, der in dem einzigen Kinde die Stütze und Freude seines Alters verlor, hatte Moskau gleich nach dem Tode seiner Tochter verlassen und sich nach Petersburg gewendet. Lisinka wurde indessen der Obhut seines Secretärs vertraut, der mit der übrigen Dienerschaft in Moskau zurückgeblieben war, um die Geschäfte des abwesenden Herrn an seiner Statt zu führen; von ihm geschützt, glaubte sein Gebieter sie vor jedem Unfall sicher, leider mußte Lisinka aber bald die unangenehme Bemerkung machen, daß Fedor — so hieß der Secretär — sie mit Blicken verfolgte, die ihr über die Art seiner Gefühle für sie durchaus keinen Zweifel mehr ließen.

Je ängstlicher Lisinka nach dieser Entdeckung sich bemühte ihm auszuweichen, je sorgfältiger sie seine Gegenwart von nun an vermied, desto eifriger suchte er sie bey allen Gelegenheiten auf, ja er wußte die Gewalt, welche ihm die Abwesenheit des Gouverneurs verlieh, so sehr zu seinem Vortheil zu gebrauchen, daß ihr zuletzt nichts mehr übrig blieb, als seine Zudringlichkeiten mit entschiedenem Mißfallen zurückzuweisen und ihm jede Hoffnung auf ihren Besitz zu rauben.

Von dieser Zeit an war Fedor ihr ärgster Feind geworden, obwohl er Verstellungskunst genug besaß, seine wahren Gesinnungen vor ihr zu verbergen und bloß die Miene des gekränkten, tief verletzten Freundes anzunehmen; er verfolgte sie nun zwar nicht mehr wie früher, allein sie gewahrte bald, daß ein jeder ihrer Schritte argwöhnisch bewacht, daß sie von allen

Seiten mit Lauschern umgeben und in dem Pallast ihres Gebieters, in dem sie einst frey schalten durfte, nicht viel besser als eine Gefangene gehalten sey. Demungeachtet freute sich Lisinka, seiner lästigen Zärtlichkeit entgangen zu seyn, sie ertrug den recht wohl bemerkten Zwang mit stiller Geduld, und hoffte auf die Rückkehr des Gouverneurs, der ihr künftiges Schicksal dann in jedem Fall bestimmen mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auf dem Klosterberge bey Gutenstein.

Den feilen Fels war ich hinaufgestiegen,
Die Sonne sandte noch den Abschiedsstrahl;
Die singend es in süßen Schlummer wiegen,
Die Böglein schwiegen, denn schon schlief das Thal.

Und was herauf erklang von Quellenrauschen
War fein im Traum gesproch'ner, dumpfer Laut,
Der Felsenschatten schien hinabzulauschen,
Ein Liebender dem Schlummerwort der Braut.

Da tönte hell mit sehnend langen Schlägen
Des Klosters Abendglocklein durch den Wind,
Wie eine Mutter noch mit einem Segen,
Wenn es schon lang entschlief, verläßt das Kind.

Das Echo schwieg und Nacht lag ausgebreitet —
Da dacht' ich dein mit stiller Seligkeit;
Und wie ein Pilger durch's Gefilde schreitet,
Zum Wallfahrtsziele, das gebenedeyt,

Und bethend still vor jedem Gnadenbilde,
Das seine Pfade schmücket, niederfällt:
So dacht' ich jeder Stunde, die mir milde
Durch deiner Nähe Zauber ward erhellet,

Bis daß ich kam zum letzten Gnadenorte,
In dem du sprachlos dich doch mein genannt;
Wo Seufzer Jubel, und ein Kuß die Worte,
Unsterbliches Gefühl der Druck der Hand!

Dann ward ich still, von der Erinnerung trunken,
Und Phantasie wob heiter Bild an Bild;
Indeß war tiefer noch die Nacht gesunken,
Ein Rauschen zog durch alle Wipfel mild.

Noch lag ich lange so, und still betrachtend,
Und sah den Blitzen zu, die rings erwacht,
Verstohlene Küsse, so die Erde schmachtend
Dem Himmel gibt in warmer Liebesnacht!

Ludwig August Frankl.

Gemälde aus Indien.

III. Die Jongleurs.

Ich hatte öfters die Behendigkeit der Jongleurs, ihre physikalischen Kenntnisse rühmen hören, und ergriff mit hastiger Neugierde die erste Gelegenheit, die sich mir darbot, um sie aus eigener Erfahrung zu beurtheilen.

Da die meisten ihrer Kunststücke schon beschrieben worden, so werde ich mich auf zwey bisher meines Wissens noch nicht bekannt gewordene beschränken. Das eine zeigt von großer Gewandtheit der Hände, das andere ist eines der überraschendsten Schauspiele, die je erfunden worden.

Nachdem sie uns ihre gewöhnlichen Künste vorgebracht, sich ein Schwert in den Rachen gesteckt, Feuer gespien u. s. w., band sich ein junges Weib, welches zu der Truppe gehörte, eine Binde von steifem, starken Zeug um den Kopf, an welche in gleichen Zwischenräumen zwanzig Schnüre von gleicher Länge, jede mit einer Schleife am Ende, befestigt waren. Unter ihrem Arme trug sie ein Körbchen, in welches man zwanzig Eyer behutsam auf einander legte. Das Körbchen und die Knoten wurden von einem Jeden von uns in der Nähe untersucht; an Betrug war nicht zu denken. Es war heller Tag, das Körbchen höchst einfach, Schnüre und Eyer waren was sie seyn sollten, und die ganze Frau hatte nicht das Geringste bey sich, wodurch sie uns hätte blenden können, wenn das auch ihre Absicht gewesen wäre.

Sie trat vor, ganz allein, und stellte sich vor uns in einer Entfernung von einigen Schritten. Hierauf begann sie sich schnell im Kreise herumzudrehen, in einem Raume von höchstens 18 Zoll, ohne je diese Grenze zu überschreiten, obgleich nach einigen Augenblicken ihre Radbewegung dergestalt beschleunigt war, daß man sie nicht ohne ein peinliches Gefühl anschauen konnte. Als ihre Bewegung den äußersten Grad der Schnelle erreicht hatte, zog sie eine der Schnüre, welche in einem horizontalen Kreise um ihr Haupt flogen, sachte an sich und steckte ein Ey in die Schleife, worauf sie die Schnur wieder fahren ließ. Eben so verfuhr sie mit den übrigen Ethern, wobei die Schnelligkeit ihrer Rotation sich um keine Secunde verringerte. Nachdem sie diese Operation geendigt, welche ungefähr fünf Minuten gedauert, ergriff sie die Schnüre wieder, eine nach der andern, knüpfte die Eyer los und legte sie wieder in ihr Körbchen und dann, durch eine einzige plötzliche Bewegung, ohne ein Glied zu regen, ohne mit einer Muskel zu zucken, blieb sie stehen, gleich einer marmornen Bildsäule; die Haltung der jungen Künstlerin war ruhig, trotz einer so gewaltigen Anstrengung ließ sie nicht die mindeste Aufregung blicken. Unsern Beyfall nahm sie mit anmuthigem und bescheidenen Anstande auf, der wahrscheinlich mehr von einer angeborenen Gleichgültigkeit als von einer feineren Coкетterie herrührte, indem die meisten Jongleurs zu den schlechtesten ihrer Klasse gehören.

Nachdem sie abgetreten, erschien ein Mann von wildem und robusten Ansehen, er trug einen großen, aus Weiden gestochenen Korb, den er uns sorgfältig zu untersuchen bat, — was wir thaten. Nachdem er ihn umgestürzt, ließ er ein kleines Mädchen von beyläufig acht Jahren darunter sitzen; das Kind war nackt, hatte eine höchst interessante Physiognomie und vollendete Formen; — es war mit einem Worte eine wahre Engelsgestalt. Als die Kleine sich unter dem Korbe befand, richtete der Mann eine Frage an sie, auf welche sogleich eine Antwort erfolgte. Sie setzten ihr Gespräch auf diese Art eine Zeit lang fort, bis endlich der Mann mit einem Ausruf des Zorns dem Mädchen drohte, es zu morden. Es hatte dieser Auftritt ein Ansehen von Wahrheit, der uns lebhaft ergriff, es war eine Nachahmung der Natur, schrecklich anzuhören und anzusehen. Man hörte das Kind um Gnade bitten, als plötzlich sein Verfolger einen Degen ergriff, den Fuß auf den Korb stellte, unter dem sich sein stehendes Schlachtopfer befand, und wie groß war unser Entsetzen, als wir ihn die Waffe, die er in der Hand hielt, mit teuflischer Wuth zu wiederholten Malen hineinstoßen sahen! Seine Züge verkündeten eine solche blutdürstende Wuth, das Geschrey des Kindes war so natürlich, so herzzerreißend, daß ich mehrere Minuten lang mein Blut in den Adern erstarren fühlte. Meine erste Be-

wegung war auf das Ungeheuer loszugehen und es niederzustürzen, allein er war bewaffnet und ich wehrlos. Ich blickte auf meine Gefährten, sie waren bleich und unbeweglich vor Schrecken. Andererseits konnten wir uns nicht überreden, daß dieser Mann sich unterstehen würde, am hellen Tage im Beyseyn einer Menge Zeugen eine Mordthat zu begehen. Bald strömte Blut unter dem Korbe hervor; man hörte, wie das Kind sich wälzte und stöhnte. Bald wurde es ruhiger, ein Seufzer — der letzte wahrscheinlich, ließ sich vernehmen; der Jongleur sprach einige Zauberworte, hob den Korb auf und Niemand war darunter; die Stelle war mit Blut gefärbt, aber keine Spur eines menschlichen Körpers war zu erblicken; die liebliche Kleine trat aus der Menge hervor, grüßte uns, und hielt uns das Händchen hin, um unsere Spenden einzusammeln, die reichlich ausfielen. Sie dankte uns durch ein anmuthiges Saalam und die Truppe entfernte sich voll Entzücken über unsere Freygebigkeit.

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, Ende July 1835.

Unsere Stadt ist überfüllt mit Fremden. Die Dampfschiffahrt zwischen Petersburg und Lübeck, zwischen Hamburg und Havre oder London zieht eine Menge der ausgezeichnetsten Personen nach der Handelsstadt, welche jetzt in ihren Fremdenlisten so viele Fürsten und Grafen aufzuweisen hat, wie früher Kaufleute. Die Gastwirthe mögen besonders der erleichterten Wasserverbindung dankbar seyn: denn ihre Preise werden gewiß dem „überfüllt“ entsprechen, und so mancher gewöhnliche Bordeauxwein von den heitern Ankömmlingen für Chateau la Rose getrunken, wirft seine 400 Procent ab, wie nichts. Gastwirthschaft treiben ist in unserer reisefreudigen Zeit gewiß ein edles und einträgliches Geschäft, edel, weil man durch dasselbe in Berührung mit Standespersonen kommt, sey es auch nur, daß diese „guten Morgen, Herr Wirth!“ sagen, und einträglich, weil es einträgt. Ich möchte deshalb jedem Schriftsteller rathen, nebenbey ein Gasthaus zu halten, wie dieß z. B. in Berlin mit Glück versucht worden ist; hat er alsdann als Schriftsteller Verdruß über Diebeshände, welche seine Manuscripte fesseln, unter denen sich zuweilen sehr feine, oft sogar schöne befinden, so kann er seinen Ärger an den schlecht bezahlenden Gästen auslassen. Was man materiell und unbezahlt genießt, muß wohl entschädigt werden und unsere Gesehe springen dem in seinem Eigenthum Bekränkten sofort bey; aber die gestohlenen geistigen Genüsse, wenn sich auch mit diesen ein Gaunererwerb paart, suchen immer noch vergebens nach einem bestimmten Artikel im deutschen Gesehbuche, welcher sie verpönt. Um so schonungsloser sollten die Schriftsteller mit den Dieben in den Zeitungen umgehen, und besonders sollten sie die dramatischen Intendanten, und wären es auch noch so prunkende, welche sich nicht entblöden öffentlich auszusprechen, daß sie, als außerhalb Deutschland gelegen, deutsche Manuscripte wie gute Preise betrachten, der öffentlichen Beurtheilung übergeben. Die deutschen Dramatiker sollten durchaus verpflichtet werden, darzuthun, daß sie außer ihrem unnützen und mühelosen Berufe noch ein nützlichcs Gewerbe, z. B. Schuhflücken oder Käsehökern treiben können, irgend eine Thätigkeit, die gegen Diebe geküßt ist, damit sie Brot gewinnen, wie andere ehrliche Leute, und dann ihre Lust am Schaffen von Kunstwerken büßen können, welche ihnen wie andere Lüste ein Stück Geld kosten mag. Was thut es ihnen dann, wenn ihre halbjährige Arbeit hier verdorben, dort verschleppt, hier gestohlen, dort am Nimmermehrstage bezahlt wird, der Käsehandel oder resp. das Schuhflücken gleicht Alles wieder aus, es ernährt seinen Mann und oft mit ihm Frau und Kind, das Schriftstellertum verzehret seinen Mann — voilà la différence! — Die leichtsinnigen Franzosen und kaufmännischen Engländer denken freylich anders über Kunst und Künstler, aber die sind noch sehr zurück! Ich glaube, ein mit Geist geschriebenes Buch über den Unfug, dem dramatische Schriftsteller im lieben Vaterlande ausgeföhrt sind, mit eingewebten Anekdoten von sogenannten Theaterdirectoren, Intendanten, Impresaren u. s. w. mit Beiträgen von den namhaften Autoren, müßte ein guter Verlagsartikel seyn, und ich begreife nicht, daß Einer unserer bessern Lustspieldichter sich das schöne Honorar nicht verdient. Ins Französische oder Englische übersezt gäbe dieß ein Curiosum, das freylich unserer Kunstbildung nicht sehr zur Ehre gereicht, aber zu seiner Ehre führen kann, indem es schreyende Mißbräuche mit Namen und Stand an das Tageslicht bringt und laut um Abhülfe ruft!

Über die Hamburger Bühne kann in dieser Hinsicht Niemand Klage führen. Alle Werke von Ruf werden angekauft und oft mit Opfern in die Scene gebracht, da man bey einer gewissen Gattung von Stücken den Ertrag vorher berechnen kann. Der Sinn für das Trauerspiel ist nur noch bey den höchsten Personen zu finden, d. h. nicht bey den reichsten und gebildetsten, sondern bey denen, welche den höchsten Platz, die Gallerie, besuchen. Dort ist manchmal während der Vorstellung einer Tragödie Mangel an Raum, während die Logenränge und das Parquet zum Erschrecken leer bleiben. Der tragische Ausgang eines Drama's, und wäre er auch noch so poetisch, ist im Stande alle früher beklatschten Schönheiten vergessen zu machen und den Fall des Ganzen herbeizuführen. Dagegen ein glückliches Ende, häufen sich auch Unwahrscheinlichkeit auf Unwahrscheinlichkeit, werden auch die Liebenden zum Hochzeitbette aus den Särgen wieder heraufgeholt, selten der guten Aufnahme entbehrt. Es ist mir unerklärlich, wie ein Publicum, das die geringsten Plattitüden der niedrigen Komiker strenge rügt, so gänzlich unempfindlich gegen tragische Plattitüden ist, und sich noch dafür bedankt, wenn man es mit einem guten Ausgange, der des gefunden Menschenverstandes spottet, zum Besten hält.

(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 2. September zum ersten Male und zum Benefice des Hrn. Scholz: „Entführung über Entführung, oder der Onkel aus Amerika.“ Local-Posse mit Gesang in zwey Aufzügen als Seitenstück zur Posse „die Entführung vom Maskenball,“ und von demselben Verfasser. Musik von Hrn. Adolph Müller.

Eine Benefice des Hrn. Scholz und ein Fiasco sind seit Jahren fast gleichbedeutend geworden; das heutige Stück macht von dieser Erfahrung keine Ausnahme: es ist wieder verunglückt und zwar von Rechts wegen. Der Primo Amoroso erscheint wie gewöhnlich als ein liederlicher Bursche, der tief in Schulden steckt und durch eine reiche Heirath auf einen grünen Zweig kommen will, sein Bedienter ist die komische Person, nur ein Winkelagent oder dergl. fehlte, um das Kleeblatt der Normalfiguren dieses Verfassers voll zu machen; dafür jedoch bringt er einen Wirth, welcher immer Politil und Literatur im Munde führt, dessen ungeachtet aber ein gar abgeschmackter Patron ist. Drey Entführungen werden verabredet und vollzogen, dabey findet eine doppelte Verwechslung Statt, die sich unmittelbar darauf enthüllt, und der Gutmacher, der Onkel aus Amerika, bewirkt es, daß sein liebenswürdiger Nefse, zur Belohnung seiner feinen Streiche, mit der Hand seiner Dulcinea beglückt wird. Man frage uns nicht um den Zusammenhang, theils verlohnt er eine ausführliche Erzählung nicht, theils wurde das Publicum allmählig zu so deutlichen Äußerungen von Mißmuth bestimmt, daß man kaum mehr verstehen konnte, was auf der Bühne vorging, und so ward denn die Piece unter Sang und Klang zu Grabe gefördert. — Der Autor hat manches recht Ergötzliche geschrieben, wie z. B. „die Entführung vom Maskenball,“ welche sich einer großen Beliebtheit erfreute; allein er mag sich wohl seine Aufgabe zu leicht stellen und jeden Anflug eines Sujets für genügend halten, um durch dessen Dramatisirung die Zahl seiner Productionen zu vermehren — nicht die moles des Geleisteten, sondern der innere Gehalt gibt den Maßstab für die Tüchtigkeit eines Schriftstellers ab, weswegen der Verfasser vor Allem auf eine zweckdienliche Erfindung des Stoffes, auf eine gesunde Tendenz, auf Charaktere aus dem Leben bedacht seyn möge, um den Anforderungen der komischen Muse zu entsprechen, die dem sogenannten Localdichter ohnehin ein reiches Feld eröffnet hat. Unwahrscheinlichkeiten, Späße auf Kosten der Schicklichkeit sind ein schlimmer Behelf zur Erweckung der Lachlust und — „wer den Wind gesäet, wird den Sturm ernten.“ — Die Darstellung war nur von Seite des Hrn. Scholz gut, die Alles. Weik und Planer, die H. Bosard und Nestron haben wir in der That rücksichtlich der Art ihrer Verwendung bedauert. — Das Haus war gedrängt voll.

B e r i c h t i g u n g .

Im vorigen Blatte S. 856, Z. 22 v. o. l. Armuth st. Anmuth.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 8. September 1835.

108

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

L i s i n k a.

(Fortsetzung.)

Auf diese Weise waren mehrere Monate verstrichen, die Lisinka ziemlich einsam verlebte, da gewahrte sie eines Tages eine unruhige Bewegung, ein seltsam ängstliches Treiben unter ihren Hausgenossen. Fedor zeigte sich bald da, bald dort, ordnete an, ertheilte Befehle zum Einpacken der vorzüglichsten Effecten, trieb die Dienerschaft zur höchsten Eile und hatte für jede deßfalls an ihn gerichtete Frage nur die eine Antwort: „Es ist der Befehl des Herrn!“

So war der Abend herangekommen, Lisinka saß wie gewöhnlich einsam in ihrem Gemache; sie hatte sich um die laute Geschäftigkeit der Übrigen, der jetzt eine eben so tiefe Stille folgte, längst nicht mehr bekümmert, und gedachte der entschlafenen Gebieterinn eben wieder voll inniger Wehmuth, als die Thüre geöffnet ward und Fedor mit einer Mischung von Ernst und triumphirender Schadenfreude in dem häßlichen, von Leidenschaften mancher Art verzerrten Antlitze, leise zu ihr eintrat. — Lisinka erschrak bey seinem Anblick, eine innere Stimme weisagte ihr nichts Gutes von dieser Erscheinung, er aber ließ ihr keine Zeit zu fernerm Nachdenken, erklärte ihr mit wenig Worten die Ursache seiner heutigen Thätigkeit, welche nichts Geringeres als den damals an alle Einwohner ergangenen Befehl, Moskau zu verlassen, zum Grunde hatte, und fügte hinzu, daß er gekommen sey, sie jetzt selbst über ihr künftiges Loos entscheiden zu lassen, da es nur von ihr abhängen werde, entweder frey und glücklich an seiner Seite zu leben, oder von allen Wesen geschieden in einem finstern Gewölbe trostlos zu verschmachten.

Lisinka's Entsetzen über das Gehörte war so groß, daß sie ihrem Peiniger im ersten Augenblick nicht zu antworten wußte; er bemerkte es und glaubte deßhalb seines Sieges schon gewiß zu seyn, da kehrte ihre Fassung nach und nach zurück, sie zeigte ihm den ganzen Abscheu, den sie gegen ihn empfand, und verlangte, daß er sich sogleich entfernen oder erwarten möge, daß sie in gerechter Entrüstung den Beystand ihrer Hausgenossen oder den Schutz der Bürger gegen ihn aufrufen werde.

Kaum hatte Lisinka diese Erklärung ausgesprochen, als Fedors bisherige scheinbare Gelassenheit in die fürchterlichste Wuth überging; hohnlachend verkündete er der Unglücklichen, daß sie vergebens auf Beystand rechne, daß er bereits die ganze Dienerschaft nebst den meisten Effecten vorausgeschickt und, sobald alles noch Übrige besorgt seyn werde, mit Lisinka nachzukommen verheißten habe, daß außer ihnen Beyden in diesem Augenblicke kein lebendiges Wesen im ganzen Pallaste und daß sie folglich unbedingt in seiner Gewalt sey.

Der Bösewicht hatte nur allzu wahr gesprochen! Die Beklagenswürdige behielt wirklich keine andere Wahl, als sich entweder in seinen Willen zu fügen, oder ein Opfer seiner Rache zu werden. Nun erst erkannte Lisinka den Abgrund, an dem sie stand; vergebens warf sie sich zu seinen Füßen und flehte um Schonung, umsonst beschwor sie ihn um einen schnellen, marterlosen Tod; er blieb taub für ihre Bitten, seine Wuth mehrte sich bey jedem ihrer Worte, und als er endlich die volle Überzeugung gewann, daß sie eher sterben als sich seinen Wünschen geneigt erzeigen werde, da schleppte er die Halbbohnmächtige in jenes künstlich verborgene, nur ihm und seinem Gebieter bekannte Gewölbe, das einzig und allein durch den Druck auf einen kleinen Nagel geöffnet werden konnte. Hier versorgte er sie mit etwas Brod und Wasser, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß die Schrecknisse dieses Kerkers ihren Starrsinn überwinden würden; allein entweder überraschte ihn die Ankunft der Feinde zu plötzlich und zwang ihn zu schneller Flucht, oder er hatte wirklich ihr Verderben beschloßen, genug, Fedor kehrte nicht wieder und sie blieb dem schrecklichen Hungertode überlassen in ihrem dunkeln Kerker zurück.

Wie viele Tage und Nächte Lisinka in dem Gewölbe zugebracht, vermochte sie nicht anzugeben; da es nicht tief lag, konnte sie in der ersten Zeit noch ganz deutlich das rege Leben auf den Straßen, das Fahren und Lärmen hören, so nahe waren ihr diejenigen, die sie zu retten vermocht hätten, so leicht wäre es ihnen gewesen, ihren Kerker zu sprengen, und doch ahnete Niemand, daß ein menschliches Wesen in diesen Mauern verschmachte. Dieser Gedanke erfüllte sie mit der höchsten Verzweiflung, sie rief um Hülfe, rang sich die Hände wund und bat den Himmel um das Ende ihrer Leiden; nach und nach aber schwanden ihre Kräfte, die Sinne wurden betäubt, nur ein unwillkürliches Wimmern, in das sie von Zeit zu Zeit ausbrach, verrieth noch Leben. Zufällig war das Zimmer, welches Emil wählte, gerade dasselbe, das Fedor selbst früher bewohnte, es stand mit jenem Gange in Verbindung, und vermöge seiner Bauart mußte der leiseste Laut in dem Gemach gehört werden. Auf diese Weise drangen Lisinka's Klage töne in Emils Ohr, auf diese Weise ward er ihr Befreyer und fand in dem heißen Dank der Geretteten einen mehr als hinreichenden Lohn für seine schöne, gern vollbrachte That.

Emils Zustand hatte ihm den Tag über nicht erlaubt seine Wohnung zu verlassen, er erfuhr daher nichts Bestimmtes von allem dem, was in der Stadt vorging. Zwar erzählte ihm sein Diener, es verbreite sich das Gerücht, daß mehrere bedeutende Feuersbrünste an verschiedenen Orten ausgebrochen wären, da Emil aber nichts Auffallendes dabey fand, so schenkte er dieser Nachricht keine besondere Theilnahme, beschäftigte sich in seiner Einsamkeit so gut er es vermochte, und fühlte sich durch Lisinka's sorgsame Pflege, durch die zarte Aufmerksamkeit, mit welcher sie jedem seiner Wünsche zuvorkam und

durch ihr eifriges Bestreben ihn zu zerstreuen, in der That so wohlthätig erregt, daß er seine völlige Genesung schon binnen wenig Tagen erwarten zu dürfen glaubte.

Es war anders beschlossen. Das schreckliche, in den Annalen Rußlands ewig denkwürdige Ereigniß war eingetreten, Moskau, die uralte, prachtvolle Czaarenstadt brannte an allen Orten. Verheerend wälzte das ungeheure Flammenmeer sich von Straße zu Straße, mächtige Feuersäulen, eine die andere an Größe überragend, stiegen zum Himmel empor, dicke Rauchwolken erfüllten die Luft, Verwirrung, Angst und Entsetzen herrschte unter allen denjenigen, die hier Ruhe, Erholung und neue Kräfte nach so viel überstandenen Leiden zu finden gehofft hatten; auch Emil mußte — erst halb genesen — den brennenden Pallast verlassen und sich zu seinem Regimente begeben, das jetzt eilig, gleich den übrigen, den Rückzug antrat. Lisinka aber, die unglückliche Lisinka, folgte ihm muthig nach; sie hatte ja keinen Freund, keinen Beschützer mehr auf dieser Welt als ihn, — wo hätte die arme Verlassene Zuflucht suchen, wo sich hinwenden sollen, um den Gefahren, die ihr von allen Seiten drohten, zu entfliehen? Ihr blieb keine andere Wahl als entweder das Schicksal ihres Retters zu theilen, oder in den hoch aufloodernden Flammen Moskau's ihr Grab zu suchen.

Emil selbst vermochte keinen besseren Ausweg für sie zu finden; er sah ein, daß er sie nicht zurücklassen dürfe, und fürchtete nur die Schrecknisse, die ihrer warteten; allein sein eigener Körper drohte bald den namenlosen Leiden zu erliegen, die jeden Tag, jede Stunde sich häuften. Von Kälte fast erstarrt, ohne Nahrung, ohne Kraft, schlich die noch vor wenig Monaten so blühende Armee jetzt in vereinzeltten Haufen über unabsehbare Schneefeld, vor sich den Tod in tausend schrecklichen Gestalten, hinter sich die verfolgenden Russen, die Rache und Verderben brachten. An den Leichen ihrer erfrorenen Brüder, unter dem Weheruf der Sterbenden, den Klageklängen der ermattet Niedergesunkenen, dem Hülfesuchen der Verschmachtenden, bewegte sich die kleine Schaar vorwärts, an deren Spitze Emil fast bewußtlos einerschwanke. Lisinka wich nicht von seiner Seite, die Tochter Sibiriens bot der furchtbaren Kälte Trost, sie allein vermochte noch mit Besonnenheit an Hülfsmittel zur Erleichterung des Zustandes ihres unglücklichen Freundes zu denken, sie allein sprach ihm und seinen Gefährten noch Trost und Muth zu. Oft wenn er von Schwäche überwältigt zu Boden sinken, wenn er den Tod erwarten wollte, warf sie sich zu seinen Füßen und beschwor ihn bey dem Andenken an die geliebte Braut, von der er ihr so oft erzählt hatte, weiter zu wandern, weil Rettung ja noch möglich sey; stets wußte ihre ersunderische, alles wagende Treue ihm eine augenblickliche Linderung seiner Leiden zu verschaffen. So hatten sie sich unter namenlosen Qualen bereits der Berezina genähert, als Emil eines Abends kraftlos niedersank, ohne den Zuruf seiner Gefährten, ohne das Jammergeschrey Lisinka's zu hören, die ihren geliebten Retter mit dem letzten Hauche ihres Mundes wieder zu beleben strebte.

In jenem Zeitpunkt, wo der Untergang Tausender das Wohl des Einzelnen nicht beachten ließ, wo Stumpfsein an die Stelle des Gefühls, Gleichgültigkeit an die Stelle des Mitleids getreten war, wo Jeder nur auf seine eigene Rettung bedacht, der Stimme der Menschlichkeit längst kein Gehör mehr verlieh, war Grausamkeit kein Verbrechen; daher beschlossen auch Emil's

Gefährten ihn seinem Schicksale zu überlassen und ohne Aufenthalt weiter zu ziehen. Vergebens flehte Lisinka sie an, ihren Führer nicht dem Tode preis zu geben, umsonst bat sie die wilden Krieger ihn mit sich zu nehmen, bis sie jenseits der Berezina einen sichern Zufluchtsort erreicht haben würden, sie wurde verlacht; ohne ihrer Klagen ferner zu achten, verfolgten die mit dem eigenen Unglück kämpfenden ihren grauenvollen Weg, und bald sah sich Lisinka bey schon einbrechender Nacht allein mit dem schon Halbtodten auf dem weiten unwirthbaren Schneegefilde, das, wie ein ungeheures Leichentuch, Tausende mit seinem weißen Mantel bedeckte.

Nur wer ein über alles theures Wesen auf ähnliche Weise leiden sah, nur wer in solchen Augenblicken seine Ohnmacht erkennend, Rettung vom Himmel ersehnt, und doch wieder an derselben verzweifelt, nur der allein ist fähig sich einen schwachen Begriff von Lisinka's Empfindungen zu machen. Emil's Schwäche nahm zu, seit mehreren Tagen hatte er beynahe alle Nahrung entbehrt, Schnee stillte seinen brennenden Durst, Schnee mußte die Stelle der Speise vertreten; mit einigen Bissen Brot wäre er zu retten gewesen — aber wo diese erhalten in der unabsehbaren fürchterlichen Einöde?

Minute an Minute schlich in tödtlicher Langsamkeit vorüber. Lisinka's Angst stieg mit jedem Pulsschlag, sie hatte ihren unglücklichen Freund tief in den Schnee gebettet, bedeckte ihn mit allem, was sie entbehren konnte, und lauschte in namenlosem Schmerz auf die leisen Athemzüge seiner Brust. Lange saß sie so an seiner Seite, ihre Augen irrten auf der endlosen Fläche umher, da gewahrte sie in einiger Entfernung einen dunkeln Punct, den sie früher noch nicht bemerkt zu haben glaubte. Ungewiß was es seyn könnte und von jeder Kleinigkeit Rettung hoffend, wagte sie es darauf zuzueilen, bald war auch der Punct erreicht und wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie bey näherer Besichtigung einen umgestürzten, fast gänzlich zertrümmerten Wagen fand, der alle Spuren gewaltsamer Beraubung trug, wahrscheinlich von seinen früheren Besitzern verlassen und eine Beute der unglücklichen Flüchtlinge geworden war. So wenig Lisinka erwarten durfte, hier noch etwas ihr Nützliches zu finden, so emsig durchsuchte sie die traurigen Reste des Fuhrwerkes; schon glaubte sie sich getäuscht, glaubte sich vergebens hieher gewagt zu haben, da sollte ihre Mühe vergolten, ihre Treue belohnt werden, denn sie entdeckte einen köstlichen, unbezahlbaren Schatz, nemlich — ein kleines Säckchen mit Mehl, das vermuthlich von den Plündernden in der Eile übersehen, in einem Winkel unter zerrissenen Kissen lag.

Laut aufjauchzend barg Lisinka diesen fast unglaublichen Fund auf ihrer Brust, belud sich mit dem noch übrigen Holzwerk des Wagens und eilte jetzt, so schnell sie es vermochte, zu der Stelle zurück, wo der unglückliche Emil im halben Todesschlummer lag; es gelang ihr bald ein Feuer zu entzünden, das sie von dem mitgebrachten Vorrath nährte, der kleine Feldkessel, den sie bey sich trug, wurde mit Schnee gefüllt, schon nach wenig Minuten dampfte ein Theil ihres Schazes zu nahrhaftem Brei verwandelt der glücklichen Lisinka entgegen, die alle ihre Angst, alle ihre Sorgen reichlich belohnt fand, als es ihr gelang dem Verschmachtenden etwas davon einzulösen und sie nun die allmälige Rückkehr seiner Kräfte gewahrte.

Ein Theil der Nacht war unter unablässigen Bemühungen, den Leidenden zu erquickern, verstrichen, schon wollte Emil den Versuch wagen mit seiner

treuen Gefährtinn weiter zu wandern, schon hatte er sich mehrere hundert Schritte von seinem bisherigen Ruheplatz entfernt, da war es Beyden, als hörten sie plötzlich Pferdegewieher; bald darauf schlug auch Waffengeräusch an ihr Ohr, ein wildes Geschrey ertönte in der Luft und mit Entsetzen mußte Emil erkennen, daß es die erbitterten, rachedürstenden Feinde waren, welche jetzt siegestrunken hinter ihm her stürmten, und daß er dem Tode nur entgangen sey, um dem noch weit schrecklicheren Lose der Gefangenschaft aufbehalten zu bleiben. Was Emil befürchtet hatte, geschah; kaum wurde er von den inzwischen herbeygekommenen Kosaken erkannt, als man ihn auch sogleich seiner Waffen beraubte und einer ziemlich bedeutenden Anzahl von Leidensgefährten zugesellte, die dasselbe Schicksal mit ihm theilten.

Lisinka, die treue, edelmüthige Lisinka wollte aber auch jetzt nicht von ihm lassen. Mit feuriger Beredsamkeit erzählte sie ihren Landsleuten, wie sie einst von ihm gerettet, von ihm beschützt worden sey; es gelang ihren rührenden Bitten, den Anführer des Corps zu der Erlaubniß zu bewegen, daß sie den Gefangenen begleiten und ungehindert an seiner Seite bleiben dürfe, so lange sie selbst es wolle. Nun war mindestens vor der Hand ihr Zweck erreicht, sie konnte für Emil sorgen, konnte ihn pflegen, konnte sogar das Mitleid Anderer für ihn ersehen, wenn Anstrengung und Entbehrungen aller Art ihm auch die letzten Kräfte zu rauben drohen sollten.

Der Transport der Gefangenen ging nach Sibirien! Auf dem Wege dahin war Lisinka unablässig bemüht, ihrem theuren Retter die schrecklichen Vorstellungen zu benehmen, die er sowohl als seine Gefährten sich von jenem Lande machten. Sie schilderte ihm mit lebhaften Worten, wie gütig der Himmel auch für diesen Erdstrich gesorgt habe, beschrieb ihm ihre Vaterstadt Tobolsk, die freundlichen, freylich nur aus Holz gebauten Häuser, die netten Kirchen, das rege Leben der Bewohner, denen Jagd und Fischfang eben so viele Lust als Vortheil gewährten. Aber alle ihre Bemühungen, die Seele ihres unglücklichen Freundes zu erheitern, blieben fruchtlos, immer weiter und weiter von der geliebten Heimat sich entfernend, vielleicht auf ewig geschieden von Allem, was ihm hienieden theuer war, kannte er keine andere Hoffnung mehr, als die einer baldigen Erlösung von seinen Leiden, keinen anderen Wunsch mehr als den Tod.

(Die Fortsetzung folgt.)

G h a s e l e n.

3.

Reiches Antlitz, Thränenflut ziemt dem Manne nicht;
 Vanges Sorgen, ängstlich Blut ziemt dem Manne nicht.
 Bruch des Wortes, Sinnverdrehen,
 Wie der Fabel Schlange thut, ziemt dem Manne nicht;
 Stimmung nach des Windes Wehen,
 Wie der Speichellecker Brut, ziemt dem Manne nicht.
 Frengeistsrede, zu verwirren
 Schwachen Glauben, ist nicht Muth, ziemt dem Manne nicht.
 Der Verführung lockend Girren,
 Wo der Sturm der Sinne ruht, ziemt dem Manne nicht!

Droht sein Nachen auch zu sinken,
 Zagen bey des Meeres Wuth ziemt dem Manne nicht.
 Nach des letzten Sternes Blinken
 Frost'ger Tod der eig'nen Blut ziemt dem Manne nicht.

4.

Sohn des Staubes, schätze hoch dieß Leben, lehrte Brama;
 Dich zu läutern, ward es dir gegeben, lehrte Brama.
 Bist kein Wurm mehr, der im Staube wühlt und kriecht,
 Darfst darum nicht an der Erde kleben, lehrte Brama.
 Wie als Lar dich angelockt der Sonne Licht,
 Sollst du nach dem Licht der Wahrheit streben, lehrte Brama.
 Weil als Falter dich bekäubt der Rose Duft,
 Keltre nie als Mensch der Wollust Neben, lehrte Brama.
 Wenn dich diese feite Bajadere ruft,
 Soll die Keuschheit dir den Gürtel weben, lehrte Brama.
 Wie als Eder du getroht dem Wetterstreich,
 Stehe jezt dem Schicksal ohne Beben, lehrte Brama.
 Es entstellt den Mann, wird seine Wange bleich;
 Vor soll drum dein Bild als Leu dir schweben, lehrte Brama.
 Ob man deine Tugend auch verkennen mag,
 Auch verhöhnt noch bleibe ihr ergeben, lehrte Brama.
 Einst erglänzt nach langer Zweifelsnacht der Tag,
 Der dir wird den letzten Schleier heben, lehrte Brama.

Учителю.

A p h o r i s m e n.

Von Zauper.

Was unserm Grinnern an wohlbekannte Todte ein so herbes, unreines Gefühl der Wehmuth verleihet, ist, daß wir uns so sehr gewöhnt, ihre Persönlichkeit uns fast einzig in die körperliche Erscheinung eingeschlossen zu denken. Die Grabstelle ist uns irrig ihr Wohnort, dort, bilden wir uns ein, ist ihr ganzes Wesen beysammen, und es wird uns einigermaßen schwer, den Ausflug zu nehmen in ein höheres Seyn, ein anderes Leben und Daseyn, wofür uns Sinnlichen der Maßstab und der anschauliche Begriff mangelt.

Jeder ächte Schriftsteller hat sein besonder Eigenthümliches, wodurch er sich individualisirt. Wie scheiden sich nicht Schiller, Göthe, Herder, Wieland, Tieck! In deutscher Sinnesart Eins, in Sprache verwandt, schließen sie einander doch an Ansicht, Gemüth, Geist, Sinn gegenseitig aus. Der Neueren gibt es eine Unzahl, viele sind fast gleich, kaum zu unterscheiden; denn sie schwimmen in Masse, tauchen nachahmend nach oben, erheben sich selten über die Oberfläche, oder fallen endlich gänzlich zu Boden. Was ein Allgemeines geworden, characterisirt sich nicht, ist nicht vorzüglich, bleibt flach.

Man trachte nur über Worte und Namen hinüberzukommen. So lange mir Homer nur ein Name noch war, lag seine Vortrefflichkeit wie eine Last auf meiner Seele; wie ein schimmerndes leztes Ziel stand in weiter Ferne seine Ilias, seine Odyssee, nach dem ich mit Sehnsucht hinblickte. Übersetzungen in eigener und fremder Sprache wollten mir nicht genügen; sie gaben mir nur eine Profilsansicht des Dichters, die nicht befriedigte; so mußte es denn kommen, daß ich mit aller Leidenschaft in die Laute des Geseyerten selbst eingriff, und mich in dem ursprünglichen Elemente eins und durchdrungen fühlte mit dem ersten und letzten Gedichte.

Grenzenlose Aufrichtigkeit, reines Geheimniß, Beydes sind Extreme, die nicht frommen wollen; der kluge Verstand findet auch unter diesen das wahre Mittel; es ist die Polarität menschlichen Handelns, eine ewige Aufgabe des sich bildenden Menschen.

Es ist der menschlichen Seele, um nicht im Streben nachzulassen, notwendig, in der Täuschung eines zu erlaufenden Zieles sich zu bemühen; doch lasse man den nächsten Augenblick nicht aus der Acht; ihn ganz zu genießen, fördert auch zum Zweck; ja, es ist nicht weniger notwendig zu bedenken, daß man mit den Vorbereitungen zum Leben ja nicht das Leben aus den Augen verliere. Wir sammeln, forschen, ordnen, reihen, tragen zusammen, und vor dem rechten Genuß überrascht uns der Tod. Wenn wir Meister seyn könnten, sind wir Schüler geblieben, wir überspringen Mittelglieder, und sind am Schluß ohne Zusammenhang. Ein solches Leben befriedigt niemals; ein übereiltes Wollen, ein schmerzliches Begehren, ein ängstliches Thun, ein unruhiges Bemühen characterisirt die Leidenschaft.

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, Ende July 1835.

(F o r t s e t z u n g.)

Wir hatten am 18. und 20. d. M. in unserer Nähe zum ersten Male das Schauspiel eines Pferdewettrennens. Es war nemlich durch Actionäre auf der Wiese hinter Wandsbeck, einem nur eine halbe Stunde von Hamburg entfernten dänischen Flecken, diese britische Volksbelustigung zu Stande gebracht worden. Die Pferde liefen auf vier Beinen und geschwinde genug, gerade wie in Epsom oder auf dem champ de Mars, die Preise waren auch ziemlich hoch gestellt, die Reiter trugen sich ganz à l'anglaise, aber das Volk von Epsom fehlte, ja sogar ein großer Theil des Volkes von Hamburg und Altona. Die Tage waren schön und heiß, nichts desto weniger fand sich nicht eine Menge Zuschauer ein, wie ein Volksfest sonst zu versammeln pflegt. Die Tribunen waren von Speciesbezahlern am ersten Tage gut besetzt, am zweyten weniger. Der äußere Kreis aber, der für denjenigen, welcher den Anblick einer fröhlichen Volksmasse liebt, von größerem Interesse ist, als die mit gepuzten Personen besetzten Bänke, die man bey anziehenden Theatervorstellungen oft sieht, war mager garnirt und es äußerte sich nicht die mindeste Theilnahme, ob das schwarze oder falbe Pferd, ob der rothe oder blaue Reiter zuerst ans Ziel gelangte. Dieß finde ich natürlich von den Bewohnern einer Stadt, denen Reitsport nur sehr sparsam vor die Augen kömmt, und unsere Sonntagsritter sind nicht geeignet, das Interesse an der edlen Reitkunst zu steigern. Ganz anders verhält es sich mit den Kunstreitern Loisse oder anderen, wo das Auge durch menschliche Schönheit und Geschicklichkeit eingenommen wird, wo die Sinnlichkeit keinen geringen Antheil an der Schaulust nimmt; die Pferde werden auch dort von dem Gros der Zuschauer nur für die ambulante Bühne angesehen, die ihn ohne den darauf tanzenden Darsteller ganz kalt läßt. Wenn ich sage, die Rennen wurden nicht zahlreich besucht, so heißt das: relativ nicht zahlreich, denn die Zahl der dort versammelten Pilger belief sich dennoch gewiß in die Tausende und es war keineswegs leicht, die Wagenordnung aufrecht zu erhalten, oder die unbezahlenden Gäste von allzufreymüthigem Eindringen in die geheiligten Räume, von welchen sie nebst der moralischen, allerdings bedeutenden Scheidewand nur ein dünner Strich trennte, abzuhalten. Es fehlte dabey nicht an kräftigen Argumenten, wie sie ein Dragonersäbel nur immer darbieten vermag, ja man versichert, daß ein solches Argument sich bis in die Damengesellschaft eines Wagens verirrt und den Herrn, den Begleiter der Damen, im eigentlichen Verstande geschlagen habe — doch läßt sich über diese Vorfälle kein Urtheil fällen, wenn man nicht Augenzeuge war. Ich will dem Militär das Zeugniß geben, daß es sich bey seinem beschwerlichen Dienste an den Stellen, wo ich mich befand, zwar mit Ernst und dem nöthigen Nachdruck, aber sehr gemäßig und anständig betragen hat. Dieß ist um so lobenswerther, weil eine große Anzahl von Personen in einem ganz zeitgemäßen Egoismus sich gar zu gerne über Ordnung und Gesetz stellen möchte, und nicht bedenkt, daß, wenn sie das bezeichnete Tau überschreitet, ihr Beispiel die ganze Bevölkerung das-

selbe zu thun auffordert, und einblutiges Handgemenge unausbleiblich auf diesen Friedensbruch folgen muß.

Die spanischen Tänzer haben auf unserm Stadttheater viel Glück gemacht. Das Characteristisch-Nationelle dieser feurig-sinnlichen Bewegungen rührte auch die norddeutschen kalten Gemüther und es mag sich wohl an den Anblick eine Ahnung der Romantik des Südens geknüpft haben für alle diejenigen, die sich von der Elbe noch nicht trennen konnten — denn ich sah die Leute vier-, fünfmal wiederkehren, um die nemlichen Schritte zu sehen, die Castagnetten zu hören, und es ist nicht wahrscheinlich, daß dieß allein des Tanzes wegen geschah. Ich glaube, man dachte sich um diese Staffage die ganze Landschaft mit Hochgebirgen und rauschenden Wassern, düstern Klöstern, Kletternden Maulthieren und Orangenwäldern und fühlte sich in der traumhaften Versehung aus der Börseprosa in die Naturpoesie so behaglich, daß man je eber desto lieber die Gelegenheit benutzte, den Traum wieder zu träumen. Bey Manchem mag dieß, wie gesagt, nur eine Ahnung gewesen seyn, die nicht zu einem klaren Bewußtwerden gelangte; andere hingegen wußten gewiß recht gut, was sie neben den Tänzern zu suchen hätten und das gewährte ihnen gerade das größte Vergnügen. Ich will nicht in Abrede stellen, daß die knappen Männeranzüge und die kurzen Damenröcke auch das Ubrige bey der Sache thaten; wir ballettose Hamburger sehen dergleichen, besonders wenn es fremd ist, wohl auch einmal gern an.

(Der Schluß folgt.)

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Den 3. September zum ersten Male: „Der Nachtwächter.“ Nach Th. Körner's Poese in einem Acte eingerichtet von C. F. W. Die Musik von F. Grutsch, zweytem Orchesterdirector dieses k. k. Hoftheaters.

Es war kein sehr glücklicher Gedanke, das Gedächtniß des wackeren deutschen Sängers Theodor Körner gerade durch seinen „Nachtwächter“ aufzufrischen, einen Studenschwank, den die Freunde des Verfassers sich zu seiner Zeit vielleicht stillschweigend gefallen ließen, der aber von strengeren Richtern schon mehr als einmal eine poetische Jugendfünde genannt und somit einer wohlthätigen Vergessenheit überantwortet worden ist. Als bloßes Vorspiel, wie wir sie seit längerer Zeit kommen und verschwinden sehen, wäre allerdings wenig damit verloren gewesen, denn so hätte es spur- und erinnerungslos das Schicksal seiner Vorgänger getheilt; als Operette aber förmlich eingerichtet und mit eigens dazu componirten Musikstücken ausgestattet, zwingt es dem Zuhörer das peinliche Bedauern der zweyfach und absolut fruchtlos verschwendeten Zeit und Mühe ab. Der Componist Hr. Grutsch hat sich bey früheren Gelegenheiten als ein geschickter, ausgebildeter Tonkünstler bewährt; auch seiner heutigen Arbeit läßt sich, musicalisch genommen, Talent und Geschmac nicht absprechen, das Liedchen Schwalbe's, das er an seiner Haushüre singt, ist eine sehr hüßsche, gefällige Composition, die überall gefallen wird, vorausgesetzt, daß sie ein wenig anders gefungen wird, als es heute geschah; so können mehrere andere Ensemblestücke als recht artige Versuche im Felde der Composition gelten. Um so mehr wäre es zu wünschen gewesen, daß der Componist sich in der Wahl seines Stoffes besser berathen hätte, damit seine Musik nicht sammt dem Stücke mit einem und demselben Besen ausgekehrt werde. — Über die Darstellung wird es am zweckmäßigsten seyn, so wenig als möglich zu sagen. Hr. Walther, dem die komische Parthie des Tobias Schwalbe aufgesaden war, mag bey andern Gelegenheiten ein recht keifiger und verwendbarer Schauspieler seyn; aber zum Komiker fehlt ihm nicht mehr und nicht weniger als — Alles. Die übrigen Parthien sind von Hause aus so unbedeutend und wurden auch in der Darstellung so wenig zu etwas Anderem gemacht, daß eine nähere Bezeichnung sich schwerlich der Mühe lohnen würde.

(Mit Nr. 36 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 10. September 1835.

109

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

L i s i n k a.

(F o r t s e t z u n g.)

Das traurige Ziel der endlos scheinenden Reise war nun erreicht. Sibiriens öde Steppen nahmen die Gefangenen auf, hinter ihnen in unermesslicher Ferne lag das theure Jugendland und wie ein weites, offenes Grab gähnte ihr gegenwärtiger Aufenthalt die Unglücklichen an, aus dem sie vielleicht nimmer Erlösung hoffen durften. Lisinka, Emil's schützender Engel, wußte aber auch hier bald Rath und Hülfe. Die Wohnung, welche man ihm in dem kleinen, dicht am Fuße des Gebirges gelegenen Orte anwies, erhielt durch ihre rastlose Thätigkeit binnen Kurzem ein ziemlich freundliches Ansehen; ihre Kenntniß der Sprache und Sitten des Landes, die rührende, stets mit gleichem Feuer wiederholte Erzählung ihrer Rettung durch Emil, gewannen ihr nach und nach die Herzen der Bewohner; sie erhielt von den vornehmern Frauen mit der Zeit Bestellungen zu mancherley feinen weiblichen Arbeiten, die sie früher erlernt hatte, ja man dehnte das Wohlwollen für sie sogar auch auf Emil aus, dem manche kleine Freyheit gewährt wurde, und so sah sie sich denn bald im Stande, ihrem über alles theuren Freunde seine traurige Lage zu erleichtern und so erträglich zu machen, als es ihre geringen Hülfsmittel erlaubten.

Emil wäre kein Mensch gewesen, wenn Lisinka's alles besiegende Treue sein Herz nicht endlich gefesselt hätte. War doch der Gegenstand ihrer ersinderischen Härlichkeit, das Wesen, dem sie ihr ganzes Daseyn weihte, der tägliche Zeuge von Opfern, wie sie nur die Liebe zu bringen vermag. Allein wenn er auch die unzerreißbaren Bande, die ihn auf ewig an sie knüpfen mußten, tief empfand, wenn er überzeugt war, daß er ihr alles, was sie für ihn that, nur durch Liebe lohnen konnte, wenn das Geständniß dieses Gefühles schon auf seinen Lippen schwebte: dann erschien ihm plötzlich Rosaliens trauerndes Bild, dann wäunte er des Freundes zürnende Stimme zu hören, die ihn einen Treulosen schalt, und schnell unterdrückte er das Wort, das ihn und sie beglücken sollte, verschloß es tief in seiner wunden Brust und

bat den Himmel um Kraft, daß er dem schweren Kampf in seinem Herzen nicht erliege.

Wohl war Lisinka's Dankbarkeit längst zur heftigsten, glühendsten Liebe geworden; wohl erkannte sie, daß ihr Leben nur in Emil's Nähe, nur indem sie es ihm weihte, Werth und Freude für sie habe; aber sie wußte ja, daß daheim eine geliebte Brout seiner harre, sie kannte ja das heilige Band, welches ihn an diese knüpfte, — wie hätte daher sie, die Leibeigene, die Sclavin, je die kühne Hoffnung genährt, der schöne Fremdling werde mehr für sie empfinden als Wohlwollen und Duldung? Der Gedanke, daß ihre Zärtlichkeit Erwiederung, ihre Opfer Gegenliebe verdienten, kam nie in ihre Seele. Zufrieden, daß er ihre Dienste annahm, glücklich an seiner Seite weilen, ihn pflegen zu dürfen, verbannte sie jeden höheren Anspruch, und war zu unerfahren, um den Kampf wahrzunehmen, der das Herz ihres Geliebten zerriß.

Wonden waren vergangen. Emil hatte seine Gesundheit trotz des kalten Klima's so ziemlich wieder erlangt, er fühlte, daß Thätigkeit ihm in jeder Rücksicht nothwendig sey und beschäftigte sich daher viel mit Jagd und Fischerey. Eines Tages war er wie gewöhnlich in das Gebirge geeilt, mehr um Lisinka's ihm immer gefährlicher werdende Nähe zu fliehen, als um seine Jagdlust zu befriedigen; heftiger als jemals stürmte es in seinem Innern, Sehnsucht nach Freyheit, Wunsch in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen, und Liebe zu dem Wesen, das mehr als einmal seine Ketterinn, seine Wohlthäterinn, sein Alles war, bewegten seine Brust. Der Gedanke, hier in Sibiriens öden Steppen ein thatenloses Leben langsam verhauchen zu müssen, machte ihn eben so elend, als die Vorstellung, Lisinka verlassen und einer Andern seine Hand reichen zu sollen. In tiefes Nachsinnen verloren war er, ohne den Weg zu beachten, schon mehrere Stunden immer bergan gewandert, als er sich mit einem Male auf einer steilen Höhe erblickte, die er früher noch nie betreten zu haben sich erinnerte. Aufmerksam geworden spähte er jetzt überall umher, um zu entdecken, wo er sich eigentlich befinde: da gewahrte er in geringer Entfernung von sich einen Fuchs in raschem Laufe über einen Felsenvorsprung eilen. Seine Jagdlust erwachte, eben im Begriff sich einen bequemen Standpunct zu suchen, von wo aus er das Thier zu treffen hoffen durfte, glitt der Fuß des Unkundigen auf dem glatten Eise aus, er strebte vergebens sich aufrecht zu erhalten und stürzte mit fürchterlicher Schnelligkeit in die gräßliche, fast unabsehbare Tiefe.

Lisinka hatte indessen Emil's Rückkehr die ganze Nacht vergebens erwartet, eine namenlose Angst bemächtigte sich ihres Herzens, als es immer später und später ward, und der Heißersehnte dennoch nicht wieder erschien; unzählige Male verließ sie ihre Wohnung um ihm entgegenzugehen und kehrte eben so oft trostlos in dieselbe zurück. — Daß ihm ein Unglück begegnet seyn müsse, schien ihr gewiß, aber welches? was mußte sie befürchten? hatte er sich verirrt? war er verwundet oder todt? — Gerne wäre sie noch in der Nacht in das Gebirge geeilt, um ihn aufzusuchen, aber was vermochte sie allein, ohne Beystand, ohne alle Kenntnisse des Weges? Ein Raub der quälendsten Vorstellungen, des tiefsten Kummers, zählte sie jeden Pulsschlag bis zum Anbruch des heißersehnten Morgens und kaum farbte der erste schwache Strahl desselben den dunklen Himmel, da flog sie schon von Haus zu Haus,

von Hütte zu Hütte, den Bewohnern Emils Abwesenheit, seine wahrscheinliche Gefahr und die Pflicht ihn zu retten, zu verkünden.

Ihrer unerschöpflichen Beredsamkeit, ihren dringenden Bitten gelang es endlich, mehrere rüstige Männer zum Mitgehen zu bewegen. Ohne Zögern begaben sie sich sofort in das Gebirge, Lisinka achtete nicht der steilen Höhen, nicht der tiefen Abgründe, rufend und suchend flog sie vor den Männern her, ihre zarten Füße berührten kaum den Boden, ihr langes Haar flatterte losgegangen im Winde, emsig forschten ihre Blicke nach dem geliebten Gegenstande, der Name Emil durchdrang in hundertfacher Wiederholung die Luft, aber nur das Echo gab ihr den theuren Laut zurück, kein antwortender Ton verkündete seine Nähe, kein noch so unbedeutendes Zeichen verrieth seine Spur. Schon waren sie mehrere Stunden umhergeirrt, schon erklärten die ungeduldigen gewordenen Männer, daß sie ihre Zeit nun nicht länger unnütz verschwenden wollten: da beschwor sie Lisinka noch einen, den letzten Versuch zu wagen, da eilte sie selbst den höchsten, steilsten Gipfel des Berges hinan, auf dem sie sich eben befanden; ihr forschendes Auge ruhte prüfend auf jedem Gegenstande und bald zeigte sie laut aufschreyend auf ein seidenes Tuch, welches von einer spitzigen Eiszacke ganz nah am Abgrund festgehalten ward.

Lisinka hatte es nur allzugut erkannt; es war wirklich Emils Schnupftuch und folglich keinem Zweifel unterworfen, daß er hier gewesen, daß ihm vielleicht gerade hier ein Unglück begegnet sey. Selbst die Männer mußten dies bestätigen, allein sie erklärten auch eben so bestimmt, daß sein Körper zerschmettert seyn müsse, wenn er hier hinabgestürzt wäre; sie baten daher die Jungfrau, ihre vergeblichen Bemühungen einzustellen und mit ihnen heimzukehren. Lisinka aber hörte nicht was sie sprachen, die tiefste Verzweiflung hatte sich ihrer Seele bemächtigt, sie dachte nur an Emil, hegte nur den Wunsch ihm im Tode zu folgen. Mit dem festen Vorsatz, mindestens die traurigen Überreste des Geliebten aufzusuchen, warf sie sich zur Erde und starrte unbeweglich in den ungeheuern Abgrund, der ihr entgegengähnte; da gewahrte sie plötzlich mehrere Blutspuren auf dem hellshimmernden Eise, die in gerader Richtung hinabließen, — es war sein Blut, an dieser Stelle mußte er gestürzt seyn! Mit dem durchdringenden, herzerschütternden Geschrey des Wahnsinns rief sie fast bewußtlos seinen Namen in die Tiefe, und — war es Täuschung oder hatte der Schmerz ihre Sinne so gänzlich verwirrt? sie glaubte einen leisen, antwortenden Laut zu vernehmen, der zu ihr heraufsteigend, kaum hörbar an ihr Ohr schlug.

Wie von einer höheren Eingebung durchzückt, wiederholte Lisinka aufs Neue, so stark sie es vermochte, den Ruf, und deutlicher noch als zuvor erklang abermals ein dumpfer Ton, der unfehlbar einer menschlichen Stimme angehörte. Jetzt warf sie sich ihren Begleitern mit allem Feuer hoffender Liebe zu Füßen, beschwor sie, den Berg mit ihr hinabzueilen, bewies ihnen die Möglichkeit sich dem Abgrund auf der andern Seite zu nähern, und brachte sie wirklich dahin, daß sie ihr zu folgen und Alles zur Rettung des Unglücklichen anwenden zu wollen gelobten.

Das Kühne Unternehmen, das nur die Liebe leiten, nur die wahre Menschlichkeit ausführen konnte, gelang. Einer der Männer wurde an langen Seilen in die tiefe Schneegrube hinabgelassen, die den Stürzenden in ihrem weichen Schooße aufgenommen und vor dem Zerschmettertwerden bewahrt hatte; dort

befreyte er erst den halberstarrten Emil von der Last, die ihn einengte, befestigte alsdann einen starken Strick um seinen Leib, und bald ward er emporgezogen, bald lag der dem Grabe so wunderbar Entrissene in Lisinka's Armen, die, betäubt von der Wonne dieses Augenblicks, zum ersten Male vergaß, was ihr der Verlobte einer Andern seyn durfte, und den Geliebten mit einer Leidenschaft umfaßte, die ihn selbst alles Vergangene vergessen und hienieden schon die Seligkeit des Himmels empfinden ließ.

Rosalie war endlich von ihrer eben so langwierigen als gefährlichen Krankheit genesen. François hatte während dieser Zeit alle dem Freunde angelobten Pflichten treulich erfüllt; er besuchte sie, sobald es ihr Zustand erlaubte, fast täglich, bot alles auf, sie zu erheitern, brachte ihr stets tröstliche Nachrichten von Emil, und wußte das spätere Ausbleiben aller Briefe desselben so schonend mit der Weite seiner Entfernung, mit der durch den Krieg veranlaßten Unordnung der Posten und dem immer weiteren Vorrücken der Armee zu entschuldigen, daß Rosalie nach und nach mit weit größerer Ruhe an den Abwesenden zu denken anfang, als man nach dem ersten heftigen Schmerz, den sie bey der Trennung äußerte, hätte glauben sollen.

François war der angenehmste Gesellschafter, der aufmerksamste, zärtlichste Freund — kein Wunder, daß Rosalie, die ihn eigentlich jetzt erst näher kennen lernte, seine Gegenwart auf das innigste wünschte, ihn, wenn er abwesend war, schmerzlich vermisse und bald mehr für ihn empfand, als sie sich selber eingestehen mochte. Auch François fühlte sich nur in der Nähe seiner schönen Schutzbefohlenen beglückt, obgleich er seinen Eifer für ihr Wohl, seine Bemühungen sie zu erheitern, sein Streben, jeden noch unausgesprochenen Wunsch in ihren Augen zu lesen, nur als eine Folge des Emil geleisteten Versprechens betrachtete. Auf diese Weise täuschten Beyde sich über ihre wahren Gefühle, die sie um so sorgloser nährten, je fester sie überzeugt waren, daß nur Emil allein der Gegenstand sey, in welchem sich ihre beyderseitigen Neigungen vereinigten.

Dumenil, Rosaliens Vormund, sah^r schärfer; er durchschaute die Herzen der Liebenden, hütete sich aber wohl, sie aus ihrem süßen Laumel zu wecken, da er von je her seiner Mündel lieber François als Emil zum Gatten wünschte. Ohne daher einem bestimmten Plane zu folgen, hoffte er, daß Zeit und Zufall hier wirken sollten, und begünstigte das Verhältniß, welches zwischen Beyden herrschte, auf eine so feine Art, daß sie sich, ohne selbst zu wissen wie, immer inniger von den unzerreißbarsten Banden umschlungen fühlten.

Ungefähr um diese Zeit verbreiteten sich die ersten Nachrichten von dem traurigen Schicksal der französischen Armee in Rußland. So geheim man sie hielt, so wenig Glauben man ihnen auch im Anfang schenken wollte, eben so sicher bestätigten die nach und nach eingelaufenen Berichte, was man früher als eine Unmöglichkeit verworfen hatte. Daß auch François die Begebenheiten der neuesten Zeit erfuhr, daß er sich sogleich mit dem höchsten Eifer aller Orten nach dem Ergehen seines Freundes erkundigte, war wohl natürlich; leider aber war das was er von ihm hörte, nicht geeignet ihn zu beruhigen, es gab ihm vielmehr die fast gewisse Überzeugung seines Todes, denn das Regiment desselben war, wie man ihm sagte, völlig aufgerieben, er ver-

schwunden, niemand konnte sich seiner erinnern, niemand angeben, ob er auf den unermesslichen Schneewüsten oder an der Berezina umgekommen sey.

François fühlte sich tief erschüttert; das Bild seines unglücklichen Freundes trat lebhafter als jemals vor seine Seele, er dachte an Rosalie, an die Art, wie er ihr diese Schreckensnachricht mittheilen solle, an ihren Schmerz; — erst jetzt ward er sich seiner eigenen Empfindungen für sie, zu gleicher Zeit aber auch der schweren Schuld, die er an dem Freunde begangen hatte, deutlich bewußt.

Rosalie empfing die Kunde von dem mehr als wahrscheinlichen Tode Emils mit heißen Thränen. So war denn nun ihre Ahnung bey seinem Abschied in Erfüllung gegangen, so sollte sie ihn denn wirklich niemals wiedersehen! Ob bey diesem Gedanken nicht auch in ihrem Herzen die Reue erwachte, ob nicht auch sie sich heimlich den Vorwurf der Treulosigkeit gegen den früher Geliebten und nun Dahingegangenen machte, ist zwar nicht ganz erwiesen, doch schien ihr plötzlich verändertes Betragen, ihr auffallendes Zurückziehen von François auf ähnliche Empfindungen zu deuten. Wirklich verging auch eine geraume Zeit, ehe sie die vorige Unbefangenheit wieder gewann, und erst als ihr François gelobt hatte, alles aufzubieten, um sich über Emils Schicksal wo möglich völlige Gewißheit zu verschaffen, wurde sie etwas heiterer, ohne sich jedoch jene Vertraulichkeit von ehemals, die Beyde unbewußt beglückt hatte, gegen ihn zu erlauben.

(Die Fortsetzung folgt.)

A l l e i n .

Sie blicken vom Fenster herüber,
Sie schauen zur Thüre herein;
Da sitze ich still an dem Tische,
Sie meinen — ich sitze allein!

Und weil rund umher in dem Stübchen
Sich reget kein störender Laut,
Und weil sich auch Niemand bewegt,
Den sie gern erspähet, erschaut;

So blicken sie höhrend und lächelnd
Mitleidig zu mir wohl hinein,
Und rufen: „wir lachen und stürmen,
Die Arme, sie sitzt allein.“

Wie wenig, verblendete Thoren,
Errathet ihr wohl meinen Sinn;
Gar reich ist mein Stübchen bevölkert,
Gar Vieles bewegt sich darin!

Ihr könnt die Gestalten nicht sehen,
Euch treten sie nimmer hervor; —
Mir tönen sie liebliche Lieder,
So süß und berauschend, in's Ohr.

Bald heften sie glühende Blicke
Mir bis in das pochende Herz;
Bald flüstern sie seltsame Weisen
Von Freude, von Liebe und Schmerz.

O, stürmet und lachet nur Draußen;
 Ich lasse euch nimmer herein;
 Ich habe gar liebe Gesellschaft,
 Ihr wäthnet — ich sitze allein!

Euphonia.

Correspondenz = Nachrichten.

Hamburg, Ende July 1835.
(Schluß.)

Eine für die Kunstwelt bey weitem interessantere Erscheinung war Dlle. Julie Reitmeyer, die Tochter des als Mensch und Künstler gleich geachteten Mitgliedes unserer Bühne, des Sängers Reitmeyer, in der Rolle der Emmeline in Weigl's trefflicher „Schweizerfamilie“, als erstes Operndebüt. Ich möchte allen jungen, schönen Gesangs-künstlerinnen diese Parthie anempfehlen, wenn sie den ersten Schritt auf theatralischer Laufbahn zu thun entschlossen sind. Dem fünfzehnjährigen Mädchen steht nichts so gut, als Emmelines verschlossene, kindliche Liebe; der Conflict, in welchen sie durch diese mit der Bärtlichkeit für ihre Eltern geräth, gewährt eine so reiche Aufgabe, ihr Gefühl in Gesang und Spiel zu offenbaren, und hält sich doch so gemessen in jugendlichen Schranken, daß in allen unsern deutschen und undeutschen Opern (höchstens Mozart's „Pamina“ ausgenommen) schwerlich eine passendere Rolle aufzufinden seyn dürfte. Gefällt eine solche Emmeline sehr, so will ich ihr mit Sicherheit das Prognostikon stellen, daß sie später alle Regien, Desdemonen, Annen und Agathen mit sich eben so glücklich verschmelzen wird; es liegt dies in der natürlichen Entwicklung ihres Gemüthes. Ich erinnere mich des ersten Auftretens der Devrient-Schröder als Emmeline im Kärnthnerthortheater, und was sie jetzt ist, ließ sich damals voraussehen. Mit eben so sicherem Auge sehe ich Julie Reitmeyer in einer höchst glänzenden Sängerzukunft. Der Umfang ihrer Stimme gehört zu den seltensten, die tiefste Tiefe und die höchste Höhe sprechen gleichmäßig leicht an, sie offenbart jetzt schon eine Fülle von Kraft und einen Ton, der das Herz trifft, wenn er sich auch ohne Wort nur im einfachen Portamento hören läßt. Die junge Künstlerinn hat nirgends eine Anstrengung nöthig, zwanglos singt sie die kräftigsten Momente, so daß sich unwillkürlich der Vergleich mit einer Nachtigall aufdringt, in deren kleinen Kehle die Natur auch eine Tonmasse verbarg. Kaufsender Beyfall begleitete die Darstellung und ein stürmisches Hervorrufen bewillkommte die Jüngerinn an der Schwelle des Tempels. Die Theilnahme steigerte sich, weil man weiß, daß Hr. Reitmeyer nach siebzehnjährigem Engagement Hamburg wahrscheinlich verlassen wird, und ich will vor allen Städten meinem lieben Wien, das im deutschen Vaterlande die Kunst hoch hält, wie keine, wünschen, daß es sich diese junge Blume für die Oper erzieht, es wird sich Freude und Dank erziehen. Ja, ich bin gewiß, daß, wenn diese junge Sängerinn statt auf unserem Eislande, auf grünem Donauufer entsprossen wäre, sie einer Pflege genossen hätte, wie die Bienen, die von Wien kommen, den kalten Norden zu entzünden, daß man sie nicht aus den Händen ließe, weil man dort Musik liebt und versteht, und an dem zarten Keime schon die üppige Blüthe zu erkennen, Sinn und Erfahrung besitzt. Wien kennt meine Feder und weiß, daß ich nicht lobhudle, es wird sich den Namen Julie Reitmeyer notiren! —

Hr. Marr, Regisseur des Braunschweig'schen Hoftheaters, gastirte einige Male bey uns. Über diesen Schauspieler werde ich mich bey anderer Gelegenheit ansprechen; jetzt fürchte ich, meinen Lesern mit „zu Viel über das Theater“ lästig zu werden.

In den letzten Tagen dieses Monats war die Alsterhalle, ein großes, schön verziertes Kaffeehaus am Jungfernsteiße, der Schauplatz großer Unordnungen, die aber Gottlob! keine politischen Motive hatten. Es entspann sich an einem Abende ein heftiger Streit zwischen christlichen und israelitischen Besuchern, der mit dem Hiniauswerfen von drey der letzteren endigte. Wahrscheinlich wäre die Sache ohne weitere Folgen geblieben, wenn nicht Tages darauf Glaubensverwandte der Ausgesetzten sich in den dicht angefüllten Saal begeben, und durch ihr Erscheinen en masse gewissermaßen die Scandal liebende Jugend zur Erneuerung des Vorfalles aufgefordert hätten. Von Stocklöpfen kam es bald zu Schmähreden und endlich entspann sich eine so heftige Rauferei, daß beynabe sämmtliche Tische und Stühle in dem Handgemenge zertrümmert wurden. Mehrere schwere Verletzungen fielen vor, und so mußte denn endlich eine Patrouille der nächsten Wache die Polizeygewalt unterstützen, um das Locale zu räumen. Dies war eben kein erfreuliches Geschäft für unsere armirten Bürger, welche jene Wache

bildeten. Sie entledigten sich jedoch des Auftrags mit Muth und verständiger Mäßigung. Drey Mann besetzten die Thür, die Übrigen machten sich mit ihren Gewehren geschwinde Bahn bis zu der Stelle des Kampfes. „Meine Herren,“ redete der Bürgergefreyte in seinem kräftigen Idiom die christliche Parthey an, „Sie müssen Alle den Saal verlassen!“ — „Nicht eher, bis die Juden hinaus sind!“ ertönte es hier in der Aufregung des Hornes. Da wendete sich der Gefreyte zu der jüdischen Seite: „Meine Herren, Sie müssen fortgehen!“ — „Keiner von der Stelle, bis die Christen hinaus sind!“ lautete die kriegerische Antwort. Ohne langes Besinnen wendet sich der Anführer an seine Mannschaft mit dem kategorischen Befehl: „Du nimm mal een Keerl von die Sit, un Du een von Die, un smet sie rut!“ Diese unparteyische Weisung hatte Folge, die Unruhigsten wurden aretirt, der Saal augenblicklich mit Polizeyofficanten besetzt und geschlossen. In den nächsten Tagen dauerte die Aufregung fort, der Pöbel warf an einigen kleinen Judenhäusern die Fenster ein; von unserer trefflichen Polizeybehörde waren jedoch solche kräftige Vorkehrungsmaßregeln getroffen worden, daß der Frevel nicht um sich greifen konnte, und wenn auch hin und wieder noch einzelne Israeliten von jungen Leuten aus öffentlichen Localen gewaltsam entfernt wurden, so war dieß mehr Muthwille als das Resultat einer Verabredung. Natürlich spricht sich die öffentliche Meinung gegen die Beschimpfung von Inwohnern Hamburgs, welche keinen Anlaß zu Friedensstörung gaben, aus; doch ist, wie gesagt, den Israeliten vorzuwerfen, daß sie sich einen Tag nach dem ersten Zanke nicht bescheiden zu Hause gehalten haben, wodurch vielem Unheil vorgebeugt worden seyn würde. Jetzt müssen nun übrigens ganz anständige Leute eine keineswegs erfreuliche Untersuchung besehen, eine Zeitlang zwischen vier Mauern ihre Leidenschaftlichkeit beklagen, viel Geld einbüßen und dabei noch die Schmerzen ihrer geholten Wunden aushalten. Gerechtigkeit und zwar die strengste wird beyden Partheyen werden, ich fürchte aber, daß doch im Ganzen nicht viel mehr herauskommen kann, als, wie K o h e b u e sagt, „daß Jeder seine Schläge behält und Strafe zahlt!“

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Musicalische Akademie.

Am 5. September wurden dem Publicum unserer Hauptstadt zwey neue, bis her noch nicht in ihren musicalischen Annalen genannte Virtuosen vorgeführt. Hr. Eduard Wolff aus Warschau trat zum ersten Male in Wien als Pianist auf und spielte den ersten Satz eines Clavierconcertes von seiner eigenen Composition und ein Adagio und Rondeau von Friedrich Chopin. Das Spiel des Hrn. Wolff ist geläufig und so brillant, wie man es in unserer Zeit von jedem Clavierpieler, der öffentlich auftritt, mit Recht zu erwarten hat; aber es fehlt ihm noch im Ausdrucke, sowohl als in der Technik, an jener Klarheit, Ruhe und Deutlichkeit, von der wir erst vor Kurzem so glänzende Beispiele gesehen haben, und ohne welche das Einzelne wie das Allgemeine des Clavierspiels schwankend, verwischt, farb- und gehaltlos erscheint. Auch die Composition des ersten Stückes trug einen, dem Vortrage ähnlichen Charakter an sich, so daß wir nicht viel anderes davon zu berichten wissen, als daß sie ohne Eindruck zu hinterlassen vorüberging. Die Chopin'schen Compositionen verlangen ein gründliches Eindringen in ihren Geist und vor Allem die Gabe, die darin aufgegebenen Räthsel zu lösen; ohne diese Gabe wird ein großer Theil von ihnen schwerlich zu der verdienten Anerkennung gelangen. Vielleicht ist dieß Alles dem noch sehr jungen und im Mechanischen seiner Kunst bereits sehr geschickten Virtuosen aus Warschau für künftige Zeiten vorbehalten; Wien wäre dann gewiß der Ort, der seine Fortschritte eben so bereitwillig erkennen als belohnen würde. — Eine höchst erfreuliche Bekanntschaft machte das Publicum an dem jungen Violoncellisten H. F. Knecht, einem Schüler unseres trefflichen Merk. In Berücksichtigung der Jugend des angehenden Virtuosen und der Schwierigkeit des Instrumentes, ist die Sicherheit, Reinheit und Klarheit des Spieles in der That bewunderungswürdig und wir gestehen, wir haben nicht leicht ein erstes Debut gesehen, in welchem Schüler und Meister beyderseits mehr Ehre eingelegt hätten. Das K o m b e r g'sche Concert, welches gewählt worden war, ist eine Aufgabe für einen ganz gereiften Violoncellisten; die Art, wie diese Aufgabe gelöst wurde, läßt eine wirklich glänzende Zukunft für den jungen Mann erwarten, und wir haben ihm zu seinem ersten Schritte auf der öffentlichen Künstlerbahn mit vollem Rechte Glück zu wünschen. Gefühl, Ausdruck, Fertigkeit und Reinheit, verdienen das gleiche Lob

in der Technik des Violoncellspieles Eingeweihte nennen die Führung des Bogens und besonders die Haltung der rechten Hand wahrhaft vortrefflich. Fleiß und Fortschreiten der Geschmac werden das Weitere thun, um jene Freiheit und Selbstständigkeit des Vortrags zu begründen, die den wahren, vollendeten Künstler charakterisirt. — Die wohlbekanntten, wunderhübschen Variationen von Merk auf das Thema „o cara memoria,“ mit welchen Hr. Knecht seine heutige Leistung beschloß, wurden mit so viel Eleganz, Zartheit und ächter Virtuosität vorgetragen, daß sie den soliden Eindruck des Romberg'schen Concertes in der That nur noch erhöhten.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 5. September: „Der Bravo.“-Oper von Mariani mit Abfürzungen und Veränderung des Schlusses. Die k. k. Hoffängerin Mad. Kraus = Branichky als Gast.

Wir haben von dieser Oper bey ihrem ersten Erscheinen die Vermuthung ausgesprochen, daß sie den ihr vorausgegangenen Ruf kaum bey uns vermehren dürfte, und der Erfolg hat diese Meinung bestätigt; nun wird uns dieselbe in einer andern Gestalt, mit Beseitigung der Längen und veränderter Katastrophe vorgeführt und in der That hat sie dadurch, wie durch die Adaptirung der Parthie des Hedmaro für Hr. Kreipl's Mittel, denen sie vordem ein Stein des Anstoßes gewesen war, merklich gewonnen. Die Musik ist nun recht genießbar geworden; die erste Arie des Tenors, das Trinklied im zweyten Acte und noch manche andere Nummern machen einen günstigen Eindruck, das Ganze rundet sich genügend ab und es treten mehrere Einzelheiten, welche früher durch die mangelhafte Darstellung verloren gegangen waren, auf günstige Weise hervor; es ist möglich und wir wünschen es der Direction herzlich, daß „der Bravo“ in seinem appetitirten Gewande, dann unter der Ägide der trefflichen Gastfängerin, die Opernfreunde noch einige Male dem Josephstädtertheater zuführe; nur Schade, daß man nicht auch bedacht war, mittelst der Umarbeitung einiges Licht in das Wirral der Handlung zu bringen. — Die Verdienste der Mad. Kraus = Branichky haben wir bey so vielen Gelegenheiten und auch in dieser Oper gewürdigt, es bedarf also nur der Bemerkung, daß die Künstlerin, obwohl heute nicht völlig im Besitze ihrer Mittel und ungeachtet der Part ihr im Ganzen zu hoch scheint, dennoch wieder im reichen Maße jene glänzende Bravour, jenen Schmelz des Vortrags und ihren Geschmac in der Coloratur entwickelte, Vorzüge, welche sie längst als eine der ausgezeichnetsten deutschen Sängerrinnen bewährten. Auch bürgte der ungewöhnliche Besuch des Hauses und der lebhafte Beyfall der Versammlung für die Achtung, deren sich die Künstlerin erfreut, die nun wieder, wie wir hoffen, dem Repertoire durch ihr Wirken Abwechslung und Leben bringen wird. Auf das angenehmste hat uns Hr. Kreipl überrascht, der, wie es scheint, sich in eine andere Gesangsweise geworfen hat, seiner Aufgabe fast ganz gewachsen war, und mit einer Fülle von Stimme sang, wie wir sie längst nicht mehr von ihm vernommen; auch im Vortrage hat er Fortschritte gemacht — er verharre auf dieser Bahn mit weiser Schonung seiner Mittel und die von seiner Zukunft gehegten Erwartungen werden sich unfehlbar realisiren. Hr. Meltinger konnte erst im zweyten Acte durchgreifen, vorher war er unsicher, schwankend; eine gefälligere Tonbildung thut ihm noch immer gewaltig Noth. In der Nebenrolle des Anselmo sahen wir Hr. Sommer, ein neuangestelltes Individuum mit gutem Organ, dessen Leistung jedoch die Unbedeutenheit der Rolle nicht zu beurtheilen gestattete. Chöre und Orchester waren befriedigend und es ließ sich im Verlaufe der Production viel Applaus vernehmen. Die von Mad. Kraus = Branichky am Schluß gesungene Romanze und Polacca von Bellini ist eben nichts Vorzügliches.

Mod e b i l d XXXVI.

Ein Kleid von Spitzen mit einer Mantille, die zum Wegnehmen eingerichtet ist, nach einem Originale von Hr. Th. Petko, bürgl. Damenkleidermacher, Spenglergasse Nr. 426. Die Coiffüre ist nach einem, von Hr. Th. Zeipel, bürgl. Damenfriseur (am Graben, im Trattnerhofe, 1. Hof, 4. Stiege, 1. Stock) ausgeführten Originale gezeichnet.

Herausgeber und Redacteur Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 12. September 1835.

110

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

E i s i n f a.

(Fortsetzung.)

Wonden gingen vorüber und noch immer gelang es François's eifrigen Nachforschungen nicht, etwas Näheres über seinen Freund zu erfahren. Daß er todt oder gefangen seyn müsse, behauptete Jeder, an den der Fragende sich wandte, allein wer löste ihm diesen traurigen Zweifel? wer überzeugte ihn von einem oder dem andern Falle? Er hatte bereits bey allen Militärbehörden, ja sogar bey den Vorstehern der Hospitäler Erkundigungen eingezo-gen, ob denn nicht einer der zurückgekehrten Krieger ihm eine Nachricht zu ertheilen im Stande wäre, aber Alles war vergebens! Von nun an kämpfte er einen schweren Kampf mit sich selbst, er wußte nicht, sollte er Rosalien fliehen oder auffuchen? ihr seine Leidenschaft bekennen oder den Verrath an dem Freunde in einem fernen Lande büßen? Die Täuschung, in welche er sich eingewiegt hatte, war nun zerronnen, mit ihr der Friede seines Lebens, den er entweder in Rosaliens Armen oder nie wieder zu finden hoffen durfte.

So verstrich abermals eine geraume Zeit, da erhielt er eines Tages die unerwartete Einladung, sich nach dem Hôtel Dieu zu begeben, woselbst er Jemanden finden werde, der ihn zu sprechen wünsche. Er eilte unverzüglich an den bezeichneten Ort, und wurde daselbst zu einem alten Krieger von Emil's Regiment geführt, der zwar glücklich aus Rußland zurückgekehrt war, jedoch nun den unsäglichen Leiden erliegen mußte, die er in jener Schreckenszeit erduldet hatte.

Der alte Soldat war einer von denjenigen, die Emil auf dem Schneefelde zu Boden sinken sahen und ihn dann verließen; er machte sich noch jetzt die heftigsten Vorwürfe, den edlen Anführer nicht mit Aufopferung seiner letzten Kräfte weiter gebracht, ihn nicht wenigstens in jenem Augenblicke dem unvermeidlichen Tode entrückt zu haben. Er betheuerte dem tief erschütterten François ferner, daß Emil in seinem damaligen Zustande jene Nacht nicht überleben können, schilderte ihm mit großer Ausführlichkeit alle Schrecken und Gefahren dieser Zeit, und schloß mit der Versicherung, nur der Ge-

danke tröste ihn über seine an Emil begangene Grausamkeit, daß dieser den Leiden dadurch um so viel früher entgangen wäre, die ihrer noch gewartet, und eine bessere Heimat erreicht habe, als selbst das schöne Frankreich sey.

So waren denn nun auf einmal alle Zweifel gelöst, Emil war todt und François's Liebe zu Rosalien mindestens kein Verbrechen mehr. Duménil, der diesen Ausgang längst im Stillen gewünscht hatte, that von nun an alles, um den Absichten François's Vorschub zu leisten. Rosalien's eigenes Herz hatte jedoch schon früher entschieden, es bedurfte daher keiner Überredung sie in dem bisherigen Freunde den Geliebten erblicken zu lassen. Ein halbes Jahr nach jener, von dem alten Krieger eidlich betheuertem Aussage, feyerten Rosalie und François ihr Vermählungsfest. Sie weihten dem Andenken des vermeintlich hingeschiedenen Freundes noch manche Thräne, bezogen später ein reizendes in der Nähe von Paris gelegenes Landgut und lebten fern vom Geräusch der großen Welt, im Genuß ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit überschwenglich beglückt.

Seit dem Augenblicke, in welchem Emil dem Grabe, das ihn schon verschlungen hatte, entstiegen war, seit ihn Lisinka abermals an der Schwelle des neuen Daseyns, das nur ihre Treue ihm erhalten, empfing, konnte er seiner Leidenschaft, die ihm durch Dankbarkeit geheiligt schien, nicht mehr gebieten. Sie erfuhr nun, wie glühend er sie liebe, wie kräftig er gegen eine Neigung gerungen habe, die demungeachtet immer heftiger geworden war; wie er aber auch noch jetzt, zwar außer Stande ihr seine Gefühle länger zu verbergen, dennoch hinzufügen müsse, daß er ohne ihren Besitz nie glücklich werden könnte, jedoch seine Hand der harrenden Braut zu reichen gezwungen sey, wenn das Schicksal ihm jemals vergönnen sollte, wieder in seine Heimat zurückzukehren.

Lisinka hörte dieß Bekenntniß mit namenlosem Entzücken; sie fühlte sich selig im Genuß der Gegenwart, warum also in die ferne Zukunft blicken? Sibirien war ihr zum Paradiese geworden, warum an eine Trennung von diesem ihr so theuern Orte denken? Nicht Emil's Hand, nur seine Liebe verlangte ihr zärtliches Herz, diese besaß sie ja, diese hatte er ihr selbst gestanden, und so entfernte sie denn von nun an alles von sich, was den heiteren Glanz ihrer Tage trüben oder die schöne Harmonie ihres Innern stören konnte.

Emil theilte Lisinka's Wonne nicht. Zu verschiedenartige Wünsche bestürmten seine Brust, zu heftig war die Sehnsucht nach einem thatenreichen Leben, nach dem Ende des qualvollen Zustandes, in dem er sich in jeder Hinsicht befand, als daß er einer freudigen Empfindung hätte Raum geben können. Selbst sein Verhältniß zu Lisinka ward ihm eher drückend als wohlthätig; er war zu edel, um ihre Neigung zu mißbrauchen, die Tugend seiner Ketterinn war ihm eben so heilig als sein an Rosalien verpfändetes Wort. So lebte er mit sich selbst zerfallen in den beengenden Schranken fort, die ihn umgaben, und flehte täglich zum Himmel, daß er sein Schicksal auf irgend eine Weise wenden möge.

Zwey Jahre mochten seit Emil's Entfernung aus dem Vaterlande vorüber seyn. — In tiefes Nachsinnen versunken, saß er eines Tages in seiner kleinen Wohnung, da trat Lisinka in ungewöhnlicher Bewegung zu ihm ein und erzählte, daß ein Fremder angekommen sey, der, wie man sage, mit

großen Empfehlungen versehen, ganz Sibirien durchreise, um dieses Land kennen zu lernen, daß er seiner Absicht zu Folge jeden, auch den kleinsten Ort, nicht unbesucht lasse und sich besonders mit vieler Theilnahme nach den französischen Kriegsgefangenen erkundige, die noch immer ihrer endlichen Befreyung entgegenmacheten.

Emil ward aufmerksam; der Gedanke, den Fremden aufsuchen, ihm seinen Namen nennen, ihn um seine Verwendung bey den höheren Behörden bitten zu wollen, durchzuckte ihn wie ein Blitzstrahl. Er beschloß keine Zeit zu verlieren, ließ sich von Lisinka den Aufenthalt des Reisenden bezeichnen und hatte das Glück in ihm einen jungen Engländer wiederzufinden, den er vor mehreren Jahren in Paris kennen lernte und dem Emil damals einen sehr wichtigen Dienst zu leisten Gelegenheit fand. Daß der junge Britte alles aufzubieten gelobte, um Emils Befreyung so schnell als möglich zu erwirken, war eben so natürlich, als daß Letzterer mit neuer Hoffnung besetzt in seine Wohnung zurückkehrte. Lisinka las in den freudestrahlenden Augen ihres Freundes, daß ihm irgend ein fröhliches Ereigniß begegnet seyn müsse, hörte seinen Bericht mit einer Mischung von theilnehmendem Entzücken und ahnendem Schmerz, und richtete nun ihre Blicke zum ersten Male in die Zukunft, die alle ihre bisherigen stillen Freuden mit einem Schlage vernichten zu wollen drohte.

Der Engländer hielt Wort. Schon nach wenig Monden wurde Emil nach Tobolsk, Lisinka's Vaterstadt, geschieden; man begegnete ihm daselbst mit zuvorkommender Güte, kündigte ihm seine Freyheit an und versah ihn mit den nothwendigen Pässen, um in sein Vaterland zurückkehren zu können. Außerdem hatte der dankbare Engländer eine sehr bedeutende Summe bey einem Kaufmanne niedergelegt, welche Emil ebenfalls, und zwar mit der Bemerkung eingehändig erhielt, daß sie ein kleines Darlehen zur Bestreitung der Reisekosten seyn solle. So sah er sich denn auf einmal am nahen Ziele seiner Wünsche und bemerkte im Laumel der ersten Freude, nur mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt, die heißen Thränen nicht, welche Lisinka dem Verluste ihres ganzen so süß geträumten Glückes von nun an in stiller Verborgenheit weinte.

Daß sie ihn in sein Vaterland begleiten müsse, unterlag keinem Zweifel. Er hatte ihr mit den feyerlichsten Schwüren gelobt, sie nie zu verlassen, stets als Bruder für sie zu sorgen, ihr innigster Freund, ihr treuester Beschützer zu seyn, wenn Rosalie noch leben oder seine Hand noch begehren sollte, im entgegengesetzten Falle aber, sie zu seiner Gemahlinn zu erheben. Lisinka hörte alle diese Bethenerungen mit freundlicher Demuth an. So wenig sie Emils gerechten Wunsch, in seine Heimat, in die früher begonnene Laufbahn zurückzukehren, verdammen konnte, so wenig sie es über sich vermochte, seine Heiterkeit durch ihre Trauer zu trüben, eben so unmöglich war es ihr aber auch den Schmerz zu besiegen, der sich ihrer bey dem Gedanken bemächtigte, daß doch nun alles anders werden müsse, daß sie doch nun aufgehört habe, dem Geliebten seine Welt, sein Alles, der Erbsatz für jedes andere schwer vermißte Gut zu seyn. Während des ganzen noch übrigen Aufenthaltes in Tobolsk schien Lisinka mit einem Entschlus zu ringen, der ihre Seele abschließend beschäftigte. Wäre Emils Aufmerksamkeit nicht so sehr auf die mancherley Vorbereitungen, die er treffen mußte, gerichtet gewesen, so würde

ihm der Kampf in ihrem Innern sicher nicht entgangen seyn; so aber ward er keine Veränderung an ihr gewahr und nahm die heitere Ruhe, welche sie im Augenblick der nun wirklich erfolgenden Abreise zeigte, nur für Theilnahme an seiner Freude, nicht aber für das, was sie wirklich war, — nemlich für die innere Abgeschlossenheit, mit welcher Lisinka nach endlich gefasstem, festen Entschlusse der Zukunft entgegenging.

In der Dämmerung eines schönen Sommerabendes saßen François und seine Gemahlin in einer duftenden Laube des herrlichen Gartens, der ihr reizend gelegenes Landhaus umgab. Er hatte seinen Arm um Rosalie geschlungen, beyde waren im traulichen Gespräche vertieft, sie gedachten ihrer Liebe, ihres Glückes und priesen das Geschick, das sie in unauflösllichem Bunde vereinigte; da hörten sie plötzlich den lauten, fast wild fröhlichen Ausruf: „Hurrah Lisinka!“ fuhren erschrocken in die Höhe und gewahrten in der immer tiefer werdenden Dunkelheit eine verhüllte, männliche Gestalt, die sich so schnell in den Gebüsch des Gartens verlor, daß es dem staunenden François unmöglich gewesen seyn würde ihn einzuholen, hätte das Überraschende dieser unerwarteten Begebenheit seine Schritte auch nicht gefesselt.

Rosalie war tief erschüttert; sie betheuerte die Stimme erkannt zu haben; betheuerte, daß kein anderer als Emil jene Worte gerufen hätte und wußte nicht, sollte sie seiner Erscheinung eine fröhliche oder Unglück verheißende Deutung geben.

Umsonst bemühte sich François ihr das Unwahrscheinliche ihrer Behauptung vorzustellen; vergebens suchte er ihr zu beweisen, daß Emil, wenn er auch wirklich noch lebe, sein Daseyn wohl nicht auf diese sonderbare Weise kund gegeben haben würde. Rosalie blieb bey ihrer Überzeugung und drang so lange mit Bitten in ihren Gemahl, bis dieser ihr endlich gelobte die eifrigsten Nachforschungen anstellen und alles anwenden zu wollen, den Grund oder Ungrund ihrer Besorgnisse zu enthüllen.

François erfüllte sein Versprechen, — da die noch am Abend ausgehenden Diener keine Spur von dem Verschwundenen entdecken konnten, so ließ er schon am folgenden Morgen in der ganzen Umgegend Erkundigungen nach ihm einziehen, allein Niemand wollte etwas von dem Fremden wissen, Niemand erinnerte sich ihn gesehen zu haben. Mehrere Tage waren vorüber, Rosalie fing an sich zu beruhigen, sie konnte den Vorstellungen ihres Gemahls nicht länger widerstehen, die sie immer mehr von ihrem Irrthum überzeugten, und belächelte den seltsamen Wahn endlich selbst, in welchem sie die zufällige Erscheinung eines Fremden, wahrscheinlich eines Russen, und dessen gar nicht zu mißdeutenden Ausruf für den wiedererstandenen Emil zu halten fähig war.

(Die Fortsetzung folgt.)

G u t e T h a t.

Was du den Armen gethan, das wäge nicht; droben im Himmel
hat schon die herrliche That Gott auf die Wage gelegt.

G r ö ß e.

Größe genüget sich selbst, wenn dem Aëna Flammen entströmen,
Stecht der Olympus, und gönnt ihm die vergänglich'e Pracht.

Der Reiche und der Arme.

Klein ist der Unterschied, der den Reichen scheidet vom Armen,
Diesen decket ein Stein, jenen ein Hügel von Moos.

E i g e n n u ß.

Unbemerkt steckt der Eigennuß in der Hülle der Tugend,
Wie der schlingende Bach sich in dem Haine verliert.
Selbst die Tugend, sie hätte gar nicht erreicht das Ferne,
Wäre die Eitelkeit ihr nicht auf dem Wege gefolgt.

W u d i t.

L o n d o n *).

(Aus dem Englischen.)

Wenn ein Fremder aus den Provinzen London zum ersten Male besucht, so findet er eine Menge Gegenstände der Bewunderung, auf die er früher gar nicht gedacht hatte. Ehe er es sieht, hat er sich seine Begriffe von seinem Anblicke, Charakter und Umfang gebildet; aber so groß seine Vorbegriffe sind, so sind sie doch nicht genau, so daß, wenn er endlich wirklich in seinen Mauern ankommt, er nicht wenig erstaunt. London kann mit Recht als eine Stadt nicht beschrieben werden; es ist eine Nation, ein Königreich; sein Reichthum ist jener der halben Welt, und seine Bevölkerung (1,500,000) jene eines Reichs vom zweyten Range. Sein conventionelles Gesellschaftssystem, nach welchem das menschliche Wesen gleich einem Kiesel in einem reißenden Strome herumgerollt wird, und seine verschiedenen Sonderbarkeiten sind voll Anomalien, die sich in keine Topographie bringen lassen. London war einst für sich eine Stadt; es besteht nun aus den Städten London und Westminster und einer Menge Dörfer, die einst dasselbe in verschiedenen Richtungen umgaben, nun aber inner seinem Burgfrieden liegen, und deren Andenken sich nur in den nach ihnen genannten Straßen erhält; alles bildet nun in compacter Masse nur eine Stadt, und verliert sich in dem allgemeinen Namen von London. Auf diese Art mißt es $7\frac{1}{2}$ Meilen (engl.) in der Länge, von Osten nach Westen, und 5 Meilen in der Breite von Norden nach Süden. Sein Umfang beträgt etwa 30 Meilen und es bedeckt 18 Quadratmeilen.

Sein Wachsthum ward durch die Natur des Bodens sehr begünstigt; es ist 60 Meilen von der See, am nördlichen Ufer der Themse gelegen, das sich sanft gegen Norden, und so regelmäßig erhebt, daß mit wenigen Ausnahmen alle Straßen eben und flach scheinen. Am südlichen Ufer ist der Grund vollkommen gleich, und rund herum zeigt sich in der Landschaft nichts, was einem Hügel oder etwas gleicht, das der Ausdehnung der Gebäude Schranken setzen könnte. Die Themse, welche die Quelle der Größe und des Wohlstandes der Hauptstadt ist, zieht allgemein das Interesse aller Fremden auf sich. Es ist ein ruhiger majestätischer Strom reinen Wassers, der im Innern 140 Meilen ober London entspringt, und sich 60 Meilen unterhalb auf der östlichen Küste ins Meer ergießt. Er fließt zwischen niedrigen und fruchtbaren Ufern aus einer reichgeschmückten Landschaft im Westen, und angekommen an den äußersten Häusern, etwas ober der Westminsterabtey, windet er sich in einer Breite von ein Viertel- bis zu ein Drittelmeile, 8 bis 9 Meilen lang durch Ufer, welche dicht mit Wohnhäusern, Fabriken und Schiffswerften bedeckt sind. Die Flut erstreckt sich noch auf 15—16 Meilen ober der Stadt, aber das Meerwasser dringt nur auf 30 Meilen von der Mündung hinaus; doch ist die Tiefe des Wassers so groß, daß Schiffe von 7—800 Tonnen den östlichen Theil der Stadt erreichen. Leider kann man die Schönheit dieses nützlichen und herrli-

*) Dieses Bruchstück aus einer Schilderung Londons dürfte, wenn auch weniger durch die Neuheit der hier aufgestellten Ansichten, doch wegen der Zuverlässigkeit des von einem Landeseingebornen entworfenen Gemäldes, unsern Lesern einiges Interesse gewähren. Der Hauptgrund, welchen die Redaction zur Aufnahme dieses Bruchstückes bestimmte, ist die hiemit ausgesprochene Bitte an den Hrn. Verfasser, dessen Name ihr bisher noch unbekannt geblieben ist, sich bey Gelegenheit künftiger und, wie sich voraussehen läßt, willkommener Mittheilungen, der Redaction dieser Blätter näher bekannt machen zu wollen.

den Stromes nicht gut übersehen, weil es nicht, wie in Dublin am Liffen, Quays oder Promenaden längs desselben gibt. Mit Ausnahme der Kuppel der St. Paulskirche gewähren nur die Brücken eine gute Ansicht desselben, welche an sieben Orten über denselben gespannt sind, und durch ihre Länge die Breite des Canals genau anzeigen. Während des schönen Wetters ist derselbe mit zahllosen Barken und Booten von niedlichem und leichtem Bau für's schnelle Rudern bedeckt, welche sehr angenehme Überfahrten gewähren.

London besteht aus einer unendlichen Reihe von Straßen, mit massiven Häusern, die gewöhnlich vier, und nie weniger als drey Stöcke haben. Dem Anscheine nach sind sie nicht elegant und haben ein alterthümliches Aussehen, und nur im westlichen Theile der Stadt werden sie etwas prächtiger. Aber auch die besten können sich mit Gebäuden aus polirten Quadersteinen nicht messen. Meistens sind sie schmal, haben zur ebenen Erde nur zwey enge Zimmer, eins hinter dem andern, oft mit einem weiten Thorwege dazwischen, und eine hölzerne Stiege mit Geländern von unten bis oben. Nur in den modernen Theilen der Stadt haben die Häuser einen gesenkten mit Gittern eingefassten Vorplatz; in den geschäftigen Theilen stehen sie hart am Pflaster zur Bequemlichkeit des Handels.

Im untern Geschoße finden sich die Gewölbe, wo sich die Waaren für die Vorübergehenden am vortheilhaftesten ausstellen lassen; sie scheinen sich ganz in diese weiten, großen Fenster auszuschießen, und entzücken die Fremden aus der Provinz mit allen ihren Reizen. Diese Ausstellung der Waaren in den Gewölbefenstern ist eines der größten Wunder des Platzes. Alles was der Geschmack erfinden, und die Phantasie ersinnen kann, findet sich hier angehäuft. Alle andere Städte verschwinden dagegen. Hier herrscht der größte Überfluß, und nicht etwa in einzelnen Orten, sondern ohne Unterbrechung oft meilenlang. Wo man hinsieht, ist dieser Reichtum des Handels auffallend wahrzunehmen; selbst an abgelegenen Orten bemerkt man diese Kraft, und in höherem Maße als in jeder andern Provinzialstadt. Auch das furchtbare Geschäftsgedränge hält hier den Fremden auf. Jedes Reizmittel wird hier versucht, die Käufer anzulocken, und an Bescheidenheit denkt Niemand. Ein Kaufmann bedeckt die ganze Fronte seines Hauses mit Ankündigungen, deren bunte und ungeheure Buchstaben ohne Glas auf eine Meile weit gelesen werden können. Er überschwemmt die Stadt mit bunten Zetteln, welche die ungemeyne Vortreflichkeit und Wohlfeilheit seiner Waaren anpreisen, mehrere Fuß groß sind, und an die Rauchfänge oder, was ein Lieblingsplatz zu seyn scheint, den stehen gebliebenen Pfeiler eines durch Feuer, oder sonst ein Unglück zerstörten Hauses angeklebt werden. Kurz die Mittel und Wege der Londoner Kaufleute sind endlos, und ihre Höflichkeit und Artigkeit übersteigt allen Glauben. Es schwimmt aber alles nur auf der Oberfläche, mit der der natürliche Charakter bedeckt ist; ihr Geld eingestrichen, liegt ihnen wenig daran, ob Sie in einer halben Stunde darauf zum Henker gehen. Warum sollte man es aber auch anders erwarten? Es wäre zu viel für die menschliche Natur. Der Kauf um das Daseyn ist vorzüglich in der kleinen Abstufung des Handels, und in der Erfindungsgabe und Thätigkeit der niedern Stände bemerkbar. Geld wird durch die niedrigsten Canäle in Bewegung gesetzt. Nichts ist für Nichts zu haben. Keine Frage kann man machen, ohne für die Antwort zu bezahlen; die geringste Dienstleistung ist Gegenstand der Forderung. Das Schließen einer Wagenthüre kostet Sie 2 Pence ($4\frac{1}{2}$ Kr.), denn immer ist ein Gassenjunge, als ob er aus der Erde wüchse, bey der Hand. Ihnen diesen Dienst zu leisten. Jede Straße hat ihren Kehrer, welche die Übergänge an den Enden rein halten, was ein erbliches Eigenthum zu seyn scheint. Er steht mit seinem Besen, greift an seinen Hut, murmelt etwas von Bezahlung, und es fehlt nicht an einer Menge guter Seelen, die stets bereit sind, den armen Jack für seine Mühe zu belohnen.

Die beständige Bewegung auf den Gassen erregt auch die Neugier der Fremden. Wenn die Stadt im Winter und Frühling am vollsten ist, sind die Straßen mit Fußgehern bedeckt, welche schnell in Strömen nach verschiedenen Richtungen sich bewegen, alle Verwirrung vermeiden und im Allgemeinen jedes Hinderniß mit unübertrefflichem Tact und Schonung zu umgehen wissen.

Man spricht den Fremden so viel von den Gefahren, denen man in allen Gassen ausgesetzt seyn soll, und sie haben vielleicht vieles gelesen von Beutelschneidern, Dieben und anderem Gesindel, welches einfältigen Provinzialisten auflauert. Ehe sie abreisen, nähren sie daher ihr Geld in die Kleider, und nehmen sich fest vor, nie mehr als ein Six-pence (18 Fr.) auf einmal zu zeigen, immer die Augen offen zu haben, und sich über nichts zu verwundern, um nicht für Raub und vielleicht auch Mord auserselbst zu werden. Sie sind nur immer in den Hauptstraßen vom Strand und Fleetstreet zu sehen, und würden lieber auf dem Verdeck eines Linien Schiffes mitten in einem Gefechte herumwandeln, als sich in eines der Seitengäßchen wagen.

Diese Furcht ist aber lächerlich, und die Straßenpolizei wird hier eben so gut, wie in jeder andern Stadt gehandhabt; Jedermann ist vor Beleidigung und Veraubung sicher, wenn er nicht die Höhlen des Lasters besucht und spät zurückkehrt. Zu allen Stunden des Tages kann man herumgehen ohne der geringsten Belästigung ausgesetzt zu seyn. Niemand nimmt von dem Anderen Notiz. In der Mitte der beweglichen Menge findet man sich so allein, wie in der Wüste, ein Tropfen im Meere, ein Sandkorn am Ufer. Diese vollkommene Absonderung bildet einen Hauptreiz des städtischen Großlebens. Aus einem entfernten Winkel, wo man nicht unbemerkt ausgehen kann, stürzt man sich in diesen ungeheuern Menschenstrudel, wo man unbeobachtet und unbekümmert leben und sterben kann.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, den 9. August 1835.

Ich lasse andere Blätter von den Thränen erzählen, die hier seit der fürchterlichen Explosion am 28. v. M. vergossen worden sind; die pittoreske, contrastirende, grauenschaft dramatische Seite dieser Ereignisse gehört allein diesen Blättern an. Wir hatten uns am 28. früh Morgens schon auf dem Balcon des Amphitheaters eingefunden, ein bunter Menschenstrom wogte zu unsern Füßen, der Himmel schien sich der festlich geschmückten Hauptstadt zu freuen, überall Blumen und dreifarbigte Fahnen, Trompeten und Pauken, Janitscharenmusik und wirbelnde Trommeln, welche die Bürgergarde unter die Waffen rief. Der König ist vorübergeritten, aus den Fenstern wehen Tücher, die Nationalgarden rufen ein donnerndes Vivat — plötzlich ertönt ein Lärmen, wie eine Art Gliederfeuer; wir, kaum 500 Schritt von dem Schauplatze entfernt, aber durch die Bäume des Boulevard beim Chateau d'Eau verhindert bis zum Boulevard du Temple hinabzusehen, wir hören ein dumpfes Lärmen, von Geschrey und einer seltsamen Bewegung in den Volksreihen begleitet. Augenblicklich sprengen mehrere Adjutanten an uns vorüber und verkünden die ganze Linie hinab den Mordversuch auf das Leben des Königs, den Tod des Marschalls Mortier und die Verwundung der andern Personen. Wie ein Lauffeuer jagt diese Nachricht den ganzen Boulevard hinab, die Glieder einiger Compagnien Nationalgarden lösen sich auf, umringen ihre Chefs und ein langanhaltendes Rufen vive le Roi! bekundet den Ingrimm des Bürgers gegen diesen scheußlichen, meuchelmörderischen Anfall. Als nun aber der König wieder die Reihen hinabritt, den Hut in der Hand, ruhig grüßend und die schönen jungen Prinzen ebenfalls wunderbar gerettet mit einer Art rührend-schmerzlicher Resignation folgten, ergriffen alle Legionen diese Gelegenheit, um einen selbst im July 1830 nicht energischeren Beyfall auszudrücken, Officiere hoben ihre Säbel in die Luft, die Nationalgardisten ihre Bärenmützen auf die Piken, tausend Hände ließen ihre Tücher bey jedem Schritte wehen, man rief nicht bloß vive le Roi! à bas les assassins! sondern auch jeder einzelne Mann auf seine Art Glück und Heil auf den so verrätherisch angegriffenen Fürsten. — Das heitere Fest war verschwunden, aus dem reizend geschmückten Paris wurde eine ernste, politisirende, drohende, aufgeregte Stadt, überall Gruppen, die den Mörder und die unbekanntenen Anstifter verfluchten, überall sorgliche Gesichter; der liebliche mit bunten Lampen geschmückte Concerttempel in dem Tuilerienschlusse ward niedergezissen, die Lampen wurden Abends nicht angezündet; die herrlichen Facaden der Rue de Rivoli glänzten nicht von Millionen Flammen und Lichtbüscheln; der arabische Palaß am Eingange der eiffaischen Felder verwirklichte uns keine Pracht der Märchen aus Tausend und Eine Nacht; die Schiffer auf der Seine ruderten mit ihren zum morgenden Schifferstechen (une joute) sauber gemalten Kähnen verdrießlich von dem

Sammelplaz fort; die Orchester in den elisäischen Feldern verstümmten; um das dreifarbige Banner des Pont neuf weben sich lange schwarze Trauerflaggen; Paris macht seine Vorbereitungen zu einem National-Leichenbegängnisse; die Kirche Sanct Paul zieht ein schwarzes Gewand an; der Dom der Invaliden wird eine ungeheure Finsterniß und um 15 Särge funkeln silberne Lampen, helle Kerzen und zichen Tausende von Zuschauern schweigend vorüber. Aus dem Julyfeste wird ein Leichenzug und der 5. August sieht zum ersten Male in der Weltgeschichte eine lange Reihe von Silber und Sammt geschmückten Sargwägen auf demselben Boulevard vorbeiziehen, wo die unglücklichen Schlachtopfer wenige Tage vorher in festlichen Kleidern vom Tode ergriffen und umklammert wurden. Nur in Paris kann man Ähnliches sehen, im Carneval die lange Reihe von Wägen, Masken, das Confettiverken, die grotesken Aufzüge, losen Frauen und ungebundenen bonvivants; kaum einige Monate nachher Trauerwagen und Trauerpferde, ein Hermelinmantel auf dem Sarge eines Marschalls, Herzogswappen auf dem Trauermantel, vier Marschälle zu Pferde, die das Leichentuch tragen und eben so wohl jezt auf der Bahre liegen könnten, weißgeschmückte Jungfrauen, die ein vierzehnjähriges Mädchen zu Grabe geleiten; die Theater, diese Orte der Freude, mit schwarzen Vorhängen und gelben Immortellenkränzen bedeckt, 80,000 Mann Linientruppen und Nationalgarden, die stillschweigend mit allen großen Staatsbehörden die Leichenprocession begleiten. Sodann eine wunderbar schöne Messe von Cherubini, die durch die stolzen Hallen der Invalidenkirche wie ein klagendes Rufen dahinwogt, ein schmelzendes, rührendes Adagio, ein schauerliches Forte, ein dumpfes Verhallen der dahinsterbenden Schlußaccorde; König, Volk, Staatsbehörden, Frauen, Knaben, Jungfrauen, alles in Schmerz, die Kirche schwarz, nur um die Sargstraße ein Lichtmeer, eine Strahlenglorie den Todten zu Ehren. Und am folgenden Tage am 6. nach dem Requiem ein Te Deum in Notre Dame, die uralte gothische Cathedrale zum ersten Male seit fünf Jahren festlich geschmückt, mit kleinen Flaggen und Bannern, mit weißen Tapeten und Thronhimmeln, während von dem schwarzen Thurme die große Glocke niederdröhnt, le bourdon de Notre Dame, die meilenweit gehört wird, und wie Donner die Räume des alten Baues durchdröhnt. (Die Fortsetzung folgt.)

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 9. September: „Der Hund des Aubri de Mont-Didier. Hr. Schährl spielte als Gast den Macaire.

Das Erscheinen dieses berühmten Stückes auf der genannten Bühne hat zwar ein gutbefehltes Haus, aber keinen sonderlich günstigen Eindruck gemacht; weder die Leistungen des Hundes noch jene der Mehrzahl der Schauspieler erhoben sich über die Mittelmaßigkeit. Die H. Koch und Sommer sind Opern-Individuen, folglich nur als Nothbehelf im recitirenden Drama verwendbar, die H. Schährl und Kandler scheinen im Fache der Intriguants außer ihrer Sphäre, Hr. Gehrig war ganz kalt und ohne Leben, es blieben also nur Mad. Klein und Reimbeck, dann Hr. Kort, welche recht tüchtig wirkten. Die Besetzung des Eloi durch Mad. Springer darf als ein gänzlicher Mißgriff bezeichnet werden; sowohl das Liebesverhältniß als vorzüglich der nachfolgende Verdacht des Mordes verlor alle Glaubwürdigkeit, wenn man diesen Extract einer Mannsgestalt betrachtete, deren heftige Gesticulation ungebührlich an die Pantomime erinnerte, und so war schon von vorne herein ein Haupttheil der Wirkung verloren. Mit Dragon's Dressur hat es auch sein eigenes Bewandniß; am besten zeigt sie sich im Vellen, welches immer a tempo eintraf; übrigens aber geschah die Verfolgung durch das Gebirge, dann über die Bühne, recht bedächtig und nach dem Sprunge aus dem Fenster präsentirte sich der vierbeinige Gast noch einmal vor dem Publicum, gemüthlich schwängelnd, als wollte er sich für ein Hervorrufen bedanken. Es liegt im Grunde wenig an dieser quadrupeden Posse; allein wenn man sie einmal bringt, so muß es auf eine Art geschehen, die keine Vergleichen in die Schranken fordert; in Wien aber hat man die Künste des Hundes mit solcher Virtuosität gesehen, daß ein Dragon von minderer Fertigkeit übel an seinem Plaze ist. Hr. Schährl nimmt den Mund etwas zu voll und outrirt, sonst mag er jedoch nicht ohne Ansehnlichkeit im Spiele seyn; am Schlusse ward er gerufen.

Wagenbild III.

Nr. 1. Ein sehr leichter Phaeton, mit ganzer Wendung, auf Druckfedern neuester Gattung.

Nr. 2. Eine Stadt- und Reispfritschka auf zwölf Federn neuester Art.

Aus der k. k. priv. Wagenfabrik der H. Brandmeyer und Sohn, Rossau Nr. 94.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 15. September 1835.

III

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein coloriertes Modestück, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

B e k a n n t m a c h u n g

an die Abnehmer und Leser der Wiener Zeitschrift.

Mit Bezugnahme auf die in Nr. 97 dieser Blätter mitgetheilte Nachricht von dem Hintritte des Hrn. Johann Schickh, zeitherigen Herausgebers und Redacteurs der Wiener Zeitschrift, wird den Abnehmern und Lesern derselben bekannt gemacht, daß die Witwe des Verewigten von der hohen Behörde die Bewilligung erhalten hat, das von ihrem Gatten gegründete Unternehmen, unverändert in Form und Ausdehnung, fernerhin fortführen zu dürfen.

Der Unterzeichnete hat, von der hohen Behörde in dieser Eigenschaft be-
stätiget, als verantwortlicher Redacteur die Leitung der Wiener Zeitschrift
von dem heutigen Tage an übernommen. Seit vier Jahren bereits mit dem
literarischen Theile des Redactionsgeschäftes beauftragt und vertraut, auch als
Verfasser mannigfacher Beyträge und namentlich der in dem genannten Zeit-
raume erschienenen kritischen Aufsätze über die Leistungen der k. k. Hoftheater,
den Lesern, wenn nicht dem Namen, doch der Sache nach bekannt, glaubt er
in dem bisher für das Institut Geleisteten, eine vielleicht nicht ganz unverläß-
liche Bürgschaft für die Zukunft bieten zu können. Das Ziel seiner Bestre-
bungen wird demnach seyn, die Wiener Zeitschrift, als ein dauerndes Denk-
mal ihres hochverdienten Gründers, der Auszeichnung und Theilnahme wür-
dig zu erhalten, welche sie durch eine so lange Reihe von Jahren gefunden hat.
Um dieses Ziel desto sicherer zu erreichen, werden Tendenz, Form und Aus-
stattung der Zeitschrift unverändert dieselben bleiben. Die Modenbilder, die
musicalischen und anderen artistischen Beylagen, sollen, der Zahl wie dem
Werthe nach, unverändert wie bisher geliefert werden. Was den Text des
Blattes betrifft, so wird das Bemühen der Redaction dahin gehen, durch
strenge Sorgfalt in der Wahl der Materialien, durch zweckmäßige, mit der
Tendenz der Zeitschrift verträgliche Mannigfaltigkeit, durch möglichste Schnel-
ligkeit der Reserate und endlich durch Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe im
Fache der Kritik, das Vertrauen und die Achtung der Leser zu erwerben.

Mit diesen unwandelbaren Vorsätzen gerüstet, ladet der Unterzeichnete die Freunde der Wiener Zeitschrift ein, dieses Unternehmen durch ihre fernere Theilnahme unterstützen und befördern zu wollen. In gleichem Sinne fordert er diejenigen Schriftsteller des In- und Auslandes, welche der Zeitschrift bereits ihre Beyträge zugewendet haben, oder welche sich dem Kreise der Mitarbeiter anzuschließen gedenken, zu freundlicher Mitwirkung auf. Die Bedingungen in Beziehung auf Honorirung und Aufnahme der Beyträge bleiben unverändert, wie sie bisher bestanden, und die Herausgeberinn verpflichtet sich hiemit zu der von dem Berewigten stets beobachteten gewissenhaften Pünctlichkeit. Einsendungen und schriftliche Mittheilungen werden, wie bisher, unter der Aufschrift: An die Redaction der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, mit Zusicherung der möglichst schnellmöglichen Erledigung, erbeten.

Wien, den 15. September 1835.

Friedrich Wittbauer,
Redacteur der Wiener Zeitschrift.

L i s i n k a.

(Fortsetzung.)

Während dieser Zeit verbreitete sich ein Gerücht, das, so verworren es auch schien, doch die kaum besiegten Zweifel aufs Neue in ihr erweckte und selbst François's Aufmerksamkeit, mehr als er es sich selbst gestehen mochte, erregte. Es hieß nemlich, man habe in einer der entlegensten Vorstädte von Paris die Leiche eines jungen Mädchens, in einem sonst sehr achtbaren Gasthause, worin nicht selten Fremde einzukehren pflegten, gefunden. Die Leiche habe Spuren von Vergiftung gezeigt, wer aber die Schreckensthat beging, ob sie selbst oder ihr junger Begleiter, konnte Niemand mit Gewißheit behaupten; doch hielt man Letzteren um so sicherer für den Mörder, als er auf einmal verschwunden und folglich dem Arm der strafenden Gerechtigkeit entflohen war.

Wer die Unglückliche gewesen seyn müsse, ließ sich nicht ausmitteln; der Wirth des Gasthofes wußte nur so viel, daß sie ihren Begleiter Emil genannt habe, sehr traurig gewesen sey, unter dem Vorwande großer Ermüdung jede weitere Bedienung für den Rest des Tages verbeten und sich in dem ihr angewiesenen Zimmer sehr früh zur Ruhe begeben hatte. Am folgenden Morgen fand man sie todt.

So wenig Grund vorhanden war, in dem des Mordes verdächtigen flüchtig gewordenen Fremdling den todtgeglaubten Emil zu vermuthen, so erschütternd wirkte dennoch die Ähnlichkeit des Namens auf Rosalie, ja selbst François vermochte sich einer peinlichen Empfindung nicht zu erwehren, die ihn um so unangenehmer berührte, je mehr er sie vor seiner Gemahlinn zu verbergen bemüht war. Er begab sich selbst nach Paris, seine vielseitigen Verbindungen verschafften ihm die Gelegenheit sich von jenem Vorgang so genau als möglich zu unterrichten; wenn aber die Beschreibung, welche ihm der Wirth von der Person des Fremden machte, allerdings einige Ähnlichkeit mit Emil enthielt,

so lag die Unmöglichkeit, daß er, wenn er noch lebe, ein Mörder geworden seyn könne, so klar am Tage, daß François seine Nachforschungen einzustellen, und die Lösung dieses finstern Räthsels der Zeit und dem Schicksale anheim zu stellen beschloß.

Zehn Jahre waren vorüber. François befand sich auf einer Geschäftsreise, die ihn nach Deutschland und unter andern Orten auch nach B. . . . führte. Nachdem er daselbst bereits alles Sehenswürdige in Augenschein genommen hatte, begab er sich eines Tages auch in das Irrenhaus, um diese mit Recht gepriesene Anstalt ebenfalls kennen zu lernen. Er hatte schon mehrere Gemächer durchwandert und gelangte jetzt nach dem Garten. In dem lebhaftesten Gespräch mit seinem freundlichen Begleiter begriffen, der ihm auf die zuvorkommendste Weise alles zu erklären und jede Frage genügend zu beantworten bemüht war, bemerkte er nicht, daß sie sich in einem ziemlich dichten Laubengange befanden, der an der Hinterwand des Gebäudes hinlief. Plötzlich hörte er einen lauten, durchdringenden Schrey, blickte auf und trat tödtlich erschrocken zurück, als ihm mitten aus dem dichten Blättergewinde ein Paar große, wahnsinnig rollende Augen entgegenstarrten, die um so gräßlicher auf ihn wirken mußten, als er sonst keinen Theil des Gesichtes zu sehen bekam. Noch besaß er nicht Fassung genug zu einer Frage, da schlugen die in wildem, fast brüllenden Tone ausgestoßenen Worte: „Hurrah Lisinka!“ an sein Ohr, zu gleicher Zeit vernahm er das Klirren schwerer Ketten und in demselben Moment verließ ihn auch sein Führer, der ihn hier einige Minuten zu verweilen und seine baldige Wiederkehr zu erwarten bat.

François stand tief erschüttert; er erinnerte sich der Worte des Wahnsinnigen nur allzu deutlich und zweifelte daher nicht, daß er ein und dieselbe Person mit jenem Fremden seyn müsse, der vor nunmehr zehn Jahren auf eine so sonderbare Weise in seinem Garten erschienen, und eben so wieder verschwunden war. Ob er aber auch der des Mordes verdächtige Flüchtling sey? ob das finstere Räthsel, das ihn und seine Gattinn eine lange Zeit so sehr beschäftigt hatte, hier gelöst werden sollte? war eine Frage, deren Beantwortung er auch jetzt kaum zu hoffen wagen durfte.

François's Begleiter kehrte wirklich ziemlich schnell zurück; unaufgefordert erzählte er ihm, daß der Unglückliche, den er vorhin gehört habe, einer der gefährlichsten Wahnsinnigen wäre, daß man ihn deßhalb in einer kleinen Zelle bewahre, deren Gitterfenster von Laub umwachsen nach dem Garten gingen, und daß er, wenn der Parorysmus ihn überfalle, was jedoch selten geschehe, nur mit der größten Gewalt zu bändigen sey. Der eben so erfahrene als menschenfreundliche Mann fügte übrigens hinzu, daß wohl nur ein sehr großes Unglück, nur ein ganz besonders schmerzhaftes Ereigniß Schuld an der Geisteszerrüttung des Armen seyn müsse, der, so lange er sich in dieser Anstalt befinde, noch nie einen andern zusammenhängenden Laut, als jene beyden Worte von sich gegeben habe.

François's Aufmerksamkeit stieg immer höher, er fragte seinen Begleiter, ob er nicht wisse, wer der Unglückliche sey und auf welche Weise er hieher gekommen wäre? Dieser erwiederte: vor mehr als neun Jahren habe ein Fremder sich bey dem Vorstande der Anstalt melden lassen, habe eine bedeutende Summe Geldes niedergelegt und um Aufnahme für den Wahnsinni-

gen gebeten, den er in einem Dorfe nahe bey W.... in dem schrecklichsten Zustande gefunden haben wollte.

Der Fremde, ein Franzose, habe vorgegeben, nichts weiter von ihm zu wissen und nur eine Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen, indem er ihn hieher bringe. Man nahm keinen Anstand die Bitte zu gewähren, und so befand sich denn der Unglückliche schon seit geraumer Zeit an diesem Orte, ohne die unermüdete Fürsorge seiner Wohlthäter durch eine schwache Hoffnung auf Genesung zu belohnen.

François konnte die tiefe Bewegung, in welcher er sich befand, nicht verbergen, er bat seinen Begleiter um Erlaubniß, den Wahnsinnigen sehen zu dürfen, indem er die Versicherung hinzufügte, daß nicht Neugierde, wohl aber eine schmerzliche, vielleicht nur allzu gerechte Theilnahme ihn zu diesem Begehren veranlasse. Nach einigem Nachdenken willigte sein Führer ein. Der Wahnsinnige hatte sich inzwischen beruhigt, die tödlichste Ermattung war dem Ausbruche seiner Wuth gefolgt, es stand daher nicht zu befürchten, daß François's Erscheinung einen neuen Anfall bewirken werde. Mit banger Erwartung schritt dieser hierauf an der Seite seines Führers der Zelle zu, in welcher der Unglückliche wohnte, eine düstere Ahnung, eine nie empfundene namenlose Furcht hatte sich seiner bemächtigt; jetzt standen sie vor der kleinen niedrigen Pforte, die so viel Glend barg, die Riegel rasselten, das Schloß ward geöffnet, sie traten ein in das enge, wohlverwahrte Gemach. François blickte umher, gewahrte eine hagere, abgekehrte Gestalt mit schwarzen wild verworrenen Haaren auf einem Ruhebette liegen, sie starrte mit hohlen Augen nach ihm hin, er erkannte die zerstörten, todtentblassen Züge, schrie laut auf und verbarg sein Antlitz an des stannenden Aufsehers Brust.

In dem nemlichen Moment sprang der Wahnsinnige von seinem Lager empor, nahte sich François, gleichsam als wolle er ihn recht genau betrachten, sein schrecklicher Ruf: „Hurrah Visinka!“ erkante aufs Neue; allein, als nun dieser mit der zärtlichsten, aber auch schmerzlichsten Bewegung den Namen Emil nannte, als er seine Arme ausbreitend ihn an sein Herz drücken wollte, da bemächtigte sich eine gewaltsame Erschütterung des Unglücklichen, sein Auge rollte, seine Glieder bebten, plötzlich brach er in ein lautes herzerreißendes Schluchzen aus — und sank dann in todähnlicher Ohnmacht zu Boden.

Keine Feder ist mächtig genug, François's Empfindungen zu beschreiben; — nur wer den todtgeglaubten Freund auf diese Weise wiederfindet, wer sich überdieß noch einer geheimen Schuld gegen diesen Freund bewußt ist, nur der kann allenfalls ermessen, was François's in jenen fürchterlichen Augenblicken litt. — Der Arzt hatte ihm erlaubt, bey Emil zu bleiben, er gab die Versicherung, daß diese Krisis den Kranken, wenn er noch Kraft genug besäße, entweder zur Genesung, oder zum nahen Ende seiner Leiden führen werde, und daß daher kein Nachtheil von François's Gegenwart zu befürchten sey. Aufgelöst in namenlosen Schmerz erwartete dieser jetzt von Minute zu Minute Emils Erwachen; es erfolgte endlich, zu gleicher Zeit äußerte sich aber auch eine so große Schwäche an dem Kranken, daß der Arzt seiner Auflösung mit jedem Moment entgegen sah.

Die Rückkehr seines Verstandes, und daß er François erkannt habe, bewiesen sowohl seine freundlich auf diesen gerichteten Blicke, als der Versuch

zu sprechen, den er mehrere Male, jedoch vergebens wiederholte. François hatte seine beyden Hände gefaßt, er nannte ihn mit den zärtlichsten Namen, bat ihn sich nur erst zu erholen und dann mit ihm in das Vaterland zurück-zukehren. Emil aber lächelte wehmüthig, blickte zum Himmel, als wolle er sagen, daß dort allein seine Heimat sey und versank dann wieder in eine Art von Halbschlummer, der die traurige Prophezeung des Arztes nur allzu bald bestätigte. Nach einigen Stunden erwachte Emil abermals, er war jetzt der Sprache mächtiger als zuvor, wenigstens vermochte er einige Worte zu sammeln, von denen François den Namen André Renaud am deutlichsten verstand. Immer schwächer werdend sank er dann wieder auf sein Lager zurück, der Name Lisinka bebte noch einmal von den zuckenden Lippen und mit ihm entfloß die Seele des Unglücklichen, um sich dort auf ewig mit der Geliebten zu vereinen.

(Der Schluß folgt.)

Aus meinem Wanderbuche.

Von Eduard Freyherrn von Feuchtersleben.

Bey einem Waldbrande.

Hoher, ehrwürdiger Wald,
Ein paar Pilgerleben alt,
Hast du denn nicht warten können,
Bis die Zeit kam, zu verbrennen?

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, den 9. August 1835.

(Fortsetzung.)

Durch diese, dem Fremden so pittoresken Schattirungen des Pariserlebens ist dieser Sommer zu einem der interessantesten geworden, die Engländer sind schaaarenweise aus London hergeströmt, sobald sie den Mordanfall wußten, um wenigstens das Leichenbegängniß, die glühende Capelle und das Te Deum in Notre Dame zu sehen, während die vornehme Pariser Welt größtentheils abwesend ist und theils in Bardges, theils in deutschen und niederländischen Bädern reine Lüste athmet. Unsere Kunstwelt wird natürlich jetzt ganz von den letzten Ereignissen ebrückt; eine Nachricht über Fleisch's frühes Leben findet mehr Leser als sämtliche neue Romane, die Lithographie seines scharfgezeichneten, ausdrucksvollen Gesichtes wird mehr verkauft als je die Bildnisse von der Sontag, der Taglioni, der Mars. Der Speculant, der die erste Idee hatte, das kleine Häuschen Nr. 50 auf dem Boulevard du Temple nebst der Mordmaschine und dem Mörderprofil lithographiren zu lassen, hat in 8 Tagen 250,000 Exemplare abgesetzt, 100,000 nach England, 40,000 nach der Provinz und 110,000 für Paris und die Umgegend. — So sind denn natürlich in diesem Augenblicke die Theater wenig besucht, die große Oper ist noch immer nicht mit der neuen Oper von Meyerbeer fertig, und „die Jüdin“, „Wilhelm Tell“, „die Silphide“, „Graf Dry“, u. s. w. müssen, oder besser, sollen uns Geduld geben. Eben so ist es noch immer nicht entschieden, ob Hr. Veron, der bisherige Director, oder der talentvolle Decorationsmaler Duponchel die Leitung der großen Oper künftig führen werden, da Veron sich jetzt mit einem Einkommen von 80,000 Franken jährlich, welches er sich in ein paar Jahren erworben, gerne zurückziehen wollte. Das Publicum fürchtet seinen Abgang, da er äußerst gewandt ist, und Duponchel vielleicht zu viel auf Decorationen und Pracht und zu wenig auf den classischen Werth gibt. Mad. Damoreau-Cinti ist seit einiger Zeit wieder hier, wird aber nur kurze Zeit in Paris bleiben, da sie vom September an nicht

mehr engagirt wird und in Italien singen will. Falcon singt jetzt alle ersten Parthien, Dorus-Gros hat in Brüssel viel Beyfall gefunden und gastirt jetzt im Haag. — Ein neuer Bassist, Sirda, gehört unstreitig zu den schönsten Stimmen, die es jetzt in Europa gibt. — Die italienische Oper wird zu Anfang September ihre Vorstellungen beginnen, Rubini, Tamburini, Lablache, Santini, Iwanof und Giustietta Grisi sind wieder engagirt, die Directoren Robert und Severini reisen jetzt in Italien, um eine zweyte gute Sängerin zu entdecken. Mad. Malibran-Garcia hat in London im Coventgarden-Theater ungeheuren Beyfall gehabt, vorzüglich als Fidelio, ferner im Orhello u. s. w. Sie hat in ihrer Benefice über 70,000 Franken gewonnen, und von dem Director ein ungeheures Honorar und einen reichen Schmuck erhalten. Leider haben wir nicht die Hoffnung, diese erste aller jetzt lebenden Sängerinnen diesen Winter zu besitzen. In der komischen Oper sieht es höchst ärmlich aus, obgleich die beyden besten Mitglieder, der Tenorist Cholleet und Mlle. Prevost seit einigen Wochen aus Brüssel hier angekommen sind, und sich alle mögliche Mühe geben, ein erbärmliches Repertoire von erbärmlichen Sängern unterstützt, oder besser nicht unterstützt, zu singen. Fast alle Wochen wird eine neue Oper geboren und bald nachher vom Publicum begraben; vorgestern ist eine, les deux Reines, von Monsy o u ebenfalls spurlos vorübergeschritten. Das französische Theater (le français) feiert auch seine Ferien und läßt die Hundstage vorübergehen, in der Porte S. Martin gibt man ein Melodram „la Berline de l'Emigré,“ worin mehr geschossen als gesprochen wird, im Ambigu ebenfalls ein Melodram „l'Incendiaire,“ worin mehr Feuer als Verstand ist und endlich im Palais Royal ein Spectakelstück „la Folle de la Beresina,“ worin viel gepostert, schwadronirt und gedonnert wird, daß, wenn man Abends im Garten des Palais Royal spazieren geht, man stets den Lärm hinter den Coulißen hören kann.

Im Gymnase ist indessen eine liebliche Erscheinung zu erwähnen, und wenn auch das Repertoire ein Bißchen abgenutzt und die Scrib'e'schen Stücke aus der Mode kommen, so bleibt Eugénie Sauvage einstweilig jetzt die beste unter den jungen französischen Liebhaberinnen. Leontine Fay, jetzt Mad. Volny's, die an demselben Theater engagirt ist, verliert täglich mehr, „die schönen Tage in Aranjuez sind nun vorüber,“ und die blonde, zierliche, überaus natürliche Eugénie hat die brünette, pitante, überaus gezielte Leontine Fay um die Gunst des Publicums und der Kritik gebracht. Es gibt jetzt auch in Deutschland keine Schauspielerin, die ein so reiches Talent für das feine, elegante Drama, für das naïv-sentimentale, anmuthige Fach hätte; Eugénie Sauvage hat Gemüth, Gefühl und ein überaus anständiges Spiel, im pathetischen Drama ist und kann sie nie groß werden, will es auch nicht versuchen; sie ist jetzt von den ganz jungen die beste Schauspielerin. Tragikerin ist Dorval, allein für das Sentimental-Rührende, Georges für das Ultra-Tragische, Mars ist nie wahrhaft groß als tragische Künstlerin gewesen, obgleich immer sehr angenehm; das höhere feine Lustspiel ist ihr Hauptsach und darin, in den sogenannten rôles de bon ton (Mad. Danville in der école des vieillards) ist sie meisterhaft.

Mad. Albert, die bekanntlich aus Liebe zu dem Schauspieler Volny's krank und etwas geistesabwesend wurde, auch das Theater für einige Zeit verlassen mußte, ist jetzt wieder hergestellt, gastirt in der Provinz, und wird nächstens wieder mit Vergnügen im Vaudeville begrüßt werden.

(Der Schluß folgt.)

L i t e r a t u r.

„Vaterländische Dichtungen,“ von E. A. Kaltenbrunner. Einz, gedruckt bey Friedr. Curich. 8. 287 S.

„In's Vaterland, an's theure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!“

Schiller.

Das Motto, welches der Verfasser seinen Dichtungen vorsehte, bestimmt auch uns, diese seine poetischen Erzeugnisse in dem Sinne der Schiller'schen Worte zu würdigen und zu beurtheilen. Kaltenbrunner, seit mehr als zehn Jahren durch seine meist glücklichen Beyträge in den besten Zeitschriften des In- und Auslands des rühmlich bekannt, tritt nun zuerst mit einer ganzen Sammlung, und zwar namentlich seiner vaterländischen Dichtungen, den Freunden der Poesie und zuvör-

derst jener von vaterländischer Tendenz, entgegen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß des Verfassers Geburtsland Oberösterreich, und das längst allen Freunden der Natur durch seine Reize bekannte und geliebte Salzkammergut, sowohl in Bezug auf geschichtliche Erinnerungen und die Sagenwelt, als durch seine wunderherrlichen Naturschönheiten reichen, lohnenden, wahrhaft poetischen Stoff für den begeisterten Sänger biete, und so bedarf unseres Erachtens die Wahl des Gegenstandes keiner weiteren Rechtfertigung. In wie fern nun der Verfasser vorliegender Dichtungen in seinem Streben, das Schöne der Natur, die Größe vergangener Thaten und den Zauber schöner Vaterlandsiebe zu besingen, glücklich war, darzuthun, ist der Zweck dieser Zeilen. — Was vorerst den Geist und den poetischen Werth betrifft, der sich in diesen Dichtungen kund gibt, so können wir mit Freude sagen, daß Kraft, Innigkeit, Klarheit, Gesundheit der Ideen, Gemüthlichkeit und Adel, Harmonie des Ganzen und Reinheit der Form die unbestreitbaren Vorzüge dieser Dichtungen sind, und daß des Dichters Phantasie, die man unter einem gewissen Maßstabe oft weniger glühend nennen möchte, eben dadurch von aller excessiven Ausschweifung frey ist.

Wohlthätig wirkt die Besonnenheit, mit der die lebendigen Bilder der Phantasie geordnet und harmonisch an einander gereiht sind, so wie die Klarheit in der Beschreibung des Tiefempfundenen. Rücksichtlich der Wahl der für diesen Band bestimmten vaterländischen Dichtungen, müssen wir größtentheils dem Verfasser Glück wünschen; können aber nicht umhin, die Bemerkung auszusprechen, daß die Hinweglassung einiger Gedichte, die nur Früchte der veranlassenden Gelegenheit sind, so wie selbst der an und für sich recht glücklichen prosaischen Aufsätze (da dieselben zu fragmentarisch und in den Liederkranz nur störend eingeflochten erscheinen) den günstigen Eindruck des Ganzen nicht verringert hätte. — Was nun jene Gedichte betrifft, denen ein historisches Factum oder eine Sage zum Grunde liegt, so können wir der Bearbeitung derselben unsere volle Anerkennung nicht versagen, indem die obenerwähnten Vorzüge des Ganzen gewiß auch in dieser Dichtungsart vorleuchten. — Unter diesen machen wir besonders aufmerksam auf folgende: „Kaiser Maxens Sarg,“ welches sich durch ergreifende Tiefe des Gedankens, edle Einfachheit der Sprache und besondern Wohlklang der Verse auszeichnet; das erschütternd wahre „Land der Treue,“ „der Hund,“ an welchen Wallasden nur die Längen zu rügen sind; „der Belagerte,“ ausgezeichnet durch Lebendigkeit; „die Mitternacht vom 1. auf den 2. März 1835,“ welches Gedicht, abgesehen von der Benützung einer Grillparzer'schen Idee, rücksichtlich der Bearbeitung zu den ausgezeichnetsten gehört. Weniger ansprechend ist „Österreichs Herzogswappen,“ minder glücklich der Stoff in „Montecucoli,“ und jugendlich erscheinen uns „die letzten Schaumburge“ und „das Fräulein von Wolfsegg.“

Unter jenen Gedichten, in denen der Verfasser die Schönheiten seines Geburtslandes und des Salzkammergutes feiert, und die wir noch gelungener nennen möchten, verdient ohne Zweifel „der Sonettencyclus vom Salzkammergute“ die ehrenvollste Auszeichnung. Es liegt jeder Anschauung, eine ächt poetische Bedeutung und geistiger Wiederklang zum Grunde, so daß sich diese Gedichte dadurch über bloße poetische Gemälde weit erheben. Ref. ist der Meinung, daß dieser „Sonettencyclus“ besonders ein freundschaftlicher poetischer Gefährte für Reisende in diese Gegenden seyn dürfte. Außer dem zeichnen sich in diesem Genre aus: „Laureacum,“ „Algen bey Salzburg,“ „Unter der Linde in St. Magdalena,“ „an Salzburg“ und „das Ennsthal.“ Weniger poetisch aufgefaßt scheinen uns: „die Kaiserau,“ „St. Florian,“ „Schärding,“ „Kremsmünster“ und „Wildbergs Ruinen.“ Hier fehlt der entsprechende poetische Rückklang, und die Form ist nur beschreibend. — Sehr glücklich und eine weisvolle Spende sind die eingestreuten lyrischen Gedichte, deren Tendenz eben nicht rein vaterländisch ist, die aber an poetischem Werthe sich an die schönsten lyrischen Blüthen deutscher Sänger anreihen dürfen. Ref. kann nicht umhin, bey dieser Bemerkung zugleich den Wunsch auszusprechen, daß der Verfasser, nachdem er sich diesmal fast nur auf eine Sammlung vaterländischer Dichtungen beschränkte (welche Beschränkung wohl motivirt, aber bey den Freunden seiner ausgezeichneten Muse nicht entschuldigt ist), ehestens zu einer Sammlung seiner besonders schönen, werthvollen lyrischen Gedichte sich bestimmen möchte. — Unter den oben erwähnten lyrischen Gedichten bezeichnen wir vorzüglich das wunderliebliche: „An die Lieben in der Ferne,“ die zarte: „Erinnerung an den Ulmsee,“ „Gruß in die Berge,“ das gemüthliche, sehr gelungene: „Meine Theuern,“ die tiefempfunden schöne „Schubert's Todtenfeier“ und das würdige: „An die Frauen Österreichs,“ dessen Schlußvers nur etwas wunderbar klingt.

Die Form aller Gedichte ist durchgehends gediegen, rein und edel und nur der Kleingeist würde sich mit Auffuchung ganz unbedeutender Mängel beschäftigen. Eines der schönsten Gedichte ist das Widmungsgedicht „An Oberösterreich,“ in dem sich der Geist des Dichters ganz characterisirt. Wir geben hier die letzte Strophe desselben:

Du, meiner Freunde Land, wo ich geboren,
Wo meiner Väter theure Asche ruht,
Dem ich so fest mein Glauben zugeschworen,
Da du mir gabst der treuesten Liebe Gut; —
Du, dessen Hort mein Hoffen sich erkoren,
Mir nährt und hält des Mannes starken Muth;
Das meiner Wahl ein edles Weib gegeben, —
Nimm hin mein Lied — das Herz aus meinem Leben!

—[—

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 10. September zum ersten Male: „Juncker Schnauhenschnabel, oder welcher ist der Rechte.“ Localposse mit Gesang in drey Aufzügen. Musik von Hrn. Adolph Müller.

Der Herr von Hahnenklau, ein ehemaliger Wattmacher, besitzt eine Tochter, welche er einem Freunde, dem Fahrenjuncker obigen sinnreichen Namens, zur Frau zugesagt hat. Allein das Mädchen unterhält einen Liebeshandel mit einem jungen Officier, der, um in das Haus seiner Angebeteten zu gelangen, sich als Bramarbas maskirt und für den Bräutigam ausgibt, welchen die Eltern seit langen Jahren nicht gesehen. Diese Idee fällt aber auch dem Barbier Kupferl, dem Liebhaber des Stubenmädchens im Hause, dann einem Neffen der Familie Hahnenklau bey, dessen Absicht auf eine Geldprellerey des Oheims hinausläuft. Der Officier wird in einen Kasten versteckt, der eigentliche Juncker, als er ankömmt, für einen Betrunknen gehalten, der Barbier und der Neffe gerathen in eine Schlägerey, da Jeder für den Rechten gehalten seyn will, und am Ende, wo alle vier zusammentreffen, entsteht großer Lärm über die Herausfindung des wahren Junkers. Doch der Officier beweist mit vorgehaltener Pistole sein Recht auf den Besitz des Fräuleins, der Barbier vereinigt sich mit der Jose, der Neffe hat auf schlaue Weise sich in den Besitz von 200 Ducaten gesetzt, und der ächte Juncker muß mit langer Nase abziehen. — Dem Vernehmen nach ist die Piece einer älteren nachgebildet, die uns unbekannt ist, eine Unkenntniß, die wir zu bedauern wenig Anlaß finden. Die Scene des Zusammentreffens der vier Juncker ist von drastischer Wirksamkeit, allein auch die einzige erträgliche, und doch dabey auf so manche Unwahrscheinlichkeit, auf so viel Zweckloses basirt, daß sie dem Schicksal der Posse keine willkommene Peripetie zuführen konnte. Im ersten Acte geschieht gar nichts und in den beyden andern läuft Alles so plantos und bunt durch einander, daß man dem voraussehbaren Endresultate mit wahrer Pein entgegensteht; außerdem sind die Figuren fast durchaus farblos und der Faden, an welchem die einzelnen Episoden zusammenhängen, ist zu dünn, als daß man Intresse an der Handlung gewinnen könnte. Indessen ist die Piece noch nicht die schlechteste dieser Bühne und dem Bearbeiter muß man das Verdienst mehrerer recht drolliger Einfälle zugestehen; Namen, wie der auf dem Titel ausgesprochene, sollten übrigens den Bänkelsängern vorbehalten bleiben. — Rückfichtlich der Darstellung läßt sich Gutes sagen; die H. Bosard, Stahl, Hopp als Nebengestalten entsprechend und auch sonst kam nichts Störendes vor. Von Hrn. Bosard befremdete es uns, daß er das Wort Bramarbas wie Barnabas aussprach. Am Schlusse der Vorstellung äußerte das Publicum sein mißbilligendes Urtheil durch lautes und allgemeines Wischen. Noch ist zu erwähnen, daß die Musik von Hrn. Adolph Müller war.

(Mit Nr. 37 des Notizenblattes.)

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.
Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Witthauer.
Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 17. September 1835.

112

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

E i s i n f a.

(S c h l u ß.)

Es war ein trüber Herbstabend, als François auf jenem weit entlegenen Gute ankam, wohin er einst den durch ihn und Emil dem Verderben entrissenen André Renaud nebst seiner Gattinn gesendet hatte. Er durfte sich seit jener Zeit zwar stets seines gelungenen Werkes erfreuen, konnte die Familie aber der großen Entfernung wegen nur selten besuchen. Was ihn jetzt hieher führte, waren die letzten Worte seines sterbenden Freundes. Nur André konnte, wie er vermuthen mußte, den dunkeln Schleyer heben, der das Schicksal des Unglücklichen verhüllte, nur er vermochte es vielleicht die schwere Schuld, die François's Herz belastete, zu heben, oder sie als unsühnbar, als die Ursache von Emils Tode zu bezeichnen.

André empfing seinen Wohlthäter mit dankbarem Entzücken. Das schmerzliche Ereigniß wurde bald zur Sprache gebracht, Renaud hatte jedoch kaum die letzten, obwohl unzusammenhängenden Worte des Sterbenden aus François's Munde vernommen, als er sogleich ein ziemlich starkes Packet Schriften herbeybrachte, welche Emils Geschichte, von ihm selbst aufgesetzt, bis zu seiner Ankunft in Paris enthielten; was seit jenem Zeitpunkt mit ihm vorgegangen, ergänzte André, in so weit er selbst genauer davon unterrichtet war.

Renaud und seine Gattinn saßen eines Abends in traulicher Eintracht bey ihrem kleinen Mahle, als ihnen ein Fremder gemeldet ward, der, wie der Diener sagte, auf eine wilde, fast stürmische Weise Einlaß in das Schloß begehrte. Verwundert über diesen ihm unbegreiflichen Besuch, und seinen Leuten die größte Vorsicht anbefehlend, gebot André den Unbekannten zu ihm zu führen; wie sehr vermehrte sich aber seine Überraschung, als Jeannette mit weiblichem Scharfblick, trotz der seltsamen Verstorung, trotz den entstellten, ja beynahe verzerrten Zügen, ihren ehemaligen Beschützer Emil Doreville in ihm erkannte.

Ohne begreifen zu können, was ihn hieher geführt haben mochte, mußte

ten Beyde zu ihrer größten Bestürzung bald den schrecklichen Zustand entdecken, in welchem der Unglückliche sich befand; lichte Momente, in denen die tieffte Verzweiflung sichtbar ward, wechselten mit Anfällen von Wahnsinn, während welcher er nur die beyden Worte: „Hurrah Lisinka!“ mit gellender Stimme ausstieß. Renaud und Jeannette thaten alles, was sie vermochten, den Bedauernswürdigen zu pflegen, allein die lichten Zwischenräume wurden immer seltener, seine Geisteszerrüttung immer heftiger. In einem der ersteren übergab er Renaud einst jenes Packet, ließ ihn aber einen feyerlichen Eid schwören, dasselbe nicht eher als nach seinem Tode in François's Hände zu legen und überhaupt sein Daseyn, so wie seinen Aufenthalt vor Jedermann geheim zu halten. Renaud that wie jener begehrte. Was er aus den unzusammenhängenden, oft unterbrochenen Mittheilungen des Unglücklichen nach und nach errieth, war ungefähr Folgendes:

Nach seiner Ankunft in Paris hatte Emil absichtlich jene entlegene Vorstadt gewählt, um keinem seiner früheren Bekannten zu begegnen. Zu allererst wollte er seinen Freund François auffuchen, sich bey diesem nach Rosalien erkundigen und die Entscheidung seines Schicksals von ihm erfahren. Zufälligerweise befand sich in Emils Gasthof ein Mann, der von Descourts nahe gelegnem Landgute kommend, seinen Kameraden von dessen liebenswürdiger Gattinn erzählte. Emil horchte hoch auf, heiße Sehnsucht, den theuern Freund nach so langer Trennung wiederzusehen, und eben so heftiger Drang sein Loos entschieden zu wissen, ließen ihn den folgenden Tag nicht erwarten, er mußte noch heute, noch in dieser Stunde fort. Abschied nehmend trat er deßhalb vor Lisinka, der er sein Vorhaben mittheilte, indem er ihr zugleich die schleunigste Rückkehr gelobte. Wäre er weniger befangen, weniger mit dem, was er erfahren sollte, beschäftigt gewesen, so würde ihm die seltsame Veränderung, welche mit Lisinka vorgegangen war, gewiß nicht unbemerkt geblieben seyn, er würde die leidenschaftliche Spannung ihres ganzen Wesens, die stürmische Heftigkeit, mit welcher sie ihn umarmte, beachtet haben; so aber hielt er dieß alles nur für die gewaltsame Aufregung eines in banger Erwartung verzagenden Gemüthes und beeilte sich um so mehr, diesen Zustand, der ihn selbst schon während der ganzen Reise gequält hatte, zu enden.

Emil kannte das Landhaus seines Freundes genau, er wählte daher seinen Weg durch den Garten. Leise vorwärts schreitend machte das Geslüster mehrerer Stimmen in einer nahen Laube ihn aufmerksam, er trat hinzu und sah Rosalien in François's Armen! Noch würde er, seinen Augen mißtrauend, diesen Anblick vielleicht für einen Traum gehalten haben, allein nun hörte er auch die Bethörungen ihrer Liebe, ihres Glückes! Ein Himmel voll Seligkeit senkte sich in seine Brust, auch er durfte nun glücklich seyn, durfte Lisinka besitzen. Außer sich über diese kaum gehoffte Bonne, rief er unwillkürlich die, früher oft im Scherz gesprochenen Worte: „Hurrah Lisinka!“ aber kaum erinnerte ihn der theure Name, daß die Geliebte, während er hier verweile, sich in zweyfacher Angst verzehre, als er alles Andere vergessend nach der Stadt zurückeilte, um ihr die frohe Nachricht zu bringen und morgen schon an ihrer Seite den Freund zu überraschen.

Erst gegen Tagesanbruch kam er in seiner Wohnung an. Alles war stille, nichts regte sich um ihn her, denn die Bewohner lagen noch in tiefem Schlafe.

Er trat ein, das falbe Dämmerlicht erhellte nur sparsam die dunkeln Wände des kleinen Gemaches, suchend irte sein Auge umher ohne die Geliebte zu finden, die er seiner wartend glaubte; jetzt öffnete er eine Seitenthüre, trat leise näher und — gütiger Himmel, welsch ein Anblick wartete seiner! Bleich, mit entstellten Zügen lag Lisinka ausgestreckt auf ihrem Bette, sie schien erst kürzlich den schrecklichen Todeskampf ausgekämpft zu haben, denn noch verriethen die gebrochenen Augen, der krampfhaft geschlossene Mund, das aufgelöst herabhängende Haar, die Qualen ihrer letzten Stunden.

Verzweiflungsvoll warf Emil sich über die theure Leiche; sein Schmerz hatte weder Worte noch Thränen, er überlegte nicht, was hier vorgegangen seyn könnte, dachte nicht daran nach Hülfe zu rufen; starr und stumm, wie die gebrochene Lillie vor ihm, lag er eine Zeitlang bewußtlos auf seinen Knien: da weckte ihn der erste Strahl des Morgenlichtes aus seiner dumpfen Betäubung auf.

Aber die Sinne des Unglücklichen waren von diesem Augenblick an zerrüttet. Er hielt sich selbst für Lisinka's Mörder und floh in diesem Wahne, wie von Furien gejagt, aus seiner Wohnung. Unaufhaltsam mit fast übermenschlicher Kraft eilte er weiter und weiter, nur in lichten Momenten, wenn der Hunger ihn trieb, nahte er irgend einer einsam gelegenen Hütte, um sich Nahrung zu verschaffen; sobald dieß Bedürfniß aber einigermaßen befriedigt war, verbarg er sich vor Aller Augen, weil er in jedem ihm Begegnenden einen Feind, einen Ankläger befürchten zu müssen glaubte. Auf diese Weise kam er, ob aus Vorsatz oder Zufall, auf dem Gute an, woselbst Renaud mit seiner Gattinn lebte. Daß er Einlaß in das Schloß beehrte, daß er Renaud seine Papiere vertraute, ließ auf das Erstere schließen, obwohl er sich niemals darüber erklärt hatte.

Mehrere Wochen gingen vorüber, während welcher Emils Zustand sich im höchsten Grade verschlimmerte. Die Anfälle des Wahnsinns wurden immer häufiger, immer seltener erschienen die wenigen lichten Momente, die ihm noch geblieben waren, seine Unruhe, seine Menschenscheu stiegen mit jedem Tage; bald floh er auch Renaud und Jeannetten mit eben der Ängstlichkeit, die er in der Nähe anderer Menschen zeigte, und trotz aller Sorgfalt, trotz der unaufhörlichen Wachsamkeit beyder Gatten, war er eines Morgens verschwunden.

Renaud, von Mitleid und Dankbarkeit getrieben, folgte dem Unglücklichen, um ihn zurückzubringen, allein da er den Anblick der Menschen vermied und deßhalb die einsamsten Wege wählte, war es schwer, ja beynah unmöglich seine Spur zu finden. Renaud mußte sich auf seinem Wege mit den zweifelhaftesten Nachrichten, den widersprechendsten Aussagen begnügen, glaubte oft ihn gefunden zu haben und sah sich eben so oft in seinen Erwartungen getäuscht. Schon lag Frankreichs Grenze hinter ihm, schon hatte er einen großen Theil von Deutschland durchseilt, da gelangte er eines Abends in ein Dorf unweit B., hörte im Gasthose desselben zufällig von einem armen Wahnsinnigen sprechen, der seit einiger Zeit bey dem Hirten, der ihn gefunden und aufgenommen hatte, verweile, jedoch so schwach und krank sey, daß er wohl bald von seinem Elend erlöst werden möge. Er ward aufmerksam, ließ sich den Beklagenswürdigen zeigen, und fand in ihm den längst gesuchten unglücklichen Emil.

Die Schwäche des Willenlosen machte es möglich, ihn zu leiten. Renaud sah ein, daß er ihn nicht in sein Vaterland zurückbringen konnte, es blieb ihm daher nichts anderes übrig, als ihn nach B. . . . in die bereits allgemein berühmte Anstalt für Geisteskranke zu führen. Es geschah; seinem Eide getreu, nannte er Emils Namen nicht, gab vor, ihn durch Zufall gefunden zu haben und kehrte, nachdem er ihn in sicherer Obhut wußte, trauernd über den jammervollen Zustand seines ehemaligen Wohlthäters nach Frankreich zurück. Von Zeit zu Zeit verschaffte er sich Nachricht von dem Unglücklichen. Was ihm am merkwürdigsten blieb, war der Umstand, daß Emil in seinem Wahnsinn stets nur der Worte mächtig schien, die er einst im höchsten Aufschwung der seligsten Freude ausstieß. Der Tod endete seine Leiden und gab ihm, was das Leben ihm so streng versagt hatte, den stillen Frieden in der dunkeln kühlen Gruft.

Das Räthsel war nun gelöst. Tief erschüttert, aber doch mit dem Trost erfüllt, daß seine Verbindung mit Rosalien kein Verrath an der Freundschaft gewesen sey, schied Francois von Renaud und Jeannetten. Das Andenken des Hingeschiedenen blieb ihm und seiner Gattinn ewig heilig. In einem der schönsten Theile des herrlichen Gartens, von Trauerweiden beschattet, erhob sich bald ein einfaches Grabmal, welches die Namen Emil und Lisinka trug; jeder Fremde aber, der nach der Bedeutung jener Namen forschte, vernahm nicht ohne Rührung die Geschichte der beyden Unglücklichen, die nun längst schon ruhig schlummerten, schenkte ihnen eine Thräne des Mitleids und bewahrte ihr Gedächtniß auch noch in späterer Zeit tief in der theilnehmenden Brust.

Louise Wed.

Aus meiner Reiseumappe.

Höhe von Pola, Jänner 1830.

Wie der Schaum der See,
Wie der Gletscherschnee,
Glänzend weiß, glänzend hell,
Todesnah, todeschnell —
So erschienst du mir,
Lagst im Arme mir.

Warst so blaß und schön
Wie das Mondenlicht;
Scios blut'ge Höh'n
Waren schöner nicht;
Warst so mild und rein,
Ringst mit Perleschein
Aug' und Wangen ein
Und, ach, warest mein!

Was du nahmst und gabst,
War's nicht alles, sag?
Hatt' die Brust dir Raum
Noch für andern Traum?
War der Tag dir Tag,
Der nach mir nicht hieß?
Konntest lassen mich
Oh' die Seel' dich hieß?

Hast mich nie gekannt,
War ein Zaubertand!
Diesem unterthan
Traf sich uns're Bahn.

Fremd durch Raum und Zeit,
Ringsum Ewigkeit,
Treibt nach Süd und Nord
Unser Leben fort. —

Adriatisches Meer, Jänner 1830.

Wohin die Wellen mich tragen,
Sie bringen mich nicht zu dir!
Sie kommen in deine Nähe,
Sie bringen mich nicht zu dir!

Ich werde dein Auge sehen,
Bist dunkleren Brand in der Brust;
An dir vorübergehen,
Des Lebens nicht bewusst,

Doch wissend, was ich verloren,
Und was ich nie wieder erlang', —
Und weinen, daß mich die Erde,
Die See mich nicht verschlang.

Hätt' ich nur mich verloren,
Und blühest in Frieden und Lust,
Es käm' zu Zeiten ein Segen
Heim in die wunde Brust.

So bin ich doppelt gebrochen,
Und hundertfach ist mein Schmerz,
Und wie dem Mann an dem Felsen
Wächst und verzehrt sich mein Herz.

Profess.

Mont Saint-Michel.

Der Inselgruppe Chauvey gegenüber erstreckt sich längs den Küsten der Normandie, von Granville ungefähr beginnend, bis Cancale eine doppelte Bay, die innere Abtheilung vom festen Lande, die äußere von einem flachen, sandigen, im steten Wechsel der Ebbe und Flut bald hoch vom Wasser bedeckten, bald kaum überronnenen Dünenstriche umschlossen. Diese Fläche, bey neun Lieues lang, wird von einigen Bächen durchschnitten, und beherbergt auch im trockneren Zeitpunkt nur gemeine Schalthiere und wenig Strandgefügel.

Wer würde auf solchem Boden, in jenem trügerischen öden Sandspiegel, einen der interessantesten Punkte Frankreichs für den Freund malerischer Schönheiten suchen? — Und dort liegt, kaum eine halbe Lieve vom normandischen Ufer entfernt, die uralte, merkwürdige Abtey und das Städtchen Mont Saint-Michel, ein Felskoloss, hingeworfen mitten in die weite, wüste, wagrechte Fläche. Staunend steht der Reisende, er mag vom festen Lande her kommen, oder sich zur See den Dünen nähern, bevor er die bestimmten Formen zu erkennen vermag, den riesigen spitzen Block aus der Ebene hervorragen, der im Ganzen bey 9000 Metres im Umfang und 126 Metres Höhe hat. — Näher kommend gewahrt er, daß der unförmliche Ke gel eine rauhe, mit Spitzen besetzte Pyramide dem Himmel zuwendet, und erkennt dann endlich diese Spitzen für Menschenwerk, für die zierlichen Formen mittelalterlicher Baukunst, steht des Felsens Fuß von einem befestigten Städtchen umgeben, seinen Gipfel aber mit einem prachtvollen Bau bedeckt.

Nicht in einem Wasserspiegel oder in einem Sandmeere lag einst der Felsen St. Michel, sondern inmitten eines Urwaldes. Ob allmählig oder durch plöglische Gewalt der Fluten diese über die Gipfel der Bäume sich ergossen und den Felsen umgaben, scheint noch nicht ausgemacht, jedenfalls geschah dieß erst nach der Gründung von Gebäuden auf demselben. — Den ältesten Nachrichten zufolge feyerten einst Druidenpriesterinnen ihre Mysterien hier; sie verdrängte nach den Einfällen der Römer Jupiters Dienst, ihm war

der Tempel geweiht, der hier an der Stelle der aus rohen Steinblöcken aufgethürmten Druidenaltäre sich erhob. Im fünften Jahrhunderte lag auch dieser in Trümmern, unter denen christliche Einsiedler ihre einfachen Zellen errichteten. Im Jahre 709 führte Saint Aubert, Bischof von Avranches, von dem Erzengel Michael selbst durch ein Wunder aufgefördert, den Bau des ersten Klosters und einer Kirche. Schon in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts verjagte Herzog Richard I. von der Normandie die Mönche, und baute ein neues Kloster für die von ihm geliebten Jünger des heiligen Benedictus. Seither bietet die Geschichte des Klosters und des am Fuße des Berges entstandenen Städtchens ein ununterbrochenes Gemälde von Verwüstungen durch Brand, Gebäudeeinsturz und Feindeshand, im grellsten Gegensatz zu dem beschaulichen Leben der Mönche, zu ihrem wissenschaftlichen Wirken, zu der Baulust beynahe aller Abte, zu dem Andränge zahlloser Pilger aus den fernsten christlichen Ländern.

Besonders der Blix spielt eine furchtbare Rolle in der Geschichte der Unfälle des Klosters. Von dem isolirten Felsenkegel, den Spizthürmen der Gebäude und den im Mittelalter sehr häufigen Metallbedachungen angezogen, schlug er ungemein oft in die oberen Theile. Bey der Härte des Felsens und seiner geringen Neigung stürzten auch oft einzelne Gebäude des Klosters durch Sturm oder Erdbeben zusammen.

In kriegerischer Beziehung galt St. Michel, obwohl es schwer zu verproviantiren war, und nur eine geringe Garnison faßte, daher wenig Wirkung gegen Außen versprach, als sehr wichtig. Da die umliegenden Dünen keinen Batteriebau und bequeme Annäherung durch Eingraben gestatteten, die Wassertiefe auch für große Schiffe nicht genügte, so war der Angriff auf Überfälle oder Leitersturm eingeschränkt. Beyde wurden oft, zum Theile mit ungläublicher List und eben so großer Kühnheit unternommen, gelangen aber nur selten.

Vornehme und wichtige Pilger sah das uralte, weitberühmte Kloster oft in seinen Mauern — so Childerbert II. von Frankreich, Eduard den Bekenner, den Erzbischof Thomas von Canterbury, die Könige von Frankreich Philipp den Schönen, Carl VI. und VII., Ludwig XI., Franz I., Carl IX., Carl X. und Ludwig Philipp.

Bey seiner Festigkeit wurde das Kloster schon in früherer Zeit bisweilen als Gefängniß verwendet. Hier soll in einem Eisenkäfig der Cardinal de la Vallue geschmachtet haben, hier wurde unter König Franz I. Noel Beda, der Syndicus der Universität von Paris, verwahrt, — hier fand ebenfalls in einem Käfig der unglückliche Frankfurter Zeitungsschreiber Dubourg wegen Beleidigungen gegen Ludwig XIV. einen martervollen Tod. — Hier wurden in dem unheilvollen Jahre 1792 dreyhundert eidweigernde Priester gebracht. Dieses Jahr brachte der Abtey ihre Auflösung und vielen hier aufbewahrten Alterthümern, besonders der merkwürdigen Bibliothek, Zerstörung und Verschleppung. — Napoleon verwandelte das Klostergebäude i. J. 1812 in ein öffentliches Gefängniß, diese Bestimmung hat es noch jetzt und man bedarf zu seiner Besichtigung die Erlaubniß des Ministers oder des Präfecten.

Diese Besichtigung lohnt die Mühe in jenem Grade, den der äußere Anblick verspricht. — Da der Raum für die Gebäude beschränkt war, so wurde beynahe jedes Fleckchen des Felsens, das von der senkrechten Linie abweicht, zu Bauraum verwendet. Die Seestürme aber, welche gegen diesen in der weiten Ebene vereinzelt Widerstandspunct doppelt wüthen, erforderten die größte Festigkeit, daher bilden ungeheure, sehenswerthe unterirdische Gemölbe die eigentlichen Grundfesten; aus dieser Ursache ziehen sich auch riesige Strebepfeiler in großer Anzahl an den glatten Felsenwänden hinauf. Weil der Bau aus den verschiedensten Zeiten (zum Theil noch unverändert aus dem 11. Jahrhundert) herrührt, weil in der Blüthezeit der Baukunst, nemlich im 13. und 14. Jahrhundert, am meisten daran gearbeitet wurde, so sieht man in dem schönen Dome, in den weiten Prunksälen, den zierlichen Kreuzgängen, Dormitorien u. s. w. den ganzen Reichthum jener kühnen, geschmückten Bauart unserer Vorvordern, und ungeachtet des eingetretenen, selbst zum Theile in der Maske der sogenannten Restauration wüthenden Bandalismus noch man-

ches vereinzelte Denkmal alter Bildnerer. — Weniger lohnend, wenn gleich nicht ohne alterthümliches Interesse, ist der Spaziergang (eigentlich nur ein Klettern zu nennen) durch die Gassen des ärmlichen Städtchens. — Die Natur hat außer den gigantischen Formen des Felsens wenig gethan für St. Michel. — Außer einigen Feigenbäumen — die meisten erfroren vor wenigen Jahren — sieht man noch manche Schling- und Fettpflanzen und Moose an den Steinwänden. Die Luft ist rau und scharf, das Wasser, aus zwey salzigen Quellen im Kloster, dann aus den vom Regen gefüllten Cisternen gewonnen, ist schlecht, und muß oft vom festen Lande gebracht werden. Gourmands finden am Fuße der Felsen zur Flutzeit einige ausgezeichnete Fischgattungen.

Sehr merkwürdig sind die Dünen (Grèves), welche den Zugang zum Felsen nur mit Vorsicht gestatten. Unkenntniß der Flutzeit und einzelner gefährlicher Stellen, so wie des Laufes der Bäche, Mangel an Geistesgegenwart, Leichtsin, besonders aber die oft plötzlich entstehenden dichten Nebel haben schon manchem Reisenden den Tod gebracht auf der kurzen Wanderung vom nächsten Ufer bis zum Stadthore. Ja selbst eingeborne, mit dem Boden vertraute Fischer werden oft das Opfer des tückischen Sandspiegels, und es ist eine schauerhafte, leider unbestreitbare Erfahrung, daß jährlich bey dreyßig Menschen ihren Tod hier finden.

Die flüchtigen Andeutungen dieses Aufsatzes sind den Erzählungen eines Reisenden entnommen, der die Abtey im Jahre 1831 sah, und die sich im Vergleiche mit den Angaben eines im Jahre 1833 zu Paris erschienenen Werkes bewährt haben. Dieses ist Mar. Raoul's *histoire pittoresque du Mont S. Michel*, ein höchst anziehendes Buch, welches vierzehn geistreich und kühn, wenn auch nicht sehr fleißig gezeichnete und radirte Ansichten, dann eine Karte der Dünen zieren. Auch *Heath's picturesque Annual* für 1834 (nach dem Gefühle des Verfassers dieser Blätter das schönste landschaftliche Taschenbuch) enthält eine Pilgerfahrt nach St. Michel und vier treffliche Ansichten desselben.

Nach dem Urtheile des erwähnten Reisenden gewährt kaum irgend ein anderer Punct der an Alterthümern so reichen Normandie und Bretagne dem Zeichner einen größern Reichthum architektonischer Details, Theil- und Hauptansichten. In naturhistorischer Beziehung sind die Dünen und ihre Entstehungsgeschichte und der Felsen selbst gleich denkwürdig. Die Geschichte des Platzes gewährt dem Forscher in allen Zweigen derselben die reichste Ausbeute. Das Kloster war, so wie manches andere der Benedictiner, ein Hort und Pallast der Wissenschaften und bildenden Künste. Ungeachtet Brand und Einsturz höherer Gebäude die Bibliothek oft verwüsteten, erstand sie in früherer Zeit immer wieder zu neuem Glanze. An Glasgemälden war der Dom und das Kloster sehr reich. Die militärische Geschichte des Ortes, besonders die Vertheidigung gegen die Engländer im fünfzehnten Jahrhundert, und die häufigen Angriffe zu den Zeiten der Ligue sind äußerst anziehend. Ein seltener Reichthum von religiösen und profanen Sagen *) erwärmt und begeistert die durch den Anblick des Felsenkolosses und seiner stolzen Gebäude geweckte Phantasie. Was für berühmte Namen sich an diese Mauern knüpfen, haben wir oben gedacht. Und wer endlich, nach der Sitte mancher Neueren, Gefallen findet am Schreckhaftgrausigen, dem bieten die furchtbaren Gefängnisse, Bußgewölbe und Grüste mit dem Andenken an ihre Bewohner, die traurige Bevölkerung der Abtey in ihrer jetzigen Bestimmung, und die alljährlich wiederkehrenden Opfer der Dünen fürwahr genügenden Stoff. Kurz, wer immer Havre-de-Grace oder S. Malo besucht, scheue den Umweg nicht, St. Michel zu sehen, und wenn dieß verwehrt ist, der nehme wenigstens Raoul's anziehendes Buch und Heath's Gemälde als schwachen, doch werthvollen Ersatz für die Wirklichkeit.

S.

*) Bey Raoul findet man sehr viele derselben.

Paris, den 9. August 1835.

(S c h l u ß.)

Im Gymnase musical haben wir einen norwegischen Violinisten M. S. Bull gehört, der jetzt auch in Brüssel Beyfall erhält, ferner die bayerische Familie Graßl, die Harmoniestücke ausführt und viel applaudirt worden ist. Die gute, musicalische Bauernfamilie hat auch bey Hofe gespielt, würde jedoch mehr Einnahme gehabt haben, wenn nicht die letzten Ereignisse die Aufmerksamkeit von ihnen abgeleitet hätten. Die steyerischen Sängler sind noch immer hier, singen Abends bey den Fäuberfesten im Tivoli und vergessen die heimatlichen Berge und die reizenden Matten!

Man erzählt sich hier folgende Anekdote über Lablache. Kürzlich spaziert der große, reiche Sängler auf den Straßen Londons einher, als er einen armen Teufel von Musikanten erblickt, der sich vergeblich abmüht, um die Zuschauer herbenz und einige kleine Münze in seine Tasche hineinzulocken. Dem armen Manne liefern mit den Schweißtropfen auch einige Thränen die Wangen hinein, und unser basso-cantante, der ein überaus gutes, gefühlsvolles Herz unter seiner dicken Haut trägt, kann den Jammer nicht länger mit ansehen. Er nimmt also die Violine aus des Musikanten Faust und beginnt sich zu begleiten und auf der Straße Londons seinen kräftigen Bass ertönen zu lassen, der von allen Seiten Zuhörer herbeilockt und dem armen Musikus ein rundes Sümmdchen verschafft. — Übrigens ist nicht bloß Lablache eine menschenfreundliche Seele, Rubini ist ebenfalls die Wohlthätigkeit selbst und keineswegs von seinen Verdiensten lächerlich aufgebläht.

Als literarische Neuigkeit, die auch in der Wiener gelehrten Welt Interesse erregen wird, zeige ich Ihnen das bey Arthur Roland in 1 Bd. in 8. erschienene Werk: Voyage du Luxor en Egypte, entrepris par ordre du Roi pour transporter de Thèbes à Paris l'un des obélisques de Sesostris par M. de Verniac Saint-Maur, commandant de l'expédition, welches in künstlerischer, historischer und selbst seemännischer Beziehung viel Werth hat. Eine deutsche Uebersetzung würde daher unstreitig für jenseits des Rheins zu wünschen seyn, da der Verfasser, Oberofficier der französischen Marine, mit der größten Klarheit und Einfachheit und selbst für Laien verständlich geschrieben hat.

Was die schönen Künste anbetrifft, so naht sich der Bau des Triumphbogens an den Elysäischen Feldern seiner Vollendung; der Pallast auf dem Quai d'Orsay ist aufrichtig beendet. Aus der Entfernung gesehen, ist dieser Bau architektonisch unschön, casernenartig von vielen kleinen Fenstern durchbrochen und ohne Reinheit in der Form; in der Nähe betrachtet gefällt die elegante, reiche Mittelletage, und der Reichthum der äußerst gelungenen Verzierungen mocht einen ziemlich imposanten Anblick! —

Aus der letzten Kunstausstellung sind nur wenig Käufe für das große Museum gemacht worden, auch Privatleute haben dieses Jahr nicht eben viel an sich gebracht. Die Gemälde des verstorbenen Baron Gros sind jetzt auch im Louvre aufgestellt worden, so daß im Luxemburgischen Museum einige neue Stücke angebracht werden können. Der Kupferstich des berühmten letzten Martini'schen Stückes: le déluge, ist noch immer nicht aus London angelangt, man ist darauf um so begieriger, da alle Werke dieses genialen englischen Malers, in Kupfer gestochen, ungemein populär geworden sind. Über die Höllemaschine des 28. Jults ist jetzt schon eine kleine, gasförmige Straßenlithographie erschienen, die aber eher einer Karrikatur ähnelt. Horaz Verneet, der den Auftrag erhalten hat, diese Katastrophe zu malen, hat bereits eine Skizze entworfen, und denkt gegen Ende dieses Jahres oder Anfangs des nächsten mit dem Gemälde fertig zu seyn. Es soll, wie man sagt, dasselbe Format haben, wie Heinrich IV. Einzug in Paris von Baron Gerard.

M o d e b i l d XXXVIII.

Ein Kleid von rosa-façonnirtem Atlas mit einer Blond-Mantille, und einem gleichen Chemisette, nach einem Originale von Hrn. Petko, bürgerl. Damenkleidmacher, Spenglergasse Nr. 426.

Ein Crepp-Baret mit Fächer, nach einem Originale von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wirthauer.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 19. September 1835.

113

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbeziehung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Frauenhuld.

Zur Feyer des 19. Septembers 1835,

a l s

des glorreichen Geburtsfestes Ihrer Majestät der Kaiserinn Maria Anna.

Es gibt ein herrlich Bild im Menschenleben,
Das wir mit huld'gender Bewund'ring schau'n;
Und dieses Bild, es ist das stille Weben,
Das segensfromme Walten edler Frau'n;
Den Perlen gleich, die, bey des Tags Entschweben,
Und bey des Morgens Kommen, niederthau'n,
Und, ohne laut mit ihrer Kraft zu prahlen,
In ruhiger Berklärung wiederstrahlen.

Was Männerhand kaum stürmend mag erringen,
Das schafft die Frau mit anspruchlosem Sinn;
Sie weiß das Rechte spielend zu vollbringen,
Und zaubert schweigend ihre Wunder hin!
Mit der Gewalt des Herzens durchzudringen
Ist ihres Wirkens herrlicher Gewinn;
Sie zwingt uns Achtung ab, sie leiht uns Flügel,
Sie lenkt uns an der Sitte gold'nem Zügel.

So waltet sie in Hütten und Pallästen
Und spendet Segen mit geschäft'ger Hand;
So baut sie an dem Edelsten und Besten,
So pflegt sie treu des Glückes dauernd Pfand.
Gleich einem Baume, unter dessen Ästen
Noch jeder Wand'rer Ruh' und Kühlung fand,
Hält über Alles, was zum Guten leitet,
Die Frauentugend ihren Schild gebreitet.

Doch herrlicher noch ist's, wenn auf den Höhen
Der Menschheit, von der Fürstenkron' umstrahlt,
Wir eine Frau, als wie berufen sehen
Zum Vorbild, das uns jedes Edle malt!

Da müssen wohl die Völker huld'gend stehen,
Sich neigend vor so segnender Gewalt,
Und, voll Racheif'ring, um den Thron sich reihen,
Den Macht und Huld zum Glücksaltare weihen!

D'rum laßt den Tag uns preisen, voll Vertrauen,
Der solch' ein Frauenbild uns hingestellt,
Wo wir, gewöhnt, das Herrlichste zu schauen,
Nur Wohlthat sah'n entkeimen für die Welt.
Glück mög' auf Sie aus Gottes Händen thauen,
Dies ist der Wunsch, der uns'ren Busen schwellt,
Und was Sie huldreich sä't auf Ihre m Throne,
Als schöne Blüth' umkränz' es Ihre Krone!

Die weiße Locke.

(E r z ä h l u n g.)

Der Freyherr von Adlerstein trat am ersten Chemorgen mit heiterm Gesichte in das Zimmer seiner Gemahlinn, die ihn liebevoll begrüßte und jetzt hoch erglühete, als der Gemahl ihr ein zierliches Kästchen reichte, aus dem ihr ein prächtiger Schmuck entgegenfunkelte.

„Deine Güte beschämt mich,“ sprach Amalie, welche sich jetzt von Glanz und Pracht umgeben sah, die sie, ein armes Fräulein, früher nur aus Schilderungen kannte. Der Freyherr küßte ihr die Hand, und aus seinen Blicken sprach die lebendigste Freude an der holden Gattinn, deren Dankbarkeit seinem Herzen wohl that. „Da hab' ich,“ fuhr Amalie lächelnd fort, ihren Siegelring betrachtend, „so eben mein liebes Wappen mit dem Vären und zum ersten Male dein Wappen neben dem meinigen gesehen. Aber kennst du auch, Eduard, die Bedeutung deines Wappens? Ich habe schon mehrmals darüber nachgedacht und immerdar vergessen, dich darnach zu fragen.“

„In der That, das ist mir selbst unbekannt,“ entgegnete der Freyherr, „ich weiß nur, daß meine Ahnherren früher ein blankes Schild mit einem grünen Kranz in ihrem Wappen geführt haben, doch als mein Großvater in den Freyherrnstand erhoben wurde, hat er, so viel ich weiß, diese weiße Binde in sein Wappen aufgenommen.“

„Du bist ein tüchtiger Heraldiker,“ scherzte Amalie, „da hab' ich es doch weiter in dieser Wissenschaft gebracht, ich kenne wenigstens die Bedeutung meines Wappens.“ Nach diesen Worten ließ sie sich in der anmuthigsten Stellung auf ein Tabouret nieder und begann: „Meine Ahnfrau war das einzige Kind ihres Vaters, die Erbin aller seiner Güter, dazu von wunderbarer Schönheit und die geschickteste Spinnerinn weit und breit. Viele edle Ritter von nahe und fern bewarben sich um die Schöne, aber Adelgundens Herz blieb ungerührt und sie beschloß ihr Leben im Kloster zubringen. Eines Morgens verließ sie die Burg und ging mit ihrer Jose lustwandeln, denn die warmen Sonnenstrahlen lockten überall das junge Grün hervor und es keimte und blühte, wohin nur das Auge sah. Weichenduft lockte das Fräulein immer weiter auf der Au bis an des Waldes Saum, und sie setzte sich mit ihrer Jose auf den Rasen und pflückte die dunkelblauen Blümchen. Da rauschte es in den Zweigen und ein hochgestalteter Jäger stand vor dem Fräulein, verneigte sich sittig und verschwand wieder im Gebüsch. Der

Jäger war nun wohl verschwunden, aber sein Bild blieb in dem Herzen des Fräuleins. Auch der Jäger sah von nun an überall die holden blauen Augen blitzen. Das Fräulein ging nun auch ohne die Jose oftmals an des Wäldchens Rand, um Beilchen zu pflücken, und der Jäger erschien auch bisweilen, grüßte sie mit Worten und wagte es einstmals sogar ihre Hand zu fassen. Das züchtige Fräulein aber schrie laut und der Jäger sprach: „Wollet mir nicht zürnen, edles Fräulein, bin ich auch kühn genug Euch zu lieben, weiß ich doch, daß ich nimmer um Euch werben darf, denn ich bin nur ein schlichter Jäger und eines schlichten Jägers Sohn.“ Nach diesen Worten verschwand er. Adelgunde hätte ihn gern gerufen, aber Schüchternheit hielt sie davon ab und traurig schlich sie nach ihrer Burg.

Wonden verschwanden, das Fräulein trauerte um den schönen Jäger und bereitete sich mit jedem Tage mehr zum Klosterleben vor. Der Jäger gedachte mit Wehmuth des holden Fräuleins und jagte im Walde und auf der Flur, aber die Stelle, wo die Beilchen geblüht hatten, mied er. Da ereignete sich's, daß der Herzog von Schwaben eine große Jagd hielt, und weil er des Fräuleins Vater wohl gekannt und hochgeschätzt hatte, ließ er Adelgunden melden, daß er auf ihrer Burg einen Imbiß einnehmen werde. Das Fräulein fühlte sich hoch geehrt, bereitete Alles auf das glanzvollste vor und schmückte sich dunkelblau, weil das die Farbe der Beilchen und der Treue ist. In die blonden Locken aber flocht sie einen grünen Epheukranz zum Andenken an V e n n o, den Jäger.

Und es begab sich, da der Herzog auf der Jagd war, daß ein Bär, wie damals noch viele in Schwabens Wäldern hauseten, vom Herzog grimmig verfolgt und darüber wüthend wurde. Vergebens warf der Herzog den Wurfspeer nach dem Thiere, es wurde nur noch grimmiger. Der Wurfspeer, den er zum zweyten Mal erfaßte und warf, zersplitterte an einer Eiche. Schon glaubte sich der Herzog verloren, da sein Schwert wie gefeyt in der Scheide stecken blieb, als ein junger Jäger erschien und im Nu sein Jagdmesser durch den Kopf des Bären stieß. Der Herzog reichte huldvoll seinem Retter die Hand und hieß ihn mit nach der Burg gehen. In der Burg aber sprach er, umgeben von Rittern und Edlen: „Dieser Jäger hat heute das Jagdmesser so gut geführt, daß er auch das Schwert wird führen können.“ Er nahm hierauf ein Schwert, schlug den Jäger damit zum Ritter, reichte es ihm hierauf und sagte: „Dieweil du mir gesagt, daß dein Name S t e i n, so heiße hinfort Ritter von B ä r e n s t e i n.“ Der neue Ritter dankte erglühend dem Herzoge für diese Ehre und jener sprach huldreich zu dem Fräulein: „Zürnet nicht, daß ich Euch einen Gast mehr zuführe und nehmt ihn freundlich auf.“ Als der Herzog sah, daß das Fräulein hoch erröthete und der Ritter von B ä r e n s t e i n selig lächelte, merkte er, daß sich beyde nicht fremd waren, und verlobte hierauf A d e l g u n d e n mit dem Ritter von B ä r e n s t e i n. Auch gab ihm der Herzog selbst das Wappen zum Hochzeitgeschenk, schön gemalt auf ein Fähnlein, einen blanken Schild mit einem Bären, den du hier siehst.“ — Also schloß A m a l i e ihre Rede und reichte ihrem Gatten den Ring.

„Leider kann ich nicht Gleiches mit Gleichem vergelten,“ sprach der Freyherr, „doch sind' ich gewiß noch eine Urkunde über die Bedeutung meines Wappens und wäre es auch erst in meinem Ahnenschlosse.“

„Das blankte Schild mit dem Kranze erregt meine Wißbegierde nicht, sie sind gewöhnlich,“ entgegnete die Freyfrau, „aber was die weiße Binde

verkündet, möchte ich gerne wissen, und dieß, lieber Eduard, suche zu erforschen.“ Die holde Frau lächelte dabey den Gatten so freundlich an, daß er gerne die Erfüllung ihres Wunsches versprach, auch wünschte er selbst die Bedeutung des Wappens kennen zu lernen.

Der Freyherr war ein Dichter, vorzüglich neigte sich sein Gemüth zu dem Übernatürlichen und Schaurigen hin, und mit besonderer Amuth bewegte sich seine Phantasie und die geschäftige Feder im Kreise des Märchenhaften. Er nahm sich im Stillen vor, die Deutung des Wappens in eine Sage einzukleiden und sie seiner Gemahlinn an ihrem Geburtstage zu bringen.

In seinem Parke befand sich ein großer mit Schilf bedeckter Teich, seit seiner Kindheit sein Lieblingsplatz. An diesem ging er oft auf und ab, seine Phantasie verwandelte die Seerosen in holde Wasserjungfrauen. Eine davon hatte seinen Ahnherrn gelockt, ja ihm vielleicht eine weiße Schleyerbinde als Liebespfand gegeben; denn immer dachte er sich die Meermädchen als zarte, reizende Geschöpfe mit hellblauen Augen, grünlichen Locken, in zarte, silberweiße Schleyer gehüllt. Der Freyherr eilte zum Kupferstecher, um bey diesem einen Kupferstich zu bestellen, der eine Scene aus der Sage darstellen und zugleich auf die Geschichte seiner Liebe anspielen sollte, denn er hatte Amalien zuerst am Teiche gesehen. In seinem, der Residenz nahe gelegenen Schlosse, welches er jetzt bewohnte, hatte er vergebens nach einer Urkunde gesucht. Der Carneval lockte das junge Paar in die Residenz und hier, umgeben von Vergnügungen, vergaßen Beyde den frühern Wunsch. Als der Freyherr in seine ländliche Einsamkeit zurückgekehrt war, gedachte er wieder seines Versprechens und stellte nochmals vergebliche Forschungen an, und schon blühte die Rose, als er sich endlich fest vornahm, das erfonnene Märchen niederzuschreiben, dessen Thema die weiße Binde seyn sollte. Amalie beschenkte den Freyherrn an seinem Geburtstage mit der Nachricht, daß sie Mutter sey, und der erfreute Gatte vergaß über der Sorge für Amalien zum zweyten Male sein Märchen.

Auf dem Stammschlosse des Barons lebte die Witwe des vorigen Amtmanns, eine alte würdige Frau. Amalie liebte sie und wünschte sie zu ihrer Wärterinn. Der Freyherr billigte diesen Wunsch und da er überhaupt Sinn für das Romantische hatte, schlug er seiner Gattinn vor, in Hohenberg ihre Niederkunft zu erwarten. Beyde reisten in wenig Tagen nach Hohenberg ab, und wurden von ihren Unterthanen mit ehrerbietiger Freude, von der Amtmänninn mit fast mütterlicher Liebe empfangen.

Weder der Freyherr noch Amalie liebten in den hohen, alterthümlichen Gemächern die neumodischen Meubles, und so hatte die Amtmänninn Alles so gelassen, wie es zu seines Großvaters Zeiten gewesen war. Nur frische Blumen schmückten die alten Zimmer, in denen sich das Ehepaar unendlich wohl und heimisch fühlte. Hohenberg ist sehr abgelegen, daher kam nur selten Besuch, Amalie hatte wenig Neigung auszufahren und der Freyherr wollte die kränkliche Gattinn nicht allein lassen. Auch bedurften beyde der Außenwelt wenig. Ihre nahen Umgebungen sprachen sie an, in dem großen Schloßgarten dufteten noch bunte Herbstblumen, die Gegend war wildromantisch und die Glücklichen sehnten sich nicht nach einem geräuschvollen Leben.

Eduard dachtete und erfreute seine Gattinn durch Mittheilung seiner Gebilde, Amalie spielte meisterhaft Clavier, dazu beschäftigte Sorge für das ersehnte Kind die fleißige Freyfrau, und kehrte ihr Gatte von der Jagd heim, die ihn oft halbe Tage lang vom Schlosse entfernte, war jedes Wiedersehen dem Paare ein Fest. Amalie hatte den Ahnensaal noch nicht betreten, da sie jetzt besonders reizbar und furchtsam war. Sie sah nicht gerne Gemälde in Lebensgröße, weil ihr diese gewöhnlich im Traume erschienen, sie ängstigten und neckten. Eines Tages aber konnte sie dem Wunsche, ihres Gatten Ahnen zu sehen, doch nicht widerstehen und ging in seiner und der Amtmänninn Begleitung in den Saal. Lange weilte ihr Blick auf den Bildern. Sie verglich die Porträts ihrer Vorgängerinn mit ihrem Antlitze und gestand sich heimlich, daß sie wohl keiner dieser Frauen an äußerem Reize nachstehe, obgleich die Frauen von Hohenberg fast alle schön zu nennen waren. Vorzüglich schön war die erste Gemahlinn von ihres Gatten Großvater, eine hohe Gestalt im feuerfarbnen Gewande, mit blühenden Augen und kohlschwarzen Haaren.

„Warum,“ fragte jetzt der Freyherr, „hängt das Bild von der zweyten Gemahlinn meines Großvaters, meiner Großmutter, nicht hier? Warum auch sein Bild nicht?“

„Ich habe die gnädige Frau gekannt, als ich noch ein Kind war,“ entgegnete die Amtmänninn, „damals stand sie schon nicht mehr in der Blüthe frischer Jugend, aber sie war holdselig und unbeschreiblich würdevoll anzuschauen, dabey weise und ein Engel an Güte. Meine Mutter, welche die Freyfrau als ganz junges Mädchen gesehen hat, sagte mir oft: sie sey ein Engelsbild gewesen, so zart und mild, und habe fast verklärt ausgesehen. Da meinte der Herr Baron nun, weil, — Sie verzeihen es mir, gnädiger Herr — weil nicht alle Frauen von Adlerstein so gut gewesen seyen, die liebe Engelsfrau solle selbst im Bilde nicht unter diesen weilen.“

„Und wo finde ich ihr Bild?“ fragte der Freyherr.

Die Amtmänninn deutete auf das Nebenzimmer, welches der alte Freyherr bis an seinen Tod bewohnt hatte und das bisher von dem Paare noch unbesucht geblieben war. Die Amtmänninn ging zuerst hinein, öffnete die Fenster und nach ihr trat Amalie an der Hand ihres Gatten ein. Das Zimmer war einfach, aber sinnreich geschmückt, an der Wand hing das Bild des Freyherrn, für dessen Ähnlichkeit sich die Amtmänninn verbürgte. Neugierig suchte das Ehepaar das Bild der Freyfrau. Die Amtmänninn drückte an einer Feder, eine Thüre sprang auf, und aus einer Nische lächelte das Bild der Freyfrau die Enkel an. Eine Guirlande von künstlichen Lilien und Epheu schlang sich um den vergoldeten Rahmen. Die Freyfrau trug ein schwarzes Sammtgewand, eine Schnur Perlen zierte den schönen Hals, in der Hand hielt sie einen Brief. Ein Spizenhäubchen verhüllte fast nonnenartig das Haar, welches sonderbar, wohl durch die Schuld des Malers, so früh gebleicht war; denn anders war es nicht denkbar, da auf dem lieblichen Antlitze die Farben der Jugend prangten, auch waren die schön gezeichneten Augenbraunen über den milden rührenden Augen wie diese dunkelbraun. Die Nische war mit gemalten Engeln, welche in den Wolken schwebten, geschmückt, die Freyfrau stand wie unter ihren Geschwistern. Indem sich der Freyherr das Bild näher besah, entdeckte er zu den Füßen desselben ein geheimes

Fach. Er drückte an einer Rosette, es sprang auf und eine Rolle Papier zeigte sich seinen Blicken. Er nahm sie mit sich und versprach seiner Gattinn ihr den Inhalt dieser Papiere mitzutheilen, wenn er für ihr Ohe geeignet sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

A p h o r i s m e n.

Von Zauper.

Deutlich Denken kann man nicht ohne Worte, daher wie wichtig, wie genaureich der Styl!

Der Mensch hat den Geschmack in sich selbst, von Andern lernt er ihn schwerlich.

Hast du ein Wort verschossen, so sende sogleich ein anderes nach. Der nachgeschleuderte Pfeil zeigt uns, wo der erste liegen möge.

Daß der Mensch an Andern in gewissem Sinne zum Thoren werde, ist so leicht nicht, als es scheint.

Es ist etwas ganz Anderes, wenn Lob und Tadel, Belohnung und Rüge, feil, oder durch Rücksichten und Absichten bedingt werden, die unlauter und trüb fließen, als wenn ohne Erwartung, ohne zielendes Bestreben, Gutes aus Gutem von selbst fröhlich hervorsprießt, und eine gegenseitige, moralische Nöthigung Anerkennung weckt, und Rechtthun befördert.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Den 7. September zum ersten Male: „Bürgerlich und Romantisch.“ Lustspiel in 4 Aufzügen von Bauernefeld.

In einem deutschen Badeorte findet sich eine kleine Gesellschaft zusammen, deren einzelne Mitglieder, durch ihre Gemüths- und Lebensweise, jene beyden Gegensätze oder, wenn man will, Extreme veranschaulichen sollen, die der Verfasser durch den Titel seines Stückes bezeichnet hat. Zu der ersten Kategorie gehören der Rath Zabern mit seiner Familie und der Badecommissär Sittig, der mit Zabern's ältester Tochter verlobt ist; die Repräsentanten der zweyten sind der Baron Ringelstern und das Fräulein Katharine von Rosen. Letztere, von Niemanden gekannt und allein von ihrem Kammermädchen begleitet, wird von dem intriguenfuchenden Lohnlakay Unruh dem Baron als leichtfertige, herumreisende Tänzerinn geschildert. Natürlich behandelt dieser sie bey dem ersten Zusammentreffen als solche, und verletzt dadurch ihr Zartgefühl auf das empfindlichste, so daß sie, ohne den reuigen, von seinem Irrthum schnell zurückgekehrten Baron wieder zu sehen, das Bad augenblicklich verlassen will. Diesen Entschluß sucht Ringelstern, auf den ihre Persönlichkeit einen tiefen Eindruck gemacht hat, zu hintertreiben; mit dem pffifigen Unruh verbrüderet und mit Hülfe seines Freundes Sittig, der in seiner ämtlichen Eigenschaft findet, daß die junge abenteuernde Dame ohne Paß gekommen ist, weiß er die Abreise zu verhindern, ja es gelingt ihm unter der Maske eines Paßbeamten, die Verhältnisse Katharinens aus ihrem eigenen Munde zu erfahren. Nach dieser willkommenen Entdeckung läßt er die nun überflüssige Maske fallen; allein die kaum erst versöhnte Katharina ist durch diese zweyte Demüthigung erzürnter als zuvor; in ihrer Verlegenheit wirft sie sich dem soliden Sittig als ihrem Beschützer in den Arm und verlangt von ihm, daß er sie öffentlich auf einer Spazierfahrt begleite. Die Ankunft des Präsidenten von Stein macht endlich der Verwirrung ein Ende, Ringelstern und Katharina treffen in seiner Wohnung zusammen, und sie lernt in ihm den Neffen des Präsidenten, er in ihr dessen Mündel und die eigentlich für ihn selbst bestimmte Braut kennen. Aber auch Sittig's Verhältniß gewinnt durch die Ankunft des Präsidenten eine neue Gestalt. Von seinem Freunde Ringelstern dem Oheim zur Beförderung empfohlen, findet er bey diesem einen harten Stand wegen

der ominösen, mit einer Anderen als seiner Verlobten angestellten Spazierfahrt. Allein Ringelstern's Freundschaft weiß auch diesen Punct zu Aller Zufriedenheit auszugleichen, so wie er durch überlegene Einsicht Sittig's und seiner Braut Verhältniß zu einander, das durch eine gewisse pedantische Schwäche auf der einen, und launenhafte kleinliche Eifersüchtelei auf der andern getrübt worden war, auf das erfreulichste zu schlichten und zu heben wußte. In der vertraulichen, auf ihren Charakter und ihr Lebensglück so folgereichen Eröffnung an Cäcilien, schlägt er die verlassene Katharina als Hausgenossin der Familie Zabern vor. Mit Freuden wird die Verwaise in den Kreis aufgenommen, und so finden wir am Schlusse das bürgerliche Paar versöhnt, erhoben aus den beengenden Fesseln pedantischer Höflichkeit, und zu freyem, heiteren Glück vereinigt, dagegen das romantische Paar in die wohlthätigen und nothwendigen Grenzen der Sitte, der Ordnung und der Häuslichkeit zurückgeführt.

Das Urtheil des Wiener Publicums über die Bauernfeld'schen Stücke hat sich in dem Zeitraume von 5 bis 6 Jahren, in welchen ihre Entstehung und ihre Bekanntwerdung fällt, auf eine für den Dichter eben so lehrreiche, als für dieses Publicum ehrenvolle Weise festgesetzt. Die Leute wissen nun, woran sie mit ihm sind, und wenn sie in wohlwollender Freude des Augenblickes die Vorzüge seiner Arbeiten mit beynahe enthusiastischer Wärme erkennen, so sind sie doch auch streng und verständig genug, um auch die Mängel, die Gebrechen derselben nicht blindlings zu übersehen. Das Publicum hat also gleichsam zwey Stimmen: eine laute, öffentliche und eine stille, geheime; die erste hat sich warm, entschieden und ohne Widerstand bey der Aufführung ausgesprochen, und wir könnten uns vielleicht mit diesem Resultate begnügen, in so fern wir daraus abnehmen dürfen, daß die Vorzüge des Stückes seine Mängel weit überwiegen; aber auch die letztere will ihr Recht, und wir meinen, es ist die Sache einer ehrlichen Kritik, ihr dazu zu verhelfen, damit eben beyde Stimmen zugleich gehört werden. Diese geheime Stimme spricht sich nun ungefähr folgendermaßen aus: Das Stück ist vortrefflich in allen Einzelheiten, reich an Gedanken und Entfindungen der edelsten Art, sprudelnd von Witz und Laune, meisterlich in Sprache und Dialog; allein es kränkt an jenem Mangel der Entfindung, an jener Dürftigkeit der Handlung, welche den Stücken des Dichters eine gewisse, stets wiederkehrende Familienähnlichkeit gibt und ihnen den Reiz und die Wirkung der Neuheit benimmt. Zwentens ist der Gegensatz, der durch die Worte des Titels bezeichnet wird, weder durch den Gang der Handlung noch durch die Entwicklung der Charaktere so klar und anschaulich herausgearbeitet, daß man den Zweck des Dichters überall in seinen Mitteln erkennt, und demnach zu einem ganz deutlichen Resultate gelangt. — Die erste Hälfte dieser Bemerkungen ist unabweislich, denn es lassen sich keine Gründe dagegen aufbringen; der Augenschein, die Erfahrung sprechen dafür, und wir läugnen nicht, wie wir es niemals geläugnet haben, daß hierin wohl die schwächste Seite von Bauernfeld's schönem, fruchtbarem Talente zu finden sey. Was die zweyte der vorstehenden Einwendungen betrifft, so ist es vielleicht nicht ganz uninteressant, etwas tiefer in das Innere des Stückes einzugehen; sobald man uns anders einräumen will, daß letzteres zu den besseren Arbeiten des Dichters gehöre und, als ein entschiedener Fortschritt auf seiner Bahn, dieser Mühe werth sey. — Wenn ein Theaterstück mehr als ein bloßes Guckkastenpanorama, wenn es ein dramatisches Kunstwerk seyn soll, so kommt wohl zuvörderst alles auf die Haupt- und Grundidee an, welche den Dichter besetzte, und welche der Zuschauer aus dem Werke, mehr oder minder leicht, entnehmen kann. Uns, und wir glauben noch sehr vielen Anderen, ist folgende Idee aus dem Stücke klar geworden: „Das Romantische und das Bürgerliche muß im Leben überhaupt, besonders aber in dem vollendetsten aller socialen Verhältnisse, in der Ehe, sich gegenseitig verstehen, vergleichen, entgegenkommen, verschmelzen, um jene vollkommene Harmonie hervorzubringen, welche man Zufriedenheit, Glück nennt.“ Wir haben in dem vorstehenden Satze die Wörter „Romantisch und Bürgerlich“ gebraucht, wie sie der Titel des Stückes nennt, und wir glauben, daß die Leser den Sinn dieses Satzes eben so wohl verstehen werden, als die Zuschauer des Stückes die Tendenz desselben verstanden haben. Von einer grammatisch-schulgerechten Definition kann hier natürlich nicht die Rede seyn; es kommt nur darauf an, ob die beyden Wörter, als Gegensätze einander gegenübergestellt, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nicht das bezeichnen, was der Dichter damit bezeichnen wollte, nemlich auf der einen Seite alles Ecentrische, Abenteuerliche, die Grenze des Herkommens, der Ordnung und der Sitte überschreitende; auf der andern alles zu ängstlich, zu kleinlich an Form und Schranke Klebende, den Geist und den Willen Unterdrückende. Daß die Sprache nicht zwey ganz erschöpfende Benennungen für diese complicirten Begriffe hat, ist wenig-

stens nicht die Schuld des Dichters, und es schiene uns doch unbillig, wenn man sich fräuben wollte, in diesem einzelnen Falle die beyden Wörter, als Gegensätze, in demselben Sinne zu verstehen, in welchem man sie bey hundert früheren Fällen verstanden hat und wohl auch noch ferner verstehen wird. — Die Grundidee des Stückes also, wie sie uns klar geworden ist, besteht in der wechselseitigen Ausgleichung und Verschmelzung jener beyden Extreme zum harmonischen Eintrage, indem jeder einzelne Theil das eigene Zuviel gegen das Zuviel des anderen austauscht, und so in der glücklichen Mischung von Beyden den leichtern, freyen und bequemen Weg zum Glück findet. Diese Idee scheint uns der dramatischen Gestaltung eben so fähig als würdig, und wir glauben, daß der Dichter sie, wenn auch nicht überall gleich klar, doch im Ganzen nicht unglücklich und wenigstens für alle diejenigen, die nicht bloß sehen, sondern auch nachdenken wollen, befriedigend zu Tage gefördert hat. Ob der Dichter das Recht habe, diesen Willen unbedingt in Anspruch zu nehmen, ist eine andere größere Frage. Ungemein erfreulich ist uns in dem Stücke etwas vorgekommen, was wir in den früheren Arbeiten des Verfassers öfter vermist; nemlich das vor unseren Augen sich Entwickeln, dieses geistige Werden und Entstehen der Charaktere, dieses allmähliche, folgerichtige Gelangen zu einem inneren Resultate, das denn doch immer höher steht und Besseres zu denken gibt, als das äußere, wenn auch noch so überraschende Zusammenreffen von Zufällen oder Begebenheiten. Am strengsten und consequentesten sind in dieser Hinsicht die beyden romantischen Charaktere, der Baron und Katharine, behandelt; der Gang, gleichsam der Kreislauf, den beyde zu gehen haben, spricht den Zweck des Dichters überall bestimmt aus; beyde steigen von ihrer romantischen, in der socialen Welt nicht haltbaren Höhe herab in jene wohlthätige Mittelregion, zu welcher Sittig und Cäcilie, aus ihrer beengenden Förmlichkeit emancipirt, sich frey und heiter emporgehoben; die Herabsteigenden begegnen den Emporklimmenden und beyde fühlen, daß der Punct des Begegnens der rechte zum Stücke sey. Weniger klar als das romantische Paar ist das bürgerliche gehalten und wir gestehen, daß uns hier manches unterlassen oder vernachlässigt scheint, was zum Verständniß des Ganzen nothwendig oder doch wohlthätig gewesen wäre. Über Einzelheiten im Dialog brauchen wir nichts weiter hinzuzusetzen; es ist bekannt, was Bauernefeld in diesem Puncte leisten kann; daß er geleistet hat, was er leisten kann, das sprach sich in dem allgemeinen Beifallserufe aus, der das Stück von Anfang bis zu Ende begleitete, wie denn überhaupt für alle diejenigen, die noch Freude haben an deutschem, vaterländischen Wirken und seinen Erfolgen, der heutige Abend ein wahrhaft erquickender genannt werden kann.

Die Aufführung war ungemein gelungen, in den Hauptfachen vollendet. Vor allen gebührt Hrn. Korn als Ringelstern der Preis einer in allen Beziehungen vortrefflichen Leistung. Dieser frische Humor ohne Triviolität, diese edle Grazie ohne Geckerey, diese tiefe, warme Empfindung ohne süßliche Sentimentalität, sind auf der deutschen Bühne vielleicht unübertroffen und es fragt sich, ob Korn in diesen Beziehungen nicht der größte und zugleich der letzte seiner Art ist. Höchst ausgezeichnet, wahrhaft bezaubernd durch Wahrheit, Innigkeit und Natürlichkeit stand Ue. Pecher als Katharine ihrem trefflichen Kunstgenossen zur Seite. Die Versöhnungsscene mit Ringelstern war durchaus meisterhaft. Das bürgerliche Paar fand in Hrn. Fichtner und Ue. Pistor würdige Repräsentanten. Ersterer schien, wenigstens in der ersten Vorstellung, die Rolle nicht ganz mit der Liebe und Wärme zu behandeln, mit denen er sonst immer und namentlich in den Bauernefeld'schen Stücken, so unvergeßliche Wirkungen hervorbrachte. Mit eben so tiefer als wahrer Empfindung, zumal in der schönen Scene mit Ringelstern, spielte Ue. Pistor die Rolle der Cäcilie. Unbedingtes Lob verdient auch Hr. Herzfeld für die gemäßigte, besonnene und doch wirksame Art, wie er den der Übertreibung leicht ausgefetzten Charakter des Unruh gab. Die nicht umfangreichen Rollen des Präsidenten, des Rathes und seiner Frau wurden von den so vielfach bewährten Künstlern H. H. Wilhelmi, Costenoble und Mad. Koberwein in der wirksamen Art gegeben, die man von ihnen gewohnt ist. Eine recht angenehme Erscheinung war Ue. Wilsdauer als Katharinens Kammermädchen.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wirthauer.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 22. September 1835.

114

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die weiße Locke.

(Fortsetzung.)

Den nächsten Abend trat Eduard in Amaliens Zimmer; die Amtmännin bereitete den Thee und wollte sich entfernen, wie der Baron die Papiere hervorzog, aber er bat sie freundlich, da zu bleiben.

„Sieh, meine Amalie,“ begann er, „ich hatte dir ein buntes, zierliches Märchen zgedacht, das dir die Geschichte der weißen Binde erzählen sollte, und kann dir nun nur eine einfache Erzählung bringen, welche mein Großvater selbst niedergeschrieben hat, und die vor meinem Gebilde den Vorzug der Wahrheit hat.“ Er ordnete, während die lauschenden Frauen näher rückten, die Papiere, um dann ungestört lesen zu können.

In einsamen Stunden geschrieben von Conrad Freyherrn
von Adlerstein.

Meine ersten Erinnerungen versetzen mich in ein hohes, alterthümliches Gemach, das ich mit meiner Mutter bewohnte. Ich war unter vier Geschwistern der einzige Knabe und daher der Liebling meiner Eltern. Ich hatte das Vorrecht mit meiner Mutter in einem Zimmer zu schlafen, weil sie mich nicht der Pflege der Wärterin überlassen wollte. Meine Mutter pflegte früh aufzustehen, ich aber war ein kleiner Langschläfer, denn wenn meine Mutter schon längst angekleidet an mein Bett trat, um mich zu wecken, schlief ich, ein vierjähriger Bube, immer noch, oder stellte mich schlafend, um noch ein Weilchen ruhen zu können.

Meine Mutter war eine hochgestaltete Frau mit einem blassen Gesichte und sanften, blauen Augen, die mich immer anlächelten. Ihr schönster Schmuck war vorzüglich langes, dunkelblondes, seidenweiches Haar. Damals war der Puder nicht Mode und wenn ich früh in meinem Faulbette lag, sah ich gewöhnlich meiner Mutter zu, wie sie ihr langes Haar aufkocht, aufs Neue ordnete und dann zierlich aufstellte.

Ich war ein hübscher Junge mit langen hellbraunen Locken, die ich mit

besonderer Vorliebe, ja mit geheimer Eitelkeit betrachtete, da ich wohl bemerkte, daß meine ältern Schwestern mich um diese Zierde beneideten. Was mein Wohlgefallen an schönen Haarflechten vorzüglich erhöhte, war der Anblick meiner Gouvernante, die fast immer in einer häßlichen Perücke erschien, welche mir manches Gelächter entlockte. Ich machte mich auf kindische Weise oft lustig über sie und fand darin viel Beystand an der Kleinen Tochter unsers Predigers, einem hübschen, blondlockigen Mädchen, dem ich besonders zugehan war. Von den Eltern wurde ich fast abgöttisch geliebt, von den sanften Schwestern nicht beneidet und so entschwanden mir harmlos die Jahre der Kindheit. Mein Vater hatte mir eine gute Erziehung geben lassen, denn er selbst war meist auf der Jagd. Ich hatte viel und vieles gelernt und sollte nun drey Jahre auf Reisen gehen.

Der Abschied vom Vaterhause ward mir schwer. Meine Mutter war fast untröstlich, der Vater beruhigte sie mit den Worten: daß jeder junge Mann von Stande die Welt sehen müsse, und ich versprach oft zu schreiben. Die Hoffnung, lustig und frey in der Welt herumzuschwärmen, hatte viel Reizendes für mich und so schied ich denn endlich guten Muthes, begleitet von den besten Wünschen der Schwestern und dem Segen meiner Eltern. Mein Hofmeister war ein lebenswürdiger Mann, ich fühlte mich in seinem Umgange so wohl, daß ich seine guten Lehren mit wenig Ausnahmen immer befolgte. Meine Eltern schrieben mir oft, die Schwestern hatten sich ziemlich zu gleicher Zeit verheirathet, der Vater besuchte nach wie vor den Wald, nur die Mutter kränkelte.

Drey Jahre waren mir, bey aller Sehnsucht nach der Heimat, fast im Fluge entschwunden. Ein Brief vom Prediger meldete mir den schnellen Tod meines Vaters und obschon ich augenblicklich die Reise nach der Heimat antrat, fand ich doch seine Hülle nicht mehr über der Erde. Auch die sanfte Mutter fand ich als Leiche. Der Verlust meiner Eltern schmerzte mich tief, ich vermißte sie überall in der väterlichen Burg, besonders die milde, gütige Mutter.

Die Zeit linderte meinen Schmerz; ich ordnete die Papiere meines Vaters und sah mich jetzt, nach der Theilung mit meinen Schwestern, reicher, als ich gedacht hatte. Die schönen Güter waren Mannlehen und ich war durch sie einer der ersten Vasallen meines Fürsten. Verwandte und Freunde kamen meine Einsamkeit zu beleben, ich war gastfrey und mein Schloß oft wochenlang von Gästen nicht leer. In den sonst so stillen Gemächern des Schlosses ertönte jetzt Tanzmusik und der Jubel fröhlicher Becher. Nur das Gemach meiner Mutter blieb wie ein Heiligthum jedem Fremden unzugänglich. Es hat die schönste Aussicht unter allen Zimmern des Schlosses; dazu ist das anstoßende, alterthümliche Closet so heimlich und traulich, daß ich diese beyden Gemächer im Stillen meiner zukünftigen Gattinn zudachte.

Meine jüngern Freunde wollten mich bereden Kriegsdienste zu nehmen, ich aber haßte das Tactmäßige, Abgemessene dieses Standes und beschloß, meine Tage im Kreise meiner Unterthanen, auf meinen Gütern in segensreichem Wirken zu verleben. Wenn die Gäste mich verlassen hatten und ich so allein durch die hohen Gemächer ging, dachte ich wohl mehrmals ernsthaft daran mich zu vermählen, aber noch hatte kein Mädchen einen bleibenden Eindruck auf mich hervorgebracht, und unter den vielen Vasen, welche in Begleitung von Müttern und Tanten mich auf meinem Schlosse heimsuchten, zog

nicht Eine mich an. Ich brachte die Wintermonate in der Residenz zu, aber auch hier in dem bunten Getümmel fand ich das Wesen nicht, dessen Seele und Gestalt mir so liebenswürdig schien, um ihm gerne meine Freyheit zu opfern. Einer meiner Freunde hatte mich schon oft vergebens eingeladen, ihn und das Haus seiner Eltern zu besuchen. Ich wußte, daß er die Idee hatte mich mit einer von seinen Schwestern zu verbinden, und dieß hielt mich ab, obgleich ich gehört, daß diese Schwestern ausgezeichnet schön seyen. Der Baron von Steinfeld liebte die Geselligkeit wenig und die Töchter hätten daher wohl auf jedes Vergnügen verzichten müssen, wenn nicht eine Tante in der Residenz sie sehr oft zu sich eingeladen hätte. Diesen Winter waren sie nicht bey ihr gewesen, weil sie um einen Oheim trauerten.

An einem der ersten Frühlingstage bat mich mein Freund Steinfeld so dringend, mit zu seinen Eltern zu reisen, daß ich diesen Vorschlag nicht ablehnen konnte. Auf unserm Ritte nach Rombach sprach Ernst (dieß war sein Taufname) viel von den guten Herzen seiner Schwestern, welche den Vater vermocht hätten, die verwaiste Tochter seines Bruders bey sich aufzunehmen, und dieser Zug von Wohlwollen nahm mich sehr für sie ein. Der alte Steinfeld empfing mich sehr verbindlich, Frau von Steinfeld sehr zutraulich. Sie beeilte sich, ihre Töchter zu rufen, ich kam ihr aber zuvor und eilte hinab in den Garten, wo sie sich befanden. In einer Fliederlaube saßen die Fräuleins, neben ihnen eine junge Dame in tiefer Trauer, die Base. Aurelie, die älteste Schwester meines Freundes, war eine zarte, feine Gestalt. Hellblonde Locken ringelten sich um das kleine Köpfschen, aus den blauen Augen blickte Muthwillen und um den Mund schwebte ein schalkhaftes Lächeln. Dazu hatte sie ein allerliebstes Näschen, eine so feine, weiße Hand, daß ich sie augenblicklich für die schönste gehalten haben würde, wäre nicht die jüngere Schwester, Florentine, neben ihr gestanden.

Florentine war hoch gewachsen; sie glich der Centifolie, die eben im Aufblühen ist. Das dunkle Gewand ließ den Schnee der schönsten Achseln nur noch heller leuchten. Schwarzes Haar war in zierlichen Flechten um den Kopf gelegt, aus den dunklen Augen blickte eine düstere Glut, den schönsten Mund umgab ein Zug von Hohn, der aber augenblicklich der holdesten Freundlichkeit wich, als ich sie anredete. Die junge Base bemerkte ich kaum, sie mischte sich gar nicht in das Gespräch und ging schweigend neben uns dem Schlosse zu.

Beym Thee schenkte sie ein, leistete den Basen und der Tante allerley kleine Dienste und verließ zeitig das Gemach, um das jüngste Kind der Frau von Steinfeld zur Ruhe zu bringen. Ich fand es ganz natürlich, daß sie sich der Familie nützlich zu machen suchte, und ihre schönen Basen beschäftigten mich so, daß ich ihrer endlich kaum mehr gedachte.

Auf dem Heimritte umschwebten mich die reizenden Gestalten und ich wußte nicht, sollte ich Florentinen, sollte ich Aurelien den Preis zuerkennen. Florentine war schöner, ernster, vielleicht einer tiefern Reigung fähig, aber Aurelie besaß so viel kleine Reize, eine so bezaubernde naive Schalkhaftigkeit, daß ich über ihr fast Florentinen vergaß. Ich besuchte nun öfter das Haus des Baron von Steinfeld, immer in der Absicht mich endlich für eine zu entscheiden, und stets kehrte ich noch unentschlossener zurück. Ging ich mit dem Vorsatz in des Barons Zimmer, um ihn um Aureliens Hand zu bitten, so stand Florentine da und blickte mich mit ihren

Wunderaugen so glühend an, daß mir das Wort auf den Lippen erstarb, und wollte ich der Baroninn meine Neigung für Florentinen erklären, so kam Aurelie gehüpft und warf mich lachend mit Blumen, bis ich ihr nacheilte, ihr einen Kuß zu rauben, den sie mir auch ungeziert gab. Deutlich hatte ich mich noch gegen keine der Schwestern ausgesprochen. Daß ich ihnen nicht gleichgültig war, sah ich wohl. Aurelie war aufrichtig und herzlich gegen mich, Florentine erröthete, so oft ich sie anredete, und ward bitter, wenn ich Aurelien den Vorzug zu geben schien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

(Dreysylbig.)

Die Erste nennt des Schöpfers Lichtgedanken,
Als er die Erd' und ihren König schuf;
Sie hält das All in festgestellten Schranken,
Ihr folgt die Welt — nicht blindem Schicksalsruf.
In jedem Kunstwerk ist sie zu erkennen,
Auch stellt sie uns, was ist, im Reime vor;
Auch mögt damit das Schachbret ihr benennen,
Das Mars zum blut'gen Spiele sich erfor.

Die Zweyte mit der Dritten zieht im Fluge
Vor uns'rem überraschten Blick entlang;
Bald folgt der Jammer ihrem düß'ren Zuge,
Bald träuft von ihren Schwingen Sang und Klang.
Dem Frohen sind sie flüchtige Secunden,
Dem Dulder — Jahre, den Entschlafnen — nichts;
Wenn ihres Reigens letzter einß' entschwunden,
Dann winkt ein Wiederseh'n im Reich des Lichts.

Das ganze Wort, der Nachbarsprach' entnommen,
Nennt einen Raum, bestellt durch Menschenleiß;
Die Früchte, die darauf zur Reife kommen,
Sind oft behaut von armer Sklaven Schweiß.
Weit über'm Meer, umrauscht von Urwaldschauern,
Bedeckt es meilenweit das üpp'ge Land:
Was dort gedieh, erzeugt mit schwerem Trauern,
Wird leicht vergeudet an Europa's Strand.

Joh. Gabr. Seidl.

Kunstanzeige.

„Johannes der Evangelist,“ Hochaltarbild, bestimmt für die in Erlau neuerrbaute Domkirche, entworfen und ausgeführt von Joseph Dan nh a u s e r.

Seit mehreren Wochen dem öffentlichen Anblick freygegeben, mit einer Bereitwilligkeit, die dankbare Beachtung verdient, hat das anzuzeigende Werk zahlreiche Kunstfreunde, fast aus allen Classen der Gesellschaft um sich versammelt, und so lebhaft, so anhaltende Bewegungen des Beyfalls hervorgebracht, daß dieselben eine Verlängerung der für den Genuß des Anschauens festgesetzten Zeitfrist veranlaßten. Wenn dergleichen Zeichen der Anerkennung mit Recht überall eine günstige Meinung für den Werth des Geleisteten erwecken, so legen sie von der andern Seite auch einen sehr erfreulichen Beweis für die Empfänglichkeit des hiesigen Publicums ab, und dürften daher in einer Wiener Zeitschrift, welche die Interessen der Kunst zu befördern strebt, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Der Neubau der Erlauer Domkirche begann i. J. 1832, nach dem Entwurfe und unter der Leitung des Architekten Hild, und schon i. J. 1834 stand die Kathedrale vollendet da, so richtig waren die Mittel der Ausführung bedacht, so glücklich wurden sie verwendet. Selbst in Ermangelung näherer Angaben ist man gezwungen, hiebey eine Verbindung bedeutender und mannigfaltiger Kräfte vorauszusetzen, um sich die schnelle Erreichung des vorgestekten Zieles erklären

zu können. Mag übrigens die Erlauer Domkirche in ihrer verjüngten Gestalt keine Vergleichung mit jener zu Gran vertragen, insofern diese, übereinstimmenden Verhältnissen zufolge, durch die Gewalt ihrer großartigen Dimensionen, Massen und Umgebungen, weit über die gewohnte Weise der Gegenwart hinausgeht, und in solcher Beziehung sich den bewunderten Denkmälern der Vorzeit würdig anreihet; so wird es dessen ungeachtet vergönnt seyn, die Namen der beyden Männer neben einander zu stellen, welche vermöge ihrer Einsicht, Thätigkeit und Fürsorge die Seele jener Kirchenbaue waren. In Gran stand an der Spitze der Unternehmung der verstorbene Fürst-Primas von Ungarn, Alexander von Rudnay, mit der bekannten Energie seines Geistes und Willens, in Erlau der dortige Erzbischof Se. Excellenz Ladislaus Pyrker von Felsö-Eörs. Vielleicht hat das ruhmvolle Beyspiel von Gran als Vorbild der Nachahmung gedient für das, was in Erlau geschehen ist, dann würde letztere Parallele eine nationale Bedeutung haben und im besten Sinne gerechtfertigt seyn. Jedenfalls ist Ungarn unter den Ländern der österreichischen Monarchie dasjenige, wo der Bund zwischen Kirche und Kunst neuerdings im hellsten Lichte glänzt. Auch die Poesie fehlt nicht, ihn zu verschönern; sie besitzt in dem Erzbischof von Erlau einen epischen Sanger, der auf einem Gebiete der Darstellung, wo es für die Modernen unendlich schwer, ja beynahe unmöglich ist, den höchsten Preis zu gewinnen, mit entschiedenem Erfolge nach demselben gerungen hat. Die Beherrschung Oesterreichs und seiner glorreichen Tage besetzte den Dichter, daher ist es ganz in der Ordnung, hier an frühere Verdienste zu erinnern, damit das frisch erworbene durch sie desto klarer werde.

Der Gegenstand der Darstellung, welcher die vorherige auf dem Hochaltarbilde der alten Kirche dem wesentlichen Inhalte nach wiederholt, jedoch mit freyen und sehr bedeutenden Verbesserungen, ist aus dem Kreise der Tradition genommen. Sie erzählt, daß Johannes der Evangelist, unter dem Kaiser Domitian verurtheilt, an der Porta latina von Rom in siedendem Öhle sein Leben zu enden, durch die Dazwischenkunft eines Wunders, unversehrt erhalten, darauf nach der Insel Pathmos verwiesen worden sey, wo er unter den Gnadenwirkungen außerordentlicher Erleuchtung seine letzte Schrift, die Offenbarung, abgefaßt habe. Das Bild ist ohne den Rahmen 19 Schuh 8 Zoll hoch, 13 Schuh 3 Zoll breit, umfaßt mithin einen sehr beträchtlichen Raum, wie ihn die Natur des Gegenstandes nothwendig verlangte, sollte derselbe ergreifend geschildert werden. Zwey entfernte Zeitpunkte dergestalt zu verbinden, daß die Anschauung des einen zugleich die Vorstellung des andern gibt, ist eine schwere Aufgabe, die aber der Erfindungsgeist unseres Künstlers in der Hauptsache untadelhaft gelöst hat. Der gewählte Moment geht den Vorankalten des zu vollziehenden Todesurtheils unmittelbar vorher, wogegen das Urbild, wie es der Kürze wegen heißen mag, laut eingezogener Erkundigung, Johannes die Feuerprobe in dem Martirgefäß sichtlich bestehen läßt. Das Wundervolle der Errettung ist für die Wirkung des Augenscheins nicht anders zu bezeichnen als durch das stärkste Hervorheben des Vorganges mit allen den Nebenbeziehungen, die zur Erhöhung der Anschaulichkeit beitragen; geschieht dieß, dann beherrscht das Gegenwärtige den Blick so ausschließend oder doch mit einem solchen Übergewicht, daß die Andeutung des Zukünftigen dadurch verdrängt, wenigstens verdunkelt wird. Im Wege der Vergleichung behauptet daher die von Dannhauser getroffene Abänderung unbedingt den Vorzug. Tief entkleidet, gefesselt an den Armen, die Augen gen Himmel gerichtet, steht Johannes in der Mitte des Bildes mit einem Ausdrucke des Entzückens, das in seiner freudigen Ergebung bereits den Jubel der Erlösung anstimmt. Niedergeworfen von dem Schreden des Bevorstehenden und dem Gefühle der zärtlichen Ehrfurcht umfaßt einer seiner Anhänger küßend den Fuß des Evangelisten. Zur Linken des Beschauers zeigt sich als Hauptfigur der römische Prätor im Schmucke seiner Würde; seine imposante Haltung verkündigt Festigkeit des Willens, doch schaut er mit Erstaunen auf die wonnige Entlassung des Johannes hin, als schwebte ihm eine Frage auf den Lippen, während er einen zerbrochenen Stab in den Händen hält, der ihm offenbar in der Absicht gegeben ist, das gefällte Todesurtheil recht greiflich zu verdeutlichen. Hinter dem Prätor bemerkt man zwey römische Krieger; sie erscheinen ziemlich theilnahmlos und entfernen sich so auf keine Weise von den Grenzen ihrer nächsten Bestimmung. Weiter abwärts thront im wirksamen Dunkel, wie in einer Verschattung, der blühschleudernde Jupiter. Gegen ihn wendet sich einer seiner Priester mit erhobenen Händen; erfüllt von heidnischem Feuereifer ruft er durch seine Bewegungen und Umblicke die anwesenden Christen zur Verehrung des Donnerers auf, zürnend, daß die Herrschaft seines Gottes durch die Verbreitung des Evangeliums je länger je mehr gefährdet wird. Eine Gruppe von Zuschauern auf der Porta latina gibt den Ort der Handlung mit erwünschter Bestimmtheit

an. Noch sind auf derselben Seite bis zur Mitte hin einige andere Nebenfiguren eingeschaltet, damit an ihnen die Verschiedenheit der obwaltenden Verhältnisse durchleuchte. Zur Rechten sind die Vorbereitungen zur Vollziehung des Urtheils sichtbar; mehrere Marternächte theilen sich ganz behaglich in das Blutgeschäft, mit Seelen, welche die Gewohnheit ihres entsetzlichen Handwerks längst abgestumpft hat. Ein Knabe trägt zur Unterhaltung des Feuers mit naiver Thätigkeit Holz herbei. Die aufsteigenden Rauchwolken stufen sich nach Maßgabe der Höhe ab und bilden mit dem lichten Blau des Himmels auf der entgegengesetzten Seite einen bedeutungsvollen Contrast. Die zweite Region des Bildes, die Versichtbarung des Zukünftigen, beginnt in einiger Entfernung über dem Haupte des Johannes, wo ein Engel sich gegen ihn herabsetzt, mit dem Buche des Evangeliums in der einen und mit der dargereichten Feder in der andern Hand, umgeben von dem Symbole des Adlers, dem üblichen Benseichen des Evangelisten. Oben schließt sich das Bild in Gestalt eines Halbkreises ab, der Sendung des Engels das Gewicht einer allumfassenden Bedeutung in der Person des Erstförsers hinzufügend. Christus, in sitzender Stellung, das Kreuz haltend, um dessen Fuß aufgeschlagene Bücher liegen, erscheint als das lebendige Heil der Welt, für welches sein Lieblingsjünger den Tod des Märtyrers zu sterben bereit war.

Vorsehende Beschreibung wird die Vorzüge der Composition hinlänglich zu erkennen geben, während sie zugleich geeignet seyn dürfte, den lauten und gerechten Beyfall des Publicums, so weit er auf die Darstellung des durchgehenden Gedankens abzielt, genügend zu erklären. Alle Hauptbeziehungen sind mit eindringlicher Deutlichkeit dargelegt; über dem Ganzen waltet ein Geist der Erfindung, der um so mehr gerühmt werden muß, da derselbe Gegenstand noch wenig bearbeitet ist, mithin das Verdienst der Originalität um so erheblicher wird. Sollte aber der gewählte Moment, trotz seiner bewundernswürdigen Wirkungen, wirklich der fruchtbarste, der erschöpfendste seyn? Ref. ist weit entfernt, seine Ansicht in der Form einer Entscheidung auszusprechen, er will sie aber auch nicht aus furchtsamer Bedenklichkeit verschweigen, sondern legt sie unbefangen der Prüfung nachdenkender Leser vor. Überall, wo es wesentlich auf die Bezeichnung des Wunderbaren ankommt, soll dasselbe wohl so prägnant, als es nur immer möglich ist, ausgedrückt oder angedeutet werden. Nehmen wir an, daß wir Johannes nicht vor der versuchten Erfüllung des Todesurtheils erblicken, sondern in dem Zeitpunkt, da die Entschiedenheit seiner unbegreiflichen Rettung unmittelbar wie ein Zeichen des Himmels um sich greift und selbst die unempfindlichsten Gemüther in eine Art von Betäubung versetzt: muß dann der Eindruck des Wunderbaren nicht nur an Mannigfaltigkeit, sondern auch an Stärke gewinnen? Wird er das Bild nicht mit dem Zauber des Überschwenglichen beleuchten? Und ist dann die Entzückung des Evangelisten, das Herabkommen des Engels, ja selbst die Erscheinung Christi nicht noch natürlicher, sinnvoller und kräftiger zu motiviren, als es geschehen ist, und zwar mit dem Erfolge eines Talents, dem die aufgestellte Meinung sein Verdienst weder verkümmern kann, noch soll? Auch die Schergen der in ihrem Dienste plötzlich gehemmten Gerichtsobrigkeit dürften in dem vorausgesetzten Falle sich noch besser mit dem Inhalte des Ganzen einigen. Die Vorstellung der marterhaften Zurüstungen ist mit vieler Ausführlichkeit behandelt, vielleicht etwas überboten; doch darüber pflügt der Geschnad getheilt zu seyn und das große Publicum von Wien und Erlau wird dem Künstler dafür danken; die einzelnen Stimmen der Andersdenkenden lassen es sich gewiß gern gefallen, in dem Geräusche des allgemeinen Beyfalls zu verflingen. Ob der Prätor den zerbrochenen Stab nach dem üblichen Gebrauche der römischen Rechtspflege in der Hand hält, ist wohl leichter zu verneinen als nur zu bezweifeln; indessen trägt jenes Auskunftsmitel sehr viel zur Versinnlichung des Vorgangs bey und ist insofern unbedenklich zu entschuldigen. Der über dem Haupte des Verbrechers zerbrochene und ihm nachher vor die Füße geworfene Stab bezeichnet, wie Jacob Grimm in seinen deutschen Rechtsalterthümern bemerkt, die Unwiderrücklichkeit des gefällten Urtheils, welche denn freylich, verstaten wir auch die Übertragung einer germanischen Sitte auf den römischen Prätor, wegen der nachherigen Abänderung seiner Entscheidung, nicht vollkommen passen will. In Absicht auf Ausdruck zeichnen sich als Hauptpersonen Johannes und der Prätor aus. Die Entzückung des Evangelisten verleiht dem Bilde eine ungemaine, hinreißende Lebendigkeit; man könnte sie noch etwas geistiger wünschen, doch entschädigt dafür der Überdrang freudiger Hingebung.

Wie die meisten heutigen Künstler, unter ihnen selbst solche, die der Strenge des Kirchenstils nachstreben, hat auch Dannhauser den Evangelisten im jugendlichen Alter dargestellt, offenbar in der Absicht, den Forderungen des Schönheitssinnes zu ge-

nügen. Ref. hat schon anderwärts auf Veranlassung eines Bildes von Heinrich Hef, bekanntlich einem sehr achtbaren Meister, sich dahin geäußert, daß der Ausdruck des Jungendlichen mit dem Charakter des Evangelisten zu streiten scheint; es ist kein Grund vorhanden, dieselbe Bemerkung hier zu unterdrücken. Verurtheilt unter dem Kaiser Demitian mußte Johannes damals schon hoch betagt seyn; wäre er als schöner Greis aufgefaßt, so würde er dem gegenwärtigen Jünglinge sicherlich nicht nachsehen, außerdem mit der Zukunft seiner irdischen Bestimmung in eine nachdrücklichere Verbindung treten. Vortreflich sind die Köpfe der Gesellen gerathen, welche mit den Vorrichtungen zur Marter beschäftigt sind; mögen immerhin dabey lebendige Modelle mitgeholfen haben, was nur zu loben wäre, so unterliegt doch die Gabe einer freyumbildenden, schöpferischen Conception nicht dem geringsten Zweifel. Eine prächtige, mit vielem Fleiße ausgeführte Gestalt ist der Prätor. Und nun noch ein leises Wort von Christus. Der Gegenstand gehört zu den höchsten; die Kunstforderungen lassen sich dabey nicht so beliebig herabstimmen, als einige Künstler und ihre Freunde zu glauben scheinen, sie sind in der Eigenthümlichkeit des Darzustellenden begründet. Weder Overbeck, noch Cornelius, noch Heinrich Hef haben in ihren Christusbildern die großen Muster der Vorzeit erreicht; so kann es denn auch nicht befremden, wenn Dannhäuser daselbe Schicksal noch merklicher theilt. Die sitzenden Figuren scheinen ihm nicht im gleichen Grade zu gelingen als die stehenden. Er hat sich vor längerer Zeit, noch jezt ein junger Mann, durch seine geistreichen Genrebilder einen Namen gemacht. Gegenwärtig widmet er sich, wie man sagt, je länger je mehr, der Historienmalerey. Nützlich ist es, auf den Streit der Schulen und ihrer Methoden einzugehen; indessen bedingt die Historienmalerey, welcher Fahne auch der Künstler folgen mag, unabänderlich jenen Inbegriff des Verfahrens, welcher mit Recht Styl genannt wird. Ein Genremaler wird so leicht nicht ganz ungestraft das Gebiet der Historienmalerey betreten; die Verschiedenheit der beyden Gattungen ist zu groß, als daß nicht hier und da unzeitige Erinnerungen übergreifen sollten. Was nach den Gesetzen der menschlichen Thätigkeit jedem in einer ähnlichen Lage begegnet, das hat auch Dannhäuser erfahren. Kleinlich wäre es, den theilweisen Spuren jener Vermischung mäkelnd nachzugehen; ein Wort erspart zuweilen viele. Überhaupt macht diese Anzeige keine Ansprüche auf eine erschöpfende, kritische Erörterung. Man wird es also vernünftigerweise nach einem so unumwundenen Geständniß nicht als Anmaßung auslegen, wenn zum Schluß, um dem etwaigen Widerspruche der Meinungen zu begegnen, und in wiederkehrenden Fällen einen Schild der Nothwehr übrig zu behalten, eine höchst beherzigungswerthe Äußerung unseres verehrten Göthe aus seinen Propyläen angeführt wird, die überall gar manchen Hader schlichten würde, dünkte man häufiger an dieselbe. „Bey Betrachtung der Kunstwerke“ — so sagt er — „eine hohe, unerreichbare Idee immer im Sinne zu haben, bey Beurtheilung dessen, was der Künstler geleistet hat, einen Maßstab anzuschlagen, der nach dem Besten, was wir kennen, eingetheilt ist, eifrig das Vollkommenste aufzusuchen, den Liebhaber so wie den Künstler immer an die Quelle zu verweisen, ihn auf hohe Standpuncte zu ver setzen, bey der Geschichte, wie bey der Theorie, bey dem Urtheile wie bey der Praxis immer gleichsam auf ein Letztes zu dringen, ist löblich und schön, und eine solche Bemühung kann nicht ohne Nutzen bleiben.“

W ä h n e r.

R. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Gastrollen des Hrn. Hammermeister, k. preussischen Hoffängers.

Hr. Hammermeister, so viel wir wissen zum ersten Male in Wien, ist vor dem Publicum unseres Operntheaters bisher nur in zwey Rollen aufgetreten, und hat uns deshalb noch keine Gelegenheit gegeben, die Vielseitigkeit seines Talentes und seine musicalische Ausbildung in einem Grade zu würdigen, wie beyde es vielleicht verdienen. Die erste Parthie, in welcher wir Hrn. Hammermeister sahen, war die Titelrolle in Mozart's „Don Juan.“ Von allen Opernparthien, in welchen der Darsteller nicht hinter dem Sänger zurückbleiben darf, ist diese vielleicht die dankbarste und brillanteste, und wir haben Schauspieler gesehen, die, als Sänger nur zu untergeordnetem Range berechtigt, in dieser Rolle einen nicht unbedeutenden Erfolg davontrugen; als Gesangparthie im engeren Sinne des Wortes bleibt sie immer eine schwierige, bey nahe gefährliche Aufgabe, eben weil die Sorge und die Wichtigkeit des Spieles den Sänger faum zu Athem und zur vollen, ruhigen Entwicklung seiner Mittel kom-

men läßt. Hr. Hammermeister zeigte sich als Darsteller gewandt, sicher, auf der Bühne zu Hause, in Sprache und Haltung tadellos. Sein Gesang ist correct, von guter Schule zeugend, ausgebildet und geschmackvoll; seiner Stimme mangelt es weder an Stärke noch an Umfang, wohl aber an jener klangreichen, selbst die erste Jugend überdauernden Frische, welche nun einmal ein unmittelbares Geschenk des Himmels ist und unserm Ohre wie unserm Gefühle auf gleiche Weise wohlthut. — Zu den vorzüglichsten Einzelheiten in der Leistung des Gastes gehörte das sehr hübsch gesungene Duett mit Zerlinen im ersten, so wie das Ständchen im zweyten Acte, welche Stücke, so wie überhaupt die ganze Darstellung, mit reger, für Hrn. Hammermeister ehrender Theilnahme aufgenommen wurden. — Die zweyte Rolle, in welcher wir, nach einem ziemlich langen Zwischenraume, unseren Gast auftreten sahen, war die Parthie des Razael in der gleichnamigen Oper des gegenwärtig bey diesem Hoftheater angestellten Capellmeisters Telle. Auch diese Parthie macht in der Ausführung an den Schauspieler wie an den Sänger gleich dringende Forderungen; Hr. Hammermeister wußte denselben, obwohl vorzugsweise in ersterer Beziehung, auf erfolgreiche Weise zu genügen. Sein Spiel verrieth recht eigentliches Schauspielertalent, und einige Scenen ließen nichts zu wünschen übrig. Im Gesange schien unserm Gaste bisweilen die durch den Charakter der Rolle und der Musik geforderte Kraft auszugehen; in allem übrigen verdient Hr. Hammermeister unbedingtes Lob. Daß übrigens auch die gelungenste Darstellung das Schicksal dieser Oper nicht zu wenden vermöge, hat der heutige Abend aufs Neue bestätigt; das Widerliche und bis zum Abgeschmackten Unsinnige des Textes wird ihrem Erfolge immer und ewig ein unübersteigliches Hinderniß in dem Weg setzen. Schade ist es um die in vielfacher Hinsicht verdienstliche Musik, die gewiß ein anderes Loos verdient hätte, als es ihr, mit solchem Texte vermählt, unausbleiblich zu Theil werden muß. — Die übrige Besetzung der Oper, welche seit ihrem ersten Erscheinen bis heute geruht hatte, war die alte, geliebte, also gerade nicht sonderlich zu neuen Bemerkungen geeignet.

Wiederauftritt der Dlle. Mimi Dupuy.

Die Rückkehr dieser anmuthigen und beliebten Tänzerin von einer Urlaubreise nach Paris hat bey den Gönnern des Operntheaters eine erfreuliche Sensation gemacht und dem Balletwesen desselben einen neuen Aufschwung gegeben. So sahen wir seit längerer Zeit zum ersten Male wieder die Hauptparthie in dem Ballet „Die Nachtwandlerin“ mit jener Vollendung ausgeführt, welche Dlle. Dupuy als eine der ersten mimischen Darstellerinnen der Zeit charakterisirt, und welcher wir bey früheren Gelegenheiten mit so vieler Auszeichnung gedacht haben. Nicht weniger interessant war das zweyte Debut der Künstlerin als Ismela in dem überall bekannten und überall populären Ballet: „Der Blaubart.“ Abgesehen von einzelnen Tanzstücken, deren Werth sich nach den jedesmaligen Kräften der Anstalt richtet, concentrirt sich das Hauptinteresse dieses Ballets immer und allerorten in der bekannten Executionscene am Schlusse, wo denn das gleichsam traditionelle, schon in der Oper „Blaubart“ unerläßliche Haarschleifen natürlich nicht wegleiben darf. Ohne untersuchen zu wollen, ob diese faustdicke Natürlichkeit denn wirklich so unerläßlich oder so über allen Ausdruck schön sey, müssen wir bekennen, daß die genannte Scene nicht leicht wahrer, anschaulicher und in der That grauslicher dargestellt werden kann, als es heute geschah. Vortreflich spielte Dlle. Dupuy den Moment, wo ihr der verhängnißvolle Schlüssel von dem Wütherich abgefordert wird. Letzterer fand an Hrn. Stöckel einen ungemein geschickten Darsteller, der in einzelnen Momenten wohl etwas allzu stark aufträgt, aber durch seine Persönlichkeit und sein imposantes Wesen immer die Zuschauer zu gewinnen weiß. Die scenische Ausstattung des Ganzen verdient lobende Würdigung.

(Mit Nr. 38 des Notizenblattes.)

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittauer.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Donnerstag, den 24. September 1835.

115

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hiegegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108: für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Weyold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die weiße Locke.

(Fortsetzung.)

Eines Abends führte mich mein Weg bey dem Schlosse des Baron Steinfeld vorbey, ich war schon so bekannt dort, daß ich zu jeder Stunde erscheinen konnte. Ich gab mein Pferd einem Bedienten und hörte von diesem, daß der Baron mit seiner Familie ausgefahren und nur Fräulein Lina mit dem kleinen Franz im Garten sey. Dahin nahm ich meinen Weg, um Lina ein wenig über den Charakter der beyden Vasen auszuforschen und dann der besten ohne lange Wahl die Hand zu bieten. Das Mädchen saß unter einer Linde und hatte das Kind auf dem Schooße. Sie hatte heute die Trauer abgelegt und sah recht hübsch aus. Früher gab ihr der schwarze Anzug so etwas Ernstes, Düsteres, daß ich es kaum gewagt hatte, sie anzureden. Heute trug sie ein lilafarbenes Gewand und ein weißes Häubchen mit blaßrothem Bande. Ich wollte sie anreden, da vernahm ich ihre Stimme und lauschte, unbemerkt von ihr, hinter der Linde. Sie erzählte dem Kinde ein Märchen, das ich oft von meiner Mutter gehört, sie erzählte es so anmuthig wie diese.

Nachdem das Märchen zu Ende war, sprach schmeichelnd das Kind: „Nicht wahr, du stirbst nicht, gute Lina, nun du wieder ein rosenfarbnes Band trägst, du lebst immerfort?“ — „Warum fragst du denn darnach, Franz?“ entgegnete das Mädchen sanft. — „Weil du die Einzige bist, die mich lieb hat,“ sprach der Kleine, „die Mutter liebt mich nicht, der Vater schlägt mich, Ernst ist selten da und die Schwestern nennen mich einen albernen Jungen.“

„Ich liebe dich, hab' dich sehr lieb,“ sagte Lina mit weicher Stimme und küßte das Kind, der Bube aber sprach: „Nun gute Lina, singe mir auch ein Lied.“ Das Mädchen nickte und sang mit silberreiner Stimme ein einfaches Lied. Der Knabe schmiegte sich an ihre Brust und schlief ein. Ich trat hervor und begrüßte sie achtungsvoll und herzlich. Lina zitterte heftig, sie sagte mir, daß sie höchst reizbar und schreckhaft sey. Sie war in Wahrheit ganz bleich geworden.

Bisher hatte ich mit Lina nicht mehr gesprochen, als die gewöhnliche

Artigkeit von einem Manne gegen die Verwandte vom Hause erforderte. Sie schlug immer die vermeinten Augen nieder und antwortete nur halblaut und mit wenig Worten. Heute belebte eine liebliche Röthe das sonst mehr bleiche, ausdrucksvolle Gesicht, ihre schönen dunkelbraunen Augen ruhten weniger schüchtern als früher auf mir, und wenn sie auch wenig sprach, war sie doch frey von Verlegenheit, mehr zutraulich als nur artig. Ich hatte nicht den Muth sie über ihre Basen zu fragen, und als unser Gespräch lebhafter ward, vergaß ich diese ganz. Sie äußerte, daß es für den Kleinen zu kühl im Garten werde und ging, mit dem Knaben auf dem Arme, nach dem Schlosse. Ich begleitete sie. Lina ging langsam, der Knabe schien ihr schwer zu werden. Ich erbot mich, ihr den holden Schläfer abzunehmen und sie willigte erlösend ein. Im Schlosse nahm sie ihn mir wieder ab, ging mit dem Kinde in das Schlafgemach und kam nicht wieder. Es ward dunkler und ich fühlte, daß es Zeit sey, an den Heimritt zu denken. Noch einmal blickte ich nach Lina's Gemach und sprengte davon.

Seit jenem Tage dachte ich oft an die stille Lina zurück, mir war in ihrer Nähe so wohl gewesen, daß Sehnsucht nach einer ähnlichen Stunde in mir erwachte. Lina war weder so schön noch so wichtig wie ihre Basen, aber sie hatte an jenem Abende einen eigenen Zauber für mich, der süßer zu meinem Herzen sprach, als selbst der hohe Reiz Florentinens. Mit heimlicher Freude nahm ich die Einladung zu einem Balle an, den einer meiner Gutsnachbarn gab, denn dort, das hörte ich von Ernst, sollte auch Lina erscheinen. Ich trat in den hohen, prächtig erleuchteten Ballsaal, geschmückte, reizende Frauen und Mädchen zeigten sich meinen Blicken, Lina war nirgends zu sehen. Der Tanz begann, an der Hand einer der schönsten Frauen trat ich zum Tanze. Kaum war der Tanz beendet, als Florentine im purpurnen Atlasgewande, schön wie Juno, mir entgegenschwebte und mich fröhlich zu dem Platze hinzog, wo Lina saß. So anmüthig mir diese jüngst erschien, so unbedeutend fand ich sie jetzt im höchst einfachen, fast unmodischen Anzuge. Sie sah blaß und verlegen aus, ihre Blicke weilten auf der Erde und nur leise erwiderte sie meinen Gruß. Ich verließ sie bald und tanzte mit Florentinen, mit Aurelien, fast mit allen Damen im Saale, nur mit Lina nicht. Als ich mich endlich nach ihr umsah, sie zum Tanze aufzufordern, war sie verschwunden und ich dachte nicht weiter darüber nach. An diesem Abende hatte mich Florentine gefesselt und ich war fest entschlossen, ihr meine Hand zu reichen. Von ihren Eltern hoffte ich die Einwilligung zu erhalten und verschob meine feyerliche Werbung bis zu Florentinens Geburtstage, der in einigen Wochen fiel.

Ich liebte sie weder schwärmerisch noch mit zarter Innigkeit, aber bestochen von ihrer hohen Schönheit überredete ich mich, daß ich in ihr mein höchstes Lebensglück finden würde. Sie war geistvoll, gewandt, stolz, und wenn ich sie auch fast nie beschäftigt fand, so tadelte ich dieß nicht, denn ich war ja reich. Bisweilen blickten wohl Eifersucht und Herrschsucht aus den schwarzen Augen, aber ihre Eifersucht galt mir als der sicherste Beweis ihrer Liebe und vor ihrer Herrschsucht war mir nicht bange.

Mag man mich tadeln, daß Schönheit mir der höchste Reichtum des Weibes schien, ich gestehe, mir galt dieser vergängliche Reiz damals ungemein viel, und ich fand es so vernünftig ein schönes Weib zu wählen, daß ich

mir selbst gelobte, mich durch nichts bestimmen zu lassen, eine Reizlose zu wählen, und wenn sie ein Engel an Güte sey. Die Natur hatte mich mit einem regen Sinne für das Schöne, für die Harmonie begabt, der Anblick meiner schönen Mutter und meiner reizenden Schwestern hatte schon in dem Kinde den Schönheitsinn genährt, und wenn ich als Jüngling durch den Ahnensaal ging und die holden Frauen von Adlerstein sah, regte sich in mir der Wunsch, daß das schönste Bild, das einst den Ahnensaal zieren würde, das Porträt meiner Gemahlinn seyn möchte. Jetzt umschwebte mich Florentine im rothen Gewande, mit dem bligenden Diadem in den dunklen Locken, und mein thörichtes Herz dichtete ihr alle geistige Vorzüge an, die ich meiner Gattinn wünschte.

Zu dieser Zeit besuchte mich mein alter Oheim, mir der liebste Verwandte, der mich eben so herzlich liebte als ich ihn. Er scherzte über mein Hagestolzenleben und ich beruhigte ihn mit der Versicherung, daß ich bereits gewählt habe. Wir standen eben im Ahnensaaie und mein Oheim sprach lächelnd mit einem Blicke auf das schönste Frauenbild: „Daß deine Braut Margarethen nur nicht nachstehe, deiner Großmutter, das sag' ich dir, Nefse, denn du bist ein schmucker, junger Mann und mußt das schönste Mädchen im Lande dein nennen.“

Ich tröstete ihn mit den feyerlichsten Lobpreisungen der Schönheit Florentinens und bat ihn, mich nach Rombach zu meiner Verlobung zu begleiten und sich selbst von den Reizen meiner Erwählten zu überzeugen. Der Oheim willigte ein, aber er lächelte oft heimlich, bisweilen murmelte er auch: „Euch Verliebten scheint alles schön!“ Ausrufungen, die mich nicht störten, sondern nur noch stolzer machten.

War ich ein Freund und Kenner weiblicher Schönheit, so war es der Oheim gewiß nicht minder, und um ihn im ersten Augenblicke durch Florentinens Anblick zu blenden, ritt ich einige Tage vor ihrem Geburtstage nach Rombach, sie zu bitten, mir zum Gefallen an diesem Tage das Purpurkleid zu tragen. Ungesehen trat ich in das Vorzimmer und vernahm die Stimme Florentinens, die im Nebenzimmer mit vieler Hestigkeit ertönte. Ich lauschte ein wenig und hörte sie jetzt wieder sagen: „Ich will aber das gestickte Kleid an diesem Tage anziehen, du mußt fertig werden, ich befehle es dir.“

„Wie gern erfüllte ich deinen Wunsch,“ entgegnete Lina sanft, „aber wenn ich auch Tag und Nacht arbeite, es bleibt unmöglich.“ — „Der gute Wille fehlt,“ versetzte Florentine, und Lina sagte: „Ich will arbeiten, o viel ich kann, aber du hast es mir zu spät gesagt!“

Jetzt rauschte Florentine hocherglühend mit finstern Gesichte an mir vorüber. Sie war so zornig, daß sie mich nicht sah, ich schlüpfte an ihr vorbey und in das Gemach, in welchem Lina an einem großen Stuckrahmen eifrig arbeitend saß. Florentinens Antlitz sah im Zorne höchst unschön aus und dieser Anblick so wie ihr Benehmen waren wohl geeignet, mich abzukühlen. Aus Lina's Augen leuchtete stiller Friede, sie erglühete bey der Arbeit und wohlgefällig weilten meine Blicke auf der schönen weißen Hand. Florentine trat wieder ein, warf einen forschenden finstern Blick auf die Fleißige, einen holdseligen auf mich und knüpfte ein heiteres Gespräch an. Ich ging darauf ein, doch ward mir heute nicht wohl bey ihr, darum kürzte ich meinen Besuch ab, trug ihr aber, ehe ich schied, meine Bitte vor. Geschmei-

cheft willigte sie ein und Lina warf mir einen süßen Dankesblick zu. „Es bleibt dabey, Florentine wird meine Braut!“ sagte ich auf dem Heimwege laut, auch bedurfte ich heute eines festen Vorsahes mein mir gegebenes Wort zu halten, denn heute hatte sie mir nicht gefallen. Ich suchte das unangenehme Bild zu verbannen und erwartete hoffend und heiter den verhängnißvollen Tag. An diesem Tage wollte ich auch ein ernstes Wort wegen Lina sprechen, denn daß ihre Lage nicht die glücklichste war, sah ich wohl. Verstanden sich Steinfeld's nicht dazu, sie schonender und nach Verdienst zu behandeln; so, meinte ich, sey in meinem Schlosse noch Raum genug für die Verwaiste. „Sie wird,“ sprach ich zu mir selbst, „dir gern und vertrauend folgen, sie achtet dich, sie will dir wohl. Die Ansprüche dieses stillen Wesens sind gering, deine Gattinn findet an ihr eine thätige, freundliche Gefährtinn, du bekommst eine Freundinn, die dich versteht, und sollte der Himmel deine Ehe mit Kindern segnen, so finden sie gewiß bey der eigenen Mutter keine bessere Pflege, als am Herzen dieser gemüthlichen, frommen Seele.“ Der Gedanke, der Ritter dieser Verlassenen zu werden, hatte unendlich viel Wohlthuendes für mich und mit freudigerm Herzen dachte ich an Florentinens Einzug in Hohenberg, wenn ich in diesem stillen Engel ihre Begleiterinn sah.

Florentinens Geburtstag erschien, an der Seite meines Oheims trat ich in das Wohnzimmer der Familie Steinfeld. Mein Oheim ward achtungsvoll empfangen, ich traulich wie ein Verwandter. Die Mädchen waren im Garten und ich eilte mit meinem Oheim der Laube zu, sie aufzusuchen. Ich hatte dem Oheime den Taufnamen meiner Braut nicht genannt, ihre Schönheit nur im Allgemeinen geschildert und ihn gebeten meine Zukünftige zu errathen. Zuerst hüpfte uns Aurelie entgegen, begrüßte meinen Oheim und flüsterte mir zu: „Heute sollen Sie etwas Neues von mir erfahren.“ Nach ihr erschien Florentine und reichte mir freundlich die schöne Hand, zuletzt kam Lina im weißen Gewande, einen Blumenkranz, den sie für Franz gewunden hatte, in der Hand haltend. Der Oheim sprach mit den Fräuleins, ich schlich hinter ihnen her, denn mir war ein wenig bänglich, wenn ich an die nächsten Stunden dachte. Unweit des Schlosses ist ein großer Teich, in dessen Mitte sich eine kleine Insel befindet, und da der Tag so schön war, schlug Frau von Steinfeld vor, den Nachmittag auf der Insel zuzubringen. Wir Alle nahmen diesen Vorschlag mit Freuden an, besonders freute sich ein junger Baron darüber, der nach uns gekommen war, von Aurelien Ferdinand genannt wurde und bedeutende Blicke nach ihr warf.

Das Mittagmahl war vorüber, ich stand mit dem Oheim am Ufer und erwartete die Damen, um sie auf einer zierlichen Gondel nach der Insel zu fahren.

„Nun, lieber Oheim,“ fragte ich lächelnd, „welche ist die Erwählte?“

Der Oheim entgegnete: „Du hast mir gesagt die Schönste, doch diese Erklärung kann mir nicht auf die Spur helfen, denn in deinen Augen muß doch die Erkornte die Schönste seyn. Die Blondine ist allerliebste, aber zu schallhaft und heiter, ich kann mir dieses Wesen nicht liebend denken. Die hohe Gestalt mit den flammenden Augen ist sehr schön, aber sie erscheint schon im ersten Augenblicke so schön als später, der angenehme Eindruck, den ihre

Erscheinung hervorbringt, wird nicht gesteigert. Das zarte Geschöpf mit dem ausdrucksvollen Gesichte, mit den rührenden Augen, den blassen Wangen, die zu Rosen werden, sobald sie spricht, diese, lieber Nefte, ist dein künftiges Weib. Gewiß, sie nur kann es seyn, dieß Gesicht möchte man immer sehen, es wird Einem so wohl bey diesem Anblick, das Mädchen hat die Schönheit, die man in der Seele fühlt!“

Ich schwieg eine Weile und sagte dann halbtrozig: „Nein, Florentine wird meine Braut, wenn sie mich nicht verschmäht!“

Der Oheim lächelte ein wenig und versetzte: „So hab' ich mich denn geirrt? Nun, Florentine ist sehr schön, sehr klug, und du mußt am besten wissen, welche von den Fräuleins dir die theuerste ist.“

Eben kamen diese mit ihrer Mutter und Ferdinand, Herr von Steinfeld fuhr mit seinem Sohne in Geschäften, die unaufschiebbar waren, aus, und wir Zurückbleibenden bestiegen die Gondel und fuhren nach der Insel. Auch Lina war dabey, nur der kleine Franz war bey einem Mädchen im Schlosse geblieben, denn es war Sonntag und die Dienerschaft hatte Erlaubniß auszugehen. Fröhlich lagerten wir uns im Grünen und ergöhten uns an der milden Luft und der reizenden Gegend. Mein Oheim sprach viel mit Lina, und Ferdinand flüsterte mit Aurelien; ich unterhielt die Baroninn und Florentinen.

„Jesus! es brennt im Schlosse!“ rief jetzt die Baroninn und sank ohnmächtig in meine Arme. Wir sahen, wie die helle Glut aus dem Zimmer schlug, neben welchem der Kleine schlief. „Franz! Franz!“ jammerten die Schwestern. Lina sagte Nichts. Bleich und heftig zitternd sprang sie in die Gondel, zog meinen Oheim nach sich und bat ihn, um Gotteswillen so schnell als möglich zu rudern.

Die Bewohner des Dorfes waren in der Nachmittagskirche und daher war noch Alles still, als der Oheim mit Lina an das Ufer kam. Sie slog in das Schloß. Ich hatte mich unterdessen bemüht, die Baroninn in das Leben zurückzurufen, Ferdinand band einen Kahn los, der sich in der Nähe befand und bald waren auch wir vor dem Schlosse. Während dem war Lärm geworden, die Landleute eilten herbey und Alle bemühten sich so schnell als möglich den Brand zu löschen.

„Hülfe!“ rief jetzt Lina mit der höchsten Anstrengung ihrer Kräfte. Ich blickte auf und sah sie, Franz im Arme haltend, auf dem Sims vor dem Schlafzimmer des Kindes stehen. Sie konnte nicht rückwärts, denn die nächsten Zimmer standen in Flammen. Ich holte eine Leiter, slog fast zu dem Mädchen hinauf, nahm ihr das Kind ab und bat sie, indem ich mit dem Kleinen hinabstieg, mir zu folgen. Ich legte den weinenden Franz auf den Rasen und wir bemühten uns gemeinschaftlich das Kind zu beruhigen. Der Kleine lächelte wieder, da erblickte Lina und sank ohnmächtig neben das Kind. Ich blieb bey Lina, die sich nach einigen Minuten erholte und mir mit einem seliglächelnden Blicke auf das Kind dankte. Ihre Wangen glühten, die Freude über den geretteten Liebling verklärte ihr Gesicht, das Häubchen, welches sie immer trug, war ihr entfallen und ein Strom dunkelbrauner, seidenweicher Haare umfloß sie wie ein feiner Mantel. Sie erschien mir wie eine Heilige, ich begriff nicht, daß ich früher dieses Kleinod hatte übersehen können und der Stimme des Herzens folgend, die jetzt vernehmlich sprach, reichte ich

ihr meine Hand und fragte sie in Gegenwart des holden Kindes: „Willst du mein Weib seyn?“

Sie erblaßte und erglühte, leise entgegnete sie: „Bis in den Tod, so lange ich bin!“ und brach, an meine Brust gelehnt, in lautes Schluchzen aus.

Wir gingen jetzt in das Schloß. — Der Brand war nicht bedeutend. Nur drey Zimmer waren ausgebrannt. Herr von Steinfeld kam zurück und gestand, daß er selbst ein Licht habe stehen lassen, welches vermuthlich den Vorhang ergriffen habe. Er liebte das Geld sehr und um an meinem frohesten Tage ihn auch froh zu sehen, schenkte ich der Frau von Steinfeld den prächtigen Schmuck, den ich Florentinen bestimmt hatte, Frau von Steinfeld ward ja meine Tante.

Ich verbat mir, als ich um Lina geworben hatte, selbst die kleinste Ausstattung und erhielt mein Mädchen mit dem Segen ihrer Pflegeeltern, die sich zur Heiterkeit zwangen. Florentine wünschte mir spöttlich Glück, Aurelie reichte mir herzlich die Hand und stellte mir Ferdinand als ihren Verlobten vor. Den Eltern war dieß noch neu, sie hatten diese Verbindung im Stillen gewünscht und vergaßen über einer erfüllten Hoffnung die fehlgeschlagene, auch bezeugten sie sich sehr freundlich gegen meine Braut. Mein Oheim kam jetzt in das Zimmer, er freute sich über meine Wahl, die ihn zu wundern schien, und der Hochzeittag wurde bestimmt. In acht Wochen sollte Aureliens Hochzeit seyn, die meinige acht Tage später. Ich wünschte, daß Lina eher die Meine werden möchte, aber die Baroninn gab es nicht zu, weil Aurelie zwey Jahre älter war als Lina. Ich fügte mich endlich und schied als Glücklicher.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stäte Begleitung.

Trauert sie, so steht der kleine
Amor neben ihr,
Schleudert offen trohend seine
Pfeile her nach mir.

Aber treibt sie Kinderpoffen,
Schleicht er seitwärts,
Stößt mir eins von den Geschossen
Rücklings in das Herz.

Niemals ohne den Begleiter
Zeiget Köschen sich.
Kann dem nie bezwungenen Streiter
Widerstehen ich?

Mar. Lowenthal.

Mittheilungen von London.

London, Sommer 1835.

Die englische Bühne hat eine ihrer schönsten Pierden verloren, — Charles Mathews ist am 27. Juny zu Devonport in Plymouth an der Brustwasser- sucht gestorben und seit wenigen Tagen ruhen seine irdischen Reste in den Vorhallen der dortigen St. Andreas-Kirche. Keine Sorge ist vernachlässigt und jede Kunst ist aufgeboten worden, sein stichendes Leben zu fesseln und noch länger den Freunden der heitern Muse zu erhalten. Aber alle Sorgfalt ist vergebens gewesen und keine Kunst der Ärzte hat dem Tode sein Opfer abzurufen vermocht. Die Nach-

nicht von Mathews' letztem Scheiden ist zwar keine überraschende. Wer Theil an ihm nahm, und den nahm jeder, der ihn persönlich kannte oder auch nur einmal auf den Brettern gesehen hatte, verzichtete auf die Freude seiner Genesung, denn schon seit Wochen bereitete das Plymouth-Journal auf den Verlust vor. Gleichwohl ist deshalb der Schmerz der Trauer nicht minder groß, und allgemein geklagt man sich, daß der Tod, indem er Mathews' Leben brach, der englischen Bühne eine Wunde geschlagen hat, die vielleicht unheilbar seyn dürfte. Es ist wahr, wer wenig besitzt, kann nicht viel verlieren; doch auch der geringste Verlust kann ihn zum Bettler machen. Und das ist bey der englischen Bühne der Fall. In ihrer Armuth muß sie jedes Scherkein fühlen, das von ihrem kleinen Vorrathe an guten Künstlern genommen wird, und selbst die reichste Bühne würde den Abgang eines Mathews vermessen. Noch drey oder vier ähnliche Sterbefälle, und wenn kein Wallenstein Ersatz aus der Erde stampft, so werden die Kornfelder verdorren, die bis jetzt den englischen Theaterunternehmern in der flachen Hand zu wachsen pflanzten, und wird das Theaterliebende Publicum sich andere Vergnügen suchen müssen. Daher auch die Bestürzung, als gerade acht Tage nach Mathews' Tode ein zweyter Schlag die Breterwelt zu erschüttern drohte. Ein Schmuck des freundlichen Haymarket-Theaters ist der Komiker Farrer. In der übrigens breiten Farce, a Cure for the Heart Ache — ein Heilmittel des Herzwehs — hatte er an jenem Abende durch die drollige Darstellung des alten Rapid manches Zwerchfell erschüttert, als mit dem Lustspiel auch die Lust des Lachens endete. Kaum war Farrer in dem zweyten Stücke aufgetreten — the Scholar, der Gelehrte, eine von Buchstons recht glücklich durchgeführte Übersehung der kleinen französischen Komödie, „le Savant“, Farrer der Bücherwurm, — als er plötzlich das Bewußtseyn verlor und zusammenbrach. Augenblicks ging der Vorhang nieder, und die Versammlung wollte auch vom Fortgange des Stücks nicht eher etwas hören, als bis sie über ihren Liebling beruhigt werden konnte. Eine Ueberfluth hatte die drohende Gefahr entfernt und gern las London an den nächsten Tagen in den öffentlichen Blättern, daß Farrer's Unfall ohne einen zweyten unerseztlichen Verlust vorübergehen werde. „Wir haben nun erst“, bemerkten die Times, „einen der glänzendsten Sterne an der Hemisphäre der Komik verloren. Sollten wir auch Hrn. Farrer verlieren, so würden wir in fast gänzliche Dunkelheit versetzt werden.“

Mathews' starb wenige Stunden, nachdem er das sechzigste Jahr erreicht hatte, in den Armen seiner Familie, seiner Gattinn und eines Sohnes, und umgeben von Freunden, unter denen auch seine beyden Ärzte, die berühmten H. H. Maryath und Harris sich befanden. Drey Wochen, die er unter dem gastfreyen Dache eines Hrn. Franklin in der victualling-office zugebracht, hatte er mit den heftigsten Schmerzen gekämpft und sie männlich stark, in Ergebung und Heiterkeit, getragen. Sobald ein günstiger Wechsel einzutreten schien, die Leiden sich verminderten und die Ärzte in eine Veränderung seines Aufenthalts willigten, begab er sich nach Plymouth. Aber seine Kraft war sichtbar geschwunden, obgleich sein Herz wieder ziemlich regelmäßig pulsrte und das Athmen ihm nur abwechselnd schwer wurde. Dagegen nahm die von unten aufsteigende Geschwulst immer mehr zu und am frühen Morgen des 27. Juny zerriß ein heftiger Herzkrampf den letzten Faden seines Lebens.

Der Verbliebene hat seit Jahren der Bühne angehört. Richmond rühmt sich seiner ersten theatralischen Versuche; doch gleich seinem Zeitgenossen Lison und gleich mehreren der besten Komiker hatte er sich ursprünglich dem Cothurn gewidmet; von Richmond zog er nach Dublin und York und erst i. J. 1803 trat er auf dem Haymarket-Theater als Jabal in Cumberlands „Juden“ auf. Von nun an bestimmte er sich für das Lustspiel und mehrere Jahre lang kannte das Theaterpublicum vom Haymarket, Coventgarden und Drurylane keine bessere Freude, als ihn in einer Reihe komischer Charaktere zu sehen, die noch bey vielen in lebhafter Erinnerung sind. Chifane, oder was es seyn mochte, vertrieb ihn von den privilegierten Bühnen und da er nun im geseglichen Drama nicht mehr auftreten sollte, eröffnete er im englischen Opernhause seine unter dem Titel: Mathews at home, „Hr. Mathews zu Hause“, die so rühmlich bekannt gewordenen Unterhaltungen. Zu einer Höhe, deren er nur fähig war, und von welcher mancher Andere, hätte er sie auch in einem glücklichen Momente zu erklimmen vermocht, schwindelnd herabgestürzt seyn würde, während Mathews sie stets höher steigerte, trug ihn sein Sinn für Beobachtung, seine schnelle Auffassungskraft, seine Gewandtheit, sein richtiger Blick und seine Breterkenntniß. Es würde ein Frevel an dem menschlichen Geiste seyn, wollte man behaupten, daß seines Gleichen nie wiederzulehren werde; aber das läßt sich nicht wegläugnen, daß, weil sein Talent ein eigen-

thümliches war, wohl Jahre vergehen dürften, ohne der Bühne einen Ersatz für den verlorenen zu bringen. Hat es etwa an Nachahmern seiner Eigenthümlichkeit gefehlt? keineswegs. Ja, einige sind glücklich genug gewesen, ihm Einzelnes abzulauschen; allein das Ganze hat keiner erreicht. Um das zu sehen, mußte man ihn sehen.

(Der Schluß folgt.)

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 17. September zum ersten Male: „Die weißen Mohren“ oder „der Bräutigam von Haiti.“ Locale Posse mit Musik von Hrn. A. Müller in zwey Aufzügen, nach einer Erzählung bearbeitet.

Titus erklärte jeden Tag für verloren, den er nicht mit einer guten That bezehnet hatte; die Direction des k. k. priv. Theaters an der Wien scheint dagegen jede Woche für verloren zu halten, welche nicht durch ein neues Stück belebt wird; in quantitativer Hinsicht wäre also gegen obige Bühnenleitung nichts zu erinnern. Anders freylich verhält es sich mit der Qualität des Geleisteten; in dieser Beziehung hint das Gleichniß gewaltig und gut ist gerade das Prädicat, welches den Novitäten an der Wien am seltensten zukömmt; allein wie die Sachen stehen, darf an eine Aenderung nicht gedacht werden und so muß man eben nehmen, was geboten ist, ohne sich über das allmälige Untergehen der komischen Bühne viel Scrupel zu machen.

Das heutige Stück ist wieder einmal durchgefallen, minder wegen der Berwerflichkeit der darin ausgesprochenen Besinnung, als wegen der gänzlichen Haltlosigkeit und Leere, mit welcher es gestempelt ist. Zwey junge Leute, von ihren hochmögenden Liebchen refusirt, kommen, als Mohren maskirt, zurück, um jene zu beschämen; auch wird von einem Testamente gesprochen, in welchem jener der beyden Mädchen, die als die Häßlichste erklärt würde, ein namhaftes Vermögen zugewendet wird; allein weder das Eine noch das Andere, nicht die Verkleidung noch das Testament, führen zu einem Resultate und man weiß in der That nicht, wie es kömmt, daß die Mohren auf einmal wieder als Weiße erscheinen, der Eine seine Geliebte heimführt, der Andere leer ausgeht und der Papa seine Noblescherey abzulegen beschließt: es wirrt sich Alles funterbunt durch einander — die Lösung will einen modernen Ödip — sonst muß sie Jedem unzugänglich bleiben. Wäre zum mindesten der Dialog launig, so möchte in des Himmels Namen die Pöcse durchschlüpfen, weil sie sich doch von Zweideutigkeiten rein erhält; allein seit Langem haben wir nichts gehört, was so vollkommen nüchtern, wiglos, ungenießbar gewesen wäre, als diese „weißen Mohren,“ über welche am Schlusse der Vorstellung nach Verdienst der Stab gebrochen wurde; — es ist in dem Ganzen auch nicht ein gesunder Einfall, geschweige denn eine Spur von Wig enthalten. — Die H. H. Scholz, Nestroy und Hopp wirkten verdienstlich, jedoch in Rollen, aus denen kein Lebenssaft zu pressen war, eben so Dlle. Weiß und die Dlle. Dielen und Weiler, welche recht gut sangen. Von den übrigen Beschäftigten ist nichts Erhebliches zu melden; die Vorstellung war um drey Viertel nach acht Uhr zu Ende.

Modell XXXIX.

Überrock von Mull mit Schleifen von Atlasband, nach einem Originale von J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher, Dorotheergasse Nr. 1108.
Ein Gros Grainhut mit Blonden und Asten geziert, nach einem Originale von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Ankündigung.

Die geehrten Abnehmer dieser Zeitschrift werden bey dem bevorstehenden Beginne des vierten Quartals dieses Jahrgangs eingeladen, den Pränumerationsbetrag dafür zu entrichten. Die Bedingungen wolle man gefälligst unter dem Titel des Blattes einsehen.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittbauer.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 26. September 1835.

116

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß, Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die weiße Locke.

(Fortsetzung.)

Von nun an ritt ich täglich nach Rombach, Lina hatte jetzt unumschränkt über ihre Zeit zu gebieten und widmete sie einzig mir. Im nähern, traulichen Umgange mit ihr lernte ich ihren vollen Werth ganz kennen. So wie ihr Äußeres mit jedem Tage reizender ward, so entfaltete sich ihr Geist immer anmuthiger im Sonnenstrahle der Liebe. Stundenlang sprachen wir uns, und immer hatten wir uns noch etwas zu sagen, wenn die Trennungsstunde schlug. Ich schämte mich vor' mir selbst, wenn ich daran dachte, wie ich diesen Engel übersehen hatte, ich begriff nicht, wie es möglich gewesen sey. In ihrer Nähe fühlte ich mich geheiligt, ich ward reiner, besser durch sie. Wir lasen, wir sangen, wir scherzten zusammen, und Lina konnte bisweilen auch muthwillig seyn. Sie gestand mir, daß sie mich schon längst und unendlich geliebt, daß sie aber nie geahnet, daß ich dieses Gefühl erwidere. Wir sahen uns fast jeden Tag und dennoch schrieben wir einander fast täglich. Wenn Lina ein gutes Buch gelesen hätte, sandte sie es mir oder schrieb mir die schönsten Stellen daraus ab. Sie arbeitete bald dieses, bald jenes niedliche Andenken für mich und keine schöne Blume des Gartens duftete, zu der sie mich nicht hinführte.

Eines Morgens erhielt ich folgenden Brief von ihr: „Aureliens Bräutigam hat eine Geschäftsreise vor, die unausschiebbar ist, dieß wird seine Hochzeit verzögern und auch den Tag unserer Verbindung, denn ich glaube nicht, daß die Tante ihren Entschluß ändern wird, und ich möchte auch nicht, daß du sie ungestüm hätest. Warum auch, mein Geliebter? Können wir noch glücklicher werden? Bey allem Vertrauen zu dir denk' ich oft: du wirst mich nicht mehr so lieben, wenn ich immer bey dir bin, denn dann ist die immerwährende Sehnsucht nach mir nicht mehr so lebhaft in dir, du weißt sogleich, daß ich dir nahe bin! Und doch mein' ich oft, du müßtest mich mehr noch lieben, wenn du mich immer hast und siehst, wie ich dir mein ganzes Leben weihe. Jetzt kennst du meine Liebe noch nicht, kann ich sie selbst doch kaum fassen. Niemals hab' ich geahnet, daß ich so lieben kann, als ich liebe! und wenn

ich fühle, daß ich heute dich mehr liebe als gestern, weiß ich daraus, daß ich dich immer mehr lieben muß. Ich werde mir gleich bleiben; wirst du es auch? Mir bangt oft recht! Zürne mir nicht, du Lieber: seitdem du mir gesagt hast, daß du mich früher geachtet, geliebt aber, seitdem ich dir schön erschienen bin, bangt mir vor dem Alter, vor der unbedeutendsten Krankheit, und ich wünsche mir ewige Jugend, nur um dir zu gefallen. Sorgfältig wähl' ich jedes Bändchen, um dir hübsch zu erscheinen. Es freut mich wohl, daß du mich gern siehst, aber ich wünschte, daß du weniger auf die Gestalt achtetest. Wenn ich nun älter werde, wenn ich jetzt einen Reiz verlöre! Aber bin ich nicht thöricht? Einige Jahre bin ich noch jung, bin ich doch erst sechzehn alt und dann will ich so gut und klug geworden seyn, daß du gar nicht denken sollst, ich sey nicht mehr das Mädchen, welches du liebtest!

Klingt das eitel? Ach ich liebe dich so sehr und möchte darum recht liebenswürdig seyn. Wenn ich das Morgenroth sehe, wünsch' ich, du sähest es auch, und so denk' ich dein, bis ich dich habe, und wenn du wieder fern bist, möcht' ich, daß du bey mir wärest, um dich am Blüthenduft mit mir zu erfreuen. Du bist mir näher, wenn du nicht bey mir bist, da denk' ich ganz dein, so recht vom Herzen; wenn du da bist, seh' ich dich und höre dich, darum red' ich nicht so viel mit mir selbst von dir; denn was man in sich selbst empfindet, ist doch das Herrlichste! Denke heut mein. Leb' wohl!“

Ich war unzufrieden mit dieser Verzögerung, aber ich wollte die Baroninn nicht beleidigen, und da ich Lina täglich sah, dünkte mir dieser Aufschub erträglicher. Der Winter breitete sich über Wald und Flur aus, ich fuhr sehr oft zu Schlitten nach Rombach. Bisweilen fuhr ich mein Mädchen Schlitten, manchmal begleitete uns Florentine, die sich sehr freundlich gegen mich und meine Braut bewies.

Eines Tages fuhren wir drey Schlitten; unweit des Schlosses wurde das Pferd scheu, Lina stieß einen Angstschrey aus, wurde todtenblaß und zitterte so heftig, daß ich Mühe hatte sie zu beruhigen. Sie schalt sich selbst über diese Schwäche aus und sagte: „Schon als Kind zitterte ich vor einem finstern Blicke meines Vaters und einem unfreundlichen Worte meiner Mutter, weil der erstere mich wegen eines kleinen Verfehens mit äußerster Strenge bestraft hatte. Je älter ich wurde, verlor sich das Weinerliche, das mir früher eigen, aber indem ich meine Reizbarkeit zu bekämpfen strebte, äußerten sich die Folgen an meinem Körper. Schreck, Kummer, Angst machten mich krank und sobald mein Gemüth ruhig wurde, nahm auch meine Krankheit ab. Ja ich bin überzeugt, daß ich einen großen Schmerz nicht ertragen würde. Mein Gemüth ist still und Gott ergeben, aber mein Körper schwach. Seit ich dich liebe,“ fügte Lina hinzu „danke ich Gott für diese Eigenthümlichkeit, ich bin nun sicher deinen Tod nicht zu überleben und uns beyde würde ein Grab zu gleicher Zeit aufnehmen.“ Ich schwieg, Florentine scherzte darüber.

Ferdinand, Aureliens Verlobter, hatte seine Geschäfte noch immer nicht beendet und einige Male schien es mir, als ob sich Florentine darüber freue. Ich war entschlossen, meine Verbindung nicht länger aufzuschieben und Lina wagte keinen Widerspruch.

In Hohenberg herrschte ein bösariges Nervenfieber, auch ich ward davon heimgesucht und mußte das Bett hüten. Um Lina nicht zu beunruhigen

verbot ich meiner Dienerschaft, nur ein Wort von meiner Krankheit zu sagen und schrieb meiner Braut, daß Geschäfte mich abhalten, nach Rombach zu kommen. Ihre ahnende Liebe hatte augenblicklich den Grund meines Aufenbleibens errathen. Sie hatte sogleich zu mir gewollt, die Baroninn sie aber, da sie erst Abends meinen Brief bekommen hatte, mit Gewalt zurückgehalten und ihr versprochen sie den nächsten Morgen zu mir fahren zu lassen. Ich fühlte mich von Stunde zu Stunde kränker, die Nacht brachte ich im heftigsten Fieber zu, den andern Morgen fand mich der Arzt in tiefer Ohnmacht.

Dieser Zufall hatte das Gerücht, ich sey todt, veranlaßt. Die Kunde war auch nach Rombach gekommen, aus Florentinen's Munde erhielt sie die unvorbereitete Lina. Alles dieses, auch, daß Lina sogleich ohnmächtig niedergesunken sey, erfuhr ich erst nach Jahren.

Den andern Tag besserte sich mein Zustand sichtlich, ich schrieb sogleich an Lina, und in wenig Stunden trat sie bebend und weinend an mein Bett und bedeckte mich mit Thränen und Küssen. Ihre Freude war so groß, so rührend, äußerte sich so lebhaft, daß der Arzt es für gut fand sie zu entfernen, und sie willigte gehorsam ein. Die Baroninn sandte einen Boten an Lina, der sie zurück nach Rombach beschied, und weil ich für die Gesundheit meiner Geliebten besorgt war, bat ich sie dringend, mich zu verlassen.

Unser Abschied war innig, aber von ihrer Seite trüber, als ich erwartete. Sie schrieb täglich an mich, aber in die Freude über meine fortschreitende Genesung mischte sich eine stille Wehmuth, die mir unbegreiflich war. An dem Tage, an welchem ich zum ersten Male wieder nach Rombach fuhr, lehrte auch Ferdinand zurück und sein Vermählungstag ward festgesetzt.

Lina war in ihrem Zimmer, als ich in das Schloß trat, ich suchte sie dort auf. Sie flog mir in die Arme, ihre Freude war unaussprechlich. Stürmisch drückte ich sie an mein Herz und hörte sie leise schluchzen. Ich bat sie, mir den Grund ihres Kummers zu sagen, sie schüttelte den Kopf und verschwand. Ich drang nicht weiter in sie, den andern Tag schrieb sie mir: „Wie ich dich liebe, weiß nur Gott! Weil ich dich liebe und ohne die innigste, gleichbleibendste Liebe elend seyn würde, bitte ich dich, mich aufzugeben. Du hängst zu fest an dem Außern, Conrad, und ich tadle dich nicht darum. Anders fühlt der Mann als das Weib, darum gib mich auf, ich würde dir bald nicht mehr gefallen, wähle dir ein schönes Weib. Dringe nicht mit Fragen in mich, ich habe schon viel um dich geweint, betrachte mich, wenn du nach Rombach kommst, als Freundin, nicht als Geliebte.“

Anfangs wunderte ich mich über diesen Brief, doch als ich seinen Inhalt überdachte, fand ich es fast natürlich, daß sie so geschrieben hatte. Der Schmerz, die Angst um mich hatte das Saitenspiel ihres Innern verstimmt, ihre Wangen gebleicht und Lina war reizbar und phantastisch. Ich hatte früher viel Wohlgefallen an Florentinen geäußert, sie bey meinem letzten Besuche in Rombach ausgezeichnet, weil ich Lina in ihrer Trauer nicht stören wollte, und dem bescheidenen Wesen war es eigenthümlich, sich selbst immer unter Andere zu stellen. Niemals dünkte sie sich meiner werth, immer wünschte sie schöner, geistreicher, besser zu seyn, „nur in der Liebe,“ sagte sie oft, „stehe ich gewiß über der Herrlichsten.“

Ich beantwortete den Brief nicht, war ganz wie früher gegen Lina, als ich sie wieder sah, und sie schwieg auch. Ein junger Graf, ein Franzose von

Geburt, den ich in Paris kennen gelernt hatte, besuchte mich in Hohenberg. Als er hörte, daß ich verlobt sey, äußerte er den Wunsch, meine Braut zu sehen, da er meine Ansichten über weibliche Schönheit kannte. Ich beschrieb Lina nur flüchtig, ich hatte sie zu lieb, um sie mit Worten abzumalen und erwähnte nur beyläufig, daß sie sehr schönes, langes Haar habe. Er bat mich um die Geschichte unserer Liebe und ich erzählte ihm, was ich Lina selbst mitgetheilt hatte, daß sie mir zum ersten Male unendlich reizend erschienen sey neben dem Kinde, mit glühenden Wangen und aufgelösten Haaren.

Aureliens Hochzeittag erschien, mein Freund und ich waren zur Feyer desselben eingeladen. Auf Belmont, dieß ist sein Name, brachte Florentine einen tiefen Eindruck hervor, Lina nannte er anziehend. Sie sah den Tag blaß und verweint aus und trug ein Häubchen. Ich ärgerte mich heimlich, daß sie von Belmont so übersehen wurde, und begriff nicht, warum sie nicht mit aufgelöstem Haar erschien, wie es eben Mode geworden war und was sie so sehr verschönte. Lina tanzte gut und gern. Diesen Abend war sie nicht zum Tanze zu bewegen.

„Sie kann doch in der Haube nicht tanzen,“ flüsterte mir Florentine zu und ich folgte meiner Braut in ein Nebenzimmer, sie zu bitten, das Häubchen abzulegen.

„Fordere das nicht, Conrad,“ sagte sie wehmüthig, „laß mich heute noch nicht ganz unglücklich werden.“ Ich überhörte die Bitte und erregt durch den kleinen Troß, wofür ich ihre Antwort nahm, raubte ich ihr gewandt das Häubchen. Welch ein Anblick! — Lina stand mit jugendlichem Gesicht und schneeweissen Haaren vor mir. „Welch ein Maskenspiel!“ rief ich aus.

„Und wenn ich wirklich solche Haare hätte?“ fragte sie ruhig.

Ich, erbittert über ihre Lust mich zu necken, versetzte: „Dann würde ich, den Werth deines Innern erkennend, dir hochachtungsvoll die Hand küssen, und mir eine Gattinn mit schönen, braunen Haaren, wie du eigentlich befügtest, wählen!“

„Du hast entschieden!“ sprach sie leise, aber fest. „Ich wußt es wohl, daß ich dir entsagen muß, ich habe dich nicht getäuscht, ich habe — durch ein böses Geschick — solche Haare bekommen. Lebe wohl, sey glücklich!“

Erstarrt blieb ich stehen. Sie wollte das Zimmer verlassen, sank aber an der Thüre desselben ohnmächtig nieder. Ich trug sie auf ein Sofa. Florentine erschien, mehrere Gäste drängten sich in das Zimmer. Ihr Zustand erregte Theilnahme, das weiße Haar, auf dem jetzt Aller Blicke ruhten, Verwunderung. Man brachte sie in ihr Zimmer, ich trat an ihr Bett. Sie barg die Haare unter ein Häubchen, winkte mir näher, sah mich freundlich an, drückte meine Hand an ihre Lippen und deutete mir an, zu gehen. Ich wollte das Schloß verlassen, aber Florentine, welche mich im Vorzimmer fand, zog mich halb Bewußtlosen in den Ballsaal. Die Gäste fragten mich nach dem Befinden meiner Braut; mehrere, die sie früher gekannt hatten, bedauerten sie, zugleich auch mich, daß sie so früh einen ihrer höchsten Reize verloren hatte. Ich hörte Alles schweigend an und entfernte mich bald.

Auf dem Heimwege beklagte ich Lina, ich verstand nun ihren Brief, ihre Andeutungen. Ihre edelmüthige Entsagung rührte mich, und ich beschloß: ihr kein Wort mehr über diese Veränderung zu sagen und ihr meine Hand zu reichen. Ihr Herz, ihr Geist, waren noch so schön als früher, noch blühte sie in

Jugendfülle, das Häubchen barg ihr weißes Haar und aus den gemüthlichen Augen schaute mich ein guter Geist an.

Den andern Morgen trat Belmont in mein Zimmer. Er belachte, daß ich ihm so viel Schönes von meiner vermeintlichen Braut gesagt habe und setzte hinzu: „Denn jetzt, Adlerstein, heirathest du doch das Mädchen nicht!“ — Ich theilte ihm meinen Entschluß mit. Er hörte mich an und sprach dann: „Bernimm meine Worte, bester Freund. Was du thun willst, ist edel, großmüthig sogar, aber, wie vieles Großmüthige, auch närrisch. Lieben kannst du doch ein Mädchen mit weißen Haaren nicht und wenn sie alle Reize der Venus hätte und die Tugend selbst wäre. Gewöhnst du dich auch daran, deine Frau im Häubchen zu sehen, so siehst du sie doch manchmal ohne Haube und wirfst dann stets erschrecken, wie gestern Abends. Du gehst auf den Ball, du tanzest — deine Gattinn im Häubchen sieht zu; du kommst mit ihr nach Hause, lobst eine Blondine oder eine hübsche Brünette — und ihre Thränen fließen. Bersöhnlich ziehst du sie an dein Herz, die Haube fällt ab und die weiße Frau steht vor dir, von der ein altes Märchen spricht. Ehe du noch in die Gesellschaft trittst, heißt es: „Adlerstein kommt!“ und statt hinzuzusetzen „Adlerstein mit der schönen Frau,“ heißt es: „Adlerstein mit der Frau mit den weißen Haaren.“ Und wird sie glücklich seyn? Jeden finsternen Blick von dir bezieht sie auf die weißen Haare und dein Leben ist eine Dornenhecke, kein Rosengarten.“ Ich erwiderte ihm wenig, doch gingen seine Worte nicht ganz spurlos an mir vorüber. Tages darauf erhielt ich einen Brief von Lina, in welchem sie von mir Abschied nahm. Ihr Bild, welches sie so darstellte, wie sie früher war, begleitete den Brief.

Ich eilte nach Rombach, fand nur Florentinen und vernahm, daß Lina sich eingeschlossen habe. Ich bat sie, mir die seltsame Verwandlung zu erklären und Florentine gestand zögernd: daß Lina von Natur röthliches Haar, dasselbe aber sehr geschickt gefärbt habe. Das letzte Mal habe sie ein neues, sehr scharfes Mittel versucht und die Folgen zeigten sich in weißen Haaren. Ich nahm diese Worte für Wahrheit; sie sprachen nicht für Lina, sie hatte mich hintergehen wollen. Ihre Natürlichkeit und Güte war vielleicht auch Maske, ich fühlte mich tief gekränkt.

Florentine war heute sehr sanft und theilnehmend. Ehe ich schied, klopfte ich an Lina's Thüre, sie war offen, ich trat ein. Sie empfing mich sanft und ergeben. Ihr reines Auge konnte nicht lügen. Je länger ich sie hörte und sah, desto mehr entschuldigte ich, daß sie mich getäuscht hatte. Ich fand es so verzeihlich, daß sie Alles angewandt hatte, mir zu gefallen. Daß ich die Wahrheit mußte, verschwieg ich aus Schonung. Lina war ruhig, betrübt, aber fest entschlossen mir zu entsagen. Sie beharrte auf dem Satze, daß wir beyde unglücklich würden, und ich mußte endlich nachgeben. Daß ich dieß ziemlich ruhig that, auch mich anfangs minder zärtlich gegen sie gezeigt hatte, als früher, fühlte ich erst später.

Wir schieden, um uns nie wieder zu sehen. Betrübt kehrte ich nach Hohenberg zurück. Belmont wünschte mir Glück. Ich fühlte mich selbst leichter, daß ich die Trennung überstanden hatte, daß ich nicht eine Gattinn mein nennen mußte, welche, das verhehlte ich mir nicht mehr, wenig Anziehendes mehr für mich hatte.

Lina ging einige Wochen später als Erzieherinn einer jungen Gräfinn mit deren Eltern nach Frankreich. Ich setzte ihr eine bedeutende Summe aus, die ihr Unabhängigkeit sicherte; sie wies dieselbe ernst, doch freundlich zurück. Belmont weilte noch in Hohenberg und seine Anwesenheit war mir lieb. Er verschuchte durch sein Gespräch meine trüben Gedanken. „Die Unentschlossenheit,“ sagte ich oft, „hat mich so betrübt. Entschied ich mich früher für Florentinen, lernte ich Lina's hohen Werth nicht kennen, ich wäre jetzt Florentinen's glücklicher Gatte und hätte mir manche bittere Stunde, ihr zahllose Thränen erspart.“

Um mein unmännliches Benehmen wieder gut zu machen, eilte ich zu Florentinen, warb um sie, erhielt ihre und ihrer Eltern Einwilligung und führte sie vier Wochen später als Gattinn in mein Schloß. — Anfangs war ich scheinbar glücklich, ihre hohe Schönheit blendete mich, ihr Geist zog mich an und meine Eitelkeit fand volle Befriedigung in den Huldigungen, die man meiner schönen Frau darbrachte.

Bald schwand der süße Wahn. Florentinen's Herrschsucht wurde mir unerträglich, was ihrem Troste nicht gelang, versuchte sie durch List zu erreichen. Ihre Eifersucht peinigte mich und leider bemerkte ich, daß ich Grund zur Eifersucht hatte. Anfänglich hatte sie mich geliebt, doch als sie sah, wie ich Lina liebte, haßte sie mich beynah, und nur mein Rang und Reichthum bestimmten sie, mir ihre Hand zu geben. Ich sah mich gezwungen Belmont zu entfernen; ungeheure Summen versplitterte sie im Puz und im Spiel.

Sin war mein schöner Traum von häuslichem und ehelichen Glück. Wenn ich durch den Ahnensaal ging, schien es mir, als ruhe der Blick meiner Mutter klagend auf mir. Und war ich nicht zu beklagen? Ich hatte eine Gattinn, die keinen andern Vorzug als Schönheit besaß, selbst ihr Geist zeigte sich nur in Witzspielen. Lina war tiefer, sinniger, unterrichteter. Treue, Häuslichkeit, Gehorsam, Bescheidenheit waren Florentinen fremd, ich fühlte mich ungeliebt und suchte sie wenig auf, selbst ihre Schönheit schwand, denn ihr Charakter trat immer mehr hervor. Und welches Glück hatte ich dafür hingegeben! In einsamen Stunden schwebte Lina's holdes Bild an mir vorüber, immer sah ich sie mit dem geretteten Kinde, immer hörte ich ihr sanftes Lebewohl. Sie nur hatte ich geliebt, sie liebte ich noch. Aus schnöder Eitelkeit gab ich die schimmerlose Perle für den funkelnden, werthlosen Stein. Ich hatte sie aufgegeben durch meine thörichte Lust am Außern, ich hatte sie nicht liebevoll gebeten mir dennoch anzugehören, ich hatte ihr Vertrauen zu mir erschüttert! So wie ich mich ihr gezeigt hatte, mußte sie mir entsagen. Traurig war mein Leben; der Gedanke, daß Lina, und nicht mit Unrecht, einen eiteln Thoren in mir sah, sehen mußte, trübte es noch mehr. Ich wollte mich von Florentinen trennen, nur Rücksicht auf die Mutterwerdende hielt mich noch davon ab.

Eines Tages führte mich ein Geschäft in die Residenz zu einem Manne, dessen Gattinn die Freundin Lina's war. Ihr Gatte war abwesend, sie saß unter ihren Kindern. Mein bleiches, trauriges Gesicht mochte ihr auffallen. Lange hatte ich nichts von Lina gehört, ich fragte nach ihr. Meinen Namen hatte ich nicht genannt. Auf meine Frage antwortete die junge Frau, daß Lina noch in der Familie des jungen Grafen lebe und zufrieden sey. „Kennen Sie Lina?“ schloß sie ihre Rede.

„Ich heiße *Adlerstein*,“ versetzte ich erröthend. Sie zitterte. Ich ahnete, daß sie Alles wisse und beklagte mich, um mein Benehmen einigermaßen zu rechtfertigen, über *Lina's* Kälte, über ihre Lust mich zu täuschen und durch Schönheitsmittel an sich zu ziehen. Die junge Frau erglühete. Mit Feuer rief sie aus: „Nein, da muß ich meine *Lina* vertheidigen.“ Sie gab mir hierauf einige Papiere aus dem Schreibtische. „Lesen Sie, lesen Sie,“ sprach sie und verließ mit den Kindern das Gemach.

Ich las *Lina's* Briefe an ihre Freundin.

„Dein letzter Brief begrüßte eine Glückliche, der heutige trifft deine Freundin mit gebrochenem Herzen. Mein theurer Freund hat das Nervenfieber. Seine schonende Liebe wollte es mir verhehlen, aber ich erfuhr es dennoch. Augenblicklich wollte ich hin, nach *Hohenberg*, die Tante hielt mich gewaltsam zurück. Den nächsten Morgen trat *Florentine* mit den Worten bey mir ein: „*Adlerstein* ist diese Nacht gestorben!“

Was ich empfand, schildern keine Worte. Halb ohnmächtig brachte man mich in mein Zimmer und ließ mich allein. Alles, alles hatte ich mit ihm verloren! Ich betete zu Gott, er möge mich auch sterben lassen, ich flehte um Fassung. Mein Kopf schmerzte mich unendlich, ich war nicht fähig mich nur zu regen, meine Sinne schwanden, ich fühlte dunkel, daß ich stürbe. Als ich zu mir kam, war es Nacht. Niemand hatte nach mir gefragt. Wer liebt mich, da er todt war? Vergib mir, *Emilie*, du warst mir fern! Ich weinte bittere Thränen. Endlich ward es Tag. *Aurelie*, die sanftere Base, trat ein mich zu trösten. Ich bat, sie möge mich lassen, da sagte sie, um mich vorzubereiten: „Hoffe noch,“ und dann: „*Adlerstein* lebt noch!“

So wird uns im Himmel seyn, wenn wir die Lieben wiedersehen, wie mir bey dieser Nachricht war. Ich dankte Gott, nicht mit Worten, aber den schnelleren Schlag meines Herzens hat er verstanden. Zu dem Geliebten! war mein erster Gedanke. — Ach *Emilie*! was empfand ich, als ich vor den Spiegel trat, meinen Anzug zu ordnen! Weißes Haar umwallte mein Haupt. Ich glaubte, ich täusche mich und rief *Aurelien*, sie sah dasselbe. Nenne mich nicht eitel, wenn ich dir gestehe, daß ich sehr weinte. Ich beklagte mich, weil ich fühlte, daß ich *Adlerstein* nicht mehr schön erscheinen würde. Es war mir, als sey ich getrennt von ihm, *Adlerstein* ist edel, er liebt mich, aber er hängt sehr am Außern, er wird mich verlassen und sich erst dann nach mir sehnen, wenn ich ihm fern bin. Heute noch bin ich nicht ganz unglücklich, noch weiß er nichts von dieser traurigen Verwandlung! Ach wie ich so traurig bin und so glücklich, *Emilie*, er lebt, er lebt! Lebe wohl.“

Der zweyte Brief war fünfzehn Tage später geschrieben.

„Es ist vorbey, *Emilie*, Alles ist vorbey! *Adlerstein* weiß es, er hat sich von mir getrennt. Verdamme ihn nicht darum, ich selbst habe ihn um Trennung gebeten, ich konnte seine Hand nicht annehmen. Er wollte sich mit mir verbinden, aber er sprach diese Worte kalt und ruhig aus. Nur Pflichtgefühl und natürliche Güte fetten ihn noch an mich, Liebe nicht. Ich bin ihm noch theuer, das weiß ich wohl, aber er sieht mich nicht mehr so gern wie einst, er sieht nur das Anmuthige gern. Ich bin zu glühend, um glücklich durch seine Hochachtung und Freundschaft zu seyn — ich wußte ja, welch ein Glück es sey, von ihm geliebt zu werden! Gewiß es ist besser, daß ich ihm entsagt, meine Reizbarkeit, die mich schon oft an den Rand des Grabes führte, reicht

hin, mich an seiner Seite unglücklich zu machen. Du sagst, ich solle ihm offenerzig alles gestehen? Hiesse dieß nicht, ihn an mich ziehen? Ihn durch das Gefühl des Mitleids bestechen?

Wenn er wüßte, daß Schmerz um ihn mein Haar gebleicht hat, o dann könnte er sich nicht von mir trennen, meine weißen Locken würden ihn rühren! Und wenn er sich dennoch von mir trennte, was bliebe mir? Kein freundliches Bild, denn ich würde ihn nicht mehr hochachten! Nein — ich habe meine Verwandten, die alles erriethen, beschworen, den Grund dieser Veränderung geheim zu halten, und sie werden ihn Adlerstein niemals entdecken. Möge er glücklich werden. Mit schwerem Herzen gab ich ihn auf, aber ich mußte! — Beklage mich nicht, bald bin ich ihm fern auf dieser Erde. Einst sucht er mich gewiß und findet mich auch gewiß wieder. Lebe wohl!“

Still legte ich die Briefe hin und entfernte mich, was ich fühlte, kann ich niemals beschreiben. Florentinen verachtete ich fast, sie hatte mich schändlich betrogen. Ihr Zustand nöthigte mich zur Schonung. Mit keiner Sylbe erwähnte ich Emilien's Mittheilung gegen sie. Ich sah sie nur selten und lebte theils im Forste, theils in meinem Zimmer.

Zwey Monate nach diesem Vorfalle ward Florentine von einem todtten Kinde entbunden. Einige Tage nachher starb sie, an den Folgen ihrer heftigen Gemüthsart; ein kleiner Streit mit der Wärterinn führte sie in das Grab. Ihr Tod war fast ein Glück für mich. Ich ließ sie mit großer Pracht beerdigen und fuhr nach dieser Ceremonie in die Residenz, um von Emilien Lina's Aufenthalt zu erforschen. Emilie war mit ihrem Gatten nach Carlsbad gereist. Auf einen Brief erhielt ich zur Antwort: Lina lebt in Lyon, in der Familie des Grafen Belleville.

Ich nahm meinen Weg nach Frankreich. Die großen Städte, durch welche ich reiste, waren mir gleichgültig, ich fuhr fast Tag und Nacht, um bald hin zu kommen. In Lyon ging ich in Belleville's Hotel und fand den Grafen. Er sagte mir: daß Lina seit einigen Monaten die Gattinn seines Schwagers sey, der ihr zu Liebe Frankreich verlassen und sich am Rheine angesiedelt habe. Erstarrt blieb ich vor ihm stehen, dankte dem Grafen endlich mit Thränen im Auge für diese Nachricht und verließ an demselben Tage noch Lyon.

Nach Lina's jezigem Namen hatte ich nicht gefragt, sie war todt für mich, sie war Gattinn.

(Der Schluß folgt.)

A p h o r i s m e n .

Von Zauper.

Haben wir ein Wesen unserer näheren Bekanntschaft verloren, dann machen wir uns wehmüthig Vorwürfe, ihm nicht mehr gewesen zu seyn. Wie viel, sagen wir uns, hätten wir mit ihm geistige und herzliche Freuden, ein tieferes Leben genießen können. D'rum denke doch Jeder die Gegenwart verständig zu nutzen, um der Nachreue nicht Platz zu lassen.

Du willst von dem Apfel doch nicht, daß er auch wie Pflrsch schmecke, oder von der Reseda, daß sie wie Rose dufte; wie begehrst du nun, Treue und Beständigkeit von der Unmuthigheiteren, gefasten Ernst von der Leichtsinnscherzenden, zudringende Neigung von der Sittsamliebenden! Es ist so Vieles gut, daß Alles nicht besser seyn könnte.

Es ist eine menschenfreundliche Gewohnheit, an den Dingen jederzeit die gute Seite zu bemerken, mit dem Mantel der christlichen Liebe das Unstößige zu bedecken; aber die Wahrheit fordert auch ihr Recht, und die Täuschung, die so frech uns überall entgegentritt, soll auch nicht zu sehr gehegt werden, und gepflegt; sonst dürfte man zulezt wohl auch etwas Abgeschmacktes anziehend, Albernes leidlich, wohl gar interessant finden.

Allgemeine Gewerbs-Producten-Ausstellung in Wien.

Es war bisher eine auffallende Erscheinung, daß in allen Berichten der ausländischen Märkte und Messen selten oder fast gar nicht von Hervorbringungen des Kunst- und Gewerbsleibes des österreichischen Kaiserstaates die Rede war, und Unkundige in diesem Fache mochten zu dem Glauben verleitet worden seyn, daß in Oesterreich nichts Erhebliches producirt werde, oder die Gewerbsproducte daselbst keiner Erwähnung werth seyen. Dieser Umstand, dessen muthmaßlichen Grund wir hier nicht weiter berühren wollen, war um so auffallender, da jeder Fremde, selbst wenn er aus England oder Frankreich nach Wien kam und die geschmackvollen und kostbaren Auslagen in den Boutiquen Wiens erblickte, in Erstaunen gerieth über die Mannigfaltigkeit, Schönheit und Eleganz der inländischen Gewerbserzeugnisse. Freylich wurden zeitweise auf entfernteren Puncten der Monarchie verschiedene Veranstellungen getroffen, durch partielle Gewerbsausstellungen die Gewerbserzeugnisse der nächsten Umgegend zur Anschauung zu bringen, aber diese Ausstellungen konnten nur einen unvollständigen Begriff von der Gesamtmasse der Erzeugnisse der Nationalindustrie geben. Der verstorbene k. k. Generalconsul in Leipzig, Adam Müller, war der erste, der vor mehreren Jahren in Leipzig eine Industriausstellung österreichischer Gewerbsproducte veranstaltete, die, obgleich beschränkt und unvollständig, doch viel dazu beytrug, die Aufmerksamkeit der commercieellen Welt auf diese Producte hinzuleiten. In Böhmen fand i. J. 1828, auf Veranstaltung des k. k. Landesguberniums, eine Industriausstellung böhmischer Producte Statt, die, in den folgenden Jahren wiederholt, den ehrenvollsten Beweis von der Gewerbsthätigkeit der Böhmen und der Vorzüglichkeit ihrer Erzeugnisse lieferte. Die im lombardisch-venetianischen Königreiche jedes Jahr, abwechselnd zu Mailand und Venedig, stattfindenden Prämienvertheilungen an ausgezeichnete Fabrikanten und Gewerbsleute, womit Ausstellungen der um die Preise concurrirenden Erzeugnisse verbunden sind, üben den wohlthätigsten und mächtigsten Einfluß auf die Industrie daselbst aus. In Wien wurde vor einigen Jahren ein sogenanntes Ausstellungsbureau aller Natur-, Kunst- und Gewerbsproducte des österreichischen Kaiserstaates etablirt, das aber aus Mangel an Zutrauen sich nicht erhalten konnte und bald wieder geschlossen wurde. Alle Kunst- und Industriefreunde hatten schon längst gewünscht, eine allgemeine Industrie-Ausstellung in Wien, von Producten aus allen Theilen der Monarchie, realisirt zu sehen, wie ähnliche Ausstellungen fast in allen Hauptstädten Europa's von Zeit zu Zeit Statt finden, und nach welchen allein der wahre Stand und die Fortschritte der Industrie eines Landes beurtheilt werden können. Durch die Munificenz weiland Sr. Majestät Kaiser Franz I. ist dieser Wunsch in Erfüllung gegangen. Mitteltst k. k. Hofdecrets vom 17. April 1834, wurde eine Commission niedergesetzt, bestehend aus dem Präses Hrn. Hofrath Freyherrn von Ligo, und den Mitgliedern, den H. H. k. k. Regierungsrath Fellner, k. k. Regierungsrath Prechtl, k. k. Director des k. k. technischen Cabinets Stephan Ritter von Kees, Großhändler und Bankdirector von Wayna, Leitenberger, Sporkin, Hornbostel, Prof. Altmütter, Großhändler von Coith, Arthaber und Murrmann. Diese Commission hatte zum Zweck, die nöthigen Vorkehrungen zu einer allgemeinen Gewerbs-Producten-Ausstellung in Wien zu treffen, und die Winterreitschule nebst dem daranstoßenden kleinen Redoutensaale und dem ganzen Erdgeschos unter der k. k. Hofbibliothek wurden derselben als Ausstellungsplätze angewiesen. Nach dem Tode des Kaisers fügten Sr. Majestät der jetztregierende Kaiser Ferdinand I. mitteltst allerhöchster Entschliesung vom 15. März 1835 noch die Bestimmung hinzu, daß am Schlusse der Ausstellung eine Prämienvertheilung an die ausgezeichnetsten Fabrikanten Statt finden solle.

Seit dem 1. September ist die Ausstellung dem Publicum geöffnet, und wir müssen gestehen, daß sie in geschmackvoller Anordnung die so weltberühmten ersten Industrie-Ausstellungen in Paris i. J. 1827 bey weitem übertrifft. In Paris waren damals im innern Hofraume des Louvre vier Breterbuden erbaut, in welchen die Industrieproducte aufgestellt waren, und das Ganze bot mehr das Bild eines Jahrmarktes dar, als das

einer nationalen Gewerbsausstellung. Auch bildeten die einzelnen Säle des Louvre, worin auch einige Industrie-Erzeugnisse aufgestellt waren, einen zu seltsamen Contrast mit den Breterbuden im Hofraume, der nicht angenehm wirkte. In Wien gewährt gleich beim Eintreten in den unabsehbaren großen Saal der Glanz und der Reichthum der aufgestellten Gegenstände den imposantesten Anblick, so wie ebenfalls die mit den verschiedensten kostbarsten Stoffen umwundenen beyden Säulenreihen des Saales, und die an den Wänden in den schönsten Drappirungen aufgehängenen feinen Gespinne, Seidenstoffe, Shawls, Thibetgewebe, Caschmire und Modewaaren aller Gattung. Dieser Totalüberblick fehlte ganz in Paris, da die Breterbuden in keinem Zusammenhange waren, und auch mit den Sälen im Louvre in keiner Verbindung standen. Am besten war in Paris die Gesamtmasse der Ehoner Seidenwaaren in einigen Sälen des Louvre ausgestellt, wodurch man den ganzen Reichthum dieses Industriezweiges überschauen konnte, was nicht in Wien der Fall ist, wo die Seidenfabricate vereinzelt und an verschiedenen Orten angebracht sind. In Paris war die Circulation der Schaulustigen, bey dem beschränkten Raume, sehr beschwerlich, und bey großem Andränge zuweilen lebensgefährlich. In Wien ist dieser Übelstand glücklich vermieden worden, durch die bessere Eintheilung und Benützung des Raumes und der geregelteren Circulation der Zuschauer. In der Wiener Ausstellung macht sich eine schöne Symmetrie der aufgestellten Gegenstände gleich beim Eintritt bemerkbar; nirgends erblickt man eine Überladung oder barocke Zusammenstellung, selbst die geringfügigsten Gegenstände präsentiren sich dem Auge in der schönsten Tagesbeleuchtung, welches letztere in Paris nicht immer der Fall war, und Anlaß zu bitteren Beschwerden der Aussteller gab, denen jedoch nicht abzuhelfen war, da das Tageslicht in den niederen Breterhütten, die von den Mauern des Louvre umgeben waren, nicht überall eindringen konnte, und daher einige Räume im Dunkeln blieben. In Paris hatte man die Unbequemlichkeit von einer Bude in die andere und Treppe auf und ab in die Säle des Louvre zu wandern; in Wien ist eine unterbrochene Communication des großen Hauptsalles mit den daranstoßenden Cabineten und dem Redoutensaale, und erst beim Ausgange steigt man eine Stiege hinauf, um in die weiten Räume des Erdgeschosses zu gelangen, wo die Erzeugnisse aus gröberen Stoffen und Materialien, und die Maschinenwerke aufgestellt sind. Kurz die Ausstellung in Wien bietet ein schöneres Ensemble dar; man glaubt sich in einen Zaubervallast versetzt, wo Alles blüht, schimmert und strahlt, und der Blick schweift hinaus in die weiten Räume, im Hochgenuß der Anschauung so vieler kostbaren Kunst- und Industrie-schätze, die uns auch einen erhabenen Begriff von der Vollendung geben, zu der die Nationalindustrie sich emporgeschwungen hat. — Es wäre unmöglich alle einzelnen Gegenstände hier aufzuzeichnen und zu besprechen, die zur Ausstellung gebracht worden sind, und wir begnügen uns, nur in flüchtigen Andeutungen auf einzelne Producte aufmerksam zu machen, die uns bey wiederholtem Besuche, durch ihre künstlerische Vollendung, am meisten auffielen.

Alle Industriefreunde werden wohl mit Wohlgefallen die schönen Seidenwaaren aus den Manufacturen in Mailand und Wien betrachtet haben, die sich in Gewebe, Dessin, Glanz und Solidität so vortheilhaft auszeichnen. Wenn sie auch den Ehoner Seidenwaaren nicht überlegen sind, so können sie sich doch ihnen gleichstellen. Auch dürften wohl nirgends schönere Arbeiten gefertigt werden, als die Gewebe der durch Wasser bewegten Webestühle des berühmten Seidenfabrikanten Hornbofel in Wien, die eine wahre Zierde der Ausstellung sind, so wie auch die Seidenfabricate von Benwinler in Wien, und die schönen Tapissierestoffe, Cravates und Kobes aus der Manufactur von Gabrini Francesco und Torchiano Figlio in Mailand. Zwar entscheidet der Modegeschmack in diesen Sachen, aber die künstlerische Ausführung eines Fabricats ist dem Urtheile desselben nicht unterworfen. Es kommt hier alles auf die Erfindung der Dessins an, worin Genie und Talent ihren Wirkungskreis finden, denn die bloße materielle Ausführung erfordert nur Einsicht bey der Wahl der Arbeiter und des zu verwendenden Materials, auch hat die Maschinenverbesserung vieles zur Vervollkommnung dieser Fabricate beygetragen. Die gedruckten Zige und Ratone in der Ausstellung finden den Beyfall der Damen, die auch hierin competente Richter sind. Die Vorzüglichkeit dieser Arbeiten zeigt hinlänglich, daß es den Fabrikherren nicht an guten Zeichnern, Coloristen, Formschneidern und Druckern fehlt. Die gedruckten Baumwollenzuge stehen an Schönheit und Vorzüglichkeit denen der Engländer und Franzosen gleich und eine ganz besondere Erwähnung verdienen die Saafwollenzuge des bürgerlichen Webers in Wien Joseph Kniezaucek, die so höchst vollendet sind, daß man sie, besonders in der Entfernung, für die schönsten Seidenstoffe hält. Die Shawlwe-

bercy hat durch *Ternaux* in Paris eine große Vollkommenheit erreicht. In seinen Niederlagen auf der Place des Victoires und seinem pallastähnlichen Hause daneben, dessen ganze Fagade mit köstlichen Shawls behangen war (ein Gewerbscharlatanismus, den die commerzielle Betriebbarkeit verschmähen sollte), konnte man täglich die schönen Fabricate aus seinen zahlreichen Manufacturen bewundern; auch war er eine Zeitlang Alleinherrscher in diesem Industriefache. Der Shawlfabrikant *Joseph Burde* in Wien hat gezeigt, zu welcher Stufe hoher Vollendung auch dieser Industriezweig in Wien gediehen ist. Seine Shawls, nach Originalzeichnungen und nicht nach französischen Mustern verfertigt, sind in Hinsicht der feinen Weberey und Blumenpracht wahre Meisterstücke der Shawlweberey. Die übrigen Arbeiten der hiesigen Shawlfabrikanten zeigen, wie glücklich sie mit *Ternaux* und seinen Nachfolgern weitteifern. Die Tuchmanufacturen der österreichischen Monarchie standen schon längst in dem besten Rufe wegen der Vorzüglichkeit ihrer Fabricate. Die croisirten Tuch- und Casimirauslagen in der Ausstellung von *Nemester* in Mähren kommen in der Qualität den berühmten französischen Tüchern aus Sedan und Elbeuf gleich, und übertreffen sie an Solidität, ein nicht zu übersehender Vorzug dieser Art Fabricate. — Gehen wir zu andern Gegenständen über, so nimmt zuvörderst die Strohhutfabrication unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, die in Oesterreich eine große Ausdehnung gewonnen hat. Die sorgfältige Pflege und Behandlung, die das Stroh zur Hutfabrication erfordert, dann die Vollendung der Bleiche, die durch das Schwefeln geschieht, wodurch das Stroh seine höchste Schönheit erlangt, zuletzt das Sortiren, wodurch Gleichförmigkeit und Schönheit der Bänder erreicht wird, sind Vorarbeiten, die nicht leicht zu bewerkstelligen sind. Das Marzostroh, das aus Traisten bezogen wird, kommt sehr hoch zu stehen; man hat daher in Oesterreich mit mehr oder minder glücklichem Erfolge vielfache Versuche gemacht, das Stroh zum Bedarf der Hutfabrication anzubauen. Da in England und Frankreich dieser Anbau nicht ganz gelingen wollte, so versiel man vor mehreren Jahren auf die Idee, andere langhaltige Gräser zum Flechten der Hüte zu verwenden, und in England hat vorzüglich *Sinclair* mit dem Anbaue dieser Gräser sich befaßt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Gräser bey gehöriger Zubereitung eine schöne Farbe annehmen, und feine lange Halme mit wenig Knoten haben. Die Strohhüte in der Wiener Ausstellung von dem Strohhutfabrikanten *Vichierai* kommen ganz den Florentinern gleich, und seine Strohbänder von eigenem angebauten Stroh zeigen, daß dieser Anbau große Vortheile für die Strohhutfabrication verspricht. Eine Merkwürdigkeit der Ausstellung ist der aus Wiesenrispengras (*Poa pratensis*) verfertigte Strohhut, aus dem technischen Cabinet *Sr. Majestät des Kaisers*. Die ersten Versuche zur Verwendung dieser Grasart zu dem angegebenen Zwecke wurden auf Veranlassung *Sr. Majestät* (damaligen jüngern Königs von Ungarn) im Jahre 1829 in Dornau und Wien angestellt. Das Rispengras wurde geschnitten und mit großer Sorgfalt auf einem Wiesenplatze gebleicht, wobei das Gras in fächerförmige Büschel ausgelegt, und nicht nur der Einwirkung der Sonne, sondern auch dem die Bleiche sehr fördernden Morgenthau ausgesetzt wurde. Bey eintretendem Regen wurde dasselbe unter Dach gebracht, da nach gemachten Erfahrungen der Regen die Halme fleckig macht, und sie an ihrer Brauchbarkeit verlieren. Durch Anwendung dieser Vorsichtsmaßregeln erhielt man mehrere Pfunde reingebleichtes Wiesenrispengras, das jedoch durch die Handfortirung und Maschinenfortirung etwas an Gewicht verlor. Die Bearbeitung des Hutes geschah in der Wiener Strohhutfabrik der Frau von *Miesel* und des Herrn *Periboni*, und wurde von der Frau von *Miesel* selbst angefertigt. Dieser Strohhut bewährt nicht nur, daß das ächte Florentinerstroh entbehrt und durch die *Poa pratensis* sehr gut ersetzt werden könne, sondern auch, daß diese Grasart, und vielleicht auch andere, zur Strohhutfabrication benutzt werden kann, Vortheile, die für den inländischen Kunstfleiß und auch für den Landmann unberechenbar sind. Nur ist es zu bedauern, daß dieser Probehut nicht in der üblichen Größe der Florentiner Strohhüte gemacht werden konnte, bey welchen der Schirm oder Rand des Hutes $7\frac{1}{2}$ Zoll misst, woran allein der geringere Entfall der feinsten Strohhalme beym Sortiren die Schuld trägt. Er wird in der technischen Sammlung *Sr. Majestät* aufbewahrt, und nimmt unter den Stroharbeiten einen vorzüglichen Platz ein. Auch die schwarzen Strohhüte in der Ausstellung von *Cervetti* in Mailand verdienen die größte Beachtung. — Aus der eigenthümlichen Metallart, Pactus genannt, werden in Wien die schönsten Arbeiten verfertigt. Diese Metallart kommt aus China; die Bestandtheile desselben sind Nickel, Kupfer und Zink, deren Mengenverhältniß erst durch Operationen der neuern Chemie ausgemittelt worden ist. Wegen Ähnlichkeit dieser Metallcomposition mit zwölflöthigem Silber wird sie auch Argentin

oder Neusilber genannt. Das Pafkong hat den Vorzug vor dem silberplattirten Kupfer, daß es sich nicht durch den Gebrauch abnutzt, keine Legirung hat und folglich nicht roth werden kann. Die Bearbeitung dieses Metalles beschäftigt seit vielen Jahren sehr viele Arbeiter in Wien. Die Pafkongwaaren in der Ausstellung von dem Fabrikanten J. Braun in Wien sind sehr zierlich und schön gearbeitet; doch wunderte es uns, von dem gleichfalls ausgezeichneten Fabrikanten in diesem Fache, Franz Frank, keine Arbeiten in der Ausstellung gefunden zu haben, von welchem wir früher, in Form, Ausführung und Positur, so schöne Sachen gesehen haben. Neben diesen Pafkongarbeiten glänzen die Silbergalanteriewaaren von Mayerhofer und die von Jacob Weiss, Arbeiten, die man nirgends schöner und geschmackvoller sehen kann, was auch von den sämmtlichen silberplattirten Waaren gilt, die denen von London und Paris in nichts weichen. Die Ausstellung ist überreich an ungemein schönen Glaswaaren von den mannigfaltigsten und schönsten Formen, sowie überhaupt dieser Industriezweig in dem österreichischen Kaiserstaate einer der blühendsten ist. In Sevres, unweit St. Cloud, werden schöne Porzellanarbeiten verfertigt, aber wir müssen gestehen, daß die ähnlichen Arbeiten der k. k. Porzellanmanufaktur in Wien vollkommen den Vergleich aushalten können, wie es auch nicht anders seyn kann, da in Wien alle Kräfte vorhanden sind, um Vortreffliches in diesem Fache leisten zu können. Das Bemalen, Vergolden, Versilbern und Platinieren versteht man in Wien eben so gut, wie in Sevres, so wie man sich auch in Wien die Erfindung zu Nutzen gemacht hat, mehrere Farben unter der Glasur anzubringen, wie es gleichfalls in der Manufaktur in Sevres geschieht. Kunst und Geschmac thun das übrige, und der Geschmac ist nicht das ausschließende Eigenthum einer einzigen Nation. Neben den schönen Sachen aus der k. k. Porzellanmanufaktur sind auch die Fabricate der verschiedenen Privat-Porzellanmanufacturen mit Lob zu erwähnen, die in reichen Massen die Ausstellung schmücken. Auch verdienen eine besondere Berücksichtigung die Hydrosithwaaren (Töpferwaaren) aus der Hydrosithwaarenfabrik von Schüller und Gerbing in Böhmen, von den gefälligsten und eigenthümlichsten Formen, besonders die leichten und niedlichen Kaffeebecken. Wie erstaunlich weit man es in Oesterreich in der Tapetenpapier-Fabrication gebracht hat, davon liefern die rühmlichst bekannten Fabrikanten Sporckin und Rahn in Wien die schönsten auffallendsten Beweise in der Ausstellung. Die Goldbroduren, die damascirten Papiere und die des Isthdruckes, ziehen durch ihre Vortrefflichkeit alle Blicke auf sich. Mit der Anwendung des Kautschouks (gummi elasticum) zu verschiedenen Fabricaten werden besonders in England fast täglich vermeintliche Erfindungen gemacht, die schon längst und früher die hiesigen Fabrikanten Reithofer und Purtscher in Ausführung brachten. Ihre mannigfaltigen Erzeugnisse in der Ausstellung aus diesem Materiale lassen nichts mehr zu wünschen übrig, und übertreffen alle ausländischen Fabricate in diesem Fache. Die hiesigen Blumisten wetteifern glücklich mit ihren Kunstgenossen in Paris. Das Kunstblumenbouquet in der schönen, nach antikem Muster gearbeiteten Bronzevase, von Louise Dellavos in Wien, und die Blumen von Anna Schilde, liefern die Belege dazu. Die Arbeiten der Wagenmacher und die der Musikinstrumentenmacher werden ins weiteste Ausland versendet, eine hinlängliche Empfehlung ihrer Vortrefflichkeit.

Wir sind am Ende unserer Wanderung durch die Hallen der Industrieausstellung. Den Zweck und den Raum dieser Blätter berücksichtigend, können wir uns in keine weiteren Details einlassen, auch war es bloß unsere Absicht, auf eine großartige Erscheinung des Tages aufmerksam zu machen, die Epoche in den Annalen der Nationalindustrie machen wird. Was wir gesehen, sind Künste des Friedens, die sich auch nur im Schooße des Friedens so schön entwickeln konnten. — Ein erhabenes Bild in so sturmbelegten Zeiten.

N. Fürst.

Wiener Meubleformen III.

Gartentisch von unachleichtlichem Trill mit roth gedrucktem Dessin.

Das Tischblatt und die Möbeln von polirtem Eichenholz und strohgeflochtenen Sigen. Der Tisch ist wegzuheben, so wie die Gardinen ringsherum zu öffnen. Das Ganze nach ausgeführten Formen der k. k. landespriv. Meubelfabrik der Hof. Danhauser sel. Witwe, auf der alten Wieden, Meierhofgasse Nr. 203.

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Wittauer.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 29. September 1835.

117

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die weiße Locke.

(S c h l u ß.)

Daß Lina vermählt, jetzt schon vermählt sey, machte einen schmerzlichen Eindruck auf mich. Wie oft hatte sie mir betheuert: mir oder Keinem anzugehören!

Nach Hause zu reisen hatte ich wenig Neigung. Ich wollte noch in der Welt umherschweifen und beschloß Italien zu durchstreifen. In Rom fand ich einen deutschen Maler, den ich längst aus seinen Werken liebte und achtete. Wir wurden näher bekannt, und ihm verdankte ich die glücklichsten Stunden, die ich in Rom hatte. Eugen, dieß war sein Name, war der einzige Vertraute meines Kummers. Er tröstete mich sanft, und wenn ich unzugänglich für seinen Trost blieb, schwieg er. Er vertheidigte Lina's Entschluß, er fand es edel, daß sie mir entsagt hatte, er mißbilligte nicht, daß sie sich vermählt habe und indem er durch ihre Briefe, die ich ihm mittheilte, für sie eingenommen wurde, tadelte ich mich selbst täglich mehr. Ich gefiel mir in dieser Unzufriedenheit mit mir selbst, sie beschäftigte mich doch.

Ein Jahr war verstrichen. Eugen wollte nach Deutschland zurückkehren und ich beschloß ihn zu begleiten. Bey Coblenz war seine Heimat, dort hatten seiner gute Eltern, ein geliebtes Weib und ein vierjähriger Bube. Er bat mich so herzlich mit zu den Seinigen zu kommen, daß ich einwilligte.

An einem schönen Mayabende langten wir in dem freundlichen Dörfchen an. Wir stiegen aus dem Wagen, Eugen slog fast vor mir her. Endlich deutete er auf ein zierliches, von Weinreben umranktes Haus und rief: „Dort, dort!“

Ein vierjähriger Bube spielte vor der Thüre.

„Wie heißest du!“ fragte Eugen ahnend. „Eugen!“ antwortete herzlich der Junge und gab dem Vater die Hand. Dieser preßte ihn an seine Lippen und weinte. Ein hohes, jugendlich schönes Weib trat aus dem Hause und rief: „Jesus — Eugen!“ Sie slog an seinen Hals und rief zugleich jubelnd: „Vater, Mutter, Eugen ist da!“

Die alten Eltern kamen heraus, die Mutter mit dem Kochlöffel in der

Hand, wie sie eben am Herde stand, und nun zogen sie ihn in das Haus. In mich dachte Niemand. Ich erinnerte mich an Lina's rührende Freude, mit welcher sie sonst den Geliebten begrüßte, und ging fort von dem Hause, im Dorfe hinauf, das Ufer des Baches entlang. Vor mir her hüpfte ein zartes, holdes Mädchen von ungefähr zehn Jahren an der Hand eines alten Mannes von ehrwürdigem Ansehen. Sie ließ seine Hand los, um Bergischmeinnicht zu pflücken, und indem sie sich bückte, glitt sie aus und fiel in den Bach.

„Julie!“ jammerte der alte Herr. Ich sprang in den Bach und holte das Kind heraus. Wie ich es in des Vaters Arme legte, sah ich noch sein seltsames Lächeln, dann nichts mehr und sank zu Boden.

Als ich erwachte, war es dunkel, ich hörte Stimmen um mich her, von denen einige mir bekannt klangen. Ich fragte, wo ich wäre. Eugen faßte meine Hand und entgegnete, ich sey im Schlosse des Baron Berthold. „Bin ich denn blind!“ rief ich aus.

„Beruhigen Sie sich, mein Herr,“ sprach ein Mann, „ich bin Ihr Arzt und hoffe Sie bald von diesem Übel zu befreien. Die Erkältung hat Ihnen sehr geschadet, doch ist diese Blindheit nur ein Nervenübel, das leicht zu heben ist.“

„Wir werden Sie wie unsern Sohn pflegen,“ sprach der Baron. „Ich bin ein alter Mann und bey dem besten Willen kein Krankenpfleger, aber meine Frau ist noch jung und ein sanftes, liebes Wesen, die Ihnen gern durch ihr Gespräch die Zeit verkürzen wird.“

Bald nachher kam Frau von Berthold. Sie fragte mit sanfter, leiser Stimme nach meinen Wünschen. Unachtet sie französisch sprach und ich geneigt war, sie ihrer Aussprache nach für eine Französin zu halten, klang mir ihre Stimme doch so traut und süß, wie eine bekannte. Ich mußte ihr versprechen, alle meine Wünsche ihr mitzutheilen und that es gern. Auch das holde Kind erschien, mir zu danken, und ich fühlte mich nicht unglücklich wie ein Blinder. Außer der Zeit, wo ich Lina meine Braut nannte, hatte ich, nachdem mir die Jahre der Kindheit entschwunden waren, nicht wieder so glücklich gelebt als jetzt.

Früh erschien Frau von Berthold und fragte nach meinen Wünschen, die sie pünktlich, fast liebevoll erfüllte. Sie sang mir vor, sie las oder wir sprachen mit einander, und mit jedem Tage ward sie mir lieber. Julie kam oftmals und erheiterte mich durch ihr kindliches Geplauder manches Stündchen. Auch Eugen besuchte mich fast täglich und der Baron fand nicht genug Worte für seine Dankbarkeit. Wenn ich die Güte seiner Gattin rühmte, sprach er oft: „Ja, ich bin sehr glücklich. Mein Weib ist ein Engel, und wenn sie auch zu jung ist, um mich alten Mann lieben zu können, achtet und ehrt sie mich doch wahrhaft. Auf Liebe mach' ich ja keinen Anspruch mehr.“

Einst hat ich Eugen mir Frau von Berthold zu beschreiben. „Ich bin zwar ein Maler,“ sagte er, „aber ich könnte sie kaum malen, viel weniger mit Worten schildern. Ihr Gesicht ist zart, fein, jungfräulich, wie eine aufgeblühte weiße Rose, ihre Haltung, ihr nonnenhafter Anzug erinnern an eine Matrone. Man muß diese Frau sehen und hören zugleich. Doch was ist all ihr Reiz gegen ihre Augen! Aus jedem schaut uns ein Engel an, so mild und rührend sind sie!“

„Ist ihr Auge blau oder braun?“ fragte ich. — „Wie mag man bey sol-

hen Augen an die Farbe denken!“ entgegnete Eugen. „Und ihr Haar?“
 „Sie trägt Häubchen, doch scheint es den Locken nach braun, ja braun, oder
 auch blond, ich weiß es nicht.“

Wochen waren mir entschwunden, versflogen fast. Der Arzt gab mir täg-
 lich mehr Hoffnung, auch hatte ich einen schwachen Schimmer von Licht. Eines
 Tages saß Frau von Berthold in meinem Zimmer. Ich sagte ihr, daß ich
 sie, dem Ausspruche des Arztes nach, würde bald verlassen können.

„Wir werden uns Alle innig Ihrer Genesung freuen,“ versetzte sie, „ob-
 gleich uns Ihre Abwesenheit schmerzlich seyn wird.“

„Ich glaube auch,“ entgegnete ich, „daß ich in meiner Blindheit glück-
 licher war, als ich sehend seyn werde.“

Sie schwieg. „Wie wird sich Ihre Gattinn freuen!“ sagte sie nach einer
 Pause halb fragend.

„Ich bin unvermählt,“ antwortete ich und bat sie mir zu erlauben, ihr
 die Geschichte meines Lebens erzählen zu dürfen. „Ich will,“ schloß ich meine
 Rede, „von Ihnen mein Urtheil hören, nur eine sanfte, milde Frau kann
 mich verstehen.“

„Wenn Sie diese Erzählung nur nicht angreift,“ sagte sie besorgt.

„Ich habe schon das Schmerzlichste überstanden,“ versetzte ich und begann
 meine Rede. Wahr und treu, wie vor Gott, entdeckte ich ihr mein Herz mit
 allen seinen Schwächen. Ich theilte ihr mit, wie mich Florentine betrogen,
 daß ich Lina stets geliebt habe, immer noch liebe, daß ich weniger eitel ge-
 wesen sey, als ich mich selbst überredet habe. Sie hörte mir schweigend zu.

„Und nun, edle Frau,“ fragte ich am Ende meiner Erzählung, „verdamm-
 ten Sie mich?“

„Wer so hart büßte, müßte selbst dann Verzeihung finden, wenn er schul-
 dig wäre,“ sprach Frau von Berthold. „Lina hätte Ihr Herz klarer durch-
 schauen und Sie nicht aufgeben sollen, ihre Liebe hätte Ihre Eitelkeit besiegt
 und sie wären vielleicht jetzt beyde glücklich. Übertriebenes Zartgefühl richtet
 oft viel Unheil an,“ setzte sie seufzend hinzu, „man sollte doch kein Geschlecht
 vor dem andern preisen. Die Lust am äußern Reiz ist oft des Mannes Un-
 glück, die — fast möcht' ich sagen: Entsaugungsucht, das Unglück des
 Weibes.“ Sie sagte, dieß mit zitternder Stimme.

„Schelten Sie Lina nicht, verehrte Frau,“ bat ich sanft, „sie war ge-
 kränkt, ein stiller Engel, Ihre Schwester!“ Frau von Berthold weinte
 hörbar und verließ das Zimmer. Den andern Tag erschien sie nicht. Ich fühlte
 mich seltsam beruhigt, daß sie mich nicht verdamnte, wenn ich auch einsah,
 daß sie, um mich zu trösten, Lina getadelt hatte.

Meine ruhigere Stimmung beförderte meine Genesung, in einigen Tagen
 sah ich. Frau von Berthold war krank, und ließ mir durch ihren Gatten
 Glück zu meiner Genesung wünschen. Der Baron kam nun statt seiner Ge-
 mahlinn sehr oft zu mir, auch das liebliche Kind, welches mir sehr wohl ge-
 fiel. Es sprach mit so vieler Liebe von seiner Mutter, daß ich mich wunderte,
 als ich hörte, daß Frau von Berthold Stiefmutter sey. Frau von Ber-
 thold war noch immer krank. Ich empfand in ihrer Abwesenheit die peinlich-
 ste Langeweile, und sah mich auch für überflüssig im Schlosse an, denn Herr
 von Berthold und ich waren sehr verschieden. Eugen verließ mit Weib

und Kind das Dörfchen und zog nach der Stadt und ich kündete dem Baron an, daß ich den nächsten Morgen sein Schloß verlassen würde. Ich ließ mich bey Frau von Berthold ansagen, erhielt aber zur Antwort, sie sey noch kränklich und fürchte, daß der Abschied sie angreifen werde.

Ein lieber Wunsch blieb mir also unerfüllt; ihre Genesung wollte ich nicht erwarten, denn es schien mir seit einigen Tagen, als ob der Baron meine Entfernung wünsche. Auch war es besser, ich sah sie nicht, jetzt schwebte sie als ein Gebilde meiner Phantasie vor meiner Seele, unsichtbar wie eine wohlthätige Gottheit. Sah ich sie, zerstörte vielleicht ihre Erscheinung, selbst wenn sie die reizendste war, den holden Eindruck, den sie auf mich hervorgebracht hatte, oder ich fühlte mich noch mächtiger zu ihr hingezogen, und das konnte mir kein Glück bringen. Ich liebte Frau von Berthold fast wie meine Lina.

Von dem Baron und der holdseligen Julie hatte ich Abschied genommen und legte mich zeitig nieder, weil ich mit der ersten Morgendämmerung das Dorf verlassen wollte. Nach Mitternacht erwachte ich. Ich stand auf und blickte hinaus in die klare Sommernacht. Wehmuth und Erinnerung bewegten mein Gemüth. Ich gedachte Lina's, ich gedachte meiner holden Pflegerinn und fragte leise: „Sind beyde glücklich?“ Ganz vergessen konnte mich Lina nicht haben und diese jugendliche Frau, die mich so Schwesterlich gepflegt hatte, fand unmöglich ihr Glück an der Seite eines Greises, der bey vortrefflichen Eigenschaften auch unzählige Launen hatte.

Eine Stunde und wohl noch darüber hatte ich so sinnend dagestanden. Jetzt vernahm ich im Nebenzimmer die Stimme der Frau von Berthold. Sie sprach mit ihrem Kammermädchen. Ich lauschte, wie sie dieser befahl, mein Frühstück zu besorgen, Acht zu haben, daß Alles in meinem Wagen wohl gepackt sey, auch ja nicht das Recept zu vergessen, welches noch spät der Arzt für mich gesandt habe. Sie trug dem Mädchen noch einen Gruß an mich auf und Alles war stille.

Ich hatte den Tag vorher schriftlich der gütigen Frau gedankt, aber jetzt trieb mich mein Herz, ihr noch ein Wort des Dankes zu sagen, ich mußte sie sehen. Im Fluge warf ich mich in meine Reisekleider und verließ das Zimmer. Leise schlich ich in das Nebenzimmer. Am Fenster, in einem Armstuhle lehnte Frau von Berthold und schlief. Ich wollte sie nicht wecken, weil es mir lieblos scheint, einen Schlummernden zu stören. Ihre Züge konnte ich in der Dunkelheit nicht erkennen. Ihr Haar floß aufgelöst um Hals und Nacken. Eine Scheere blinkte mir entgegen. Ich zögerte, es war mir, als wolle ich einen Kirchenraub begehen, als wolle ich den Altar selbst berauben, aber ich konnte mich nicht bekämpfen. Schnell und sachte schnitt ich eine Locke vom Haupte der Schlummernden und entschlüpfte wie ein Dieb. Das Kleinod barg ich schnell in mein Taschenbuch.

Eine Stunde später reiste ich ab. Noch einmal blickte ich nach den Fenstern der Frau von Berthold, aus denen mir ein Lichtstrahl entgegenschimmerte, und drückte mich dann in eine Ecke meines Wagens. Ermüdet von der Morgenluft schlief ich ein. Als ich erwachte, stand die Sonne schon hoch, die Thürme der nächsten Stadt leuchteten mir entgegen. Ich nahm mein Taschenbuch heraus, welches das theure Andenken barg, zog es hervor und sah — „eine silberweiße Locke.“

Mit einem Male ward mir völlig klar, wer Frau von Berthold sey;

ich wußte nun, was ich schon gefühlt und mir selbst zu verbergen gestrebt hatte. Eine Thräne fiel auf die Locke. Ich wollte zurück, doch die Stimme der Vernunft behielt die Oberhand. Lina wünschte nicht, daß ich sie wiedersehen sollte, sonst würde sie sich nicht vor mir verborgen haben, und selbst ihr leisester Wunsch war mir heilig. Daß ich ihr noch theuer sey, hatte sie mir durch die liebevolle Pflege bewiesen. Ihren Gatten konnte sie nicht lieben ihm war sie, wie er selbst gestand, nur Tochter, ihr Herz war mein geblieben. Die Locke ließ ich mir in einen Ring fassen und trug denselben nun immer. Oft ruhte mein Blick auf ihm und, sollte ich mich je wieder vermählen, so soll er meinen Nachkommen heilig seyn.

Als ich zum ersten Male wieder mein Schloß betrat, war es mir, als sey ich aus einem Traume erwacht, als sey Lina mir auf übernatürliche Weise erschienen. Um mich von der Wahrheit ihrer Erscheinung zu überzeugen, blickte ich dann auf den Ring.

Steinfelds hatten ihr Gut verkauft und die Gegend verlassen. Ich suchte jede Erinnerung an Florentine zu verbannen, ich duldete sogar ihr Bild nicht im Ahnensaale. Still lebte ich für mich hin. Meine Unterthanen liebten mich, dieß that mir wohl. Auf jedes Glück des Lebens hatte ich verzichtet, vorzüglich mied ich schöne Frauen, und gute Dichter waren meine einzigen Gesellschafter.

Monate hatte ich in meiner Einsamkeit verlebt, da meldete mir Eugen den Tod des Baron Berthold. Ein neuer Hoffnungsstrahl belebte mich. Nachdem die Trauerzeit vorüber war, reiste ich zu Frau von Berthold.

Sie war Lina, die holde, anmuthige Lina, die mir in ihrem Häubchen mit der feinen, weißen Stirnbinde rührend und schön erschien. Sie hatte dem Baron Berthold nur aus Liebe zu dem Kinde die Hand gereicht, nie war sie ihm mehr als Tochter, als treue Erzieherin seines Kindes. Von meiner Liebe war sie jetzt überzeugt und fern von der Heimat ward sie am Altar die Meine. Als der Glückliche führte ich sie in Hohenberg ein.

Unsere Ehe war ein Himmel. Jetzt erst, im steten Beywonnenseyn, lernte ich sie ganz kennen. Sie schenkte mir einen muntern Buben und ein holdes Mädchen. Meinen Unterthanen war sie die zärtlichste Mutter. Über ein Jahr nach meiner Vermählung entfernte mich eine Geschäftsreise mehrere Monate von ihr. Als ich zurückkam, trat mir Lina mit freudestrahlendem Gesicht entgegen. Um ihr Haupt ringelten sich wieder braune Locken wie früher.

Sie hatte sich während meiner Abwesenheit auf den Rath des Arztes die Haare abschneiden lassen, was früher erfolglos geblieben war, weil sie noch gekränkelt hatte. Lina war sehr froh darüber und mir erschien sie wieder so hold wie eine Braut.

Dreyßig Jahre schwanden mir an ihrer Seite dahin. Meine Kinder, die sie musterhaft erzog, waren mein Glück, meine Gattinn meine Liebe, und als zum zweyten Mal ihr Haar bleichte, war sie mir noch theurer als am Hochzeit-tage. Ihr Bild, Eugens Arbeit, stellt sie jugendlich dar, mit weißen Locken, es soll immer in meinem Zimmer bleiben. Als der Fürst mich wegen eines kleinen Verdienstes in den Freyherrnstand erhob, bat ich um die Erlaubniß die weiße Binde, welche Lina getragen hatte, in mein Wappen aufnehmen zu dürfen.“

Der Freyherr legte die Papiere hin und öffnete das Kästchen. Es enthielt einen Ring mit einer weißen Locke und zwey Medaillons. In einem befand sich eine dunkelbraune Locke, mit der Unterschrift: „Lina von Steinfeld 1765,“ in der andern eine hellere mit der Unterschrift: Lina von Adelfeld 1772.“

„Wirst du mich auch noch lieben, wenn meine Locken bleich sind?“ fragte Amalie und schmiegte sich an den Gatten.

„Das Herz bleibt ewig jung!“ entgegnete der Freyherr und blickte gerührt auf die Schriftzüge seines Ahnherrn.

Caroline Leonhardt.

Mittheilungen von London.

London, Sommer 1835.

(Schluß zu Nr. 115.)

Garriek war ein Meister der Nachahmung. Es fragt sich, ob nicht Matthews ihn übertraf. Er begnügte sich nicht, die Mienen, die Stimme, die Gesten, die Ausdrücke und selbst die kleinsten Angewöhnungen seiner Originale nachzubilden, er bildete sich auch ihren Charakter, ihre Gefühle, ihre Meinungen, ihre ganze Denkweise an. Er war die Person, die er vorstellte; nach seiner eigenen Persönlichkeit blickte man vergebens. Über das Gemüth seiner Zuhörer schaltete er mit merkwürdiger Willkür. Er machte sie krampfhaft lachen, wenn er seine heitere Laune spielen ließ; sie mußten weinen, wenn er sie rühren wollte. Und nicht bloß über den, in sonderbarem Widerspruche mit seinem ernstern Charakter sehr zur Theaterlustigkeit geneigten Engländer, auch über den, eigentlich für nichts als für die Kunst, Geld zu verdienen, Sinn habenden, meist in sich verschlossenen Amerikaner wußte Matthews den Zauberstab seiner Herrschaft wirksam zu schwingen. Er war zweymal in Amerika, war nur jüngst von seinem zweyten Aufenthalte dafelbst zurückgekehrt und soll, nach mehrfacher Versicherung, den Keim seiner letzten Krankheit von dort herübergebracht haben.

Die Auszeichnung, mit welcher Matthews in Amerika behandelt, der reiche Lohn, der ihm gesendet, und die große Gastfreundschaft, die ihm erzeigt worden war, — alles dieß hat, wie er nach seiner Heimkehr in dem Trip to America, „Absteher nach Amerika,“ die Amerikaner dem willigen Gelächter seiner Landsleute preisgab, ihm den Vorwurf der Undankbarkeit gebracht. Es fehlte nicht an ziemlich böshaftern Caricaturen. Waren sie aber gerecht? Man könnte zur Rechtfertigung des Getadelten sagen, daß er seine spottende Darstellung auf die nationalen Lächerlichkeiten der Amerikaner beschränkte, und nicht persönlich wurde, daß solche Satyre nirgends verpönt und daß es auch Niemand eingefallen ist, den gefeyerten Liston wegen seines Auftretens als Lubin Log der Undankbarkeit gegen seine eigenen Landsleute zu zeihen und dafür in Caricaturen zu züchtigen. Doch die beste Rechtfertigung des Verstorbenen und zugleich die glaubwürdigste Ehrenrettung der Amerikaner dürfte sich aus einem Briefe erkennen lassen, welchen Matthews bald nach seiner zweyten Ankunft in Amerika an einen seiner hiesigen Freunde geschrieben hat, dessen Aechtheit ich verbürgen kann und dessen Mittheilung sich daher um so mehr entschuldigen läßt, je würdiger der Gesichtspunct ist, auf welchen dadurch beyde Partheyen gestellt werden. „Kurz,“ schreibt Matthews „ich befinde mich wohl und bin glücklich im ganzen Umfange meiner Hoffnungen, meiner Erwartungen, meiner Wünsche. Auch meine Frau ist wohl. Ich habe neun Nächte mit Beyfall gespielt. Es gab zwar einen Versuch zur Opposition, doch war er höchst unbedeutend. Es gibt nemlich in New-York ein Oppositionstheater, und von diesem war, wie man vermuthet, ein Handschreiben ausgegangen, welches deutlich genug in der Absicht umlief, mein erstes Auftreten zu hindern. Ich wurde jedoch, zur Beschämung und gewiß wider Erwarten meiner Gegner, mit lautem Huzza und wiederholtem Hutschwenken empfangen. Das Haus war gedrückt voll. Der Theaterzettel gab mir Grund zu einer Beschwerde, oder vielmehr Gelegenheit, die Verammnung anzureden, und ich schmeichle mir, so frey und unbefangen über den Gegenstand gesprochen zu haben, daß ich die Versuche, mir zu schaden, für immer, das heißt: für die Dauer meines jetzigen Engagements, zum Schweigen gebracht haben dürfte. Ich versprach, meinen Absteher just so zu geben, wie ich ihn in London gegeben, und hierauf stützte sich meine Hoffnung, die mir gemachten Vorwürfe zu widerlegen. Ich gab ihn und siegte; denn

die Besucher des Theater bewiesen durch die gute Art, mit welcher sie die gegen sie gerichteten Scherze aufnahmen, daß sie ganz verständige Leute sind.“

Ein anderer Tadel, welchen *Mathews* während seines Lebens erfuhr, betraf seine Reizbarkeit. Nun ja, er war reizbar, vielleicht jähornig, obschon vielleicht nicht in einem höhern Grade, als in welchem es viele sind, denen nicht in gleichen körperlichen Leiden eine gleiche Entschuldigung zur Seite steht. *Mathews* war lahm, war es seit achtzehn Jahren, zu welcher Zeit er das Unglück hatte, an der Seite des inzwischen verstorbenen *Hrn. Terry* in der Nähe von Haymarket aus seinem Sigg geworfen zu werden, und war seitdem stets leidend. Die geachtetsten Ärzte bemühten sich ihn zu heilen. Keinem gelang es, denn selbst die Ursache der Lähmung blieb unentschieden. Während einiae behaupteten, daß sie von einer gänzlichen oder theilweisen Verrenkung herrühre, versicherten andere, daß eine Verrenkung gar nicht Statt gefunden habe. Der Tod, der jeden Streit ausgleicht, hat auch den Streit der Ärzte ausgeglichen, — die Section hat gezeigt, daß der Kopf des Schenkelbeins in seiner richtigen Lage, wie wohl innerhalb des Kapselgelenkbandes, durchaus schräg gesprungen war. Der Kopf des Beins und die ihn umschließende Höhlung waren rauh und uneben, die Hüftenmuskeln waren sehr zusammengezogen und als Folge der Lähmung war das Rückgrath trumm nach vorwärts gebeugt. Muß man Arzt seyn, um die Größe der hiedurch verursachten Schmerzen zu ermessen? und braucht man etwa nicht in die eigene Brust zu greifen, um sich zu gefehen, daß achtzehn Jahre lang fast in ununterbrochener Stärke fort dauernde Leiden das sanfteste Gemüth zur Bitterkeit stimmen, es reizbar machen können? Gleichwohl steht es als Thatsache fest, daß *Mathews* sich möglichst zu beherrschen suchte, daß er oft den Schmerz niederlämpfte und Allen, die ihn näher kannten, die innigste Achtung für seinen Kopf, wie für sein Herz einflößte. Deshalb trauern seine Freunde um ihn aus voller Brust, — sie trauern um die entblätterte Blüthe der Kunst, um den Menschen und um den Freund. Er war es, der in geselligen Kreisen einen Kranz von Freude und Heiterkeit auf jede gefaltete Stirn drückte, und nun ist sein Platz leer, er auf immer geschieden.

R. K. priv. Theater in der Josepstadt.

Am 19. September zum ersten Male: „Der falsche Concertist auf dem Holz- und Stroh-Instrumente, oder: die Parthie von Baden nach Rauchenstein.“ Locale Posse mit Gesang, Tanz, neuen Decorationen u. s. w. von *A. Plazer*, Musik von den *H. Kott* und *Koloritsch*, Mitgliefern dieser Bühne.

Wir befinden uns mit der Anzeige dieses Stückes in einiger Verlegenheit, weil die Waagschale der Kritik bey demselben gegen jene des Erfolges sehr im Nachtheile ist oder mit anderen Worten, weil die Neuigkeit gefiel, ohne daß dies in ihrem Werthe eigentlich bedingt wäre. Die Erzählung des Inhaltes, insoweit derselbe sich bey seiner Verworrenheit erzählen läßt, wird uns vielleicht aus der Klemme helfen:

Der reiche Sensenschmied *Hammermann* aus Steyermark kömmt mit seiner Frau nach Baden, um daselbst die Cur zu gebrauchen und nebstdem seinen wohlgerathenen Sohn sammt der Familie zu empfangen, bey welcher sich der Junge zu *Wien* in der Kost befindet. Er nimmt sich hier eines jungen, erkrankten Mediciners wohlwollend an und interessirt sich für ihn, als er dessen dankbares Gemüth erkennt. Eben langt das Söhnlein mit den übrigen Gästen an und wird nun Hauptperson des Stückes, welches sich fortan in lauter muthwilligen, unzusammenhängenden Knabenstreichen bewegt, deren Gegenstand meistens *Hr. Prixl*, ein mit den Kostleuten *Christophers* gekommener Geck ist. Zuerst wird derselbe in die Brunnenstube des Ursprungs eingesperrt und weiblich ausgelacht, als er ganz erschöpft wieder erscheint — dieser geistreiche Moment bildet den Schluß des ersten Actes. Im zweyten tritt wieder eine neue Person auf, nemlich *Hans*, ein entlassener Knecht des Sensenschmieds, welchen *Christophers* veranlaßt, ein Concert auf dem Holz- und Stroh-Instrumente zu geben, das dieser, wie er bemerkt, selbst erkunden, d. i. einem anderen nachgemacht hat. In der Zwischenzeit erfährt *Hammermann*, das Dienstmädchen seiner Gäste sey die Liebste des jungen *Doctors*, seines Schüßlings, und *Christophers* verabredet eine Beschämung *Prixl's*. Nun producirt sich *Hans*, *Wache* kömmt, verhaftet ihn als Betrüger und der Vorhang fällt. Der letzte Act scheint bloß da zu seyn, um die Verbindung des *Doctors* mit seinem Mädchen durch *Hrn. Hammermann* zu bewerkstelligen und dem *Hans* wieder die Aufnahme bey *Leherem* zu verschaffen; *Prixl's* Beschämung wird vermuthlich dadurch erzielt, daß er mit dem als weiblicher *Popanz* verkleideten *Christophers* erscheint; nicht zu vergessen, daß

dieses auf einem Plage unterhalb Rauchenstein geschieht, wovon allem Anscheine nach die Piese den zweyten Titel hat.

Es ist seit längerer Zeit ein Teufel der Schreibewuth in die Aeteurs unserer Vorstadt Bühnen gefahren, deren „große romantische Schauspiele und Localpossen mit Gesang“ manche Repertoirs fast ausschließend in Beschlag genommen haben. Nicht ohne Grund dürfte die Vermuthung seyn, daß hierin ein Hauptmotiv der Verböserung unseres Theaters liegt; denn der Schauspieler wird immer und ewig nur das Ziel im Auge haben, dankbare Rollen zu schreiben, sey es für sich oder für seine Collegen. Diesem Zwecke opfert er ohne Bedenken Wahrheit, Consequenz und dramatische Nothwendigkeit auf; Alles zielt nur auf Effect, und wenn er diesen erreicht, gilt ihm der Kaufpreis gleichviel. Diesem Umstande haben wir wohl größtentheils die Masse von dramatischen Mondfälschern zu verdanken, von denen unsere Nebentheater wimmeln; hievon datirt sich die Dreistigkeit, mit welcher jeder Statist sich zum Verfasser von Theaterstücken aufwirft, und wenn die Directionen sich mit den Dichtern um einen Bettel abfinden, so darf wohl auch mit einigem Rechte gesagt werden: *hinc illae lacrymae!* — Die Zeit reißt große Früchte in ihrem Schooße — mit der dramatischen Kunst wird sie, wenn das so fortgeht, gewiß noch wunderbare Resultate herbeiführen.

Die fragliche Novität der gehört nicht zu dem Schlimmsten, was uns an localen Stücken bescheert wurde, wenigstens hat sie das Verdienst vieler guten Wortwize, mehrerer ansprechender Lieder-Exerz und spielt nicht in Krähwinkel, dem gewöhnlichen Schauplätze der Parodien u. dgl. Auch ist das Ding durchaus keine Parodie, wie man etwa vermuthen dürfte; wahrscheinlich hat es seine Entstehung einer Grille des Hrn. Kott zu verdanken, der es sich in den Kopf setzte, die Behandlung des sogenannten Holz- und Stroh-Instrumentes auf eigene Faust zu versuchen; die Probe gelang in kurzer Zeit, und indem man dem Publicum zeigte, daß Ausdauer und Talent auch anscheinende Wunder zu Möglichkeiten umgestaltet, erwarb sich der Verfasser des Stückes und der Nachahmer des Kunstmirakels ein wahres Verdienst — parodistisch ist hierin nur die Hindeutung auf die Überschätzung von Seite der Enthusiasten, und man hat dießfalls weder Hrn. Plager noch Hrn. Kott einen Vorwurf zu machen. Rücksichtlich der Ausführung blieb nun freylich sehr Vieles zu wünschen übrig: eine verständige Handlung, Charaktere, Situationen, ein Zweck, auf welchen das Ganze hinausläuft; allein wahrscheinlich handelt es sich hier um einen ersten Versuch und mit diesem mag immerhin nicht allzustreng ins Gericht gegangen werden — vor Allem wird Hr. Plager gut thun, zu bedenken, daß Schwänke, wie sie etwa übermüthige Schulkinder treiben, weder auf die Bühne gehören, noch irgend von Interesse für ein gebildetes Publicum seyn können. Der Beyfall, welcher seinem Producte zufließt, ist lediglich einer nachsichtsvollen Stimmung des wohlwollenden Auditoriums und dem Wirken des Hrn. Kott zuzuschreiben, und darum strebe er ja, durch künftige besonnenere Leistungen sich solcher Ehre würdig zu machen. Anlage zu Besserem ist nicht zu verkennen. Von den Darstellenden ist Hr. Kott als Protagonist zu nennen; seine Spielrolle taugt nicht einen Pfunder; allein die Leistung auf dem modernisirten hölzernen Gesächter darf unbedingt als ausgezeichnet benannt werden; und wir glauben, daß, wenn Hr. Kott sich einige Zeit auf dem Instrumente fortübt, sein Vortrag jenem des Hrn. Gusikow wenig nachgeben werde, in jedem Falle dürfte er, und nur er allein, diesem Stücke eine dauernde Anziehungskraft gewähren. Enthusiastisch war der Applaus, den der Künstler erntete; doch er war verdient, verdient schon durch den Sieg, welchen er über ein Feindmittel gewann, das wahrlich höchst undankbar ist, und welchem sein Vorgänger vielleicht den Fleiß eines halben Lebens zugewandt hatte. Noch dürfen Mad. Klein, Dlle. Reimbeck, die HH. Arbetter, Gehrig und der Verfasser wegen des Vortrages seiner Liedchen gerühmt werden. von den übrigen ist kein Anlaß, viel Aufhebens zu machen. Die neuen Decorationen, „der Ursprung“ und „Rauchenstein“ mit seinem handgreiflichen Abendrothe, zeigen unverkennbar, daß sie — nicht von Hrn. Reefe sind.

B e r i c h t i g u n g .

In dem Aufsatze über die Industrieausstellung in Wien, in Nr. 116 dieser Zeitschrift, ist unter den Namen der Mitalseber der Leitungskommission, der des Hrn. Joseph Winter aus Versehen ausgelassen worden.

(Mit Nr. 39 des Notizenblattes.)

Herausgegeben von Johann Schick's sel. Witwe.
 Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Witthauer.
 Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.